POSCIMUR

FÜRST BÜLOW

DENKWÜRDIGKEITEN

III

BERNHARD FÜRST VON BÜLOW

DENKWÜRDIGKEITEN

DRITTER BAND

WELTKRIEG UND ZUSAMMENBRUCH

HERAUSGEGEBEN VON FRANZ VON STOCKHAMMERN

IM VERLAG ULLSTEIN · BERLIN

1. bis 30. Tausend

EINBANDENTWURF VON BEUCKE ALLE RECHTE VORBEHALTEN
COPYRIGHT 1931 BY ULLSTEIN A-G BERLIN · PRINTED IN GERMANY

BERNHARD FÜRST VON BÜLOW

DENKWÜRDIGKEITEN

IN VIER BÄNDEN

1. Vom Staatssekretariat bis zur Marokko-Krise

2. Von der Marokko-Krise bis zum Abschied

3. Weltkrieg und Zusammenbruch

4. Jugend- und Diplomatenjahre

Die Bände erscheinen in der Reihenfolge
ihrer Niederschrift

INHALT DES DRITTEN BANDES

ERSTES KAPITEL 3

Fahrt von Berlin nach Hamburg am 17. VII. 1909 • Alte Erinnerungen und jüngste Eindrücke • In Hamburg • Hotel Atlantic • Der kleine Pfordte • Ballins Plan einer Besprechung zwischen dem deutschen und dem englischen Seelöwen scheitert an Bethmanns Widerspruch • Zu Schiff von Hamburg nach Cuxhaven, von dort nach Norderney • Der Gesandte Dr. Rosen • Kundgebungen zu Bülows Rücktritt: Der Bundesrat, die Bundesfürsten und Freien Städte • Hat Bismarck das von ihm organisierte Reich zu sehr auf die Fürsten basiert? • Bülows Einstellung zu Parteien und Volksvertretung

ZWEITES KAPITEL 11

Die politische Lage nach Bülows Rücktritt • Letzte Unterredungen mit Bethmann Hollweg • Letzte Staatsministerialsitzung • Einzelheiten zu Bethmanns Amtsantritt

DRITTES KAPITEL 22

Nach dem Rücktritt: Schmoller, Oncken, Riezler, Philipp Eulenburg

VIERTES KAPITEL 31

Charakterstudien anläßlich des Rücktritts • Tschirschky • Schön • Kiderlen Radowitz • Jagow • Monts • Flotow • Walter Rathenau, sein Verhältnis zum Kaiser und zur Republik

FÜNFTES KAPITEL 46

Das Verhalten des Kaisers Wilhelm II. gegenüber Bülow nach dessen Rücktritt Preßtreibereien • Schiemann • Unterredung des Kaisers Wilhelm II. mit dem Grafen Friedrich Vitzthum-Lichtenwalde über den Rücktritt des Fürsten Bülow Verdächtigung in der „Märkischen Volkszeitung" • Schreiben Bülows an Bethmann • Antwort Bethmanns aus Linderhof • Wahnschaffe, Chef der Reichskanzlei, in Norderney • Briefwechsel zwischen Fürst Bülow und Bodo von dem Knesebeck über die November-Ereignisse von 1908

SECHSTES KAPITEL. 62

In Berlin • Unterredung mit Bethmann im Oktober 1909 • Frühstück bei den Majestäten im Neuen Palais • Die Soiree zum Geburtstag der Kaiserin am 22. X. 1909 • Letzte Begegnung zwischen Fürst Bülow und Wilhelm II. vor dem Ausbruch des Weltkriegs • Reise nach Bern • Wiedersehen mit dem Bruder Alfred Ankunft in Rom • Die Villa Malta • Geschichtliches • Erster Gang zum Kapitol Leben in Rom • Barrère • Der Chef der Reichskanzlei von Loebell

SIEBENTES KAPITEL 78

Wechsel in der Brüsseler Gesandtschaft • Intrigen Flotows gegen Wallwitz Briefwechsel zwischen Bülow und Bethmann • Neuorientierung der deutschen Politik gegenüber Belgien durch Bethmann • Bismarck und Belgien 1870 • Besuch Bethmanns in Rom im März 1910 • Frau von Flotow • Die politische Gesamtlage • Die Reichstagswahlen 1912 • Tod Eduards VII • Herr von Kiderlen in Rom Briefe aus der Heimat: Ernst Bassermann, Lichnowsky

ACHTES KAPITEL 93

Besuch Adolf von Harnacks in Rom • Harnacks Stellung zum Kaiser vor und nach der Revolution • Besuch in Brandenburg a. d. H. im Sommer 1913 • Familientag in Doberan • Gedächtnisrede anläßlich der Enthüllung des Denkmals für den General von Bülow-Dennewitz • Zustimmende Briefe • Graf Roon • Besuch bei Fitger in Bremen

NEUNTES KAPITEL 107

Montreux. Oktober 1913 • Audienz bei Pius X. • Besorgniserregende außenpolitische Lage • Memorandum für den Kaiser? • Verhalten des Kaisers Wilhelm II. gegenüber entamteten Ministern • Wilhelm II. zieht Bülow nach dessen Rücktritt nie mehr zu Rat, auch nicht vor dem Ultimatum an Serbien noch in den kritischen Julitagen 1914 • Brief Bülows an den Hausminister Graf August Eulenburg über die auswärtige Lage ein Jahr vor der Katastrophe vom Sommer 1914

ZEHNTES KAPITEL 120

Politik Bethmann Hollwegs von 1909 bis 1914 • Seine Zurückhaltung gegenüber Bülow in allen politischen Fragen, Bülow wird während des Quinquenniums 1909 bis 1914 politisch völlig ausgeschaltet • Ernennung Lichnowskys zum Botschafter in London • Ausländische Politiker zur Lage • Besuch Peter Carps in Rom • Krupenski • Instruktion Sasonows an Krupenski • Kokowzow und Kriwoschein in Rom • Der englische Botschafter Sir Rennel Rodd • Das Buch „Deutsche Politik"

ELFTES KAPITEL 137

Berlin Juni 1914 • Die Nachricht von der Ermordung des österreichischen Thronfolgers • Unterredung mit Bethmann und mit Wilhelm II. • Bethmanns Illusionen

ZWÖLFTES KAPITEL 151

Die deutsche Politik unmittelbar vor Ausbruch des Weltkriegs • Stellung Wilhelms II. zum Kriegsproblem • Bethmann als Diplomat • Seine Unterredung mit dem englischen Botschafter Goschen • Staatssekretär von Jagow • Bericht des belgischen Gesandten Beyens • Wilhelm Stumm • Zimmermann • Diego von Bergen • Wie war die damalige diplomatische Lage?

DREIZEHNTES KAPITEL 163

Rücktrittsabsichten Bethmann Hollwegs • Heroische Stimmung und Haltung des deutschen Volkes • Bethmanns Kriegserklärung an Rußland, seine Motive Ungeschickte diplomatische Behandlung Italiens • Rumänien • Gespräch mit Fürst Wedel über die militärische Lage • Die Telephonate Lichnowskys mit Grey Der Fall Lüttichs • General Ludendorff • Die ersten Nachrichten über die Marneschlacht • Der Einfall in Belgien • Der Schlieffensche Plan • Rede Bethmanns über Belgien vom 4. August 1914 • Der Fetzen Papier

VIERZEHNTES KAPITEL 177

War der Weltkrieg zu vermeiden? • Warum wurde die Flotte nicht eingesetzt? Die oberste militärische Führung • Generaloberst von Moltke • Die Mission des Oberstleutnants Hentsch • Die Schlacht bei Tannenberg • General von Falkenhayn Nachfolger Moltkes • Für uns bedenkliche Entwicklung der Dinge in Rom Der österreichisch-ungarische Botschafter Merey • Passivität des deutschen Botschafters Flotow • Italiens Neutralitätserklärung

FÜNFZEHNTES KAPITEL 193

Bülows römische Mission 1914/1915 • Brief Bethmanns, Antwort Bülows • Reise nach Rom Mitte Dezember 1915 • Jagow-Flotow gegen Bülow • Brief Ballins • Für Bülow freundliche Stimmen aus der Heimat

SECHZEHNTES KAPITEL 204

Audienz bei Kaiser Wilhelm II. • Abschiedsbesuch bei Moltke • Abreise nach Rom • Flotow bleibt in Italien und intrigiert weiter gegen Bülow • Erzbergers Ankunft in Rom, dessen loyales Verhalten • Aus den Akten der römischen Botschaft • Tätigkeit des Fürsten in Rom • Briefe aus Deutschland • Stimmung des Kaisers • Die deutsche Kolonie • Graf Greppi • Ersetzung des österreichisch-ungarischen Botschafters von Merey durch den Freiherrn von Macchio

SIEBZEHNTES KAPITEL 218

Sidney Sonnino, italienischer Minister des Äußern • Propaganda der Entente in Italien • Ausbeutung der Invasion Belgiens von seiten der Entente • König Vittorio Emanuele III • Königin Margherita, vertrauliche Äußerungen der Königin-Mutter zur Fürstin Bülow • Botschaftsrat von Hindenburg • Giolittis „Parecchio" • Papst Benedikt • Klägliche politische Zügelführung in Berlin Brief Bethmanns an Bülow • Flotow taucht wieder in Rom auf • Abschiedsaudienz Bülows beim König Viktor Emanuel III. • Erzbergers Optimismus

ACHTZEHNTES KAPITEL 238

Zurück nach Berlin • Diner bei Bethmann Hollweg • Kein Empfang des Fürsten durch den Kaiser • Brief Bethmanns an Bülow • Antwort des Fürsten und Duplik Bethmanns • Empfang in Hamburg • Die kriegerischen Ereignisse • Bethmann Hollweg nimmt Stellung zum polnischen Problem mit der Absicht, ein selbständiges polnisches Reich zu errichten

NEUNZEHNTES KAPITEL 250

Winter 1915/1916 in Luzern • Graf Ledochowski, General S. J. • Initiative des Kaisers für Friedensangebot der Zentralmächte, Verfehltheit dieses ungeschickten Schrittes • Letzte Begegnung des Fürsten Bülow mit Wilhelm II. Umsichgreifen des Defaitismus in Deutschland • Energie der französischen Regierung gegenüber ähnlichen Erscheinungen in Frankreich • Schrift des Fürsten Lichnowsky • Unterredung mit Bethmann Hollweg • Allgemeine Wehrpflicht in England

ZWANZIGSTES KAPITEL 263

Der U-Boot-Krieg • Unterredung des Kronprinzen mit führenden Männern des Reichstags • Rücktritt Bethmanns • Frage der Rückberufung des Fürsten Bülow

Berlin-Wiener Intrigen gegen Bülow • Diplomatische Friedensmöglichkeiten Unterstaatssekretär Michaelis Reichskanzler • Denkschrift des Grafen Czernin Friedensresolution des Reichstags • Erzberger • Erste Zersetzungssymptome bei der Flotte in Kiel • Staatssekretär Zimmermann • Ersetzung von Michaelis durch Hertling • Staatssekretär Kühlmann • Der Friede von Brest-Litowsk • Stimmung in Berlin • Adolf von Harnack

EINUNDZWANZIGSTES KAPITEL 279

Ungünstige Nachrichten aus Österreich • Der dortige deutsche Botschafter Graf Botho Wedel • Rumänien tritt in den Krieg ein • Hindenburg-Ludendorff • Der Gang der militärischen Operationen • Die große Offensive in Frankreich im Frühjahr 1918 • Symptome zunehmender Erschöpfung in Deutschland • Jämmerliche Schwäche der deutschen Regierung • Besuche Ballins in Klein-Flottbek, sein letzter Versuch, Wilhelm II. aufzuklären • Brief Heckschers an den Fürsten über den Zusammenbruch, Bülows Antwort • Der Sowjet-Botschafter Joffe

ZWEIUNDZWANZIGSTES KAPITEL 292

Prinz Max von Baden Reichskanzler • Seine Persönlichkeit, seine Ungeeignetheit zum Kanzleramte • Neuerliche Kandidatur des Fürsten • Die Frage der Abdankung Wilhelms II., seine Flucht nach Holland und sein Brief an den Kronprinzen • Vollzug der Abdankung • Die Spießbürgerlichkeit der deutschen Revolution • Meuterei in Kiel • Die Ereignisse in München • Flucht Ludwigs III. von Bayern • Wie Friedrich August von Sachsen Abschied nahm

DREIUNDZWANZIGSTES KAPITEL 305

Sieg der Revolution in Berlin • Abreise des Prinzen Max nach Baden • Die Spartakus-Unruhen • Ebert und Noske • Erlebnisse im Hotel Adlon • Gräfin Treuberg, Dr. Stampfer, Dr. Breitscheid • Rückkehr der Truppen von der Front • Die Waffenstillstands-Verhandlungen in Compiègne, Erzbergers Geschäftsbehandlung als Vorsitzender der Wa-Ko • Der Diktat- und Schandfriede von Versailles • Die deutsche Akten-Publikation

VIERUNDZWANZIGSTES KAPITEL 321

Der Geist von Weimar • Erzberger • Die politische Unfähigkeit der führenden Männer in Weimar • Fehler des alten Systems, seine Stellung zum Parlamentarismus • Wieviele Reichskanzler seit der Revolution? Hat Bismarck die Stellung der Krone zu stark gestaltet? • Rückblick Bülows auf sein eigenes Leben • Bülow nicht einseitiger Laudator temporis acti • Symptome allmählicher Besserung der Verhältnisse in Deutschland • Hindenburg • Deutschlands Zukunft

ANHANG 337

Die Kundgebungen zu Bülows Rücktritt

NAMEN- UND SACHREGISTER FÜR BAND I—III 373

VERZEICHNIS DER BEILAGEN

Bernhard Fürst von Bülow 8
Abschiedsbrief der Kronprinzessin Cecilie 16
Villa Klein-Flottbek 24
Dr. Walter Rathenau 40
Die Villa Malta in Rom 72
Wilhelm II. im Kaisermanöver 112
Fürst Max Lichnowsky 124
Bericht Lichnowskys an Bethmann Hollweg 128
Flottenmanöver in Kiel 138
Handschriftliche Notiz von Bethmann Hollweg an Jagow ... 152
Leopold Graf Berchtold 160
Giovanni Giolitti 168
Englische Belgien-Note an Deutschland 176
Botschafter v. Tschirschky und Bögendorff 180
Marchese Antonio di San Giuliano 188
Antonio Salandra 216
Telegramm von Bethmann Hollweg an Bülow 224
Papst Benedikt XV. 232
Brief des Papstes an Bülow 240
Bethmann Hollweg mit Hellferich und Jagow 256
Generalfeldmarschall Paul von Beneckendorf und Hindenburg 280
Glückwunsch Hindenburgs an Bülow 320
Brief von Tirpitz an Bülow 324
Bülow nach der Bestattung der Fürstin mit Felix v. Eckardt 328
Eigenhändiges Schlußwort des Fürsten Bülow 334

*

Am Schluß dieses dritten Bandes befindet sich das Namen- und Sachregister für die ersten drei Bände. Dem vierten Band (Ergänzungsband: Jugend- und Diplomatenjahre) wird ein eigenes Register beigegeben

VON DER DEMISSION
BIS ZUM ENDE DES WELTKRIEGS

I. KAPITEL

Fahrt von Berlin nach Hamburg am 17. VII. 1909 • Alte Erinnerungen und jüngste Eindrücke • In Hamburg • Hotel Atlantic • Der kleine Pfordte • Ballins Plan einer Besprechung zwischen dem deutschen und dem englischen Seelöwen scheitert an Bethmanns Widerspruch • Zu Schiff von Hamburg nach Cuxhaven, von dort nach Norderney Der Gesandte Dr. Rosen • Kundgebungen zum Rücktritt: Der Bundesrat, die Bundesfürsten und Freien Städte • Hat Bismarck das von ihm organisierte Reich zu sehr auf die Fürsten basiert? • Bülows Einstellung zu Parteien und Volksvertretung

Reise nach Hamburg

Als ich nach meinem Abschied von der Reichshauptstadt meiner Frau im Salonwagen gegenübersaß, der uns von Berlin nach Hamburg führte und den Verehrung für sie in einen Hain von Rosen, Nelken und Orchideen verwandelt hatte, denn vor dem Weltkrieg wurde kaum irgendwo ein Blumenflor entfaltet wie in Berlin, war mein erstes Gefühl Dank gegen Gott, daß es mir vergönnt gewesen war, während eines bewegten, bisweilen stürmisch bewegten Jahrzehnts das Land vor Schaden zu bewahren, seinen Wohlstand zu fördern, seine Machtstellung zu befestigen und zu erweitern und uns den Frieden in Ehren zu erhalten, der unser erstes und vornehmstes Bedürfnis war und blieb. Ich dankte meiner lieben Frau für ihre Treue und Fürsorge, die es mir ermöglicht hatten, in zwölfjähriger angestrengter und aufreibender Tätigkeit meine Schuldigkeit zu tun. Oft war ich die Strecke von Berlin nach Hamburg gefahren, um dem Kaiser in Kiel Vortrag zu halten oder mit ihm auf seiner schnellen Jacht „Meteor", auf der schmucken „Iduna" der Kaiserin dem Segelsport zu huldigen. Jetzt zog ich als entamteter Kanzler denselben mir wohlbekannten Weg, und Erinnerungen meiner Jugend stiegen während der Fahrt in mir auf. Ich gedachte meines guten Vaters, der auch auf Reisen jede Gelegenheit benutzt hatte, mir Land und Leute zu deuten und meinen historischen Horizont zu erweitern.

Wir kamen an Spandau vorüber, der alten Stadt, wo die ersten Kurfürsten aus dem Hause Hohenzollern regiert hatten, wo Joachim II. am 1. November 1539 das Abendmahl sub utraque empfing und damit der neuen Lehre in der Mark Brandenburg den Weg ebnete, wo der Julius-Turm stand, der Goldturm, in dem der preußische Kriegsschatz verschlossen war, der die Phantasie des Volkes lange beschäftigt hatte. Jetzt war ich über

eine Finanzreform gefallen, bei der es sich schon um größere Summen handelte. Und es sollte die Zeit kommen, wo vor unseren trauernden Augen mehr, viel mehr Milliarden unserem erschöpften und gemarterten Volk ausgepreßt werden sollten, als uns früher Millionen erschwinglich erschienen. Kremmen, Fehrbellin tauchten in der Ferne auf: Kremmen, wo Märker und Pommern miteinander rauften, die später Schulter an Schulter manche gute Schlacht schlagen sollten, Fehrbellin, der erste große Sieg der brandenburg-preußischen Heldengeschichte. Der Geist des größten preußischen Dichters, der Geist Heinrichs von Kleist schwebt über dieser heroischen Landschaft. Wilsnack ruft mir einen mittelalterlichen Exzeß meines Geschlechts ins Gedächtnis. Der Ritter Hennecke von Bülow, ein streitbarer Mann, der den Beinamen „Grote Kop" führte und die Städte Plau, Dömnitz und Neustadt in seinen Besitz gebracht hatte, äscherte 1383 während einer Fehde, die er gegen den Bischof von Havelberg führte, in barbarischer Weise Wilsnack ein. Er schonte auch die Kirche nicht, in der das Sakrament ausgesetzt war. Die Hostie verbrannte nicht, aber sie blutete, und dadurch wurde das „Heilig Blut von Wilsnack" ein berühmter Wallfahrtsort. „Beim heiligen Blut von Wilsnack" war im Mittelalter eine beliebte Beteuerungsformel. Das Geschlecht von Bülow aber mußte die Missetat seines entarteten Sohnes mit dreijährigem Kirchenbann büßen. Da die Familie in den Jahrhunderten vor der Reformation der Kirche fünf treffliche Bischöfe gestellt hat, vier für Schwerin und einen für Lebus, so gebe ich mich der Hoffnung hin, daß der Frevel eines einzelnen ihr nicht dauernd angerechnet werden wird. Der Übeltäter hat übrigens seinen Exzeß nicht lange überlebt. Die Familien-Chronik meldet, daß der „Grote Kop" bald nach der Zerstörung von Wilsnack, kaum 30 Jahre alt, zur Hölle fuhr.

Wir kamen an dem Rittergut Düssin vorbei, das lange im Besitz meiner direkten Vorfahren gewesen war. Von fast neunzig Rittergütern, sagte ich mir, die seit dem 14. Jahrhundert meiner Familie in unserer alten mecklenburgischen Heimat gehört hatten, sind kaum noch zwanzig in unserem Besitz, und wie wird es in hundert Jahren aussehen? Und insbesondere, wenn an der Zentralstelle eine unkluge Politik gemacht wird? Wir hielten in Ludwigslust, wo ich als Knabe geweilt hatte, um damals dort lebenden ehrwürdigen Oheimen und Tanten meine Aufwartung zu machen, und die Biedermeierzeit stieg vor mir auf mit Lavendelduft und goldenen Schnupftabakdosen. Mit welcher Ehrfurcht hatte ich damals in dieser typischen Kunst- und Zufallsstadt fürstlichen Willens den Goldenen Saal im Schloß, den Schloßpark mit seinen Anlagen, die Kaskade mit ihren breiten Doppelfällen betrachtet. Ich konnte mich auch noch wohl an die Hofkirche erinnern mit ihrer seltsamen Inschrift: „Magnus Dux Megapolitanus Magnus Peccator Magno Redemptori". Wie aber der in Rede stehende

große Herzog und große Sünder hieß, hatte ich vergessen. Das Mausoleum von Friedrichsruh! Ich habe es auf meinen vielen Fahrten zwischen Berlin und Hamburg nie erblickt, ohne mich in ernsten Gedanken und zu ernster Betrachtung zu sammeln. Aber mit tieferer Bewegung habe ich nie auf diese Grabstätte geblickt als bei meiner Fahrt aus dem Amt und in den Ruhestand, am 17. Juli 1909.

Ich hatte in den letzten bewegten Wochen meiner Amtszeit keine Zeit zu einer ruhigen Aussprache mit meiner Frau gefunden. Ich setzte ihr jetzt die tieferen Ursachen meines Rücktritts auseinander. Es unterlag keinem Zweifel, daß die Finanzreform in der von mir in Aussicht genommenen Gestalt durchgegangen wäre, wenn nicht die latente Gegnerschaft des Kaisers das Zentrum in seinem Kampf gegen mich, die Konservativen zu ihrem Abfall von mir ermutigt hätte. Ungleich seinem Großvater und Vater, hatte Wilhelm II. mehr auf die Stimme seiner in den Novembertagen von 1908 gekränkten Eitelkeit gehört als auf die Staatsräson und die Gebote politischer Klugheit und Vernunft. Meine Frau, die den ihr stets gütig gesinnten Kaiser schon im Hause seiner Eltern gekannt hatte und die ihm herzlich zugetan war, bestärkte mich in dem Entschluß, alles zu unterlassen und zu vermeiden, was die Krone schädigen könnte. Es wurde mir das durch die Erwägung erleichtert, daß auch die selbstsüchtige und dabei kleinlich ungeschickte Taktik der Konservativen große Schuld an der Ablehnung der Erbschaftssteuer, dem vorzeitigen Zerfall des Blocks und damit an meinem Rücktritt trüge. Ich begegnete mich mit meiner Frau in dem Gedanken, daß vielleicht manches anders gekommen wäre, wenn mir im letzten kritischen Winter meiner Amtszeit die alten Freunde zur Seite geblieben wären, die mich verstanden, mutig und treu zu mir hielten und die inzwischen der Tod abberufen hatte. Mit Richthofen als Staatssekretär des Äußern wäre eine so leichtfertige und nachlässige Behandlung des Manuskriptes des „Daily Telegraph", wie sie sich Schön, Müller und Klehmet zuschulden kommen ließen, nicht vorgekommen. Der rührige, weltkundige Franz Arenberg hätte im Zentrum auf eine verständigere Haltung hingewirkt und jedenfalls die Treibereien eines Matthias Erzberger nicht aufkommen lassen. Graf Limburg-Stirum als Führer der Konservativen hätte sich schwerlich so vergaloppiert wie der kleinere, engstirnige Heydebrand und dessen herzlich unbedeutender Famulus Westarp. Der alte Wilhelm von Kardorff, der langjährige Vertraute des Bismarckschen Hauses, ein Mann von Feuer und weitem Blick, war als Leiter der Reichspartei mir eine bessere Stütze gewesen als sein Nachfolger, der konfuse und dabei ängstliche Hatzfeldt-Trachenberg.

Ankunft in Hamburg

Die Türme von Hamburg tauchten auf, die Stadt mit dem Blick auf das Meer, in die Ferne. Am Bahnhof erwarteten uns Albert Ballin und

Felix von Eckardt. Eine große Menschenmenge bot uns ein freundliches Willkommen. Als wir von unseren beiden Freunden begleitet nach dem Hotel Atlantic gingen, wo wir abzusteigen pflegten, stand vor der Tür der kleine Pfordte. Er war ein Wahrzeichen von Hamburg wie die Maus an der Marienkirche ein Wahrzeichen von Lübeck. Jeder Handwerksbursche, der nach Lübeck kam, mußte die Maus gesehen haben; und wer Hamburg in unserer guten Zeit besuchte, mußte Pfordte kennen, denn er repräsentierte in der deutschen Stadt, in der man am besten aß, die Kunst, der Anthelme de Brillat-Savarin seine „Physiologie du goût" und Karl Friedrich von Rumohr seinen „Geist der Kochkunst" gewidmet hat. Wie von dem Zwerg Perkeo in Scheffels Lied auf das Heidelberger Faß konnte man auch von Pfordte sagen, daß er am Wuchse winzig, am Geiste groß war. Er war als armer Junge von Wittenberge nach Hamburg gekommen und beschloß sein Leben als anerkannte Autorität in seinem Fach. Er setzte uns ein kleines, aber ausgesuchtes Abendessen vor nach seiner Maxime, daß, wenn der Mensch anderswo esse, er bei ihm diniere. Um nicht in den Verdacht der Prahlerei zu geraten, will ich einschalten, daß ich nicht den Anspruch erheben kann, als Gourmet bezeichnet zu werden. Ich pflege ziemlich wahllos zu verspeisen, was mir vorgesetzt wird. Pfordte konnte das nicht loben, meinte aber tröstend, meine kulinarische Unzuständigkeit tue seiner politischen Anerkennung für mich keinen Abbruch. Bis spät nach Mitternacht tauschte ich mit den Hamburger Freunden Eindrücke und Gedanken aus und leider auch Besorgnisse.

Gespräche mit Ballin

Ballin bedauerte vor allem, daß ich verhindert worden wäre, das von mir in Angriff genommene Abkommen mit England über das Tempo der Schiffsbauten noch zustande zu bringen. Reich an Auskünften, wie Ballin war, findig und biegsam, kam ihm ein neuer Gedanke: Tirpitz und Lord Fisher, der deutsche und der britische Seelöwe, sollten sich im Laufe des Sommers irgendwo in der Schweiz treffen, in Mürren oder Engelberg, und trachten, zu einer freundlichen Verständigung zu kommen. Ballin ging, meines Erachtens mit Recht, davon aus, daß Tirpitz bei seiner nicht immer glücklichen, aber ausgesprochenen Neigung zu politischer Betätigung nicht ungern einen diplomatischen Erfolg einheimsen und deshalb, wenn er selbst die volle und direkte Verantwortung trüge, entgegenkommender sein würde, als wo er nur zu kritisieren hatte. Ballin nahm an, daß auch der englische Seelöwe für diplomatische Lorbeeren nicht unempfänglich sein würde. Ballin hat es sich im Laufe des Sommers 1909 tatsächlich angelegen sein lassen, die beiden Souveräne für seine Idee zu gewinnen. König Eduard fand den Vorschlag gut und versprach, auf Lord Fisher im Sinne der Verständigung einzuwirken. Als Wilhelm II. am 3. August 1909 von seiner Nordlandreise zurückkehrte, fuhr Ballin ihm nach Swinemünde entgegen.

Der Kaiser, der auf Albert Ballin hörte und dem an und für sich jede neue Idee gefiel, namentlich wenn sie originell war, nahm den Vorschlag gnädig auf und ließ sofort Bethmann Hollweg kommen, der gleichfalls in Swinemünde eingetroffen war. Als nun Ballin vor dem neuen Kanzler seinen Vorschlag entwickelte, machte dieser ein langes und pikiertes Gesicht. Er meinte schmollend: „Gegen diesen Vorschlag muß ich alleruntertänigst Verwahrung einlegen. Ich habe mir die Herstellung eines vertrauensvollen, wirklich freundschaftlichen Verhältnisses zu England als das Hauptziel meiner Kanzlertätigkeit und als meine persönliche Aufgabe ausgesucht. Ich habe mich während Eurer Majestät Nordlandreise gründlich in diese Materie eingearbeitet, die Akten fleißig studiert. Das ist mein eigenstes Ressort, in das ich keine Eingriffe erlauben kann." Bethmann, so schloß Ballin seine Mitteilung an mich, als wir uns bald nachher wieder begegneten, sah dabei so verstimmt aus, daß Wilhelm II., der ungern unzufriedene Gesichter in seiner Umgebung sah, das Thema fallen ließ und, als Bethmann sich entfernt hatte, zu Ballin sagte: „Sie haben sein pikiertes Gesicht gesehen! Ich kann doch nicht die Ära Bethmann Hollweg mit einem Krach beginnen, nachdem die Ära Bülow soeben mit einem solchen geendet hat."

Flottbek

Am nächsten Morgen fuhren wir die Elbe hinunter auf der prächtigen „Viktoria Luise", einem der größten Hapagdampfer, auf dem uns der gute Ballin bis Cuxhaven geleitete. Wir fuhren an Altona vorüber, an der Donnersburg, wo im Herbst 1904 unser Kaiserpaar während der Manöver abgestiegen war und wo es die Nachricht von der Verlobung des Kronprinzen erhielt, vorbei an Oevelgönne, wo die alten Kapitäne vor ihren malerischen Häuschen sitzen und mit langen Fernrohren in wehmütiger Erinnerung an ihre eigenen Fahrten den vorüberziehenden Schiffen prüfend nachschauen. Wir passierten das Landhaus in Flottbek, wo ich geboren bin. Es liegt an der Flottbeker Chaussee, die Detlev von Liliencron, wie ich meine mit Recht, die schönste deutsche Straße genannt hat. Der uns benachbarte und befreundete Dichter war in den Tagen meines Rücktritts zu unserem Leidwesen gestorben. Die Chaussee war voll Menschen, die uns mit „Hoch!" und „Hurra!" begrüßten. Der spitze Turm der Kirche von Nienstedten ward sichtbar, deren längst heimgegangener würdiger Pastor Classen mich als Siebzigjähriger einst getauft hat. Er liegt neben der Eingangstür zum Friedhof begraben, auf dem auch ich meine letzte Ruhe finden soll. Täufer und Täufling werden sich Auge in Auge gegenüberstehen am großen Tage der Auferstehung. Die malerisch am Ufer aufsteigenden Häuser von Blankenese, das man mit Sorrent verglichen hat und das in seiner Art für mich ebenso reizvoll ist, Schulau, Wedel, Glückstadt ziehen vorüber. Die Elbe wird immer breiter, immer mächtiger. Brunsbüttel, von wo ich zehn Jahre früher mit unserem Kaiserpaar die Fahrt nach England

antrat, zeigt sich rechts, Cuxhaven links, und endlich das Meer, das ewige Meer, die Thalatta des Xenophon, dessen Hopliten auf dem Rückmarsch vom Euphrat von den Höhen der Paphlagonischen Berge den Pontus Euxinus mit Jubelruf begrüßten, das Meer, von dem der einzige deutsche Dichter unserer Tage, Gerhart Hauptmann, schrieb, daß es seine Wasserberge unter den blinden Augen von Jahrmillionen einherwälze, nicht minder blind als diese Jahrmillionen.

Landung in Norderney

In Cuxhaven wurden wir umgebootet, ein kleiner Dampfer trug uns von dort nach Norderney. Ich hatte mir als Reiselektüre ein Büchelchen mitgenommen, das nicht lange vorher der damalige Legationsrat Friedrich Rosen mir geschenkt hatte. Es nannte sich „Die Sinnsprüche Omars des Zeltmachers". Der wackere Zeltmacher Omar Kajjam, der von sich sagt, er habe nicht die Zelte umherschweifender Hirten, sondern die Zelte der Philosophie genäht, hat um die Wende des 11. und 12. Jahrhunderts in der nordost-persischen Stadt Nischapur gelebt. Rosen, der die Vierzeiler des persischen Dichters und Philosophen ins Deutsche übertrug, war einer meiner besten Mitarbeiter im Auswärtigen Amt. Er war in Jerusalem geboren, wo sein Vater in der Bismarckschen Zeit als Konsul gewirkt hatte. Er selbst war von Jugend auf mit dem Orient wohlvertraut. Er hatte am Orientalischen Seminar in Berlin Persisch und Hindostanisch doziert, war dann Konsul in Beirut, Bagdad und Teheran gewesen. Er hatte einige Jahre im Hause des Marquis of Dufferin gelebt, der nacheinander englischer Botschafter in St. Petersburg, Konstantinopel, Rom und Paris, Generalgouverneur von Kanada und endlich Vizekönig von Indien gewesen war. Rosen hatte Lord Dufferin nach Indien begleitet und dort seinen politischen Blick geschärft und erweitert und im Verkehr mit einem hervorragenden Staatsmann die Kunst der Menschenbehandlung gelernt. Er hatte mir während meiner Amtszeit gute Dienste geleistet, 1905 als Führer einer Gesandtschaft nach Abessinien, wo er einen für uns vorteilhaften Handelsvertrag abschloß, später in Paris als Unterhändler mit Rouvier vor der Algeciras-Konferenz, endlich als Gesandter in Tanger. Die Sprüche des Zeltmachers und Philosophen aus Nischapur hatte Rosen während seiner Kreuz- und Querzüge, die ihn auf langen Karawanenwegen durch Persien geführt hatten, im Sattel übersetzt. Rosen hat, wie ich hier erwähnen möchte, nach meiner Amtszeit als Gesandter in Bukarest, Lissabon und dem Haag sich wohl bewährt. In Bukarest erfreute er sich vor dem Weltkrieg des besonderen Wohlwollens des Königs Carol, dem seine Klugheit, seine große Kultur und seine angenehmen Formen gefielen. In Lissabon leistete er, was nach dem Ausbruch des Weltkrieges in dieser englischen Sukkursale, auf verlorenem Posten, im Hinhalten zu erreichen möglich war. Im Haag sollte Rosen als Gesandter die Flucht Wilhelms II. nach Holland erleben

Fürst Bernhard von Bülow

und in einer der schwierigsten Situationen, in die ein kaiserlicher Vertreter geraten konnte, Charakter wie Takt an den Tag legen. Zum Minister des Äußern eignete sich Rosen nicht allein durch glänzende Beherrschung des Französischen wie des Englischen, sondern auch durch weltmännische Formen und Erfahrungen. In einem Kabinett Wirth konnte sich Friedrich Rosen gegenüber dem damaligen Reichskanzler nicht lange behaupten, als er im Mai 1921 Reichsminister des Äußern wurde. Die ersten Vierzeiler des Omar Kajjam, auf die ich bei meiner Meeresfahrt stieß, lauteten:

Und lebtest du dreihundert Jahr und drüber noch hinaus,
Aus dieser Karawanserei mußt du einst doch hinaus.
Ob du ein stolzer König warst oder ob bettelarm,
Das kommt an jenem letzten Tag aufs selbe doch hinaus.

Nimm an, dein Leben sei ganz nach Wunsch gewesen — was dann?
Und wenn das Lebensbuch nun ausgelesen — was dann?
Nimm an, du lebtest in Freuden hundert Jahr —
Nimm meinethalb an, es seien zweihundert gewesen — was dann?

Es war dieselbe ewige Weisheit, die Bismarck als Bundestagsgesandter in einem Brief, den er an seine Johanna richtete, um sie über einen widrigen Zwischenfall zu beruhigen, in die Worte kleidete: „Nach neun Uhr ist alles aus.“

Wir trafen am Nachmittag des 21. Juli bei strahlendem Sonnenschein in Norderney ein. Die ganze Insel war auf den Beinen, Einheimische und Kurgäste begrüßten uns am Landungssteg. Der Bürgermeister hielt eine gutgemeinte Rede. Ich hatte mir beim Scheiden aus dem Amt gelobt, keine Reden mehr zu halten, da ich während zwölf Jahren mich in dieser Beziehung nur zu reichlich verausgabt hatte:

Weil viel Reden ungesund,
Gab Natur uns einen Mund.
Mit dem einen Maule schon
Schwatzt zu viel der Erdensohn.

Aber die schlichten Worte des wackeren Ortsvorstehers und die herzliche Begrüßung von seiten der biederen Fischer und Schiffer rührten meine Frau und mich, so daß ich meinem Gelübde untreu wurde. Nachdem ich dem Bürgermeister für seine Worte und den Insulanern für den mir bereiteten Empfang gedankt hatte, führte ich in einer improvisierten Antwort etwa folgendes aus: Ich bezöge die Kundgebung der mich Begrüßenden nicht auf mich, sondern auf den nationalen Gedanken, dem ich nach bestem Wissen und Gewissen gedient hätte. Der nationale Gedanke verkörpere sich für uns in dem Hause der Hohenzollern, das dem deutschen Volke die Wege

gewiesen habe, vom Großen Kurfürsten bis zum Großen König, unter dessen Szepter einst ja auch Norderney gestanden habe, und von dem großen König bis zu unserem guten alten Kaiser. Im Dienste des nationalen Gedankens stünde auch unser jetzt regierender Kaiser mit seinem edlen Herzen, seinem auf das Beste gerichteten Wollen. „Solange Kaiser und Nation einig sind, können wir getrost in die Zukunft blicken." Wenn mir anläßlich meines Rücktritts in Norderney wie anderswo ein wohlwollendes Abgangszeugnis ausgestellt worden sei, so glaubte ich dies darauf zurückführen zu dürfen, daß ich nie einen anderen Leitstern gekannt hätte als das Wohl des Landes, das Staatswohl und das Wohl der Dynastie, die unauflöslich miteinander verknüpft seien. Denn was nützlich und notwendig sei für die Nation, das fromme auch dem wahren Wohl der Krone. Ich war bei diesen Worten, wie vorher bei meiner Unterredung mit Felix von Eckardt, von dem Wunsch geleitet, nach Möglichkeit der Gefahr vorzubeugen, daß mein Rücktritt auf Seine Majestät zurückgeführt würde, was nach Lage der Dinge im Hinblick auf die Novemberereignisse und manches, was diesen vorhergegangen war, dem Träger der Krone und dem monarchischen System in der öffentlichen Meinung nur schaden konnte.

Zuschriften und Adressen

In Norderney fand ich eine Fülle von Zuschriften und Adressen, deren Beantwortung während einiger Wochen meine Vormittage in Anspruch nahm. Um so größer war das Behagen, mit dem ich nachmittags auf meinen Pferden, die ich nach Norderney vorausgeschickt hatte, am Strande galoppierte, dabei auf die Wogen blickte und mir angesichts der ewigen Flut und Ebbe den Wechsel im menschlichen Dasein wie im Dasein der Völker durch den Sinn gehen ließ. Wenn ich einige der Zuschriften und Adressen wiedergebe, die mir bei meinem Rücktritt zugingen, so geschieht dies nicht aus Eitelkeit oder Rechthaberei, über die ein normaler Mensch weg ist, wenn er sich dem Alter des Psalmisten nähert und die Wahrheit des salomonischen „Vanitas! Vanitatum Vanitas!" oft in der Praxis erprobt hat. Ich will aber feststellen, daß viele Patrioten, viele Gebildete aus allen Kreisen bei meinem Abgang mein politisches Wirken richtiger einschätzten, daß sie weiter sahen als die kurzsichtigen Führer der Konservativen, klarer als die gehässigen Treiber im Zentrum, und daß sie sich nicht mit dem gerade in Deutschland nicht seltenen kleinlichen und blinden Fraktionsstandpunkt, dem Parteiinteresse sans phrase, identifizierten*.

* Diese Zuschriften und Adressen werden im Anhang dieses Bandes abgedruckt.

II. KAPITEL

Die politische Lage nach Bülows Rücktritt • Letzte Unterredungen mit Bethmann Hollweg • Letzte Staatsministerialsitzung • Einzelheiten zu Bethmanns Amtsantritt

Ich habe schon angedeutet, daß ich nicht ohne Sorgen für unsere Zukunft aus dem Reichskanzlerpalais auszog. Warum erfüllten mich, als ich nach erfolgter Genehmigung meines Abschiedsgesuches das Fallreep der „Hohenzollern" herunterstieg, als ich einige Tage später von Berlin abfuhr, bange Ahnungen, die meinem Naturell fernlagen? Ich neigte nie zu Hypochondrie. „Nil desperandum" war ein alter Wappenspruch meiner Familie, eingraviert auf dem Petschaft meines Großonkels und Paten Karl von Bülow, eines bodenständigen, strammen Altmecklenburgers. Als Großherzoglich Mecklenburg-Schwerinscher Kammerherr und Vize-Kanzleidirektor war er im Obotritenlande einer der überzeugtesten Verteidiger der altständischen Verfassung gewesen. Bei aller politischen Rückständigkeit war er ein Mann von unverwüstlicher Frische. „Nu erst recht, und so dull als möglich!" pflegte er nach Rückschlägen zu sagen. Warum war ich bewegt, fast erschüttert, als mir von unbekannter Seite, am Abend bevor ich Berlin verließ, ein von dem bereits verstorbenen Dichter Ernst von Wildenbruch verfaßtes, bald nach dem Rücktritt des Fürsten Bismarck entstandenes schwermütiges Gedicht zugesandt wurde, in dem es hieß:

Wenn ich an Deutschland denke, tut mir die Seele weh,
Weil ich ringsum um Deutschland die vielen Feinde seh.
Mir ist zur Nacht die Ruhe des Schlafes dann zerstört,
Weil stets mein Ohr das Flüstern und böses Raunen hört,
Mit dem sie sich bereden zu Anschlag und zu Rat,
Um Deutschland zu verderben durch eine schwere Tat.
Dann kehren die Gedanken bei ferner Zukunft ein
Und fragen: Wird denn jemals das Deutschland nicht mehr sein?
Und wenn ich also denke, wird mir so weh, so schwer,
Wie wär die Welt, die reiche, alsdann so arm und leer!

Meine Sorgen galten nicht dem deutschen Volk, das, wenn ihm ein hohes und edles Ziel gezeigt und wenn es richtig geführt wird, in seiner Tiefe

gewaltige Kräfte und Energien birgt, wie es dies noch bei den letzten Wahlen, den Wahlen von 1907, bewiesen hatte. Meine Sorgen galten erst recht nicht unserem Heer, dem tapfersten und tüchtigsten, dem kühnsten und ausdauerndsten Heere der Welt, vom prächtigen alten Haeseler und dem wackeren Bock von Polach bis zum letzten Musketier. Meine sorgenvollen Gedanken beschäftigten sich mit dem Kaiser, sie bezogen sich auf meinen Nachfolger. Wilhelm II. war für die Leitung und auch für die Kontrolle unserer Politik ebensowenig befähigt wie für die militärische Führung in einem etwaigen Krieg. Daß er sich selbst auf beiden Gebieten hoch einschätzte, bewies leider nur seine eigene Urteilslosigkeit. Er hatte in einem Anfall von Überhebung zu dem Grafen Alfred Waldersee, wie dieser mir selbst erzählte, als er ihn von der Stellung des Chefs des Generalstabs enthob und in Altona als Kommandierenden General kaltstellte, von oben herunter gesagt: Er, Wilhelm II., brauche keinen Chef des Generalstabs, denn im Kriege würde er selbst führen und allein entscheiden, wie das der große König auch getan hätte; im Frieden genüge ihm ein Amanuensis. In Wirklichkeit bedurfte er schon im Frieden, geschweige denn für den Fall eines Krieges, in hohem Grade eines Mentors, eines Beraters und Führers, der immer auf dem Posten war und der dabei ihn zu nehmen wußte, eines Vormunds, der überall nach dem Rechten sah.

Bülows Nachfolger

War Bethmann Hollweg hierfür die geeignete Persönlichkeit? Gerade weil ich dem Kaiser noch vor einigen Wochen an Bord der „Hohenzollern" von Bethmann abgeraten hatte, hielt ich es doppelt für meine Pflicht, diesen nach Kräften in die Geschäfte und vor allem in die auswärtige Lage einzuführen. Loebell hatte mir nicht verhehlt, daß sich Bethmann Hollweg mir gegenüber in einer mißtrauischen und gekränkten Stimmung befinde. Valentini habe meinem Nachfolger erzählt, daß ich über seine Wahl nicht gerade entzückt gewesen sei. Allen Ministern und Staatssekretären hätte ich mein Bild mit freundlicher Widmung zugehen lassen. Warum nicht auch ihm? Loebell hielt dabei eine kleine Photographie von mir in der Hand und bat mich, um von vornherein allen dem Staatswohl nicht zuträglichen Friktionen und Mißverständnissen zwischen mir und meinem nun einmal empfindlich und grämlich angelegten Nachfolger vorzubeugen, unter diese Photographie zu schreiben: „Dem willkommenen Nachfolger". Ich erfüllte diesen Wunsch meines treuen Mitarbeiters, und ich freue mich, daß ich es tat, denn ich habe jetzt hinsichtlich meines Verhältnisses zu meinem Nachfolger ein ganz reines Gewissen.

Loebell war ein persönlicher und langjähriger Freund von Bethmann Hollweg wie von Valentini. Er hat später die allzu gute Meinung, die er von den beiden gehabt hatte, bitter bereut. Die vortreffliche Frau von

Loebell sagte mir 1915 oder 1916, die Erinnerung daran, daß ihr Gatte beide, Bethmann Hollweg wie Valentini, mir gegenüber immer in Schutz genommen und herausgestrichen habe, hätte ihm später oft schlaflose Nächte bereitet. Vorgreifend will ich schon hier erwähnen, daß Loebell und Bethmann schließlich ganz auseinandergekommen sind. Bei der Juli-Krisis von 1917 empfahl Loebell, damals preußischer Minister des Innern, dem Kaiser einen Kanzlerwechsel, da sich Bethmann in der äußeren wie in der inneren Politik als unzulänglich erwiesen habe und jedenfalls völlig verbraucht sei. Dieser Wechsel müsse vor Ankündigung der preußischen Wahlreform erfolgen, denn man dürfe nicht neuen Wein in alte Schläuche gießen. In seinen ledernen Denkwürdigkeiten spricht sich Bethmann Hollweg denn auch gereizt und unfreundlich über Loebell aus.

Gespräche mit Bethmann vor der Abreise

Der Geist einer gewissen Pikiertheit, der Bethmann überhaupt eigen war, trat schon bei den letzten Unterredungen zutage, die ich mit meinem Nachfolger hatte, bevor ich am 17. Juli 1909 Berlin verließ. Ich folge auch hier einer Aufzeichnung, die ich unmittelbar nach unseren Gesprächen zu Papier brachte. In unserer ersten Unterredung setzte ich Bethmann auseinander, daß unsere Weltstellung äußerlich glänzend und auch tatsächlich in jeder Beziehung günstiger sei, als sie dies zu irgendeiner Zeit seit dem Rücktritt des Fürsten Bismarck gewesen sei. Aber Vorsicht und Umsicht seien nach wie vor im höchsten Grade geboten. Unsere geographische Lage sei nun einmal gefährlich. Auch bewege sich der Diplomat überhaupt auf einem Terrain, das reich an Löchern, an Fallstricken, selbst an Minen sei. Ich sei fest davon überzeugt, daß der Krieg vermieden werden könne, wie wir ihn während meiner zwölfjährigen Amtszeit und vor mir während fast drei Jahrzehnten, trotz gelegentlicher Krisen und einiger zum Teil recht schwieriger Zwischenfälle, in vollen Ehren vermieden hätten. Der Friede müsse und könne aufrechterhalten werden. Wir hätten gar kein Interesse an Krieg, das allergrößte an der Wahrung des Friedens, denn die Zeit laufe für uns. Wir müßten aber mit Vorsicht, Einsicht und Geschick operieren. Worauf es ankomme, wäre, de ne pas prêter le flanc.

Bethmann erwiderte, ich hätte doch meine schönsten Erfolge eher durch Kühnheit, mit Tanger und Bosnien erzielt. Mit Tanger hätte ich eine Hypothek auf Marokko gewonnen und vor allem Delcassé gestürzt, den hinterlistigsten und gefährlichsten unserer Gegner. Mit meiner „tapferen" Behandlung der bosnischen Krisis am Schluß meiner politischen Laufbahn hätte ich „geradezu glänzend" abgeschnitten und abgeschlossen. Ich entgegnete Bethmann Hollweg genau wie vor ihm Seiner Majestät: „Ne bis in idem!" Als Bethmann Hollweg schon mit leiser Empfindlichkeit erwiderte, ihm könne doch auch einmal und auf demselben Terrain, auf dem

ich mich so glücklich bewegt hätte, ein Erfolg blühen, entgegnete ich ihm: „Non cuivis homini contingit adire Corinthum." Dies Zitat war sehr unglücklich. Der würdige Direktor Schmidt des Gymnasiums Carolinum in Neu-Strelitz hatte recht gehabt, fünfundvierzig Jahre früher den damaligen Sekundaner Bernhard von Bülow vor zu vielem Zitieren zu warnen und ihn namentlich zu sehr sorgfältiger Auswahl und Prüfung seiner Zitate zu mahnen. Diesen Vers aus den Episteln des Horaz hätte ich lieber für mich behalten sollen. Als Alumnus, ja als Primus omnium der gelehrten Schulpforta, verstand Bethmann nur zu wohl den Sinn des Zitats. Sichtlich gereizt, erging er sich in einer längeren Auseinandersetzung darüber, daß er wohl wisse, es fehle ihm die eigentlich diplomatische Vorschule. Er hoffe aber und er vertraue, daß er mit Fleiß und Geduld das Versäumte bald nachholen würde. „Ich werde mich schon in die auswärtige Politik einarbeiten!" wiederholte er zweimal nicht ohne Pathos.

Ich hielt es für richtig, die Unterredung mit meinem Nachfolger nicht in einen persönlichen Disput ausarten zu lassen, sondern sie auf dem Boden eines akademischen Dialogs zu halten. Ich griff das Wort „einarbeiten" auf. Ich legte dar, daß man sich in die auswärtige Politik nicht von heute auf morgen einarbeiten könne. Der Verwaltungsbeamte, der von Trarbach nach Aurich versetzt werde, könne sich der Hoffnung hingeben, daß er sich in die Eigenheiten des ostfriesischen Torfbaus ebenso tüchtig einarbeiten werde, wie ihm das mit den Bedürfnissen eines Weinbau treibenden Moselbezirks gelungen wäre. Die auswärtige Politik sei aber nun einmal keine Wissenschaft und noch weniger ein Zweig der Ethik. Sie sei eine Kunst, und da komme es nicht auf die Moral, nicht auf den guten Willen an, sondern lediglich auf das Können, das seinerseits durch Flair, Takt und Intuition bedingt sei. Ich fügte hinzu, daß ich stets bereit sein würde, meinem langjährigen Mitarbeiter mit gutem Rat gern, gewissenhaft und loyal zur Seite zu stehen. Er könne sich, wie, wo und wann es ihm nützlich erscheine, vertrauensvoll an mich wenden. An meinem Patriotismus werde er nicht zweifeln, und schon weil ich aus ganzer Seele dem Lande Glück und Ruhm, Wohlfahrt und Sicherheit wünsche, sei ich auch für ihn, meinen Nachfolger, und seine Amtstätigkeit von herzlichen und aufrichtigen Gesinnungen erfüllt. Bethmann Hollweg verneigte sich würdig, aber steif. Ich sah in einen Abgrund von Empfindlichkeit und Selbstüberschätzung.

Tatsächlich hat mich Bethmann nach meinem Rücktritt niemals und in keiner Situation je um Rat gefragt. Tatsächlich hat er, insbesondere bevor er im Sommer 1914 die mit dem Ultimatum an Serbien begonnene fürchterliche Aktion einleitete und während der hierdurch hervorgerufenen lebensgefährlichen Krisis, mich nie weder direkt noch indirekt um meine

Meinung gebeten. Auch während des Weltkrieges hat er sich niemals nach meiner Beurteilung der Lage, höchstens argwöhnisch nach meinem Aufenthalt und meinem Umgang erkundigt, mich auch nie gefragt, wie ich über etwaige Friedensmöglichkeiten dächte. Er hat, als er den verhängnisvollen Entschluß faßte, Polen wiederherzustellen, mich nicht um meine Ansicht gefragt, geschweige mir die Möglichkeit geboten, ihn unter Hinweis auf Friedrich den Großen und auf den Fürsten Bismarck vor diesem wahnwitzigen Projekt zu warnen. In jener letzten oder vielmehr vorletzten politischen Unterredung, die ich bei meinem Ausscheiden aus dem Amt mit Bethmann hatte, ließ ich mich durch seine Empfindlichkeit und Verstimmung nicht abhalten, ihm noch einmal, wie schon dem Kaiser, Vorsicht mit Rußland anzuempfehlen. Dort liege der Schlüssel der Weltlage. Solange wir mit Rußland Frieden hielten, würde weder Frankreich noch insbesondere England uns angreifen. Das Verhältnis zu Rußland hinge außer von einer klaren und festen preußischen Ostmarkenpolitik von der Behandlung der Dardanellen-Frage sowie von geschicktem Vermitteln zwischen den russischen und den österreichischen Interessen auf der Balkanhalbinsel ab. „Vergessen Sie nicht, daß die Dardanellen-Frage ein heißes Eisen ist. Und lernen Sie vom Fürsten Bismarck, der es uns gezeigt hat, wie wir es anfangen müssen, um einerseits Österreich weder überrennen zu lassen noch preiszugeben, um aber andererseits auch nicht durch Österreich in einen Krieg mit Rußland verstrickt zu werden, bei dem schwerlich etwas Gutes herauskommen dürfte.“ Dreizehn Jahre bevor der arme Walter Rathenau bei der Konferenz von Genua sein Pace! Pace! rief, trennte ich mich von meinem Nachfolger Bethmann mit dem Worte: „Pax!“

Die deutsch-englischen Beziehungen

Dieser ersten Unterredung folgte ein zweites langes Gespräch, das sich namentlich um die deutsch-englischen Beziehungen drehte. In Erinnerung an die Empfindlichkeit, die Bethmann bei unserer vorhergegangenen Besprechung hatte durchblicken lassen, eröffnete ich unsere zweite Unterredung mit einer direkten Apostrophe an meinen Nachfolger. Ich sagte ihm im freundlichsten Tone und indem ich alles Belehrende vermied: „Lieber Bethmann, Sie haben nicht wie ich den größten Teil Ihres Lebens im Auslande zugebracht. Sie sind nicht durch eigene Anschauung mit französischen und russischen, englischen und österreichischen, italienischen und ungarischen, rumänischen und griechischen Verhältnissen vertraut. Dafür wissen Sie in unserer Verwaltung besser Bescheid als ich. Sie sind ein vortrefflicher Jurist, was ich trotz hoffnungsvoller Anfänge schließlich leider doch nicht geworden bin. Sie kennen aber nicht wie ich, der ich in einem Diplomatenhause aufgewachsen bin und so viel herumgeworfen wurde, persönlich fast alle, ich kann sagen alle europäischen Souveräne, die

meisten Minister. Sie sind nicht wie ich mit Staatsmännern aller Länder persönlich befreundet. Ich will mich Ihnen nicht aufdrängen, ich sehne mich gar nicht nach politischer Betätigung. J'en ai pardessus la tête. Ich freue mich, daß ich endlich meine Ruhe habe. Ich möchte fast über das Portal der Villa Malta die Worte schreiben, die einst ein berühmter englischer Staatsmann, Lord Brougham, den ich mir im übrigen nicht zum Vorbild nehmen möchte, nach seinem Rücktritt über die Eingangstür seiner Villa in Cannes setzte:

Inveni portum, spes et fortuna valete!
Sat me ludistis, ludite nunc alios.

Aber Ihnen, ich wiederhole es noch einmal, stehe ich jederzeit und für jede Rückfrage zur Verfügung." Der herzliche Ton, in dem ich das sagte, schien auf Bethmann Eindruck zu machen, sein Gesicht nahm einen guten Ausdruck an.

Unsere zweite Unterredung nahm einen freundlichen Verlauf. Ich riet Bethmann, baldmöglichst zu dem von mir in Angriff genommenen Abkommen mit England über das Tempo der Schiffsbauten zu gelangen. Er würde es in dieser Beziehung mit Seiner Majestät dem Kaiser weit leichter haben als ich. Er habe für den Kaiser noch den Reiz der Neuheit, während ich mich gegenüber dem hohen Herrn schon sehr verbraucht hätte. Er möge sich nicht der Illusion hingeben, als ob sich das deutsch-englische Verhältnis von heute auf morgen zu einem ganz intimen, rückhaltlos-vertauensvollen gestalten lasse. Was wir aber erreichen könnten, wäre, daß die deutsch-englischen Beziehungen sich nicht verschlechterten, sondern korrekt und normal blieben. Mehr zu erwarten oder anzustreben, hieße die traditionelle englische Politik vergessen. Seit Jahrhunderten habe England jeder politisch oder wirtschaftlich aufsteigenden Macht mißtrauisch, unter Umständen feindlich gegenübergestanden. Das hätten nacheinander Spanien, Holland, Frankreich, Rußland erfahren. Unser beispielloser wirtschaftlicher Aufschwung, unsere große politische Machtstellung, insbesondere unsere stürmischen Fortschritte in Handel und Schiffahrt stünden jetzt für England im Vordergrund seiner Betrachtung, seiner Beobachtung und seiner Sorge. Daraus folge noch nicht, daß ein Krieg mit England zu erwarten oder gar daß er unvermeidlich sei. Wir müßten aber dafür sorgen, daß sich die Beziehungen zu England nicht verschlechterten. Das sei mit Vorsicht und Takt zu erreichen. König Eduard sei nicht kriegerisch, wenn auch politisch sehr unbequem. Er würde uns nicht überfallen. Er würde auch nicht ewig leben. Bei meiner letzten Begegnung mit ihm seien mir der hippokratische Zug in seinem Gesicht, sein fetter Hals, sein schwerfälliger Gang aufgefallen. Sein präsumtiver Nach-

Abschiedsbrief der Kronprinzessin Cecilie an die Fürstin Bülow

Potsdam 17 Juli 1909.

Meine liebe und sehr verehrte Fürstin!

Zu meinem großen Bedauern las ich gestern in der Zeitung, daß der Fürst schon morgen Berlin verläßt und Sie ihn wohl begleiten. Ich hätte Ihnen so gerne noch persönlich adieu gesagt und Sie besucht ehe Sie uns verlassen, fürchte aber nun dieses hiermit tun zu müssen, da ich fürchte heute nach der gestrigen Reise wieder nach Berlin zu fahren, und ich mich doch etwas schonen muß.

Ich kann Ihnen garnicht sagen wie leid es mir tut Sie nun späterhin nicht mehr wie sonst öfters zu sehen, und wie sehr mein Mann und ich Sie und den Fürsten in Berlin vermissen werden.

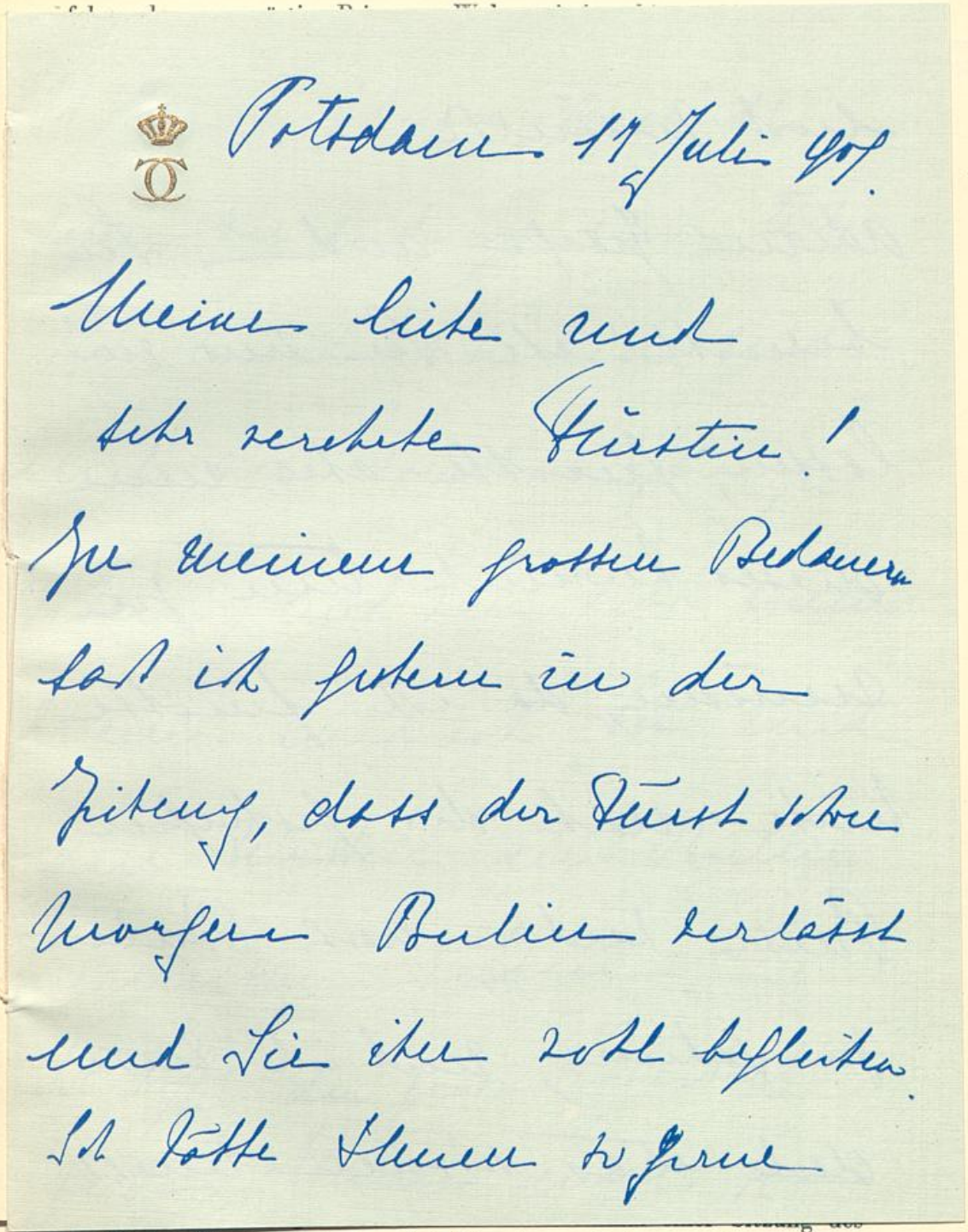
Ich hoffe der große Wechsel wird Ihnen nicht zu schwer werden, und daß Ihnen Ihr schönes neues Heim in Rom vieles ersetzen wird.

Mit der Bitte mich dem Fürsten herzlich zu empfehlen, und mich freundlichst wissen zu lassen ob Ihre Abreise für morgen wirklich feststeht verbleibe ich, liebe Frau Fürstin Ihre sehr ergebene

Cecilie

P. S.

Meinem Mann tut es auch sehr leid Ihnen und dem Fürsten nicht mehr seinen Besuch machen zu können mußte aber heute und morgen verreisen.



Potsdam 11 Juli 09.

Meine liebe und
sehr verehrte Fürstin!
Zu meinem großen Bedauern
hat ich gestern in der
Zeitung, dass der Fürst schon
morgen Berlin verlässt
und Sie über Zoll begleiten.
Ich hätte Ihnen so gern

preußischen Staatsministeriums bei. Ich erinnerte in kurzen Worten daran,

mit Freundl.

adieu Joseph und Sie

bemüht ehe Sie aus der

Lotterie, fürchte aber nun

dieses hiermit tun zu

müssen, da ich fürchte

heute noch der gestrigen

Reise wieder nach Berlin

zu fahren, und ich mir

doch etwas schonen muss.

Ich kann Ihnen gerecht
sagen wie leid es mir tut
Sie nun öfter hier nicht
mehr wie sonst öfters zu
sehen, und wie sehr mein
Herz und ich Sie und
den Fürsten in Berlin
vermissen werden.
Ich hoffe der große Verlust
wird Ihnen nicht zu

preußischen Staatsministeriums bei. Ich erinnerte in kurzen Worten daran,

über senden, und dass Ihnen
Ihr Stöcks Ihres Kleinen in
Bonn recht erfreuen wird.

Mit der Bitte mich den
Ihrigen bestens zu empfehlen,
und mit freundlichster Bitte
für Ihren Ihre Adresse
für unsere Zeitschrift
festzustellen, zeichne ich, liebe Frau Fürstin
Ihre sehr ergebene Lenbach

P. S.

Meinem Manne tut es
auch sehr leid. Ihnen
und dem Fürsten will
auch seinen Besuch machen
so können wir
heute und morgen vorreisen.

preußischen Staatsministeriums bei. Ich erinnerte in kurzen Worten daran,

folger, der gegenwärtige Prinz von Wales, sei ein ruhiger, phlegmatischer Herr, mit dem viel leichter auszukommen sein würde als mit seinem Herrn Vater. Wir wären jetzt als Seemacht so stark, daß es auch England unratsam erscheinen würde, ohne Not mit uns anzubinden. Wir dürften aber nie vergessen, daß, wie die Weltlage nun einmal wäre, jeder ernstliche europäische Konflikt zu einem Weltkrieg mit seinen unabsehbaren Folgen führen könne. Ich sagte zu Bethmann: „Jeder große Konflikt würde für uns einen Kampf auf Leben und Tod bedeuten mit einem ungeheuren Einsatz. Wir haben bei einem Krieg gar nichts zu gewinnen. Eine zwangsweise Angliederung der Dänen, Schweizer, Holländer, Belgier könnte nur ein Narr ins Auge fassen. Eine Ausdehnung des Reichs nach Osten wäre nicht minder bedenklich. Wir haben schon Polen genug, mehr als genug innerhalb der schwarz-weißen Grenzpfähle. Forcieren wir nicht unsere Schiffsbauten! Und namentlich nicht, und vor allem nicht den Bau von Panzerschiffen! Beherzigen Sie, was ich in dieser Beziehung und in dieser Richtung in meinem letzten ernsten Briefwechsel mit Tirpitz über die Bedenken einer zu einseitig auf dem Bau immer neuer Panzerschiffe und Dreadnoughts gerichteten Seepolitik ausgeführt, mit großem und starkem Nachdruck ausgeführt habe. Sie finden meine Warnungen und Mahnungen, meine Zuschriften und Denkschriften bei den Akten. Schon Bismarck hielt es, wie mir Tirpitz selbst erzählt hat, für bedenklich, nur und ausschließlich ganz große Kasten zu bauen. Entwickeln wir lieber unser Torpedowesen, die U-Boote. Sorgen wir andererseits unbedingt und ohne hier ganz unangebrachte Pfennigfuchserei dafür, daß unsere Rüstung zu Lande keine Lücke aufweist, daß wir in dieser Richtung Frankreich überlegen, mindestens durchaus gewachsen bleiben. Frankreich ist und bleibt die Unruhe in der europäischen Uhr. Auf die Länge wird die französische Bevölkerung trotz ihres glänzenden Patriotismus die dreijährige Dienstzeit schwerlich ertragen. Wenn Frankreich diese unnatürlich schwere Rüstung ablegt, in der Einsicht, daß es uns militärisch doch nicht zu überflügeln vermag, ist die Möglichkeit für eine lange Friedensperiode gegeben. Lassen Sie sich nicht irremachen durch das dumme Gerede über unseren Zickzack-Kurs. Als Odysseus glücklich zwischen der Szylla und der Charybdis durchkam, wurde ihm von Nörglern in seinem Boot wahrscheinlich auch Zickzack-Kurs vorgeworfen. Eine andere Politik wäre nur möglich, wenn wir es auf den Präventivkrieg ankommen ließen, und ein solcher wäre ein Verbrechen, denn, wie ich nur immer wiederholen kann, die Zeit läuft für uns.“ Wir trennten uns nach dieser Unterredung in guter, bei meinem Nachfolger sogar gerührter Stimmung.

Am folgenden Tage wohnte ich zum letztenmal einer Sitzung des preußischen Staatsministeriums bei. Ich erinnerte in kurzen Worten daran,

Vor den preußischen Ministern

daß zwölf Jahre verflossen wären, seitdem ich, eingeführt durch meinen verehrten Vorgänger, den Fürsten Hohenlohe, zum erstenmal an den Beratungen des königlichen Staatsministeriums teilgenommen hätte. Nach einer, leider nur kurzen, nur dreijährigen Lehrzeit hätte ich neun Jahre die Ehre gehabt, den Sitzungen des Staatsministeriums zu präsidieren. Ich möchte nicht in einen mir unsympathischen Ton der Hoffart und Überhebung verfallen. Ich müsse aber doch als ein vielgewanderter Mann, der vieler Menschen Städte gesehen und Sitten kennengelernt hätte, der Überzeugung Ausdruck geben, daß in wenigen Behörden der Welt so viel Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue, Arbeitskraft und Kenntnisse vertreten seien wie im königlich-preußischen Staatsministerium. Große Fürsten, ein Friedrich Wilhelm I. und ein Fridericus Rex, und große Minister, ein Stein, ein Hardenberg, ein Bismarck, die Gründer des Zollvereins, Motz und Maaßen, der geistige Stifter der Universität Berlin, Wilhelm von Humboldt, und der Begründer des preußischen Schulwesens, der Vater jenes preußischen Schulmeisters, der die Schlacht von Königgrätz gewann, Altenstein, und endlich, last not least, Männer, die wir selbst noch gekannt hätten, von der Heydt und Miquel, Maybach und Budde, Botho Eulenburg und Robert Zedlitz, hätten der preußischen Verwaltung und dem preußischen Beamtentum ihren starken Stempel aufgedrückt. Freilich, fuhr ich etwa fort, hülfe auch die beste Verwaltung nicht, wenn nicht nach außen eine kräftige und geschickte, eine vorsichtige und tapfere Politik gemacht, wenn nicht im Innern nach dem Grundsatz des ausgezeichneten französischen Staatsmannes Thiers regiert würde: Gouverner c'est prévoir! Die Leitung der Politik sei die Aufgabe des preußischen Ministerpräsidenten und deutschen Reichskanzlers, dem ich aus warmem und aufrichtigem Herzen Glück und Erfolg wünsche.

Abschiedsrede Bethmanns

Ich hatte nach meiner Art aus dem Stegreif und mehr im Konversationston gesprochen. Mein Nachfolger erwiderte auf meine Ausführungen mit einer langen, offenbar sorgsam präparierten und sehr schönen Rede, in der er dem Bedauern des Staatsministeriums über meinen Rücktritt und seiner Bewunderung und Dankbarkeit für mein Wirken fast überschwenglichen Ausdruck gab. Am nächsten Tage erhielt ich von ihm den Text seiner Abschiedsrede, in dem manche seiner Ausführungen abgekürzt, andere ganz unterdrückt worden waren, der aber im großen und ganzen seine Ansprache richtig wiedergibt, die ich folgen lasse: „Im Namen des königlichen Staatsministeriums danke ich Eurer Durchlaucht ehrerbietigst für die gütigen Abschiedsworte, die Sie soeben an uns gerichtet haben. Wir alle stehen unter dem tiefen Eindruck der jüngsten politischen Ereignisse und sehen ihrer weiteren Entwicklung nicht ohne ernste Sorge entgegen. Mit besonderem Schmerze erfüllt es uns, daß diese Vorgänge Eure Durchlaucht

veranlaßt haben, Seine Majestät den Kaiser und König um die Entlassung aus Ihren Ämtern und damit auch aus dem Präsidium im königlichen Staatsministerium zu bitten, und wir beklagen es aufrichtig, daß sich in Ihr Scheiden ein nur zu berechtigtes Gefühl der Bitterkeit mischt. Aber Eure Durchlaucht teilen dies Geschick mit den meisten, vielleicht mit allen großen Staatsmännern. Und wie Eure Durchlaucht stets in allen staatlichen und politischen Geschehnissen mit scharfem Blick die großen bestimmenden Umrißlinien erkannt haben, so werden auch in der Erinnerung Eurer Durchlaucht die Erfolge, die Sie erzielt haben, das Bleibende sein, das Ihnen niemand rauben kann. Das kleine Gewölk wird schnell von der Sonne verzehrt werden. Das königliche Staatsministerium ist stolz darauf, unter Eurer Durchlaucht Präsidium an den großen Aufgaben mitgewirkt zu haben, die Sie zu gutem Ende geführt haben. Für Preußen brauche ich bloß die Worte: Wasserstraßengesetz, Schulgesetzgebung, Ostmarkenpolitik, Berggesetzgebung, Beamtenfürsorge auszusprechen, um die zum Teil unter harten Kämpfen erstrittenen Fortschritte zu bezeichnen, die sich dauernd an Eurer Durchlaucht Namen knüpfen werden. Und Hand in Hand hiermit geht Ihr Schaffen im Reich, das uns in der Stärkung von Heer und Marine, in der Kolonialpolitik, in der Schaffung neuer Grundlagen für unsere handelspolitischen Beziehungen, in der sozialen Gesetzgebung und vor allem in der Leitung unserer auswärtigen Politik glänzende Erfolge gebracht hat. Eurer Durchlaucht amtliche Laufbahn ist überall durch Taten bezeichnet, ist so schaffensreich gewesen wie die weniger Staatsmänner. Und eine Tat war es schließlich — vielleicht nicht die geringste —, die nur der geschickten Hand Eurer Durchlaucht gelingen konnte, daß Sie weite Kreise unseres Volkes, die bis dahin von der politischen Negation lebten, zu positiver Mitarbeit gewonnen und damit die Basis unseres politischen Lebens verbreitert haben. Die Schwankung, die jetzt eingetreten ist, ist nur eine augenblickliche. Die erregten Wogen haben Schmutz und Schlamm aufgewühlt und an die Oberfläche getragen. Der Strom selbst wird ruhig weiterziehen. Das ist ja gerade das Charakteristische an Eurer Durchlaucht Arbeit, daß sie nicht Augenblickstaten und Augenblickserfolge bedeutete, sondern in die Ferne weist und wirkt. Die Geschichte und auch die Öffentlichkeit wird das erkennen. Wir tun es schon heute. Wir danken Eurer Durchlaucht für die Arbeit, die Sie im Dienste von Kaiser und Reich, von König und Vaterland geleistet, wir danken auch für die stets unveränderte Freundlichkeit, mit der Eure Durchlaucht uns die Mitarbeit gestattet und erleichtert haben. Mit unseren herzlichsten Abschiedsgrüßen verbinden wir die Hoffnung, daß die gemeinsame Arbeit mit dem königlichen Staatsministerium einen hellen und lichten Punkt in Eurer Durchlaucht Erinnerungen bilden möge."

Am nächsten Tage schrieb mir mein Nachfolger: „Sehr verehrter Fürst! Eure Durchlaucht wollten eine Aufzeichnung der Worte haben, mit denen ich im Staatsministerium versucht habe, unserm Schmerz über Ihr Scheiden und unserem Dank für Ihr Schaffen Ausdruck zu geben. Beim Rekonstruieren dessen, was ich gesagt habe, erkenne ich von neuem die Unvollkommenheit meines Versuchs. Ich muß Eure Durchlaucht bitten, erneut Nachsicht mit mir zu haben. Was ich sagte, kam aus dem Herzen und zum größten Teil, wie es die Anregung des Augenblicks eingab. Ich habe auch jetzt am Ausdruck nicht mehr zu feilen versucht. Der erste Trubel der Briefe und Depeschen ist glücklich vorüber, und ich kann an die Arbeit gehen. Darin liegt für mich die einzige Möglichkeit, das innere Gleichgewicht wiederzuerlangen. Ich werde glücklich sein, wenn Sie mir nach einiger Zeit gestatten wollen, durch brieflichen Meinungsaustausch gewonnene Eindrücke und Urteile zu rektifizieren. Heute kann ich nur immer wiederholt meinem Dank dafür Ausdruck geben, was Eure Durchlaucht mir alles in den letzten Jahren gewesen sind. Der Fürstin küsse ich ehrerbietigst die Hand und bin in steter und aufrichtigster Verehrung Eurer Durchlaucht treu ergebenster Bethmann Hollweg.“ War die Gesinnung treuester Anhänglichkeit, wärmster Verehrung, die aus diesen Zeilen sprach, aufrichtig? Ich glaube nicht, daß hinter diesen Beteuerungen Heuchelei oder gar Hinterlist lauerten. Aber die Zukunft sollte zeigen, daß Bethmann Hollweg ein schwacher Charakter war, und schwache Charaktere sind weder ganz aufrichtig noch wirklich dankbar.

Frau von Bethmann Hollweg

Bei der Ernennung von Bethmann zum Reichskanzler fehlte es nicht an warnenden Vorzeichen. Als feststand, daß Bethmann mein Nachfolger werden würde, bat ich meine Frau, sich zu Frau von Bethmann zu begeben, um ihr zu sagen, daß sie sich ihrer Nachfolgerin für die Einrichtung des Reichskanzlerpalais mit ihren eigenen Erfahrungen auf diesem Gebiet gern zur Verfügung stelle. Frau von Bethmann war eine treffliche Frau. Sie hatte sich nicht ganz leicht entschließen können, dem aus einem anderen Milieu hervorgegangenen Theobald die Hand zu reichen, denn sie entstammte der alten märkischen Junkerfamilie Pfuel, von der in seinen prächtigen Wanderungen durch die Mark Theodor Fontane manches Hübsche erzählt. Einmal mit Bethmann Hollweg verheiratet, wurde sie ihm eine gute und liebevolle Frau. Die Ehe war sehr glücklich. Als meine Frau bei der Gattin des künftigen Kanzlers eintrat, sagte ihr diese unter Tränen: „Das ist ein Unglück für meinen armen Mann! Ich liebe meinen Mann, und gerade deshalb hätte ich gewünscht, daß dieser Kelch an ihm vorüberginge. Er ist bei aller seiner Pflichttreue, seiner Gewissenhaftigkeit und mit so vielen schönen Gaben dieser Stellung nicht gewachsen. Er ist so unentschlossen, so schwankend, so ängstlich, und dann wieder verrennt er sich. Wir machen in unserem

Familienkreise darüber unsere kleinen Witzchen. Wir sagen manchmal: ‚Heute hat Papa seine Ansicht schon zum drittenmal geändert!' oder: ‚Seit drei Tagen kann der Papa nicht zu einem Entschluß kommen'." Meine Frau hatte Mühe, Frau von Bethmann zu beruhigen und aufzurichten, die übrigens während der Jahre, die ihr noch auf Erden vergönnt waren, einen guten Einfluß auf ihren Gatten hatte.

III. KAPITEL

Nach dem Rücktritt: Schmoller, Oncken, Riezler, Philipp Eulenburg

Ein Konflikt mit England verhängnisvoll

Während meiner ganzen Amtszeit hatte mir Professor Gustav Schmoller mit immer gleichem Wohlwollen, in treuer Freundschaft zur Seite gestanden. Auf den Brief, in dem er seinem Schmerz über mein Scheiden lebhaften Ausdruck gab, antwortete ich aus Norderney am 7. August 1909: „Sie berühren die drei Fragen, die mich während meiner Amtszeit in erster Linie in Anspruch genommen haben. In der auswärtigen Politik ist es in der Tat die Aufgabe unserer Generation, Deutschland zur See Sicherheit und Selbständigkeit zu gewährleisten, ohne daß vor Erreichung dieses Ziels durch gegenseitige Mißverständnisse mit England ein Konflikt herbeigeführt wird, der für beide Länder und für die Kultur der Welt verhängnisvoll sein müßte. Im Innern habe ich es als eine Hauptaufgabe betrachtet, den Vierten Stand in den Organismus des monarchischen und nationalen Staats allmählich einzufügen, wie das vor hundert Jahren mit dem Dritten Stande zum Heile unseres Volkes geschehen ist. Wenn naturgemäß auf diesem schwierigen Gebiete erst Anfänge vorhanden sind, so meine ich doch, daß es zukunftsreiche Anfänge sind und daß damit der Weg gewiesen wird, den wir weiterverfolgen müssen. Und endlich sehe ich in der nationalen und kolonisatorischen Deicharbeit gegenüber der polnischen Sturmflut die zweite große Aufgabe unserer inneren Politik. Es ist das eine Aufgabe, die wir von unseren Vorfahren überkommen haben, denn es handelt sich um die Fortsetzung der Arbeit nicht nur des großen Königs, sondern der großen deutschen Kolonisatoren des dreizehnten Jahrhunderts.“ In der Antwort, die ich von Schmoller erhielt, hieß es: „Daß es bei uns in der Politik immer trüber aussieht, seit Sie weg sind, empfinden nicht bloß Ihre Verehrer und Freunde. Herr von Bethmann hat gewiß seltene und große Eigenschaften, er verfügt über manche Gaben, die zum Staatsmann gehören. Ich will seine jetzige zurückhaltende Art auch nicht tadeln, aber im ganzen habe ich doch den Eindruck, daß er ein besserer Professor als Reichskanzler geworden wäre. Er kommt über die rationes dubitandi nicht leicht hinaus. Die frische, kühne Entschlußfähigkeit, die zugleich ansteckt und die Menschen

mit sich reißt, die ist ihm wohl ganz versagt. Seine Frau erzählte mir einmal, welche stunden- und tagelangen Schmerzen ihm die Vorbereitung jeder Rede mache."

Liberalismus und Konservatismus

Professor Hermann Oncken, der Biograph von Rudolf von Bennigsen, übersandte mir einen von ihm veröffentlichten Artikel über die innere Lage in Deutschland. In meiner Antwort führte ich im Hinblick auf manche irrigen Anschauungen, die in liberalen Kreisen über meine innerpolitischen Richtlinien bestanden, das Nachstehende aus: „Ich weiß, daß in liberalen Kreisen mein konsequentes und bewußtes Eintreten für die Landwirtschaft und die Rücksicht, die ich in politischen Fragen auf die konservative Partei genommen habe — soweit dies im Rahmen des Gesamtwohls möglich war! —, vielfach getadelt worden ist. Die Gründe, die mich hierbei geführt haben, sind nicht auf Erziehung, Tradition, Influence du milieu zurückzuführen, sondern darauf, daß ich an leitender Stelle es für meine Hauptpflicht betrachtet habe, die spät und mühsam errungene Weltstellung des deutschen Volkes zu sichern. Ein überstürzter Übergang zum reinen Industrie- und Handelsstaat unter Vernachlässigung und Zurückdrängung der Landwirtschaft würde in Deutschland meines Erachtens ähnlich wirken wie in einem Segelschiff die Entfernung des Ballasts bei fortgesetzter Erhöhung der Masten und immer fortschreitender Vermehrung der Segel. Solange die Sozialdemokratie so dogmatisch, so unpolitisch und unnational bleibt, wie sie es leider in Deutschland in ihrer Mehrheit noch ist, und solange sie ihren gegenwärtigen überragenden Einfluß auf den Industriearbeiter behauptet, bedürfen wir doppelt des Gegengewichts der ländlichen Bevölkerung. Und solange es den liberalen Parteien noch schwerfällt, losgelöst von überkommenen Theorien praktische Politik zu treiben, können wir nicht das Kapital von politischer Energie und Erfahrung missen, über das die Konservativen verfügen. Daß ich aber andererseits die Mitwirkung des Liberalismus in unserem öffentlichen Leben für nützlich und für notwendig halte, habe ich durch die Tat bewiesen, durch meine Amtsführung wie durch meinen Rücktritt. Von der Politisierung der Liberalen und der Modernisierung der Konservativen — verzeihen Sie die beiden unschönen Fremdworte — hängt unsere Zukunft ab."

Wie ich bei der Schilderung meiner Abschiedsaudienz im „Grünen Hut" schon erwähnte, bezeichnete Wilhelm II. gegenüber den Vertretern der größeren Bundesstaaten als eine meiner schweren Verfehlungen, die ihn zum Bruch mit mir genötigt hätten, die Tatsache, daß das Auswärtige Amt (nicht etwa auf meine Veranlassung, sondern aus eigenem Antrieb) den Legationsrat vom Rath für den Charakter als Ministerresident in Vorschlag gebracht hatte, nebenbei gesagt ein sehr bescheidener Gnaden-

beweis. Ich lasse jetzt einen Brief folgen, den Herr vom Rath am 28. Juni 1909 an einen Herrn meiner Umgebung richtete und aus dem hervorgehen dürfte, daß dieser von Wilhelm II. so ungnädig beurteilte, übrigens nicht lange nach meinem Rücktritt verstorbene Beamte Menschen und Dinge richtiger sah als die Männer, denen der Kaiser sein Ohr lieh: „Erst heute erfahre ich in meiner ländlichen Abgeschiedenheit, daß der Kanzler seinen Abschied erbeten hat und daß dessen Annahme zu erwarten ist. Im ersten Moment überwiegt das Gefühl der Befriedigung über diesen Schritt des Kanzlers sogar die Besorgnis, was nun werden soll. Letztere ist allerdings groß. Wo ist der Erbe des Vertrauens, das Fürst Bülow bei den Freunden, und der Achtung, die er bei den Gegnern erworben hat?! Aber Befriedigung empfinde ich darüber, mit meinem Namen und nach bester Überzeugung für die auswärtige und innere Politik eines Staatsmannes eingetreten zu sein, der seiner Überzeugung bis zuletzt treu geblieben ist. Des Kanzlers Bestreben, die Konservativen zu modernisieren und dadurch in führender Stellung zu erhalten, scheitert an ihrer eigenen kurzsichtigen Interessenpolitik, die sie im Volke, nicht nur bei der Masse, verhaßt macht. Die Bülowsche Politik des letzten Jahres hatte die Zahl der roten Mitläufer noch weiter dezimiert und der sozialdemokratischen Partei die wirksamsten Schlagworte entzogen, denn diese Politik war kräftig, gesund und konstitutionell. Unter dem Block hat die demokratische Linke sich zu einer gemäßigten liberalen Partei gemausert, durch die Opposition gegen die heutige Majorität wird sie an den äußersten linken Flügel herangedrängt werden. Die für die Gesamtheit so nützlichen Nationalliberalen werden kaltgestellt und von gesetzgeberischer Mitarbeit ausgeschaltet werden."

Dr. Riezler-Rüdorffer

Im Pressebüro diente während meiner Kanzlerzeit in den letzten Jahren ein jüngerer Beamter, Dr. Riezler, der sich durch lebhaft zur Schau getragene Bewunderung für mich hervortat. Er übertrug nach meinem Rücktritt diesen Enthusiasmus auf meinen Nachfolger, übrigens nachdem er mir korrekterweise schriftlich seinen ehrfurchtsvollen Dank für das Wohlwollen dargebracht hatte, das ich ihm während der Jahre gezeigt hätte, wo er das Glück gehabt habe, unter mir zu arbeiten „und zu lernen". Die Kaiserin Friedrich, die Geist mit Humor verband, erzählte gern, sie habe einmal bei einem Rundgang durch die herrlichen Gemächer von Windsor ein Stubenmädchen bemerkt, das bitterlich weinte. Sie frug das arme Kind, ob sie etwa ihren sweet-heart, ihren Liebsten, verloren habe. Das Mädchen antwortete, nicht ohne eine gewisse Entrüstung: „Oh no! It is not for love, that I feel unhappy. Thank to God I can love any man." Riezler gehörte zu den strebsamen Leuten, die jeden lieben können und jeden lieben, der das Füllhorn der Gnaden in der Hand hält. Er verleugnete aber seine Dankbarkeit für mich, als er nicht lange vor dem Ausbruch des

Villa Klein-Flottbek
Blick vom Arbeitszimmer des Fürsten in den Park. Im Hintergrund die Elbe

Weltkrieges unter dem Pseudonym Rüdorffer ein „Grundzüge der Weltpolitik in der Gegenwart" betiteltes Buch veröffentlichte, in dem er meine Politik mit liebloser Schärfe kritisierte und auf ihrem dunklen Hintergrund die raschen und glänzenden Erfolge meines Nachfolgers um so heller erstrahlen ließ. Leider hatte er die Unvorsichtigkeit, gleichzeitig hinsichtlich der bald zu erhoffenden Folgen und Früchte der Bethmannschen Tätigkeit sich in Prophezeiungen zu ergehen, die durch den Weltkrieg in schauriger Weise zuschanden gemacht wurden. Nun wollte der Zufall, daß Riezler im zweiten Jahre des Weltkrieges in einer Berliner Gesellschaft mit einem Wiener Gast zusammentraf, der in einem allgemeinen Gespräch über die Kriegs- und Vorkriegsliteratur die Bemerkung fallen ließ: in Berlin habe die politische Literatur ausgezeichnete Werke hervorgebracht, aber auch einige ganz verfehlte Bücher, und nun nannte er in diesem Zusammenhang das Buch von Rüdorffer. Sein Nachbar gab ihm einen leisen Stoß, dem er, als der Wiener noch einmal das Rüdorffersche Buch in Grund und Boden verdammte, einen stärkeren Rippenstoß folgen ließ, indem er auf den gegenübersitzenden Herrn Riezler hinwies, der sehr rot wurde. Darauf der Österreicher: „Ja, was geht denn Herrn Riezler das alberne Buch des Rüdorffer an?" Tableau! pflegt in solchen Fällen der Franzose zu sagen. Im August 1917 bemerkte ein größeres rheinisches Blatt, die „Düsseldorfer Zeitung", bei einer Besprechung des Rüdorffer-Riezlerschen Buches nicht übel: „Dieses Buch hat den eigenen Reiz, daß es die Entwickelung der Weltpolitik diametral entgegengesetzt der wirklich eingetretenen voraussagte." Im Weltkriege spielte Riezler unter Bethmann Hollweg, dessen vertrauter Mitarbeiter er bald wurde, eine wenig glückliche Rolle und hat mit Hans Delbrück zu den Ratgebern gehört, die zur Wiederherstellung von Polen trieben, dem größten politischen Fehler, der seit Beginn des Krieges gemacht wurde. 1917 kursierte in Berlin das nachstehende Gedicht:

Ein schöner Wahn schafft uns nicht Frieden,
Der Hohlweg sperrt den Blick zum Horizont.
Ihm ward durch einen Riez die Welt zu sehn beschieden,
Doch hinter diesem Riez war alles leer.

Wahnschaffe war ein sogenannter schöner Mann, Bethmann Hollweg hatte uns in den Hohlweg des Krieges geführt, und Riezler war in der Tat leer. Das Beste an ihm war seine niedliche Frau, eine Tochter des Malers Liebermann. Natürlich ist Riezler nach dem Sturz des Kaisertums mit ebenso behendem Fuße in das Schiff der Republik gesprungen, wie er sich nach meinem Rücktritt von mir ab- und Bethmann zugewandt hatte. Nach dem November-Umsturz drängte er sich dem Reichspräsidenten

Ebert als Kabinettschef auf. Der biedere Ebert ließ sich aber diesen Adlatus, der ihm weder als Charakter noch als Arbeitskraft genügte, nicht lange gefallen und setzte ihm bald den Stuhl vor die Tür.

Brief des Fürsten Eulenburg

Unter so manchen Beweisen von Wohlwollen und Anerkennung, die ich bei meinem Rücktritt erhielt, berührte mich wehmütig und schmerzlich ein Brief von Philipp Eulenburg. Ich hatte mich bemüht, soweit dies im Rahmen meiner Amtspflicht zulässig war, ihm während seiner gegen meinen Wunsch und trotz meines dringenden Abratens angestrengten Prozesse und insbesondere nachdem in Folge der Aussage eines Starnberger Fischers seine Verhaftung erfolgt war, sein bitteres Los zu erleichtern, wobei mir Renvers, der Arzt und Menschenfreund, behilflich war. Gesehen hatte ich den armen Phili nicht mehr, seitdem ich in meinem Prozeß gegen den „Schriftsteller" Brandt seine melancholische Gestalt im Hintergrunde des Gerichtssaales erblickte. Nach meinem Rücktritt erhielt ich von ihm den nachstehenden Brief:

„Lieber Bernhard, ich habe Dir seinerzeit geschrieben oder durch Alfred mitteilen lassen, daß ich Dir nicht schreiben würde, solange Du im Amte seiest. Ich fand, daß es meine Freundschaftspflicht sei, Dir nicht durch irgend etwas die Schwierigkeiten zu vergrößern, die Dir, in einer grausamen Verkettung von Umständen, durch unsere alte, hundertfach bewährte Freundschaft erwachsen waren. Auch heute noch hätte ich Dir nicht geschrieben, wenn mir nicht der Zufall eine Zeitungsnotiz in die Hand gespielt haben würde, wonach Du in den nächsten Tagen mit Deinem Bruder Alfred in Bern vereint sein würdest. Es packte mich eine heiße Sehnsucht, wie in alter Zeit in Eurer lieben Mitte sein zu können! Und da ich Alfred längst schreiben wollte, entstand nun auch dieser Brief an Dich, der keinen besonderen Zweck zu erfüllen hat. Immerhin soll er Dir einiges sagen, was mich Deinetwegen beschäftigt. Mein Schicksal will ich versuchen mit Schweigen zu übergehen. Du hast so viel, mein Glück, mein Empfinden und Denken — meine Mutter, meine Kinder, Augusta — gekannt, um genau zu wissen, wie nun dieses mein Schicksal ist. Und ich meine, Du bist nicht der Mensch, der vergessen könnte, was uns verbindet. Ich lese als einzige Zeitung den ‚Tag'. Bei meinem bis zur Übelkeit gesteigerten Widerwillen gegen Politik wählte ich dieses unpolitische Blatt, um ungefähr zu wissen, wie es in der Welt aussieht. Und zwischen den Zeilen zu lesen haben wir ja beide gelernt. Darum habe ich auch Deinen Wegen genau folgen können. Deinen Rücktritt betrachte ich als ein nationales Unglück, und ich habe das Gefühl, nun auf einem Schiff zu fahren, auf dem der Kapitän ein Schauspieler, der erste Steuermann ein Alpinist ist. Der Kapitän glaubt überdies, daß es le moment venu sei, um durch eine ‚kolossale' Fahrt

einen neuen ‚Rekord' zu schaffen, nachdem sein erster Rekord in die Brüche ging. Es ist der Augenblick eingetreten, den wir beide oft kommen sahen, nicht ohne Schaudern. Dir gönne ich die Freiheit von Herzen, Du wirst ja nun auch besser verstehen können, wie jemand zumute sein muß, dem auch diese ersehnte Freiheit in Trümmer geschlagen wurde. Übrigens wird der Kapitän Dich nicht zurückrufen, wenn er nicht muß. Das könnte allerdings wohl einmal eintreten. Ein gewisser Max Fürstenberg trägt wesentlich die Schuld an der Wendung der Dinge, soweit sie Dich betreffen. Ich habe darüber sichere Kunde aus seinem früheren und jetzigen engeren Vaterland. Wohl haben die Konservativen große Dummheiten gemacht — aber der Schwerpunkt liegt doch woanders, und diejenigen haben das Hornsignal gegeben, die im ersten Garderegiment die Muttermilch tranken. Im übrigen kann ich Dir nicht ersparen, auch Dir einen Vorwurf zu machen: So wie Holstein mir mein Grab schaufelte, weil ich ihn zu wenig fürchtete (und wie oft denke ich an Deine Warnungen!) — so hat er Dir, wenn auch unabsichtlich, die Lokomotive zur Abreise geheizt, indem Du ihn zu sehr gefürchtet hast. Auch erlaube ich mir die Bemerkung, daß es mich von einem so gründlichen Kenner der Deutschen gewundert hat, mit dem so vernünftigen Gedanken des Blocks zu operieren. Werden die Deutschen dafür jemals reif werden? Wie unausgesetzt man in Briefen über Briefen versucht hat, mich zu überzeugen, daß Du der Urheber alles meines und der Meinen Unglücks seist, kannst Du Dir ja denken. Es ist vielen Menschen geradezu ein Greuel, feste und unwandelbare Treue zu sehen, die sich durch nichts beirren läßt. Es nutzte durchaus nicht meine Versicherung, daß Du der letzte seist, der auf sein Gewissen die Schuld laden könnte, gerade mich und die Meinen zu verraten. Ich hatte nur in einer Richtung einen schweren Stand (weil ich selbst es niemals verstanden habe), daß die offiziöse — und auch die offizielle — Presse nicht für einen der ersten Beamten des Reichs eingetreten ist und den Kampf mit der Skandalpresse aufgenommen und durchgefochten hat. Denn es hatte sich doch von Anfang an zu einer Machtfrage zugespitzt: Presse oder Regierung. Und die Presse siegte. Auch in den Novembertagen. Niemals wird die Regierung dieses einmal verlorene Terrain wiedergewinnen. Einhundertundfünfundvierzig Anschuldigungen gegen mich hat Harden schön gedruckt dem Gericht zugesendet. Zwei von den hundertfünfundvierzig, die sich alle als Lüge offenbar enthüllten, sollten mir den Hals brechen — zwei elende Lügen von den hundertfünfundvierzig andern, die in Neid und Gift meine eigenen Standesgenossen erfanden und zu Herrn Harden trugen!! — Jetzt bin ich zu Tod krank und vermag kaum noch zu hoffen, den Prozeß durchzuführen, der mir mit absoluter Sicherheit Freisprechung bringen muß. Aber angesichts der Tatsache des Verhältnisses

145 zu 2 war doch wohl die offiziöse Presse durchaus in der Lage, sofort den Kampf aufzunehmen. Aber ich habe oft an Deine Mahnung denken müssen, daß ich einer der gehaßtesten Menschen in Deutschland sei. Nun, meine Freunde wissen, ob ich das verdient habe! Ich spreche nicht von den ungeheuerlichen Dummheiten, die von Anbeginn an die Generals-Kamarilla anrichtete und die auch Dir schließlich die Hände gebunden haben. Glaubst Du wohl, daß unter Albedyll und dem alten Herrn solche Dinge möglich gewesen wären? Scheußliche Mischung von Haß, Feigheit, Neid und Kurzsichtigkeit. Doch genug davon! Ich will Dir nur sagen, daß ich Dich in Gedanken nach der Villa Malta begleite, das Glücksgefühl Deiner lieben, gütigen Frau im Geiste vor mir sehe. Möchte Euch nichts den Genuß trüben und die gütige Donna Laura Euch frisch und gesund in ihrem seligen Empfinden umarmen! Wie wird Deine liebe Frau im Herrichten der Villa Malta schwelgen, und wie schön wird es werden. Vermagst Du es über Dich, so schreibe mir einmal von Rom aus Euerm Leben. Ich bin ein toter Mann. Doch besucht man ja um des Toten willen bisweilen einen Kirchhof. Es kostete mich dieser lange Brief viel Nerven und körperliche Qual. Aber es tat mir wohl, nach langer Zeit mit Dir in alter Art zu sprechen. Nun ist es genug."

Als ich diesen Brief las, der zwischen Sophismen und einigen Unwahrheiten auch echte und schöne Gefühle und kluge Gedanken zum Ausdruck brachte und der in mir von neuem inniges Mitleid für den alten Freund erweckte, dem die Götter neben gefährlichen Neigungen auch reiche Gaben, einen ungewöhnlichen Charme, edle Eigenschaften in die Wiege gelegt hatten, drängte sich mir wieder die Frage auf, die zwei Jahre vorher, während der seinerzeit von mir erwähnten unerquicklichen Prozesse, an mein Gewissen gepocht hatte: Hat der Staat die Pflicht, hat er auch nur das Recht, anormalen Trieben das Brandmal der Infamie aufzudrücken? Als in mir in jener Zeit eine von vielen Intellektuellen unterschriebene Adresse zuging, die für die Aufhebung des § 175 plädierte, frug ich Renvers, wie sich nach seiner Meinung der Staat zu diesem Problem zu stellen habe. Er antwortete mir: „Als Arzt muß ich Ihnen sagen, daß, rein wissenschaftlich betrachtet, der anormale Trieb ebenso berechtigt ist wie der normale. Ich brauche Sie auch nicht daran zu erinnern, daß die Antike die Schwärmerei des Kaisers Hadrian für den schönen und melancholischen Antinous ebenso in der Ordnung fand wie die Leidenschaft des Marcus Antonius für die bezaubernde Kleopatra. Aber als Staatsbürger protestiere ich gegen die Gleichstellung. Wenn das Gesetz die Perversität nicht mehr brandmarkt, wird die sittliche Gesundheit des Volkes wie die physische gefährdet." Diese Antwort bestärkte mich in dem Entschluß, die auf Aufhebung des § 175 gerichteten Wünsche und Bestrebungen abzulehnen. Wozu freilich mein

intensiver, innerlicher Widerwille gegen alles Widernatürliche beigetragen haben mag.

Ich antwortete Eulenburg: „Lieber Phili, Dein in Bern erhaltener Brief hat mich sehr bewegt. Aufrichtig und groß ist die Verehrung, die ich für Deine teure Mutter und Deine liebe und treffliche Frau empfinde. Herzlichen Anteil nehme ich an dem Ergehen Deiner guten Kinder. Während langer Jahre waren wir in treuer Freundschaft verbunden. Wie könnte ich ohne Mitgefühl sein für Deine Leiden! Was möglich war innerhalb der Grenzen, die mir die Pflicht meines Amtes zog, habe ich getan, um die tieftraurigen Vorgänge zu verhindern, die mir auch menschlich zu Herzen gingen. Ich habe getan, was ich vermochte, um Deine Lage zu mildern. Ich hoffe von Herzen, daß die Liebe der Deinen Dich tröste und der Gedanke Dich stärke, wie die göttliche Güte und das göttliche Erbarmen größer sind als alles Elend auf dieser armen Erde. Ich habe ein schweres Jahr hinter mir. Von Kindheit an in den Sielen und während zwölf Jahren in ununterbrochener Anspannung, bedarf ich jetzt des Ausruhens und der Erholung. Ich habe als Aufenthaltsort Rom gewählt, weil die großen historischen Perspektiven dieser Stadt zu philosophischer Betrachtung leiten und die geschichtlichen Studien begünstigen, die mich immer angezogen haben. In Rom ist alles große Vergangenheit, und deshalb entrückt diese Stadt der Gegenwart. Ich lese viel. Ich habe im Sommer die sechs Bände von Gorce: Histoire du second Empire, gelesen und bin jetzt an das noch dickleibigere Werk von Gregorovius über die Geschichte Roms im Mittelalter gegangen. Ich lese auch wieder die Alten: Virgil, Sallust, vor allem Tacitus und Homer. Ich habe die Klassiker immer besonders geliebt, und hier, an ihrer Wiege, werden sie mir noch lebendiger. Goethe sagte einmal, erst am Mittelmeer habe er Odyssee und Ilias verstanden. Das kann ich ihm nachfühlen. — Meine Schwiegermutter ist schon achtzig Jahre alt. In ihrem hohen Alter ist sie dankbar, für die ihr noch vergönnte kurze Lebensspanne ihre Tochter in ihrer Nähe zu haben. Meine Frau ist müde von dem zwölfjährigen, unruhigen und aufreibenden Treiben, das von einer (sogenannten) hohen Stellung in der Reichshauptstadt nun einmal unzertrennlich ist. Sie will hier gar nicht weltlich leben. Sie sucht die Freude wie den Trost unserer irdischen Tage im Unpersönlichen, in Musik und Gärtnerei. Das Wiedersehen mit Alfred und den Seinigen war sehr rührend. Die große Trauer, die durch den Tod des Bräutigams ihrer ältesten Tochter über sie kam, ist noch nicht von ihnen gewichen. Gott schütze die Deinigen und gebe Dir Frieden. Dein Bernhard B.“

Nachdem sich Philipp Eulenburg während der vielen Jahre, die zwischen der Unterbrechung des wegen Meineids gegen ihn angestrengten Verfahrens und seinem Tode liegen, nicht dazu hatte aufraffen können, die Wieder-

aufnahme seines Prozesses zu beantragen, obschon er während dieser langen Zeit in seinem Schlosse Liebenberg viele Besucher bei sich sah, die ihn in leidlichem Wohlsein und meist auch in leidlicher Stimmung fanden, ist es begreiflich, daß er weiten Kreisen für schuldig gilt. Mir persönlich sind erst allmählich Zweifel an Eulenburgs Unschuld aufgestiegen, Zweifel, die leider durch den Ausgang seines Prozesses bestätigt werden sollten.

Zur Erläuterung des Eulenburgschen Briefes möchte ich hinzufügen, daß Eulenburg mit dem ersten Steuermann, der ein „Alpinist" sei, den Staatssekretär des Äußern Herrn von Schön meinte, der sich in Berchtesgaden den kaiserlichen Prinzen als Bergführer nützlich gemacht hatte. Es ist dies übrigens der einzige Satz, den Haller (Aus dem Leben des Fürsten Philipp zu Eulenburg-Hertefeld, Seite 367) aus diesem langen Brief erwähnt hat, über den er im übrigen hinweggeht, wohl weil die Note der Dankbarkeit, auf die der Brief gestellt ist, sich schwer mit der einseitigen Gesamtdarstellung Hallers hätte vereinigen lassen. Fürst Max Fürstenberg, der Schloßherr von Donaueschingen, der Philipp Eulenburg in dessen Stellung als politischer Vertrauter Seiner Majestät abgelöst hatte, mag allerdings gegen mich gehetzt haben, weil er mich gegenüber den oft übertriebenen Wünschen und Ansprüchen seines österreichischen Vaterlandes nicht empressiert genug fand. Unter der „Generals-Kamarilla" verstand Eulenburg die Generäle Hülsen-Häseler, Kessel und Plessen, die in Phili wegen seiner spiritistischen Neigungen und seines Hangs zur Intrige allerdings einen Schädling sahen und darauf gedrängt hatten, daß er sich von dem Verdacht perverser Verirrungen durch einen Prozeß gegen Maximilian Harden reinigen solle. Mit den „neidischen Standesgenossen" sind zwei Jugendfreunde Eulenburgs gemeint, der Fürst Richard Dohna und der Graf Bolko Hochberg, die, wie ich früher erwähnen mußte, im Laufe der von Phili gegen den Hofrat Pierson angezettelten Intrige seine Gegner geworden waren. Bei diesem Rückblick auf die Ängste und Prüfungen des armen Phili drängt sich die Ähnlichkeit auf, die nach Veranlagung wie nach Lebensschicksal zwischen ihm und Oscar Wilde besteht. Nur daß der Poet die harte Strafe verbüßen mußte, welcher der Fürst entging. Dafür ist als Dichter der Engländer dem Deutschen überlegen. „The picture of Dorian Gray" und „Salome", „De profundis" und „Die Ballade vom Zuchthaus zu Reading" stehen künstlerisch höher als die „Skaldengesänge" und die „Rosenlieder".

IV. KAPITEL

Charakterstudien anläßlich des Rücktritts • Tschirschky • Schön • Kiderlen • Radowitz • Jagow • Monts • Flotow • Walter Rathenau, sein Verhältnis zum Kaiser und zur Republik

Tschirschky, Schön, Kiderlen

Ich hatte während der Krankheit des edlen Kaisers Friedrich wie nach dem Sturz des großen Fürsten Bismarck zu tiefe Einblicke in die Gesinnungslosigkeit und Erbärmlichkeit der Menschen und vor allem der sogenannten Weltmenschen gewonnen, um mich zu wundern oder gar zu betrüben, daß bei manchen meiner Verehrer auf ihre früher mit Schwung und Lust für mich zur Schau getragene Bewunderung mein Rücktritt sehr abkühlend wirkte. Tschirschky, der, als ich ihn zum Gesandten befördert hatte, seiner „tiefen Dankbarkeit" für mein „gnädiges Wohlwollen" emphatischen Ausdruck gegeben und mich seiner „unwandelbaren" Anhänglichkeit seitdem bei jeder Gelegenheit schriftlich und mündlich versichert hatte, benutzte den Besuch, den Kaiser Wilhelm II. im Mai 1909 in Wien abstattete, um Seiner Majestät zu sagen, wie „unsäglich" er während des Novembersturms um seinen kaiserlichen Herrn gelitten hätte. Der Kaiser, der, wie ich noch einmal hervorheben möchte, einen naiven Zug besaß, der mich immer wieder mit ihm aussöhnte, erzählte mir selbst sehr gerührt diesen Beweis „felsenfester" Treue seines Wiener Botschafters, dem er zum Dank sein Bild in kostbarem Rahmen und mit einer schmeichelhaften Widmung verlieh, von dem ich aber nie wieder ein Lebenszeichen erhalten habe.

Ich erwähnte schon, daß, als der Novembersturm einsetzte und gleichzeitig die bosnische Krise sich zuspitzte, der Staatssekretär von Schön sich ins Bett legte. Als der Sturm vorüber war und ich auch die bosnische Krisis überwunden hatte, tauchte Schön wieder auf. Er hatte mich einst seiner „ehrerbietigsten, wärmsten Erkenntlichkeit" versichert und hinzugefügt, er werde „alle seine Kraft" daransetzen, sich solchen Wohlwollens würdig zu erweisen, wohl wissend, wieviel er meiner Fürsprache, meinem gütigen Interesse verdanke. Jetzt erzählte „le Baron de Schoen" dem Kaiser von seinen, in Wirklichkeit gar nicht vorhandenen, persönlichen Verdiensten um die Beilegung der bosnischen Schwierigkeit und hielt gegenüber Seiner Majestät nicht zurück mit scharfer Kritik meiner, gegenüber

Volk und Parlament zu nachgiebigen, gegenüber der erhabenen Person Seiner Majestät viel, viel zu strengen Haltung im November 1908, die ihn so empört habe, daß er einen schweren Herzkrampf erlitten hätte. Seine belgisch-pariserische Gattin schrieb nach Paris und Brüssel, daß ich un homme fini wäre, und erklärte in den Berliner Diplomatensalons, daß sie und ihr Mann als „treue Kaiserlike" mit mir nichts mehr zu tun haben wollten.

Kiderlen schrieb mir nach meinem Rücktritt: „Durchlauchtigster Fürst, nachdem die Tage der Aufregung und Kämpfe und die nicht minder ermüdenden Tage zahlloser ehrenvoller Sympathiekundgebungen vorüber sind, wollen es Eure Durchlaucht einem bescheidenen, aber treuen Anhänger gestatten, Ihnen direkt noch einmal die Gefühle treuer und sich gleich bleibender Verehrung auszusprechen, die durch äußere Vorgänge keinen Wandel erfahren können. Als Deutscher und ganz besonders als langjähriger Beamter des auswärtigen Dienstes kann ich das Ausscheiden Eurer Durchlaucht aus Ihrem bisherigen erfolgreichen Wirkungskreise nur auf das tiefste beklagen. Dies bedarf einer besonderen Ausführung nicht. Ich habe aber auch genügenden Einblick in die schwere und verantwortungsvolle Tätigkeit Eurer Durchlaucht gehabt, um es Ihnen nachfühlen zu können, daß Sie jetzt ein gewisses Gefühl der Befriedigung überkommt, wenn Sie in Ruhe und ohne die täglichen Sorgen auf das Erreichte und Geschaffene zurückblicken können. Eure Durchlaucht werden es aber verstehen, wenn ich dabei den Wunsch ausspreche, daß Eure Durchlaucht auch fernerhin mit der inneren und ganz besonders mit der äußeren Politik unseres Vaterlandes eng verknüpft bleiben werden und Kaiser und Reich nie Ihres erfahrenen Rates entbehren mögen. Wenn ich aber heute an Eure Durchlaucht schreibe, so geschieht es vor allem, um Ihnen, verehrter Fürst, und der verehrten Fürstin meinen innigen und aufrichtigen Dank für die stets so liebenswürdige, unvergeßliche Aufnahme in Ihrem Hause auszusprechen und ebenso dem Dank und der Verehrung Ausdruck zu geben, die ich stets dem wohlwollenden Vorgesetzten bewahren werde. Ich werde ganz besonders mit lebhaftem Dank stets des letzten Winters gedenken, während dessen es mir vergönnt war, längere Zeit direkt unter Eurer Durchlaucht zu arbeiten. Ich hoffe, daß Eure Durchlaucht einen Teil des Sommers oder Winters in Berlin zubringen werden und ich dann auf Urlaub Gelegenheit haben werde, Eure Durchlaucht und die Fürstin auch mündlich meiner unwandelbaren Gefühle zu versichern. Vorläufig bitte ich, auf diesem Wege den Ausdruck meiner treu-dankbaren Anhänglichkeit entgegenzunehmen. Meine besten und herzlichsten Wünsche für Ihr Wohlergehen begleiten Sie beide. Indem ich bitte, mich der Frau Fürstin zu Füßen zu legen, verbleibe ich mit dem Ausdruck alter anhänglicher Verehrung stets Eurer Durch-

laucht treuer und gehorsamster Kiderlen." Auch die alte, innige und unwandelbare Anhänglichkeit und Verehrung des treu gehorsamsten Kiderlen hielt nicht allzu lange vor. Aus seinen nach seinem Ableben publizierten Briefen an Frau Kypke war zu ersehen, wie er sich von mir ab- und gegen mich wandte, als es ihm sicher schien, daß ich an Allerhöchster Stelle ganz und endgültig in Ungnade gefallen sei. Ich möchte ausdrücklich betonen, daß solches Abrücken von gestürzten Größen nicht etwa nur mir widerfuhr. Welche Erfahrungen mußte in dieser Beziehung Fürst Bismarck machen! Er sei, hat der größte aller Kanzler in seinen Briefen und noch mehr in seinen mündlichen Äußerungen geklagt, nach seinem Rücktritt von vielen seiner früheren Freunde, Anhänger und namentlich Untergebenen „wie ein Pestkranker" gemieden worden. Um seinem ältesten Sohn, dem einst umschmeichelten Staatssekretär Graf Herbert, nicht Unter den Linden zu begegnen, hätte „mancher Lumpenhund" einen weiten Umweg gemacht. In Frankreich wurde in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts unter dem Titel „Dictionnaire des Girouettes" (Wörterbuch der Wetterfahnen) ein Lexikon veröffentlicht, das alle diejenigen Männer des öffentlichen Lebens aufführte, die seit 1788 ihre Ansichten, Überzeugungen und dementsprechend ihre Beziehungen und Freundschaften gewechselt hatten. Es war ein stattlicher Band.

Ich konnte aber auch unter meinen Untergebenen auf erfreuliche Ausnahmen blicken. Der Botschafter von Radowitz, der mir einst ein strenger Vorgesetzter, dann ein folgsamer und eifriger Untergebener gewesen war, wahrte den Anstand und telegraphierte mir: „Eure Durchlaucht wollen mir gestatten, den Ausdruck aufrichtiger Verehrung und größter Dankbarkeit für mir stets bewiesenes Wohlwollen darzubringen. Wir senden innigste Wünsche für Eurer Durchlaucht und der Frau Fürstin ferneres Wohlergehen."

Wer aus einem Amte scheidet, das wie das des Reichskanzlers seinem Träger das dienstliche Wohl und Wehe, die Hoffnungen und Zukunft der nach- und untergeordneten Beamten in die Hand gibt, erlebt natürlich allerlei Unerfreuliches. Das war, wie gesagt, zu allen Zeiten und in allen Ländern so. Es ist kein Grund zur Verwunderung, noch weniger zu moralischer Entrüstung, daß der Träger eines solchen Amtes mehr von Streberei umwedelt als von Treue umgeben ist. Homines sumus. Einige der Herren aber, die der Dienst mir nähergebracht hatte, haben das normale Maß von Undankbarkeit, das bei derartigen Anlässen oft zu beobachten ist, erheblich überschritten. Ihre Fälle sind nicht typisch, aber lehrreich.

Gottlieb von Jagow

An erster Stelle steht hier Gottlieb Jagow. Während meiner Botschafterzeit, es muß 1895 gewesen sein, erhielt ich einen Brief von einem alten und braven Regimentskameraden, Hermann Jagow, der damals schon

längst den Husarensäbel mit der Pflugschar vertauscht hatte. Er schrieb mir, er habe einen jüngeren Bruder mit schwacher Gesundheit und noch schwächerem Geldbeutel, der aber nichtsdestoweniger von dem brennenden Wunsch erfüllt wäre, Diplomat zu werden. Ob er mir als Attaché genehm sein würde? Rom mit seinem guten Klima und seinen nicht allzu teueren Lebensbedingungen wäre für Gottlieb, so hieß der Anwärter, das Ideal seiner Wünsche und Träume. Ich verwandte mich beim Auswärtigen Amt für den jungen Mann mit der Erklärung, daß ich ihn gern nehmen würde. Er meldete sich bald darauf im Palazzo Caffarelli, wurde auf das freundlichste aufgenommen und während zwei Jahren als Kind im Hause behandelt. Ich würde die Apostrophe des Friedländers an Max Piccolomini zitieren: „Sieh, als man dich im Pragschen Winterlager ins Zelt mir brachte, einen zarten Knaben", wenn nicht der Abstand gar zu groß wäre zwischen Gottlieb Jagows Statur und dem ritterlichen Reiteroberst, der, mit hochgeschwungenem Säbel, mit wehendem Helmbusch und im langen Haar bei Neustadt in das schwedische Feldlager einbrach, den Tod suchend. Ich hielt auch als Staatssekretär und als Reichskanzler weiter meine Hand über Jagow, ich verwandte ihn nur an ihm erwünschten, billigen und gesunden Posten: in Hamburg, in München, vor allem immer wieder als Dritten, Zweiten und Ersten Sekretär in Rom.

1906, nach meinem Ohnmachtsanfall im Reichstag, wurde Jagow in das Auswärtige Amt einberufen, weil man meinem kleinen Protégé dort auf den Zahn fühlen wollte. Nach meiner Genesung erschien er bei mir, um mir zu sagen, daß seine zarte Gesundheit die sitzende Lebensweise und die starke Arbeit in der Politischen Abteilung des Auswärtigen Amtes nicht vertrüge, er es auch gar zu gern bis zum Gesandten bringen möchte. Ich verschaffte ihm den angenehmen und bequemen Posten eines deutschen Gesandten in Luxemburg, von wo er oft nach Brüssel fuhr, um sich durch den dortigen deutschen Gesandten am belgischen Hofe, den Grafen Wallwitz, und dessen Frau, meine Stieftochter, mir in empfehlende Erinnerung zu bringen. Als nun Monts Rom verließ, weil er selbst fühlte, daß er sich dort bei Italienern und Deutschen gleich unmöglich gemacht hatte, schlug ich dem Kaiser Jagow als Nachfolger vor. Ich habe schon einige Dummheiten gebeichtet, die ich gerade in Personalien begangen habe. Die Beförderung von Jagow zum Botschafter in Rom war eine meiner Dummheiten. „Was, diesen Knirps wollen Sie als Botschafter in die Welt schicken?" meinte erstaunt Wilhelm II., als ich ihm meinen Vorschlag unterbreitete. Zu meiner Entschuldigung möchte ich sagen, daß Jagow durch langen Aufenthalt in Rom das dortige Terrain kannte, daß unsere Beziehungen zu Italien damals, 1909, sehr gut waren und daß für Monts, der durch sein taktloses Gebaren viel Anstoß

erregt hatte, ein Nachfolger mit stillem und bescheidenem Auftreten wie Gottlieb Jagow adaptiert erschien. Als letzterer seine Bestimmung erfuhr, den ungeheuren Sprung von Luxemburg in den Palazzo Caffarelli, schwamm er in Seligkeit. Ich hatte ihm die frohe Botschaft vor einem kleinen Diner bei uns mitgeteilt. Nach Tisch näherte er sich mir in meiner Bibliothek. Er begann mit stockender Stimme: „Durchlaucht, ich bin kein Redner!", eine Behauptung, die unzweifelhaft richtig war, wie sich herausstellte, als er vier Jahre später, 1913, unter Bethmann Staatssekretär des Äußern wurde. 1909 fuhr Jagow fort: „Aber das möchte ich Eurer Durchlaucht sagen, meine Dankbarkeit, meine Treue und, wenn ich es sagen darf, meine Liebe zu Eurer Durchlaucht werden nur mit meinem letzten Atemzuge aufhören." Ich erwiderte ihm: „Sie kennen die römischen Verhältnisse aus langjährigem Aufenthalt. Ich denke, Sie werden Ihre Sache gut machen und, was Monts verpfuscht hat, wieder ins Lot bringen. Was das übrige angeht, so tragen Sie einen guten Namen, und ich hoffe, Sie werden sich dementsprechend benehmen." Ach, auch diese Hoffnung trog! Damals schrieb Jagow an meine Frau: „Hochverehrte Frau Fürstin! Heute erhielt ich den Erlaß, der meine definitive Ernennung enthält. An einem Höhepunkt des Lebens zu stehen, ist ein schöner Augenblick, den Freude und Dankbarkeit erfüllt, und es drängt mich, Ihnen zu sagen, wie glücklich und wie dankbar ich bin. Darf ich Sie bitten, meinen Gefühlen aufrichtiger Dankbarkeit auch dem Fürsten gegenüber Ausdruck zu geben. Ich möchte ihn bei seiner schon allzu besetzten Zeit nicht noch mit einem Brief belästigen. Dieser dornenvolle Winter hat wirklich schon fast übermenschliche Anforderungen an seine Kräfte und Nerven gestellt. Hoffentlich gelingt es mir, sein Vertrauen einigermaßen zu rechtfertigen. Donna Laura scheint es ja nach allen Briefen, gottlob, ausgezeichnet zu gehen. Trotz ihrer achtzig Jahre hat sie sich die Herzensfrische und Geistesfrische einer Zwanzigjährigen bewahrt. Ich freue mich so, sie wiederzusehen, und werde sie hegen und pflegen, soweit dies in meinen Kräften steht. Von Flotow erhalte ich aus Italien zu meiner Freude bessere Nachrichten. Seine Briefe aus Berlin waren so furchtbar deprimiert und hoffnungslos. Der Luftwechsel scheint ihm sehr gutgetan zu haben. In treuester und dankbarster Verehrung bleibe ich stets Eurer Durchlaucht gehorsamster Jagow."

Nach meinem Abgang richtete der inzwischen nach Rom übergesiedelte Jagow von dort am 14. Juli 1909 den nachstehenden Brief an meine Frau: „Hochverehrte Frau Fürstin! Vielleicht sollte ich jetzt, wo die Entscheidung gefallen, Ihnen gratulieren, daß Sie der Berliner Tretmühle entronnen sind; aber ein für das Vaterland so folgenschweres Ereignis, wie es der Rücktritt des Kanzlers von der Leitung unserer Politik ist, bewegt mich

zu tief, erfüllt mich zu sehr mit Gefühlen der Wehmut und Sorge. Abgesehen von dem persönlichen Bedauern, mit dem ich den Verlust eines verehrten Vorgesetzten beklage, stellt sich dem Patriotismus die Frage: Wie wird das Staatsschiff die führende Hand des bewährten Steuermanns entbehren können? Und Sie selbst werden das alte Haus in der Wilhelmstraße, in dem Sie sich ein so schönes Heim geschaffen, schließlich auch nicht ohne Wehmut verlassen. Die langen Jahre, die Sie es bewohnten, haben neben vielfacher Last Ihnen doch auch manche Freude und reiche Erfolge gebracht, und es knüpft sich daran die Erinnerung so vieler schöner, harmonischer Stunden, die Sie sich und anderen zu bereiten wußten. Ich selbst habe so oft an dem Genuß, in Ihrem Kreise zu weilen, teilnehmen dürfen, daß ich Ihnen dafür, wie für alle Güte, die Sie mir erwiesen haben, heute nochmals meinen innigsten Dank sagen muß! Auch möchte ich Sie bitten, dem Fürsten mit dem aufrichtigsten Bedauern über den Verlust, den wir erleiden, den Ausdruck meiner treuesten und tiefgefühlten Dankbarkeit für das reiche Maß von Wohlwollen zu übermitteln, das er mir stets hat zuteil werden lassen von dem Augenblick an, da ich vor vierzehn Jahren hier als Attaché eintrat, bis heute, wo ich, geführt von seiner gütigen Hand, mich auf diesem schönen Posten befinde. Ich werde diese Dankesschuld nie vergessen! Ein kleiner Trost ist die frohe Aussicht, Sie nun im Winter in der Ewigen Stadt begrüßen zu können! Ganz Rom freut sich mit mir darauf. Mit dem Ausdruck meiner treuen und dankbaren Verehrung für Sie und den Fürsten bleibe ich, gnädigste Frau Fürstin, stets Eurer Durchlaucht gehorsamster Jagow."

Ich muß leider feststellen, daß diese Versicherungen treuester und tiefgefühlter Dankbarkeit, denen Gottlieb Jagow so gefühlvollen Ausdruck gab, nicht standhielten, als sie im Winter 1914/1915 auf die Probe gestellt wurden. Jagow hatte sich willig von meiner gütigen Hand aus bescheidenen Niederungen auf die Höhe der großen Stellung eines Botschafters führen lassen. Dort angelangt, verleugnete er in entscheidender Stunde die Dankesschuld, die er früher gern betonte. Ich bedaure das nicht für mich, der ich persönlich Trost in dem erleichternden Gefühl gründlicher Mißachtung zu finden gelernt habe, wohl aber für das Vaterland, dem, wie ich später darlegen werde, das Verhalten des Staatssekretärs von Jagow gegen mich schweren Schaden gebracht hat.

Johannes von Flotow

Jagow hatte einen gleichaltrigen Freund, Johannes von Flotow. Arcades ambo. Sie hatten zusammen die Ritterakademie in Brandenburg an der Havel besucht. Beide hatten dann feudalen Korps angehört, Jagow den Bonner Borussen, Flotow den Saxoborussen in Heidelberg. Sie waren gleichzeitig in den diplomatischen Dienst eingetreten. Sie glichen sich auch in Kränklichkeit und ständiger Sorge um die eigene Gesundheit. Sie hatten

beide etwas Stilles und Scheues, waren aber innerlich Streber in des Wortes verwegenster Bedeutung. In der schwärmerischen Liebe, die sie verband, glichen sie den herrlichen Jünglingen der Aeneis, Nisus und Euryalus, denen Virgil ein unvergängliches Denkmal gesetzt hat:

Fortunati ambo. Si quid mea carmina possunt
Nulla dies unquam memori vos eximet alvo,
Dum domus Aeneae Capitoli immobile saxum
Accolet, imperiumque pater Romanus habebit.

Freilich waren Jagow und Flotow lange nicht so schön wie die Helden der Aeneis. Sie hatten beide, als sie sich, spät, als angehende Fünfziger, unter Hymens sanftes Joch beugten, gleichaltrige Wahlen getroffen. Jagow führte eine einundvierzigjährige Jungfrau, Flotow eine neunundvierzigjährige Witwe zum Altar. Als mein Personaldezernent hatte Flotow während der letzten Monate meiner Amtszeit meine Geduld und meine allerseits anerkannte, bisweilen mir sogar vorgeworfene Höflichkeit auf eine schwere Probe gestellt, weil er durchaus vor meinem Rücktritt noch rasch einen Gesandtenposten erhaschen wollte. Zu diesem Zweck suchte er bald diesen, bald jenen Gesandten aus seinem Nest zu verscheuchen, um sich selbst hineinzusetzen. Er hatte sein Auge zunächst auf München geworfen, wo damals als Gesandter Karl von Schlözer wirkte, ein Neffe des ausgezeichneten langjährigen Gesandten in Washington und beim Vatikan Kurd von Schlözer, bekannt durch seine wertvollen historischen Abhandlungen über die Beziehungen zwischen Friedrich dem Großen und Katharina II. und über die Geschichte der deutschen Ostseeländer, noch bekannter durch seine reizenden römischen Briefe, vor allem allgemein geachtet wegen seiner unerschütterlichen Treue für Bismarck, dem er einst in St. Petersburg ein unbequemer Untergebener, später ein tüchtiges diplomatisches Werkzeug war und dem er nach dessen Sturz die Treue hielt. Sein Neffe, Karl von Schlözer, hat auch ein hübsches Buch geschrieben, die Humoreske „Aus Dur und Moll". Er war, wie sein Onkel, sehr witzig. Als er sich in Kairo mit einer liebenswürdigen Rheinländerin verlobte, zeigte er mir dies mit den Worten an: „Auch ich habe meine Schlacht an den Pyramiden gewonnen." Als ich zurücktrat, dankte er mir ganz besonders, daß ich ihn vor „giftigen Floh-tow-stichen" geschützt hätte. Als Flotow sah, daß München nicht für ihn zu erlangen war, wandte er seine Blicke nach Karlsruhe, der badischen Residenz, weniger glänzend als München, aber auch ein behaglicher Posten. Das führte zu einer Szene, die fast etwas Lustspielartiges hatte. Der preußische Gesandte in Karlsruhe, Herr von Eisendecher, der dort seit einem Vierteljahrhundert tätig war, fühlte, als er seine silberne Hochzeit mit der badischen Hauptstadt feierte,

in seiner Gewissenhaftigkeit das Bedürfnis, im Auswärtigen Amt anzufragen, ob man dort damit einverstanden sei, daß er noch länger Seine Majestät den König von Preußen beim badischen Hofe vertrete. Er glaube übrigens versichern zu können, daß den badischen Herrschaften, und insbesondere der Frau Großherzogin Luise, sein Bleiben erwünscht sein würde. Als dieser Brief bei Flotow, dem Personaldezernenten, eintraf, meldete er mir, daß der Gesandte in Karlsruhe seinen Abschied erbeten hätte. Er, Flotow, würde unaussprechlich glücklich sein, wenn er diesen Posten erhalten könnte, dessen Klima, eine Mischung von Höhenluft und der milden Wärme der Rheinebene, gerade für seine zarte Gesundheit zuträglich wäre. Ich erwiderte, daß, wenn zu meinem Bedauern Eisendecher wirklich zurücktreten wolle, ich mir vorerst die Frage der Nachfolge reiflich überlegen müsse. Bald nachher traf Eisendecher in Privatangelegenheiten in Berlin ein. Er wurde bei uns zu Tisch eingeladen, ich konnte aber nicht erscheinen, da ich einen starken Grippeanfall hatte und von dem guten Renvers ins Bett gesteckt worden war, um durch eine Schwitzkur möglichst rasch wieder sprechfähig für den Reichstag zu werden. Als Eisendecher und seine Gattin im Reichskanzlerpalais erschienen, fiel ihre traurige Miene meiner Frau auf. Wie sich bald herausstellte, war die Betrübnis darauf zurückzuführen, daß Eisendecher von dem Personaldezernenten Flotow die telegraphische Benachrichtigung erhalten hatte, sein Abschiedsgesuch wäre eingetroffen und in den Geschäftsgang geleitet worden. Als nun meine Frau sogleich zu mir kam, um mich über diesen Sachverhalt aufzuklären, ließ ich Eisendecher durch sie sagen, ich dächte nicht daran, seine Abberufung bei Seiner Majestät zu beantragen, sondern freute mich, daß er seine nützliche Wirksamkeit in Karlsruhe fortsetzen wolle. Meine Frau teilte dies dem würdigen Herrn mit, zu dessen lebhafter Freude, aber zur großen Enttäuschung des gleichfalls zu Tisch geladenen Flotow, der ihr mit giftigem Ausdruck zuflüsterte: „Das ist ein Todesstoß für mich." Er machte in der kurzen Zeit, die ihm bis zu meinem endgültigen Rücktritt blieb, noch einige krampfhafte Versuche, erst Kopenhagen, dann sogar das bescheidene Oldenburg frei zu machen. Als auch das mißlang, verließ er Berlin.

Als ich wenige Tage vor meinem Abschied von Berlin ihn zu mir bitten ließ, um noch einige dienstliche Angelegenheiten zu regeln, wurde mir die Antwort, welche die Königin Elisabeth bei Schiller erhält, als sie dem Grafen Kent den Befehl erteilt: „Graf Leicester komme her!" Lord Kent antwortet bekanntlich: „Der Lord läßt sich entschuldigen, er ist zu Schiff nach Frankreich." Mir antwortete nur ein Kanzleidiener, der mir meldete, daß Herr von Flotow bereits nach Norderney abgereist sei. Er wollte den Berliner Abschiedsfeierlichkeiten für mich ausweichen. Als ich in Norderney eintraf, war er nicht am Landungssteg zugegen, wo sich alle unsere

Bekannten eingefunden hatten, auch der Regierungspräsident von Aurich und spätere tüchtige Oberpräsident von Westfalen, Prinz Karl Ratibor, der vom Festland herübergekommen war, um mich zu begrüßen. Zu Tisch aber erschien Flotow und blieb unter allerlei Vorwänden noch etwa eine Woche. Wie ich später in Berlin hörte, war er geblieben, um in täglichen Briefen nach Berlin über mein Leben und Verhalten zu berichten. Er konnte freilich nicht viel anderes melden, als daß ich vormittags zu Hause bliebe und nachmittags spazierenritte. Er war aber sehr aufgeregt, als sechshundert Beamte aller Kategorien aus Wilhelmshaven in Norderney erschienen, um mir eine Dank- und Huldigungsadresse zu überreichen, und beruhigte sich auch nicht, als ich den braven Männern in einer herzlichen, aber völlig unpolitischen Rede dankte, in der ich nur darauf hinwies, daß ich als alter Beamter wisse, was unser Land an seiner Beamtenschaft habe. Es sei doch eigentlich „nicht ganz korrekt", meinte Flotow, daß „einem im Ruhestand befindlichen Staatsminister" Adressen überreicht und Ovationen bereitet würden.

Walter Rathenau

Als Flotow endlich aufgehört hatte, mich und unsere Villa zu umschleichen, und nach Berlin zurückgekehrt war, um dort die Jagd nach einem guten Posten fortzusetzen, erschien bei uns der erste erwünschte Besuch, den ich nach meinem Rücktritt in Norderney erhielt. Es war Walter Rathenau, ein ungewöhnlich begabter Mann und zweifellos nicht ohne Noblesse der Gesinnung, die mich, nachdem ich Flotow noch einmal hatte sehen müssen, doppelt sympathisch berührte. Ich hatte seine Bekanntschaft zwei Jahre vorher durch Bernhard Dernburg gemacht, der mich nicht lange nach seiner Ernennung zum Leiter der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amts frug, ob ich geneigt wäre, seinen besten Freund, den Dr. Walter Rathenau, zu empfangen. Ich entgegnete, daß es mir eine Freude sein würde, den Sohn des von mir hochgeschätzten Generaldirektors der A.E.G. kennenzulernen, zumal ich von seiner Begabung schon mancherlei gehört hatte. Als ich am nächsten Nachmittag auf der Terrasse des Reichskanzlerpalais saß, die, neben meinem Amtszimmer gelegen, mir im Sommer ein angenehmer Aufenthalt war, trat, von einem meiner Diener geleitet, Walter Rathenau zum erstenmal vor mich. Er war damals kaum vierzig Jahre, sah aber älter aus. Eine sehr sympathische Erscheinung. Er war tadellos angezogen. Er näherte sich mir mit einer gleichfalls tadellosen Verbeugung, in der Haltung eines jeune Premier des Théâtre-Français, Delaunay oder Guitry, der in einem Stück von Emile Augier oder Victorien Sardou bei dem strengen Vater um die Hand der angebeteten Tochter anhält. „Eure Durchlaucht", begann er mit wohltönendem Organ und indem er die rechte Hand auf die linke Brust legte, „bevor ich der Gunst eines Empfangs gewürdigt werde, eine Erklärung, die zugleich ein Geständnis

ist." Er machte eine kleine Pause, dann, mit schönem Ausdruck: „Durchlaucht, ich bin Jude!" Ich entgegnete, daß ich keinen Anlaß gegeben hätte, bei mir Vorurteile und insbesondere antisemitische Tendenzen vorauszusetzen. „Von dem Fürsten Bülow", meinte Walter Rathenau, indem er sich nochmals und feierlich verbeugte, „habe ich diese edle Antwort erwartet." Er blieb lange. Wir führten ein angeregtes Gespräch de omni re scibili, dem manche ähnliche Unterhaltung in Berlin, Norderney und Rom folgen sollte.

Walter Rathenau wurde ein gerngesehener Gast in meinem Hause. Er war glänzend begabt. Er besaß eine ungewöhnliche Aufnahme- und Adaptionsfähigkeit, er war vor allem ungemein vielseitig. In Italien ist noch das Andenken des Giovanni Pico della Mirandola lebendig, der in der Blütezeit der Renaissance lebte. Pico sprach Lateinisch, Griechisch, Hebräisch, Chaldäisch und Arabisch gleich geläufig. Er wollte die Philosophie mit der Religion, die aristotelische mit der platonischen Doktrin versöhnen und begründete seine Ansichten in einer Streitschrift mit neunundneunzig Thesen, den berühmten und gefürchteten Conclusiones philosophicae, cabbalisticae et theologicae. An solche Vielseitigkeit reichte Walter Rathenau nicht heran, aber er sprach gleich beredt und gleich gern über den ihm geistesverwandten, jüdisch-hellenistischen Philosophen Philo aus Alexandria wie über die letzte Börsenoperation des Hauses Bleichröder, über eine technische Erfindung wie über ein Bild seines Vetters Max Liebermann. Ich kann nicht bestreiten, daß gegenüber dem Multa das Multum bei Walter Rathenau bisweilen zu kurz kam. Sein Vater, der Schöpfer und Leiter der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft, Emil Rathenau, hat mir alles in allem einen bedeutenderen Eindruck gemacht als der Sohn, von dem er gesagt haben soll, dieser sei ein Baum, der mehr Blüten als Früchte trage. Wenigstens für die Politik fehlte Walter Rathenau der Wirklichkeitssinn, die Nüchternheit, die ruhige Stetigkeit, vor allem die Sachlichkeit. Ich glaube nicht, daß er ein Staatsmann geworden wäre. Er kannte aus eigener Anschauung England, Italien und Frankreich. Trotzdem täuschte er sich nicht selten in der Beurteilung der Politik anderer Länder und schwankte zwischen allzu hitzigem Optimismus und übertriebener Schwarzseherei. Das galt auch für seine persönlichen Freundschaften, insbesondere mit anderen Israeliten. Ich habe ihn als intimen Freund und als ebenso intimen Feind von Maximilian Harden gekannt.

Als ich seine Bekanntschaft machte, war er ein Verehrer von Bernhard Dernburg, der ihn bei mir eingeführt hatte. Bei seiner Rückkehr von einer mit Dernburg gemeinsam unternommenen Reise nach unseren afrikanischen Kolonien konnte Walter Rathenau sich nicht genug tun in Spott und Hohn über den Kolonialminister, der in Wildnis und Wüste einen Bratenrock getragen habe und über dem Bratenrock das weiß und rot

Dr. Walther Rathenau

geränderte Band des Zanzibarischen Ordens vom „Strahlenden Stern". Umgekehrt versicherte Dernburg jedem, der es hören wollte, daß sich Walter Rathenau durch unausgesetzte Selbstbespiegelung und fortwährendes Selbstlob allen Mitreisenden unausstehlich gemacht habe. Treitschke meint im vierten Band seiner Deutschen Geschichte, daß, als sich Heine und Börne veruneinigt hätten, alle üblen Gerüche des Getto in dicken Schwaden über Deutschland hingezogen wären. Als Walter Rathenau und Bernhard Dernburg aneinandergerieten, roch es auch nicht nach Rosen. Der Hauptvorwurf, der Walter Rathenau von seinen Bekannten gemacht wurde, war der einer ungemessenen Eitelkeit. Ich möchte diesem Vorwurf nicht ohne weiteres beitreten. Jedenfalls hat mich die viel getadelte Eitelkeit von Walter Rathenau nie verletzt, weil sie durchaus naiv war. Albert Ballin, der Walter Rathenau von Jugend auf kannte und seine brillanten Eigenschaften schätzte, erzählte gern, daß dieser ihm einmal gesagt habe: „Seit der Erschaffung der Welt hat es drei ganz große Männer gegeben, merkwürdigerweise alle drei Juden: Moses, Jesus, — den dritten zu nennen, verbietet mir meine Bescheidenheit." Se non è vero, è ben trovato. Es läßt sich nicht bestreiten, daß Walter Rathenau sehr persönlich, sehr ambitiös war, zu persönlich und zu ambitiös, um einen wirklich brauchbaren diplomatischen Vertreter oder gar Leiter abzugeben. Nach seiner entsetzlichen Ermordung meinte sein ihm herzlich zugetaner Staatssekretär Haniel zu mir, für Rathenaus politischen Ruhm sei sein früher Tod ein Glück gewesen, er würde als Minister des Äußern bald abgewirtschaftet haben. Er sei bei reicher Begabung zu persönlich, zu unruhig, zu unstet gewesen, habe jeden Tag einen neuen Einfall gehabt, aber keine Idee länger verfolgt und keinen Plan reifen lassen. Vor allem habe er alle Vorgänge und alle Menschen zu sehr vom rein subjektiven Standpunkt beurteilt.

Wenn ich Walter Rathenau gegen den oft erhobenen Vorwurf allzu großer Eitelkeit in Schutz nehmen möchte — ich fand den Vater der Weimarer Verfassung, den Herrn Professor Dr. Hugo Preuß, als ich später seine Bekanntschaft machte, bei geringerer Begabung noch viel eitler —, so gebe ich doch zu, daß Rathenau zur Pose neigte, daß er nicht selten affektiert, daß er bisweilen recht manieriert sein konnte. Ich weiß nicht, ob er wirklich, wie Albert Ballin und Bernhard Dernburg gern erzählten, während sein Vater in den letzten Zügen lag, die Gedenkrede memoriert hat, die er bei der Trauerfeier zu halten beabsichtigte, und daß er vor dem Spiegel sorgsam die Gesten und Blicke einstudierte, mit denen er seinen Trauersermon vortragen wollte. Der Sermon, den er mir später in Maroquin eingebunden verehrte, war übrigens sehr schön. Unbestreitbar ist, daß Walter Rathenau die Natürlichkeit abging, die nicht nur unseren Allergrößten, Kaiser Wilhelm I. und Kaiser Friedrich, Bismarck, Moltke und Roon, Helmholtz und

Mommsen eigen war, sondern die auch Bennigsen und Windthorst, Menzel und Ulrich Wilamowitz-Möllendorf, Maybach und Budde, Schmoller und Miquel, Lenbach und Liebermann, die Göben, Schlieffen und Hindenburg, Walter Loë und Häseler so wohl anstand.

Rathenaus Besuch bei Bülow

Als ich im Frühjahr 1922 von Rom in Berlin eingetroffen war, suchte mich Rathenau, der inzwischen Reichsminister des Äußern geworden war, im Hotel Bristol auf, und der Grund seines Kommens war ein Beweis für sein feines Empfinden. Er hatte in der Zeit, wo er dem Reichskanzler Wirth den Hof machte, in einer Rede oder in einem Zeitungsartikel der Ansicht Ausdruck gegeben, daß dieser unter den letzten acht bis zehn Reichskanzlern der weitaus bedeutendste sei. Maximilian Harden, einst der beste Freund von Walter Rathenau, nach dessen Erhebung zum Minister sein Gegner, richtete in der „Zukunft" an Rathenau die maliziöse Frage, ob er Josef Wirth, der während seiner kurzen Amtszeit noch gar nichts geleistet habe, über den Fürsten Bülow stelle. Rathenau legte Gewicht darauf, mir zu erklären, daß er eine so geschmacklose Äußerung nie gemacht habe. Nachdem ich ihn lächelnd beruhigt hatte, entspann sich zwischen uns ein langes, freundschaftliches Gespräch. Rathenau erinnerte mich daran, daß er mir im Herbst 1914, aus dem damals von mir bewohnten Salon im Hotel Adlon auf das Brandenburger Tor deutend, gesagt hatte: „Wenn durch dieses stolze Tor ein als Mensch interessanter und sympathischer, zum Regieren untauglicher Monarch wie Wilhelm II., rechts von sich einen total unzulänglichen Kanzler wie Bethmann, links einen so leichtfertigen Chef des Stabes wie Falkenhayn, einziehen sollte, so hätte die Weltgeschichte ihren Sinn verloren." Jetzt zeigte er aus dem Fenster des Hotel Bristol auf die belebten Linden und meinte: „Wenn ich mich dort auf den Mittelweg der Linden aufstelle und rufe: ‚Hoch die große alte Zeit, hoch Bismarck, hoch Kaiser und Reich, hoch das alte glorreiche Preußen, hoch die alte Armee!', so werde ich vielleicht verhaftet, aber die Männer, von einigen Strolchen abgesehen, blicken mit Rührung auf mich, und die Frauen werfen mir Kußhändchen zu. Wenn ich aber schreie: ‚Hoch die Republik', so lacht alles. Die Republik hat bei uns in Deutschland etwas Spießbürgerliches, etwas fast Ridiküles." Walter Rathenau besaß in hohem Grade jene Gabe geistvoller und dabei gutmütiger Selbstironie, der ich öfters bei gebildeten Israeliten begegnet bin. Als ich einmal mit ihm über den Chefredakteur einer demokratischen, sehr verbreiteten Berliner Zeitung sprach, stimmte er mir gern zu, als ich nicht nur dessen stilistische Begabung, sondern auch seinen ehrenhaften Charakter rühmte. Als ich dabei meinem Bedauern darüber Ausdruck gab, daß der betreffende Publizist im Banne seiner Parteieinstellung oft allzu einseitig und dadurch monoton würde und so zum Widerspruch reize, meinte Walter Rathenau: „Richtig! Wissen Sie,

was geschehen würde, wenn ich gezwungen wäre, während längerer Zeit nur das in Rede stehende Berliner Blatt zu lesen?“ Ich zuckte die Achseln. Darauf Walter Rathenau mit feinem Lächeln: „Ich würde Antisemit werden.“ Ein guter Witz, den Heinrich Heine hätte machen können.

Rathenau in Norderney

Zum letzten Male in meinem Leben sah ich Walter Rathenau, als ich mit meiner Frau einem von ihm in dem mir so wohlbekannten Garten der Villa des Staatssekretärs veranstalteten Empfang beiwohnte. Er war sehr beglückt und gerührt durch unser Kommen und dankte uns wiederholt aufs wärmste. Hier drückte ich ihm zum letzten Male die Hand. Die Nachricht von seinem bald nachher erfolgten Tode hat mich schmerzlich bewegt. Ein Jahrzehnt vor diesem tragischen Abschluß eines noch viel versprechenden Lebens ging ich mit Walter Rathenau ahnungslos dessen, was die Zukunft uns Trübes und Widriges bringen sollte, am Strande der Nordsee spazieren. Er sprach mir von seinen Arbeiten, ich erzählte ihm aus meinen politischen und persönlichen Erinnerungen. Er war der erste, der mir lebhaft zuredete, meine Memoiren zu schreiben. Leider habe ich mich erst lange Jahre später an die Arbeit gemacht. Ende August 1909 erhielt ich von ihm das nachstehende Schreiben: „Eure Durchlaucht bitte ich meinen herzlichen und ehrfurchtsvollen Dank aussprechen zu dürfen für die hohe Gunst Ihres Schreibens. Die höchste Auszeichnung ist mir zuteil geworden in dem Vertrauen und in der Anerkennung Eurer Durchlaucht. Ein offizieller Akt kann diese Auszeichnung sichtbar machen, aber nicht erhöhen. Es ist mir im Leben das große Glück zuteil geworden, daß ich einzelnen Menschen förderlich und hilfreich sein konnte. Das Glück, zu empfangen, und um so freudiger und dankbarer, je unverdienter, haben Eure Durchlaucht mich gelehrt. Der Tag, der mich in den Umkreis Eurer Durchlaucht führte, bedeutet eine Epoche für mein Leben. Und wenn ich daran denke, welche Helligkeit und Wärme in diesen zwei Jahren aus Ihrem und der Frau Fürstin Herzen in meine Einsamkeit gestrahlt ist, wenn ich mich der Abende in der Wilhelmstraße, Ihrer Gespräche und zuletzt der schönen Tage in Norderney erinnere, so ergreift mich ein nie gekanntes Gefühl, und es tritt der eigensinnige, fast quälende Wunsch auf, es möchte sich eine Gelegenheit finden, wo ich Eurer Durchlaucht meine Ergebenheit anders als durch Worte bezeigen kann. Darf ich, in weitem Abstand von diesen Empfindungen, einer kuriosen Bemerkung über die Ausführungen von Exzellenz von Valentini Raum geben, ohne dem Vorwurf der in den Gesprächen Eurer Durchlaucht oft kritisierten Personalpolitik zu verfallen? Es scheint mir kein Zufall, daß Exzellenz von Valentini meine zweite afrikanische Expedition ignoriert. Eine Quelle, deren Ursprung ich nicht sicher bestimmen kann, die aber nahe dem Kolonialamt vorbeifließt, läßt folgendes durchsickern: Eure Durchlaucht hätten sich beim Kaiser für einige Herren,

u. a. für den Geheimen Rat Witting und meine Wenigkeit verwandt; das Gesuch sei abgelehnt worden. Daß die Nachricht in dieser Form, soweit sie mich betrifft, als inkorrekt bezeichnet werden muß, geht aus den Zeilen Seiner Exzellenz von Valentini hervor, die Eure Durchlaucht die Güte hatten mir streng vertraulich zu übermitteln. Sollte man etwa Informationen bei Exzellenz Dernburg eingezogen haben, der auf diese Weise Kenntnis auch anderer Namen bekam? Und sollten vielleicht in der Antwort meine beiden Reisen in eines zusammengeflossen sein nach dem Muster dessen, was man juristisch ‚fortgesetztes Delikt‘ nennt? Verzeihen Eure Durchlaucht dieses Intermezzo, das ich der Kuriosität wegen einflocht, um zu den ernsten und aufrichtigen Empfindungen dieses Tages zurückzukehren. Ich war sehr glücklich über das blühende Aussehen und die Stimmung Eurer Durchlaucht und sehe meinen Eindruck durch die gütige Mitteilung bestärkt. Daß die Frau Fürstin so gnädig und freundlich sich meiner erinnert und sich der Aufforderung anschließt, die mich zu einem Besuch in Rom ermutigt, ehrt und erfreut mich aufs höchste. Die Frische, die ich von Norderney heimbrachte, wurde in den letzten Tagen auf die Probe gestellt und hat nicht hingereicht, mich gestern in Berlin zu halten; ich ging über Land. Zu einer Zeit, als das Volk und die maßgebenden Faktoren den ‚größten Mann des Jahrhunderts‘ mit Entschiedenheit ablehnten, war ich, voll Bewunderung für die Opferfreudigkeit und Ausdauer des Grafen, in der erfreulichen Lage, den Abschluß seines Lebenswerkes mit meinen Kollegen von der Studiengesellschaft sicherstellen zu können. Der begeisterten technischen Begutachtung durch die Berliner Bevölkerung kann ich mich leider als Ingenieur nicht anschließen, ebensowenig dem Enthusiasmus, der alles in Schatten stellt, was Deutschland zu Lebzeiten Bismarcks oder irgendeines seiner großen Staatsmänner, Denker und Dichter aufgebracht hat. In tiefer und treuer Verehrung Eurer Durchlaucht ergebenster Walter Rathenau.“

Die bissige Wendung über die dem „größten Mann des Jahrhunderts“ dargebrachten Huldigungen ging natürlich auf den Grafen Zeppelin und war der Ausfluß einer gewissen Neigung zu kleinlicher Eifersucht, die Rathenaus Freunde bisweilen an ihm störte. Die am Anfang des Rathenauschen Briefes gestreifte Differenz mit Exzellenz von Valentini bezog sich, ebenso wie mein Brief an ihn, auf eine Ordensauszeichnung, die ich mich bemüht hatte noch kurz vor meinem Rücktritt für Rathenau zu erwirken. Ich hatte ihm ein Jahr vorher durch direkte Verwendung bei Seiner Majestät den Kronenorden zweiter Klasse verschafft. Der Orden und das prächtige blaue Band, an dem er um den Hals getragen wurde, gefielen Rathenau sehr wohl. Ich hätte gewünscht, ihm, der auf äußere Auszeichnungen Wert legte, vor meinem endgültigen Rücktritt mit dem Stern zum Kronenorden, der bei

jüngeren Offizieren der „Sternickel" hieß, noch eine persönliche Freude zu bereiten, war aber damit bei Valentini und bei Seiner Majestät nicht durchgedrungen.

Ich darf endlich hier noch den Brief wiedergeben, den Walter Rathenau am Ende des Jahres 1909 an meine Frau richtete: „Gnädigste Fürstin, endlich gibt das Herannahen des Festes und des neuen Jahres mir die Freiheit, Ihnen und dem Fürsten ein Wort der Verehrung und Anhänglichkeit auszusprechen. Ich höre mit Freuden, daß Sie und der Fürst auf der klassischen Stätte der Erinnerungen Ruhe und Erholung finden; wir aber hier im Norden sind durch Ihre Entfernung sehr verarmt. Die Politik hat alles Interesse verloren. Wir glauben sie in guten Händen, allein der Eindruck überschüssiger Kraft, der jedem Werk der Kunst und Praxis Leben und Reichtum verleiht, ist geschwunden. Sparsames Zusammenhalten der Kräfte, Vorsicht und Zurückhaltung ist an die Stelle einer fast künstlerischen Freiheit de Waltens getreten; aber diese an sich vorzüglichen Eigenschaften, die in beruhigten Zeiten wohltuend und konservierend wirken können, kontrastieren seltsam gegen die machtvolle innere Expansion des Landes und die Druckkräfte, die es nach außen erzeugt. So ist Politik und Verwaltung wieder einmal im Begriff, sich als unser ärmstes und unfreiestes Lebensgebiet zu erweisen, und das Interesse des Privatmanns wendet sich wieder von diesem Zentralpunkt ab und eigenen Berufsaufgaben zu. Wie sehr hierneben Ihre und des Fürsten Gegenwart auch mir fehlt und mit welchen Gefühlen ich an die letzten Jahre zurückdenke, kann ich nicht aussprechen. Die schönen Tage in Norderney haben mir den Eindruck gegeben, daß der Fürst in der souveränen Freiheit seines Denkens das Gleichgewicht der Seele befestigt hat, ich selbst kann mich von einer leidenschaftlichen Betrachtung nicht frei machen. Ich bitte Eure Durchlaucht, dem Fürsten die Versicherung meiner verehrungsvollsten Treue zu übermitteln."

V. KAPITEL

Das Verhalten des Kaisers Wilhelm II. gegenüber Bülow nach dessen Rücktritt • Preßtreibereien • Schiemann • Unterredung des Kaisers Wilhelm II. mit dem Grafen Friedrich Vitzthum-Lichtenwalde über den Rücktritt des Fürsten Bülow • Verdächtigung in der „Märkischen Volkszeitung" • Schreiben Bülows an Bethmann • Antwort Bethmanns aus Linderhof • Wahnschaffe, Chef der Reichskanzlei, in Norderney • Briefwechsel zwischen Fürst Bülow und Bodo von dem Knesebeck über die November-Ereignisse von 1908

Der Kaiser nach der Trennung

Es konnte nicht ausbleiben, daß manche unschönen Züge im Wesen Wilhelms II. nach meinem Rücktritt auch mir gegenüber zutage traten. Ich hatte während meiner zwölf Ministerjahre wiederholt Beobachtungen gemacht, die mich nachdenklich stimmten und die mich wenig Erfreuliches für die Zeit erwarten ließen, wo die Politik uns trennen würde. Ich hatte mir in dieser Hinsicht daher nie Illusionen gemacht und, trotz der bisweilen fast überschwenglichen Beteuerungen seiner freundschaftlichen und herzlichen Gefühle für mich, von Wilhelm II. nicht erwartet, daß er sich gegen mich weniger undankbar und weniger rücksichtslos benehmen würde als gegenüber manchen anderen und insbesondere gegenüber meinem größten Vorgänger. Es gab aber hier eine gewisse Grenze, die ich zu wahren entschlossen war.

Wilhelm II. war, das kann ich nicht oft genug hervorheben, an und für sich im Verkehr mit Menschen, die ihm sympathisch waren und solange sie ihm sympathisch waren, ein netter Kerl. „Comme l'Empereur est bon garçon", sagte mir einmal während der Kieler Woche ein liebenswürdiger und intelligenter Franzose, der mit dem Kaiser, dem Prinzen Heinrich, einigen Admirälen und mir den ganzen Tag, von acht Uhr morgens bis neun Uhr abends auf dem „Meteor" gesegelt war. Wilhelm II. konnte wirklich ein guter, ein sehr guter Junge sein. Er konnte leider auch ein unartiger Junge sein, wenn ihn, den Neurastheniker, üble Laune plagte oder wenn ihn die Hybris überkam, der alte Fluch autokratisch angelegter und dabei nicht in sehr festen Schranken gehaltener Monarchen. Solange ich 1909 in der Nähe des Kaisers weilte, ließ er sich nicht völlig gehen. Er beobachtete eine gewisse Vorsicht und wahrte das Staatsinteresse wie seine eigene Würde. Gewiß wird er nach den Novembertagen mit Hans Oppersdorff, Theodor Schiemann, Eckardstein, Eugen Röder und ähnlichen

Herren manches Häßliche und Unwahre über mich gesagt haben. Er mag auch schon früher mit Vertrauten über mich, den ihm oft unbequemen Mentor, räsoniert haben. Aber erst nach unserer endgültigen Trennung verlor er jede Haltung. Die Ranküne, die wegen der Novemberereignisse immer wieder in ihm aufstieg und die im letzten Ende der Ärger darüber war, daß ich ihn so klein gesehen hatte, machte sich endlich ganz Luft. Er hatte den Professor Schiemann zur Teilnahme an der Nordlandreise von 1909 aufgefordert, vertraute ihm seine unwahre Version über die Novemberkrise an und legte ihm nahe, sie in die „Kreuz-Zeitung“ zu bringen, deren Mitarbeiter Schiemann damals war. Ungefähr um dieselbe Zeit drängte der Zeremonienmeister Röder den Abgeordneten Erzberger, in seiner „Märkischen Volkszeitung“ in dasselbe Horn zu blasen. Erzberger hat mir, als wir uns sechs Jahre später in Rom nähertraten, aus eigenem Antrieb gestanden, und mit dem Ausdruck aufrichtigen Bedauerns, daß Eugen Röder ihm — er drückte sich anders aus — gesagt habe, er könne sich und seiner Partei beim Kaiser einen Stein ins Brett setzen, wenn er helfe, „die Wahrheit“ über die Novemberereignisse zu verbreiten. So wurde derselbe Matthias Erzberger, den der Kaiser während der Sommer- und Herbstmonate vor der Reichstagsauflösung von 1906 in vielen Marginalien als „Lügenpeter“, „Molch“ und sogar als „Jesuit“ bezeichnet hatte, als Eideshelfer für Seine Majestät aufgerufen.

Unterredung Vitzthums mit dem Kaiser

Bevor die Verleumdungen der „Kreuz-Zeitung“ und der „Märkischen Volkszeitung“ mein ernstes und ehrliches Bestreben, die Unbesonnenheiten und Verfehlungen des Trägers der Krone, die zu dem Novembersturm geführt hatten, in Vergessenheit zu bringen, wieder zu vereiteln drohten, erhielt ich einen Brief meines alten und treuen Freundes, des sächsischen Oberhofmarschalls und Präsidenten der Ersten Sächsischen Kammer, Grafen Friedrich Vitzthum, der ein bezeichnendes Schlaglicht auf die Stimmung warf, in der sich der Kaiser seit seiner Trennung von mir befand. Es hieß in diesem Brief vom 25. September 1909: „Heute muß ich Dir ganz vertraulich über eine Unterredung berichten, die ich am 20. ds. in dem alten historischen Kapellensaal der Albrechtsburg in Meißen mit dem Kaiser hatte. Der sächsiche Minister Beck, ein eifriger Verehrer von Dir, der einige Schritte davon stand und wohl ein paar Worte aufgeschnappt hatte, klopfte mir, als die Unterredung vorüber war, auf die Schulter mit dem freundlichen Worte: ‚Nibelungentreue.‘ Hoffentlich bist Du auch mit meiner Haltung einverstanden, wenn meine Freundschaft für Dich mich auch verleitete, vielleicht etwas weiter zu gehen, als unbedingt nötig war. Ich hatte mich beim Empfang des Kaisers absichtlich zurückgehalten, und erst als man sich zu Tisch setzte, bemerkte er mich, da ich ihm schräggegenüber placiert war. Er begrüßte mich sogleich in seiner lebhaften Weise

mit einigen Späßen. Beim Dessert trank er mir zu, und gleich nach der Tafel kam er, obgleich ich mich nicht bemerkbar gemacht hatte, durch den halben Saal direkt auf mich zu und schüttelte mir die Hand mit den Worten: ‚Wir haben uns ja noch gar nicht gesehen seit Bernhards Abgang.' Während er sich seine Zigarette an meiner Zigarre ansteckte, sagte ich: ‚Nein, Majestät, ich war aber vierzehn Tage bei Bernhard in Norderney.' ‚So, wie haben Sie ihn gefunden?' ‚Sehr frisch, Majestät, wir ritten alle Tage zusammen, und ich war erstaunt, wie schneidig er reitet.' ‚So, und wie haben Sie ihn sonst gefunden?' ‚Eure Majestät wissen, daß ich ein treuer Freund Bernhards bin; ich würde aber nicht wagen, meine Eindrücke freimütig zu sagen, wenn Eure Majestät mich nicht direkt darauf angesprochen hätten: Ich fand Bernhard auch geistig sehr frisch, aber tief gekränkt, weil er weiß, wie Eure Majestät über ihn sprechen.' ‚Es ist mir sehr schwer geworden, mich von Bernhard zu trennen, er hat mich aber in den Novembertagen verraten. Wie wir zusammen standen, durfte er im Reichstag nicht zugeben, daß ich unkonstitutionell gehandelt hätte, er mußte sagen, daß er das alles gewußt und gebilligt hätte.' ‚Das kann ich nicht beurteilen, aber Eure Majestät wollen verzeihen, wenn ich sage, daß Eure Majestät niemals populärer gewesen sind wie jetzt, und das würde doch nicht der Fall sein, wenn Bernhard falsch operiert hätte, wenn er damals anders gehandelt hätte, als er gehandelt hat. Ich kann versichern, daß er das getan, was er in dem Moment für das Richtige hielt im Interesse Eurer Majestät und der Dynastie, und daß Eure Majestät niemals einen loyaleren Diener gehabt haben als Bernhard. Die jetzige Popularität Eurer Majestät spricht noch dafür, daß Bernhard den richtigen Weg eingeschlagen hat.' ‚Ja, gewiß, das Volk jubelt mir überall zu, in ganz Deutschland ist man auf meiner Seite. Das Volk will mir eben zeigen, daß es weiß, daß mir bitter Unrecht geschehen ist.' ‚Verzeihen Eure Majestät, aber zu diesem Umschwung hat doch Bernhards ganze Haltung wesentlich beigetragen, der Erfolg spricht doch für ihn, und wenn Eure Majestät ihm nun gar vorwerfen, daß er sich damals von Harden hätte beeinflussen lassen, so ist das doch kränkend. Bernhard hat Harden, das weiß ich bestimmt, nie gesprochen, nie gesehen oder mit ihm verkehrt. Harden hat ihn vom ersten bis zum letzten Tage verfolgt und auch jetzt nach seinem Sturz.' ‚Das mag sein; dann ist es aber indirekt geschehen durch Holstein, der hatte Bernhard ganz eingesponnen das letzte halbe Jahr, der hat Deutschland regiert.' ‚Eure Majestät entsinnen sich vielleicht, daß ich Holstein immer gehaßt und seinen Einfluß im Auswärtigen Amt in früheren Jahren bedauert habe — aber einen solchen Einfluß, wie Eure Majestät glauben, hat er auf Bernhard nie gehabt. Bernhard hat mir oft gesagt, daß er Holstein nach dessen Sturz weiter gesehen habe aus zwei Gründen: erstens weil Holstein zu viel gewußt habe, was er, wenn gereizt, zum

Schaden des Staates veröffentlichen konnte, und zweitens weil es — wofür gerade Eure Majestät das größte Verständnis haben werden — nicht gentlemanlike gewesen wäre, einen Mann, mit dem man dreißig oder vierzig Jahre Beziehungen gehabt hat, zu schneiden, weil er gestürzt ist.' ‚Bernhard war nicht mehr derselbe. Er war vergeßlich geworden seit seinem Unfall im Reichstag, er hatte auch vergessen, daß ich den ganzen Inhalt des Interviews mit ihm in Norderney besprochen hatte, daß er meinen Brief an meine Großmutter mit dem Feldzugsplan selbst korrigiert hatte.' ‚Aber, Euer Majestät, ich habe gar nichts gemerkt von Vergeßlichkeit, Bernhard war jetzt lebhafter und brillanter denn je.' ‚Ja, das ist in der Konversation, in den Geschäften wußte er manchmal nicht, was wir den Tag vorher besprochen hatten.' ‚Darüber kann ich mir ja kein Urteil anmaßen, aber wenn dem so wäre, wenn, wie Eure Majestät glauben, das die unglückliche Folge seiner Ohnmacht im Reichstag wäre, so könnte das doch nur ein Grund für Eure Majestät sein, Bernhard jetzt um so milder zu beurteilen.' ‚Auf diese Brücke bin ich auch getreten, sonst hätten wir uns schon gleich getrennt. Darum ist es noch so lange gegangen. Aber die Konservativen haben mir ja gesagt, als ich ihnen vorhielt, wie sie sich unterstehen könnten, der Krone Opposition zu machen, sie hätten den Kanzler nicht unterstützen können, der mich so im Stich gelassen hätte.' Hier unterbrach uns der König, weil es Zeit war, zur Illumination zu fahren. Der Kaiser sprach aber noch lebhaft auf mich ein, um sich — ich kann es nicht anders ausdrücken — zu rechtfertigen, bis der König ein zweites Mal kam, worauf der Kaiser etwas unwillig abbrach und folgte. Ich muß billigerweise hinzufügen, daß der Kaiser sich nicht unzugänglich zeigte, daß er mich ruhig ausreden ließ und meinen Widerspruch durchaus nicht ungnädig aufnahm. Die Umstehenden, darunter Minister Metzsch, hatten die lange Unterredung mit größter Spannung beobachtet: ich hätte ein so ernstes Gesicht gemacht und so eindringlich gesprochen, daß man wohl bemerkt hätte, daß wir uns keine Späße erzählten. Leider habe ich nicht Dein angezweifeltes herrliches Gedächtnis, und Du mußt Dich nur mit den Umrissen begnügen, die ich behalten habe. Der Kaiser, der den Tag über sehr guter Laune gewesen, war auf dem Schiff, von dem aus die Illumination betrachtet wurde, auffallend ernst, in seinen Mantel gewickelt, sprach mich auch nicht wieder an. Valentini, dem ich einiges erzählte, sagte mir: ‚Wir können Ihnen nur dankbar sein, wir geben uns ja alle die größte Mühe, den Kaiser von seiner falschen Ansicht abzubringen. Und was das Gedächtnis betrifft, so ist das eine alte, haltlose Geschichte, kein Mensch hat ein solches Gedächtnis wie der Fürst Bülow. Wir tun natürlich alles, damit diese schiefen Urteile nicht in weiteren Kreisen bekannt werden. Sie werden sehen: wenn der Fürst zur Konfirmation der jungen Prinzeß nach Berlin

kommt und den Kaiser sieht, wird alles wieder in Ordnung sein.' Damit endeten meine Gespräche an diesem denkwürdigen Tage. Es war ja nicht ganz leicht, dem Kaiser gegenüber den eigenen Standpunkt zu wahren, weil S. M. einen geradezu über den Haufen rennen will mit seinen Argumenten. Ich blieb aber ganz fest bei meiner Ansicht, und wenn nicht der König uns getrennt hätte, so wäre das Gespräch wahrscheinlich noch lange fortgesetzt worden, denn ich hatte noch alles mögliche auf der Zunge. Jedenfalls habe ich das gute Gewissen, nicht nachgegeben zu haben and to have had my way. Hoffentlich hat es den Erfolg, daß S. M. etwas Einkehr hält und in seinen Gesprächen Dir etwas mehr Gerechtigkeit widerfahren läßt als in den letzten Wochen!"

Ich bemerke zu diesem Brief meines Freundes Vitzthum, daß ich während meiner Amtszeit Harden nie gesehen habe. Ich bin ihm erst später, wenn mich mein Gedächtnis nicht täuscht, im Herbst 1911 bei Felix von Eckardt in Hamburg begegnet. Es ist richtig, daß mich Harden, bis wir uns persönlich kennenlernten und über manches aussprachen, mit großer Schärfe angegriffen hat. Daß er mich in den Novembertagen beeinflußt haben sollte oder ich ihn, ist eine absurde Annahme. Harden ist bekanntlich schwer zu beeinflussen, und wie sollte ich mich von einem Publizisten inspirieren lassen, der, von seiner damaligen ausgesprochenen persönlichen Gegnerschaft gegen mich zu schweigen, politisch auf einem ganz anderen Boden stand als ich. Gewiß unterhielt Harden freundschaftliche Beziehungen wie zu Holstein so auch zu Walter Rathenau und zu dem damaligen Direktor des Deutschen Schauspielhauses, dem Freiherrn Alfred von Berger, die beide gute Bekannte von mir waren. Ich habe diese indirekten Beziehungen zu Harden nur zu dem Versuche benutzt, ihn während und nach den Novembertagen zu einer maßvolleren Beurteilung des Kaisers zu veranlassen, und schon früher, um ihn zu bewegen, seine Kampagne gegen Philipp Eulenburg einzustellen. Charakteristisch für den Kaiser war, daß er unmittelbar nach seiner Unterredung mit dem Grafen Friedrich Vitzthum meinem Freunde seinen höchsten Orden, den Schwarzen Adlerorden, verlieh. Zum allgemeinen Erstaunen, denn eine Veranlassung für diesen ungewöhnlichen Gnadenbeweis lag nicht vor, und Vitzthum war für eine solche Auszeichnung gar nicht an der Reihe.

Was die „Kreuz-Zeitung" und die „Märkische Volkszeitung" über die Novemberereignisse verbreiteten, entsprach ungefähr dem, was mir der Kaiser in der von mir früher wiedergegebenen Unterredung vom 11. März 1909 gesagt und was ich ihm gegenüber damals mit Ernst zurückgewiesen hatte. Ich bin mir auch heute noch nicht ganz im klaren darüber, ob Wilhelm II., wenn er derartige Behauptungen aufstellte, mit Bewußtsein fabulierte, oder ob es sich um eine Autosuggestion handelte: in der

Art, daß er aus Eitelkeit oder Rechthaberei eine Behauptung aufstellte, von der er ursprünglich wohl wußte, daß sie nicht wahr war, die er aber so lange wiederholte, bis er schließlich selbst an sie glaubte. Als ich die unwahren „Enthüllungen“ der „Märkischen Volkszeitung“ und der „Kreuz-Zeitung“ gelesen hatte, bat ich den Staatssekretär von Schön an das Telephon, das Norderney mit Berlin verbindet, und ersuchte ihn, dieser plumpen Wiederaufwärmung schon mehrfach widerlegter Klatschereien und Lügen amtlich entgegenzutreten. Ich fügte hinzu, daß es nach meiner pflichtmäßigen Überzeugung weder der Wahrheit, noch dem Interesse des Landes, noch insbesondere dem Interesse des Kaisers entspräche, meinen Rücktritt auf die Novemberereignisse und überhaupt auf Differenzen mit der Krone zurückzuführen. Schön erwiderte mit einer Stimme, der selbst durch das Telephon Verlegenheit anzumerken war, daß er mich beschwöre, auf die genannten Verdächtigungen nicht meinerseits in der Presse zu antworten, da eine derartige Polemik der Krone zu schwerem Schaden gereichen könne. Er sei überzeugt, daß der Reichskanzler, mit dem er sich alsbald in Verbindung setzen wolle, für Remedur sorgen werde.

Brief Bülows an Bethmann

Ich richtete daraufhin an meinen Nachfolger ein längeres, in der Form sehr ruhig gehaltenes, sachlich bestimmtes Schreiben, in dem es hieß: „Der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes wird Ihnen gemeldet haben, daß ich gegenüber den unwürdigen Verdächtigungen, denen ich seit einiger Zeit ausgesetzt bin, ein amtliches, unzweideutiges und entschiedenes Dementi für notwendig halte. Die gegen mich verbreiteten Anschuldigungen sind dreiste und unsinnige Lügen. Es ist nicht wahr, daß ich von dem Inhalt des im ‚Daily Telegraph‘ veröffentlichten Artikels vorher etwas gewußt hätte. Ich habe das umfangreiche Manuskript im Drange der Geschäfte und im Vertrauen auf meine Untergebenen seinerzeit nicht selbst gelesen und war überrascht und entsetzt, als ich es einige Wochen später aus der mir vorgelegten Wolff-Depesche kennenlernte. Die Veröffentlichung des Interviews durch Wolff ist spontan erfolgt, ohne vorherige Anfrage bei mir. Das Interview enthielt eine Reihe allgemeiner Betrachtungen über das Wünschenswerte einer Verbesserung der deutsch-englischen Beziehungen, die harmlos waren. Es enthielt eine Bemerkung über die englandfeindliche Stimmung weiter deutscher Kreise, die besser nicht Seiner Majestät in den Mund gelegt worden wäre, aber relativ unschädlich war. Das Interview enthielt aber weitere drei Punkte, auf welche die Sensation zurückzuführen war, die es in der Welt hervorrief, und die Erregung, die in Deutschland entstand: Die Behauptung, daß Seine Majestät Rußland und Frankreich verhindert hätte, England bis in den Staub zu demütigen; die Behauptung, daß Seine Majestät für England den Feldzugsplan gegen die Buren ausgearbeitet hätte und daß dieser Plan mit

dem von Lord Roberts durchgeführten ziemlich identisch gewesen wäre; die Behauptung, daß wir unsere Flotte mit dem Hintergedanken bauten, sie im Stillen Ozean, d. h. gegen Japan, zu verwenden. Ich habe, bevor das Interview erschien, nicht geahnt, daß Seine Majestät sich über diese drei Punkte in der im ‚Daily Telegraph' angegebenen Weise in England ausgesprochen hatte, geschweige denn, daß ich mich nachträglich mit einer solchen Sprache einverstanden erklärt oder gar dazu geraten hätte. Ich habe Seine Majestät während meiner Amtszeit stets eindringlich um Vorsicht und Zurückhaltung in politischen Gesprächen gebeten. Ich habe einen großen Teil meiner Zeit und Arbeitskraft darauf verwenden müssen, die stattgefundenen Entgleisungen und Indiskretionen wiedergutzumachen. Ich habe Seine Majestät speziell gebeten, den Engländern kein Wort zu sagen, das Russen und Franzosen, Japaner und Amerikaner nicht wiedererfahren könnten. Ich wäre mir natürlich nicht einen Augenblick darüber im Zweifel gewesen, daß eine so drastische Anschwärzung der Russen und Franzosen bei den Engländern von letzteren nur als ein Versuch aufgefaßt werden würde, die von ihnen angebahnte Annäherung an jene Länder zu durchkreuzen, und daß damit das gerade Gegenteil der gewünschten Wirkung erzielt werden mußte. Die Allerhöchste Äußerung über den Feldzugsplan gegen die Buren kann ich schon deshalb nicht angeraten oder gutgeheißen haben, weil ich den betreffenden Brief Seiner Majestät an die Königin Victoria gelesen hatte und wußte, daß derselbe nur aphoristische und akademische Betrachtungen über Kriegführung enthielt und für den Ausgang des südafrikanischen Feldzuges nicht von praktischer Bedeutung gewesen sein konnte. Und was endlich Japan angeht, so habe ich Seine Majestät immer und immer wieder gewarnt, dieses empfindliche und mißtrauische Volk nicht noch argwöhnischer zu machen, als es durch mancherlei Vorgänge (‚Völker Europas, wahrt eure heiligsten Güter!', Reden über ‚Yellow peril' usw. usw.) ohnehin geworden sei. Ich entsinne mich, daß ich vor zwei oder drei Jahren telegraphisch einen schon seit mehreren Tagen abgegangenen Brief Seiner Majestät an Roosevelt zurückgehalten habe, weil er mir, als ich nachträglich von seinem Inhalt erfuhr, unvorsichtige Wendungen über Japan zu enthalten schien. Ich kann mich nicht erinnern, Seiner Majestät im Herbst 1907 während seines Besuchs in England überhaupt über die von ihm geführten Unterredungen geschrieben zu haben. Ich glaube es nicht. Das aber kann ich mit der äußersten Bestimmtheit erklären, daß ich mich gegenüber Seiner Majestät mit Äußerungen wie die vom ‚Daily Telegraph' wiedergegebene über jene drei Punkte niemals weder schriftlich noch mündlich, weder brieflich noch telegraphisch einverstanden erklärt habe noch einverstanden erklären konnte. Die ‚Deutsche Tageszeitung' behauptet, Seine Majestät der Kaiser

habe gelegentlich Briefe von mir, in denen ich meinem Einverständnis Ausdruck gegeben hätte, ‚einem Politiker' gezeigt. Man zeige mir diese Briefe! Sie existieren ebensowenig wie der fragliche Politiker. Ich habe die in Rede stehenden Äußerungen Seiner Majestät vorher ebensowenig gekannt, wie ich vorher etwas wußte von dem Brief an Lord Tweedmouth, von der Verwahrung gegen die Kandidatur des amerikanischen Botschafters Hill, von der Swinemünder Depesche an den Prinz-Regenten von Bayern, von dem Telegramm an den Fürsten von Lippe, von sehr vielen Reden, von der Hunnen-Rede des Sommers 1900 bis zur Schwarzseher-Rede im Manöver 1906. Die gegen mich gerichteten Angriffe enthalten noch andere und zahlreiche Unwahrheiten. So ist es unwahr, daß ich im Juni mit der Hoffnung nach Kiel gefahren wäre, Seine Majestät würde mein Entlassungsgesuch nicht annehmen. Ich war im Gegenteil mit Rücksicht auf die innerpolitische Lage fest entschlossen, auf meinem Abschiedsgesuch zu bestehen. Ohne auf andere, geringfügigere Einzelheiten einzugehen, will ich nur noch einen Punkt hervorheben, nämlich die Behauptung der ‚Kreuz-Zeitung', ich hätte das Vertrauen Seiner Majestät nur noch ‚offiziell' besessen und es auch nicht wieder zurückgewonnen. Seine Majestät hat zweimal mein Entlassungsgesuch unter Betonung seines Vertrauens zu mir abgelehnt. Er hat nach der eingehenden Rücksprache, die ich im März mit ihm hatte, mich in der gnädigsten, herzlichsten und wärmsten Weise seines vollen und unerschütterlichen Vertrauens versichert. Er hat sich wiederholt zu Tische bei mir angesagt, mich besucht, mich nach Potsdam eingeladen, in Berlin, Potsdam, Wiesbaden usw. in der gnädigsten freundschaftlichsten Weise mit mir verkehrt. Er hat mich und meine Frau, als er von uns Abschied nahm, eingeladen, zum Geburtstag Ihrer Majestät der Kaiserin nach Potsdam zu kommen. Er hat mir wiederholt (zu meinem Geburtstag am 3. Mai, vor seiner Abreise zur Begegnung mit dem Kaiser von Rußland und noch nach der Ablehnung der Erbschaftssteuer) im herzlichsten Tone und in einer Weise telegraphiert, die keinen Zweifel ließ an seinem Wunsch, daß ich im Amte bleiben möge. Er hat, als ich in Kiel um meine Entlassung bat, die innere und auswärtige Lage wie die Wahl meines Nachfolgers freundschaftlich mit mir durchgesprochen. In welchem Lichte erscheint Seine Majestät, wenn das alles Komödie war. Ich habe nach meinem Rücktritt keinen anderen Wunsch, als jedes Hervortreten in der Öffentlichkeit zu vermeiden und ein friedliches und unabhängiges Leben zu führen. Ich habe aber das Recht, zu verlangen, daß derartigen niederträchtigen Verleumdungen entgegengetreten wird, die sich gegen die Ehre eines Mannes richten, der unter schwierigen Verhältnissen und nicht ohne Erfolge zwölf Jahre Minister und neun Jahre Reichskanzler war. Wohin soll es führen, wenn diese Verleumdungs-Kampagne weitergeht, wenn ich

schließlich nicht länger schweigen kann, wenn es vielleicht zu Prozessen kommt und wenn meinen Erklärungen, die ich auf meinen Eid nehme, angebliche Äußerungen Seiner Majestät entgegengehalten würden. Wenn der Reichsanzeiger ein deutliches und entschiedenes Dementi bringt, Seine Majestät mich bei meinem in der zweiten Hälfte Oktober bevorstehenden kurzen Aufenthalt in Berlin sieht und ich dann nach Rom übersiedle, wird das ganze elende Getratsche aufhören. Das Dementi muß aber, wenn es wirken soll, klipp und klar feststellen, daß die von einer Reihe von Blättern übernommenen und ausgeschmückten Angaben der ‚Märkischen Volkszeitung', sowohl was das Interview im ‚Daily Telegraph' angeht als hinsichtlich des Verhältnisses Seiner Majestät zu mir, in allen Punkten unwahr sind. Ich zweifle nicht daran, daß Sie, verehrter Freund, der Sie alle Mühen und Kämpfe dieses Winters mit mir durchgemacht haben, im Interesse der Dynastie wie des Vaterlandes weiterem Schaden vorbeugen werden."

Als mein Nachfolger diesen Brief erhielt, befand er sich in Linderhof, einem Rokokoschlößchen im bayrischen Hochgebirge, wohin er von dem Prinzregenten eingeladen worden war, um einen Hirsch zu schießen. Mit ihm weilten dort der Geheime Rat von Flotow, dem es sehr bald gelungen war, sich bei dem neuen Kanzler zu insinuieren, und mein früherer Adjutant, der Hauptmann von Schwartzkoppen, der in gleicher Eigenschaft zu Herrn von Bethmann übergetreten war. Schwartzkoppen, einer der zuverlässigsten Menschen, die mir vorgekommen sind, ein durch und durch ehrenhafter Charakter, hat mir später erzählt, daß Herr von Bethmann durch meinen Brief anfänglich sehr erschüttert gewesen sei. Herr von Bethmann habe zunächst geäußert: Jedes Wort, das ich ihm geschrieben, sei wahr. Er habe in jenen schweren Novembertagen neben mir gestanden. Er habe mein Verhalten durchaus gebilligt. Es sei seine Pflicht, nicht nur seine Amtspflicht, sondern auch eine Ehrenpflicht für ihn, das dem Kaiser zu sagen und Seine Majestät um die Ermächtigung zu einer dementsprechenden Erklärung im Reichsanzeiger zu ersuchen. Der brave Schwartzkoppen freute sich über diese anständige Haltung seines Vorgesetzten und sprach das auch aus, bescheiden, aber ohne Umschweife. Nicht so Flotow. Dieser richtete mit erschrockenem Gesicht an den Reichskanzler die Frage, ob er die Absicht habe, nach kaum dreimonatiger Tätigkeit in den Ruhestand zu treten. Ein direktes und offenes Eintreten für mich würde voraussichtlich einen sofortigen Bruch mit dem Kaiser nach sich ziehen, jedenfalls das Verhältnis zu Seiner Majestät von vornherein vergiften. Der Kanzler sei es dem Lande schuldig, sich dem Lande zu erhalten, das seine Berufung mit Freude begrüßt habe und mit Vertrauen auf ihn blicke. Nach einigem Zögern beschritt Bethmann diese Brücke. Er sehe ein, meinte er, daß sein

Ausharren in seinem verantwortungsvollen Amt seine vornehmste Pflicht sei, daß dahinter alle anderen Erwägungen zurücktreten müßten, und er könne offenbar nur bleiben, wenn er sich Seiner Majestät „akkommodiere". Bethmann Hollweg benahm sich also nach der zweifellos wahrheitsgetreuen Schilderung des redlichen Hauptmanns Schwartzkoppen gerade so, wie er sich später in der Frage der belgischen Invasion, gegenüber der Frage des U-Boot-Kriegs und in vielen anderen schwerwiegenden Fragen benehmen sollte. Er beschloß auch, dem Rate Flotows folgend, meinen Brief nicht schriftlich zu beantworten, sondern den Chef der Reichskanzlei, den Geheimrath Wahnschaffe, nach Norderney zu entsenden, um mich von einer öffentlichen Stellungnahme gegen die, wie Herr von Bethmann natürlich wohl wußte, von Seiner Majestät direkt oder indirekt inspirierten Verleumdungen der „Märkischen Volkszeitung" und der „Kreuz-Zeitung" abzuhalten.

Wahnschaffes Mission

Wahnschaffe traf nicht lange nachher in Norderney bei mir ein. Dieser Beamte hat sich zu meinem Bedauern später während des Weltkrieges durch seine Schwenkung in der Polenfrage wie durch sein Verhalten in der Abdankungsfrage begründetem Tadel ausgesetzt. Ich muß aber anerkennen, daß er die ihm von seinem Chef übertragene Mission nach Norderney loyal und anständig ausführte. Er sagte mir freimütig, es sei eine sehr starke Zumutung, die an meinen Patriotismus und meine monarchische Gesinnung gestellt würde. Er sei aber überzeugt, daß ich als guter Preuße dem Vaterland und dem Herrscherhause jedes Opfer bringen und von einer öffentlichen Erklärung in der Presse oder gar einer gerichtlichen Klage Abstand nehmen würde. Bethmann, der inzwischen nach Berlin zurückgekehrt war, schien hocherfreut über meine Selbstüberwindung. Er schrieb mir sogleich, in allerdings etwas gewundener Weise: „Sehr verehrter Fürst! Wahnschaffe berichtete mir soeben über die Ausführung seines Auftrages bei Eurer Durchlaucht. Zuvörderst freue ich mich, von ihm zu hören, daß Eurer Durchlaucht die Form der mündlichen Beantwortung Ihres Schreibens vom 28. v. M. genehm gewesen ist. Daß die ernsten Besorgnisse, die ich an die Eventualität eines Vorgehens Eurer Durchlaucht, sei es in der Presse, sei es durch Beleidigungsklage, knüpfen zu müssen glaubte, nur ein Reflex der Anschauungen sind, in denen Eure Durchlaucht dem Wohl des Landes und der Krone dienen, war mir keinen Augenblick zweifelhaft gewesen. Und ebenso wollen Eure Durchlaucht versichert sein, daß Ihr Verlangen nach schleunigstem Abschluß dieser für Sie, für das Land und für die Krone gleich schweren Angelegenheit bei mir überzeugteste Zustimmung findet. Wenn ich zunächst und wie ich hoffe nicht ganz ohne Erfolg bemüht gewesen bin, einen nicht unwesentlichen Teil der Presse zum Schweigen zu bringen, daneben auch maßgebenden Politikern die Augen

zu öffnen versucht habe, so stimme ich endlich doch auch darin mit Eurer Durchlaucht überein, daß die Frage des Empfanges Eurer Durchlaucht durch Seine Majestät sofort gelöst werden muß. Ich kann dies aber nur durch mündlichen Vortrag bei Seiner Majestät tun und muß zugleich für diesen Vortrag einen Zeitpunkt wählen, zu dem ich Seiner Majestät nicht ungelegen komme. Da Seine Majestät morgen früh Rominten verläßt und in der gewohnten Weise über Königsberg, Cadinen, Marienburg und Langfuhr nach Hubertusstock reist, muß ich meinen Vortrag bis Hubertusstock, d. h. bis zu den Tagen vom 9. ds. Mts. ab aufschieben. So sehr ich diese Verzögerung in dem besonderen Interesse Eurer Durchlaucht beklage, so darf ich doch vor allem nicht den Erfolg des Vortrags durch ungeschickte Wahl seines Zeitpunktes gefährden. In dieser Beurteilung einer aufgezwungenen Situation hoffe ich von Eurer Durchlaucht Ansicht nicht abzuweichen. Wenn es mir danach gelingt, eine Lösung zu finden, die die berechtigten Ansprüche Eurer Durchlaucht erfüllt, werde ich eine menschlich und politisch gleich große Genugtuung empfinden. Mit dieser Versicherung, der ich bitte meine ehrerbietigsten Empfehlungen an die Frau Fürstin anschließen zu dürfen, bin ich in treuester Verehrung Eurer Durchlaucht ergebenster Bethmann Hollweg."

Wilhelm II. zum Empfang Bülows bereit

Am 11. Oktober folgte ein weiterer Brief meines Nachfolgers: „Mein sehr verehrter Fürst! Gestern nacht bin ich aus Hubertusstock zurückgekehrt, wo ich Seiner Majestät Vortrag gehalten habe. Seine Majestät waren sehr dankbar dafür, daß Eure Durchlaucht gegenüber den beklagenswerten Pressetreibereien persönliche Zurückhaltung geübt haben, und auf meinen Vortrag gern bereit, Eure Durchlaucht zu empfangen. Seine Majestät beabsichtigen außer der bereits mündlich ausgesprochenen Einladung Eurer Durchlaucht und der Frau Fürstin zum Geburtstage Ihrer Majestät der Kaiserin Sie und die Fürstin wahrscheinlich in den Tagen zwischen dem 18. und 22. Oktober im intimsten Kreise zur Mittagstafel in Potsdam zu befehlen. Ein früherer Termin ließ sich im Hinblick auf die sonstigen Dispositionen leider nicht wählen. Ich möchte aber glauben, daß die Allerhöchsten Absichten auch in dieser Form den Wünschen Eurer Durchlaucht gerecht werden, zumal wenn ich — übrigens unter ausdrücklicher Zustimmung Seiner Majestät — demnächst in der Presse auf die bevorstehenden Empfänge Eurer Durchlaucht am Kaiserlichen Hoflager aufmerksam mache. Großen Wert würde ich darauf legen, wenn ich Eure Durchlaucht vorher noch persönlich sehen könnte, um Ihnen mündlich nähere Mitteilungen über meine Eindrücke zu machen und auch damit, meinem dringenden Verlangen entsprechend, zu definitiver Erledigung der unseligen Angelegenheit beizutragen. Indem ich bitte, der Frau Fürstin meine angelegentlichen Empfehlungen zu Füßen zu legen, bin ich in

aufrichtiger Verehrung Eurer Durchlaucht sehr ergebener Bethmann Hollweg."

Seiner Wesensart entsprechend trat Herr von Bethmann nur in sehr ängstlicher Weise den gegen mich verbreiteten Verleumdungen entgegen, aber der gute Wille, auf den nach Schopenhauer in der Moral alles ankommt, war wenigstens vorhanden. Herr von Schön drückte sich um jede Stellungnahme. Er war völlig von dem Wunsche erfüllt und beherrscht, den Posten des Staatssekretärs des Äußern, der nicht nur an seine Fähigkeiten, sondern auch an seine Arbeitskraft allzu hohe Anforderungen stellte, mit der von ihm und seiner Frau seit langem ambierten Botschaft in Paris zu vertauschen. Da der damalige Botschafter in Paris, Fürst Radolin, keine Lust hatte, das deutsche Botschaftspalais in der Rue de Lille zu räumen, so entspann sich zwischen ihm und Schön ein Kampf, der, nebenbei gesagt, bei der schlaffen Zügelführung von Bethmann auch politisch nachteilige Folgen hatte. Jeder der beiden Konkurrenten versicherte den Franzosen, daß er der rechte Mann wäre, um von Paris aus auf die Berliner Zentralstelle im Sinne weitgehender deutscher Nachgiebigkeit gegenüber den französischen Wünschen in der Marokko-Frage zu wirken. Das steigerte natürlich mit dem französischen Übermut die französischen Prätentionen, und die Früchte des von mir am 9. Februar 1909 mit Frankreich abgeschlossenen Abkommens gingen uns bald nachher verloren.

Hammann hatte mir noch zu meinem letzten Geburtstage geschrieben, daß er mir von ganzem Herzen Glück und Segen und neue Erfolge für des Reiches Wohl im reichsten Maße wünsche. Ein Jahr voll großer Arbeit liege hinter mir; ich hätte im gottbegnadeten Vollbesitze meiner körperlichen, geistigen und seelischen Kräfte und Gaben das schwerste überwunden. Möge ich stets der alte bleiben, im Menschlichen wie im Politischen, im Mühen wie im Erfolg. Jetzt verurteilte er mir gegenüber in scharfen Worten „das alte, dumme Geschwätz" von Martin und fügte hinzu: Die gehässigen Albernheiten der „Märkischen Volkszeitung" hätten kurze Beine gehabt, wenn nicht der Artikel der „Kreuz-Zeitung", der mir statt der Bosheit nur Täuschung über die Wirkung des sogenannten Interviews und frommen Betrug nachsagte, hinzugekommen wäre. Schiemann hatte ihm bei einer zufälligen Begegnung anvertraut, daß der Artikel der „Kreuz-Zeitung" die kaiserliche Lesart enthalte. Der Redakteur der „Kreuz-Zeitung" scheine nachträglich zu empfinden, was er angerichtet habe. Diese unglückselige Veröffentlichung setze, ohne der konservativen Partei irgendwie zu nützen, Krone und Land der Gefahr neuer Kaiserdebatten aus und versetze mich in einen tief zu beklagenden Konflikt: Auf der einen Seite Wahrung meines historischen Namens, auf der anderen Seite Rücksicht auf meine royalistische Vergangenheit. In dem Bewußtsein, daß mir vor dem Urteil

der Geschichte nicht bange zu sein brauche, würde ich mich hoffentlich nicht auf den Beifall der Liberalen verlassen. Das Wort, daß die Liberalen den Nachruhm machten, sei nur mit Einschränkung wahr. An Caprivi habe es sich zum Beispiel nicht bewährt. Der Staatssekretär habe ihm meinen Brief gezeigt, dessen klare Widerlegung der schweren Irrungen in den gegenwärtigen Preßtreibereien diesen den Weg zur Geschichte verlege. Das Wort über den Nachruhm war, wenn mich mein Gedächtnis nicht täuscht, vom „Berliner Tageblatt" geprägt worden; der Hohn über den armen Caprivi klang nicht schön im Munde von Hammann, der seine Karriere nach dem Sturze von Bismarck als treuer Knappe des zweiten Kanzlers begonnen hatte.

Bodo von dem Knesebeck über die Konflikttage

Wohltuend berührte mich der nachstehende Brief des diensttuenden Kammerherrn der Kaiserin und Vize-Oberzeremonienmeisters Bodo von dem Knesebeck, meines alten Regimentskameraden, der, zur intimen Umgebung der Majestäten gehörend, die November-Ereignisse aus nächster Nähe miterlebt und beobachtet hatte. Er schrieb mir spontan: „Die widerwärtigen Preßtreibereien, die ihren Ursprung darin haben, daß gewisse Leute sich reinwaschen wollen, ekeln mich so an, daß ich ganz krank davon bin. Was mich geradezu traurig macht, ist die Auffassung, die an anderer Stelle über die Novembertage sich gebildet hat und diesen Angriffen Vorschub leistet. Das Ganze ist ein widerwärtiges Bild politischer Gemeinheit auf der einen, des Unverstandes zum mindesten auf der anderen Seite. Du weißt, wie ich über das alles denke, wie ich seit zwanzig Jahren die Verstimmung entstehen sah, die zu dem Ausbruch elementarer Leidenschaft, die nur zu oft zurückgedrängt worden war, führte. Daß es heute anders ist, verdankt man nicht zum mindesten Deiner Behandlung jener Konflikttage. Denn ich habe heute noch die Überzeugung, daß bei der herrschenden Kopflosigkeit es zu viel extremeren Beschlüssen gekommen wäre, wenn das Parlament durch den Verlauf der Dinge das Vertrauen in den Reichskanzler verloren hätte. Es hätte dann selbst seine Sache in die Hand genommen und unter Umgehung der ersten Beamten des Reichs direkt an die Krone appelliert. Die Konservativen, die ja überhaupt am weitesten in der von Partei wegen formulierten Kritik gegangen waren, hätten das, ihrer ganzen Haltung nach, mitmachen müssen. Wer denkt heute noch daran, daß Du, als Du am 11. November aufstandest, um die Verantwortung auf Dich zu nehmen, in der Verteidigung der Krone niemand und nichts hinter Dir hattest? Weder den Bundesrat, noch eine Partei, noch ein Mitglied des Reichstages. Du warst ganz allein auf Dich angewiesen. Diese Situation zu beherrschen, ist nicht so leicht, wie nachträglich an allem in selbstsüchtiger Absicht Kritik zu üben. Ich weiß nicht, ob ein Staatsmann jemals vor eine solche Aufgabe im parlamentarischen Leben gestellt worden

ist. Ich bezweifle es. Doch genug davon, mögst Du Deinen Gleichmut bewahren wie bisher. In schlaflosen Nächten gehen mir diese Dinge durch den Kopf, und ich konnte mich nicht zurückhalten. Viele Grüße der lieben, verehrten Fürstin. In Gedanken viel bei Euch Dein B. K."

Bülows Antwort

In meiner Antwort an meinen Waffenbruder aus großer Zeit, mit dem ich Schulter an Schulter in der Schlacht an der Hallue attackiert hatte, hieß es: „Ich habe in diesen Tagen manche Zeichen von Anhänglichkeit und Wohlwollen erhalten, aber keine schöneren und verständnisvolleren als die Deinigen. Als vor bald einem Jahre die Bombe platzte, von der ich nicht wußte, welchen Sprengstoff sie in sich barg, war mein erster und leitender Gedanke, Seine Majestät den Kaiser aus der Schußlinie zu bringen. Ich hatte, mit Arbeit überhäuft, durch schwerwiegende, sehr ernste Aufgaben der inneren und äußeren Politik absorbiert, im Vertrauen auf meine Untergebenen (Schön, Stemrich, Müller, Klehmet) das Manuskript des ‚Daily-Telegraph'-Artikels nicht selbst geprüft. Meine Untergebenen hatten aus Respekt vor kaiserlichen Äußerungen, in der Befürchtung, daß nachträgliche Korrekturen die Sache noch schlimmer machen könnten, und wohl auch aus Mangel an Perspikazität die Sache durchgelassen. Dieses Versäumte benutzte ich, um in dem Dir bekannten Artikel der ‚N. A. Z.' als alleinverantwortlicher Beamter im Reich alle Verantwortung auf mich allein zu nehmen. Ich stellte das Auswärtige Amt und mich selbst rücksichtslos bloß, um die Krone zu degagieren. In diesem Sinne wurde auch, soweit sie zugänglich war, auf meine Weisung die Presse instruiert. Es gibt aber Strömungen, die sich nicht länger zurückdrängen, die sich nicht mehr aufhalten lassen. Es gibt Situationen, wo lange angesammelter Zündstoff eine Explosion herbeiführt. Trotz meiner Bemühungen gingen öffentliche Meinung, Presse, die ganze Nation über die formale Schuldfrage und über das Versäumnis im Auswärtigen Amt stürmisch weg, um sich nur an die Frage zu halten: Hat Seine Majestät wirklich solche Dinge gesagt? Und wenn ja, wie soll die Wiederholung solcher Vorkommnisse verhindert werden? Es war eben seit zwanzig Jahren zu viel vorausgegangen, was die weitesten Kreise erregt und verstimmt hatte. Gegenüber diesen mit elementarer Gewalt durchbrechenden Strömungen verlor ich nicht den Kopf, sondern richtete alle meine Bemühungen auf das eine Ziel: Verhindern, daß die Krone aus diesem Sturm geschwächt hervorgehe, dahin wirken, daß sie, wenn der Sturm sich gelegt, ebenso fest und sicher und glanzvoll dastehe wie vorher, im Innern und nach außen, vor den deutschen Fürsten und vor dem deutschen Volke. Denn die Kaiserkrone ist der Schluß- und Eckstein unserer Einheit, Sicherheit und Zukunft. Um dies Ziel zu erreichen, durfte ich Seine Majestät den Kaiser diesesmal nicht dialektisch verteidigen wie früher im Lippe-, im Swinemünder und in

vielen ähnlichen Fällen. Damit wäre nichts erreicht worden. Ich durfte auch nicht rein advokatorisch auftreten, alles Leugnen und Beschönigen hätte die Sache nur schlimmer gemacht. Il fallait faire la part du feu. Ich stellte also im Reichstag alles richtig, was sich sachlich irgendwie richtigstellen ließ. Ich beschwichtigte vor allem die durch das Interview vor den Kopf gestoßenen fremden Mächte. Ich behandelte die Angelegenheit mit dem Ernst, den die Nation erwartete und der mich selbst erfüllte. Dann bat ich Seine Majestät um die Erklärung, mit der ich nicht nur Bundesrat und Staatsministerium, die erregter waren als ich, sondern auch die Einsichtigen im ganzen Volk beruhigte und ihr Vertrauen zu Seiner Majestät wiederherstellte. Als das geschehen war, sagte ich Ihrer Majestät der Kaiserin, daß wenn Seine Majestät der Kaiser sich nur sechs Monate ruhighielte und keine neuen Unvorsichtigkeiten beginge, alles wieder in Ordnung kommen würde. Meine weitere Taktik war, daß ich Seiner Majestät riet, unmittelbar nach der Krisis zur Zentenarfeier in das Berliner Rathaus zu gehen, um der Welt zu zeigen, daß er trotz allem, was vorgefallen wäre, auch im Roten Hause unter demokratischen Stadtverordneten gerade so sicher sei wie überall zwischen Maas und Memel. Ich wirkte weiter dafür, daß zum fünfzigsten Geburtstag Seiner Majestät alle deutschen Fürsten erschienen und Seine Majestät umgaben. Dann kam der Besuch des Königs von England, der glatt und gut verlief. Und endlich sorgte ich auf dem Gebiete der auswärtigen Politik dafür, daß Deutschland und mit Deutschland der Kaiser im Frühjahr d. J. nach der großen diplomatischen Winterkampagne so stark und mächtig dastanden wie seit zwanzig Jahren nicht. Das waren die Worte, die vor zwei Monaten ein uns nicht besonders freundliches englisches Blatt gebrauchte. Und ein russischer Diplomat schrieb im Mai: Es sei mir leider gelungen, die suprématie allemande wiederherzustellen, die nach Bismarcks Rücktritt glücklich beseitigt worden wäre. Auch die Stimmung der Nation hellte sich auf der ganzen Linie auf. Die kleinen Anläufe, die der Reichstag im Sinne einer parlamentarischen Beschränkung der kaiserlichen Prärogativen machte, verliefen im Sande. Als ich im Mai mit den Majestäten dem Sängerfeste in Frankfurt a. M. beiwohnte und achtzehntausend Sänger das Kaiserpaar unter grenzenlosem Jubel mit der Wagnerschen Kaiserhymne begrüßten, sagte ich mir, daß das, was ich Ihrer Majestät der Kaiserin im November in Aussicht gestellt hatte, in Erfüllung gegangen sei und daß das Land unversehrt, die Krone und der Kaiser neu gestärkt aus dem Sturm herausgekommen wären. Das ist der wirkliche Tatbestand, die historische Wahrheit. Ich habe dem Kaiser immer treu gedient, nie treuer als während der Novembertage. Ich habe in zwölfjähriger ministerieller Tätigkeit dem Lande und dem Kaiser manchen Dienst geleistet, niemals größere als während der letzten sechs Monate

meiner Amtszeit. Du kannst Dir denken, welche Verachtung unter diesen Umständen die Verleumdungskampagne in mir hervorruft, die gegen mich in Szene gesetzt worden ist. Diese Verachtung überwiegt auch die nicht weniger begreiflichen Gefühle der Erbitterung und des Zornes über so viel Niedertracht und so ungeheure Dummheit. Sohn eines Diplomaten, von Jugend auf selbst Diplomat, Gesandter, Botschafter, Staatssekretär, Reichskanzler, während zwölf Jahren Leiter unserer auswärtigen Politik, soll ich nach den konservativen Blättern die gefährliche Wirkung des bedenklichen Teiles des Interviews nicht vorausgesehen haben. Nach Herrn Erzberger und den klerikalen Blättern soll ich absichtlich eine Situation herbeigeführt haben, die das Land im Innern und nach außen in die schwierigste Situation und mich selbst als Reichskanzler in die unbequemste und gefährlichste Lage brachte, in der sich ein Minister befinden kann. Nein! Ein solcher Esel bin ich nicht und ein Schurke auch nicht. Welch ein Schauspiel würde es sein, wenn den durchschlagenden und ganz unwiderleglichen Erklärungen, die ich kürzlich dem Kanzler gegeben habe, Hofklatsch und Hintertreppenerzählungen entgegengehalten würden, welche Nahrung würde daraus das Gerede über Kamarilla und Persönliches Regiment ziehen! Mein Patriotismus und meine Königstreue lassen mich schweigen, aber nur deshalb schweige ich. Die Parteien sind egoistisch. Der blauschwarze Block will das Odium für den wenig günstigen Ausgang der Reichsfinanzreform nicht tragen und auch nicht die volle Verantwortung für meinen Rücktritt. Das Zentrum will nicht im Lichte niedriger Rachsucht dastehen, die Konservativen nicht als diejenigen, die einen um Landwirtschaft und konservative Interessen verdienten Kanzler zum Rücktritt gezwungen haben. Deshalb suchen die Parteien das Odium auf die Krone abzuladen. Das sind die Motive der Verleumdungskampagne, von der Du sagst, daß sie Dich mit Widerwillen erfüllt. Es war mir ein Bedürfnis, Dir gegenüber meinem Herzen Luft zu machen, wo uns eine so alte Freundschaft verbindet und weil Dein Brief mir tiefes Verständnis zeigt. Wir werden uns freuen, bei unserer Durchreise nach Rom bei Dir zu essen, und hoffen sehr auf Deinen Besuch in Rom. Immer Dein treu ergebener Bülow."

VI. KAPITEL

In Berlin • Unterredung mit Bethmann im Oktober 1909 • Frühstück bei den Majestäten im Neuen Palais • Die Soiree zum Geburtstag der Kaiserin am 22. X. 1909 • Letzte Begegnung zwischen Fürst Bülow und Wilhelm II. vor dem Ausbruch des Weltkriegs Reise nach Bern • Wiedersehen mit dem Bruder Alfred • Ankunft in Rom • Die Villa Malta • Geschichtliches • Erster Gang zum Kapitol • Leben in Rom • Barrère • Das Pamphlet „Deutsche Machthaber" • Der Chef der Reichskanzlei von Loebell

Wiederbegegnung mit dem Kaiser

Am 21. Oktober trafen wir aus Norderney wieder in Berlin ein. Bethmann erschien sogleich bei mir im Hotel Adlon, um mir zu sagen, wie dankbar er mir wäre, daß ich keine Preßkampagne begonnen hätte. Er wisse, wie viele inländische Publizisten aller Parteien und auch ausländische Journalisten sich mir zur Verfügung gestellt hätten. Noch dankbarer sei er dafür, daß ich keinen Preßprozeß gegen Theodor Schiemann und Matthias Erzberger angestrengt habe. Die Konsequenzen eines solchen für den Kaiser wären ja ganz unberechenbar gewesen. „Eure Durchlaucht", erklärte er nicht ohne Emphase, „haben sich dadurch wiederum und von neuem ein hohes, ein sehr hohes Verdienst um die Krone und damit auch um das Land erworben."

Am nächsten Vormittag war ich mit meiner Frau bei den Majestäten im Neuen Palais zum Frühstück geladen. Der Kaiser begrüßte mich, als ob er mich am Tage vorher zum letztenmal gesehen hätte und zwischen uns gar nichts vorgefallen wäre, sprach aber bei Tisch nur über das Aquarium des Professors Dohrn in Neapel, das er meiner besonderen Obhut empfahl. Nach Tisch ging er mit zwei gleichfalls eingeladenen deutschen Diplomaten, dem Botschafter in Japan, Herrn von Mumm, und dem Gesandten in Marokko, Dr. Rosen, im Park spazieren, ohne sich weiter mit mir zu beschäftigen.

Die Kaiserin, die durch dieses seltsame Benehmen in große Verlegenheit versetzt zu sein schien, frug mich mit rührender Liebenswürdigkeit, ob ich nicht einige Albums mit ihr ansehen wolle, die wunderhübsche Photographien enthielten. Während wir die Photographien betrachteten, sagte sie mir: „Der Kaiser hatte heute morgen so Kopfweh, er muß an die Luft." In ihrem Verhältnis zum Kaiser lag trotz ihrer Gleichaltrigkeit etwas Mütterliches. Als ich mit Rosen und Mumm nach Hause fuhr, erzählten mir beide, der Kaiser habe ihnen mit mehr Phantasie

als Vernunft den Gedanken entwickelt, daß in allernächster Zeit ein Krieg zwischen Amerika und Japan ausbrechen würde. Auf diesen Krieg lauere er schon seit zwanzig Jahren und sei mehr wie je davon überzeugt, daß ein solcher Konflikt ihm die Entscheidung über das Geschick der Welt in die Hände spielen würde. Mumm hatte, unterstützt von Rosen, vergeblich widersprochen.

Am Abend fuhren wir wieder nach Potsdam. Die Soiree zu Ehren des Geburtstags der Kaiserin war sehr glänzend und dauerte lange. Der Kaiser konnte sich aber nicht entschließen, mich anzusprechen. Statt dessen zog er meine Frau in eine fast anderthalbstündige Konversation. Er vermied dabei, im Gegensatz zu der langen politischen Unterredung, mit der er sie beim Abschiedsdiner im Juli beehrt hatte, jede politische Anspielung. Dagegen wollte er Näheres über die Villa Malta hören und wissen, ob meine Frau sie so schön einrichten würde wie seinerzeit das Reichskanzlerpalais. Der Kaiser hatte eine hohe Meinung von dem künstlerischen Verständnis und dem Geschmack meiner Frau und sagte nicht lange nach meinem Rücktritt zu Albert Ballin, der es mir wiedererzählte: „Um Bülow ist es nicht schade, aber der Fortgang seiner Frau von Berlin ist ein wahrer Verlust. Sie repräsentierte in dem nüchternen und prosaischen Berlin das Cinquecento." An jenem letzten Abend im Neuen Palais ließ der Kaiser übrigens meiner Frau gegenüber die etwas gereizte Bemerkung fallen: „Sie sind wahrscheinlich ganz froh, daß Sie mich loswerden, und Sie und Bernhard werden in Rom in Ihrer herrlichen Villa Malta ein viel angenehmeres Leben führen, als ich es hier habe." Die Soiree im Neuen Palais ging zu Ende, ohne daß der Kaiser mich angesprochen hätte. Um so mehr war die Kaiserin ostentativ bemüht, durch wiederholte freundliche und herzliche Ansprachen das von ihrem hohen Gemahl Versäumte nachzuholen.

Ich habe den Kaiser erst fünf Jahre später wiedergesehen, im August 1914, wenige Tage nachdem Wilhelm II., schlecht beraten von Bethmann und Jagow, aber auch durch eigene Leichtfertigkeit und Hybris in den Krieg gestolpert war, der den Zusammenbruch unseres stolzen, mächtigen, glücklichen Reichs herbeiführen sollte. Ich will keinen Zweifel darüber lassen, daß die Undankbarkeit Wilhelms II. und selbst seine Unarten meine dynastische Treue wie meinen preußischen und deutschen Patriotismus selbstverständlich in keiner Weise zu erschüttern vermochten. Ich dachte an unseren alten Herrn, Wilhelm I., und an die Worte, die er nach dem Tode meines Vaters, im Oktober 1879, in Frankfurt a. M. an mich gerichtet hatte, ich dachte an unseren lieben Kaiser Friedrich. Wenn ich in dieser Beziehung noch einer Stärkung bedurft hätte, so wurde sie mir zuteil, als die Großherzogin Luise von Baden, die Tochter Kaiser

Wilhelms I., die Schwester des Kaisers Friedrich, mich in das Niederländische Palais zu sich bitten ließ. Mit der Würde und Hoheit, aber auch mit der edlen Gesinnung und Herzensgüte, die ihr eigen waren, sagte sie zu mir: „Es ist mir ein Bedürfnis, als Tochter meines Vaters und Schwester meines Bruders, Ihnen zu danken für die treuen und ausgezeichneten Dienste, die Sie während zwölf Jahren Preußen und dem königlichen Hause wie dem Deutschen Reich geleistet haben. Ich werde diese Dienste und Verdienste niemals vergessen." Die erlauchte Frau hatte viel zu viel Taktgefühl, als daß sie die Differenzen zwischen ihrem kaiserlichen Neffen und mir berührt hätte. Nur beim Abschied, als sie mir die Hand zum Kusse reichte, meinte sie, indem sie das Wörtchen „ich" betonte: „Ich bin nicht undankbar."

Reise Bülows nach Bern

Wenige Tage nach jener glänzenden Soiree im Potsdamer Neuen Palais, mit der Wilhelm II. den zweiundfünfzigsten Geburtstag seiner Gemahlin feierte, führte mich der Schnellzug von Berlin nach Bern, wo mein Bruder Alfred seit einem Jahrzehnt das Deutsche Reich bei der Schweizer Eidgenossenschaft vertrat. Das Wiedersehen mit ihm trug dazu bei, mich in ruhiger und gefaßter Stimmung zu erhalten und zu befestigen. Mein Bruder war eine im wahren Sinne religiöse Natur. Mein Rücktritt erschien ihm alles in allem als eine glückliche Wendung für mich, für die ich Gott dankbar sein müsse. Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele? Solchen Gefahren setzte nach seiner Meinung jede hohe Stellung nur zu leicht ihren Inhaber aus.

Mein Bruder erfreute sich durch seine unbedingte Zuverlässigkeit, seine aufrechte Art und sein gemütvolles Wesen großer Achtung und Beliebtheit bei den kernigen und biederen Eidgenossen, die gerade diese Eigenschaften und solche Naturen zu schätzen wissen. Als einmal zwischen Deutschland und der Schweiz in der Gotthard-Frage Differenzen entstanden waren, empfahl ein Vertreter des Schweizer Bundesrats im Nationalrat die Erfüllung der deutschen Wünsche damit, daß der Gesandte von Bülow sie vertrete, von dem der Bundesrat überzeugt wäre, daß er ein gerecht denkender Mann und ein guter Freund der Schweiz sei. In der nachbismarckischen Zeit machte sich, noch dazu unter gotteslästerlicher Berufung auf Bismarck und unter dem Einfluß der Allüren und der Wesensart Wilhelms II., bei uns die Auffassung breit, es sei gar nicht die Aufgabe des deutschen Auslandsvertreters und nicht einmal wünschenswert, daß er sich auf seinem Posten beliebt mache. Unserem klugen und geschickten Botschafter bei den Vereinigten Staaten, dem Baron Speck von Sternburg, wurde seine Popularität in Amerika geradezu zum Vorwurf gemacht. Ein deutscher Vertreter, hieß es, möge, statt auf Beliebtheit auszugehen, lieber danach trachten, mit drohend gerunzelter Stirn und gelegentlich mit

gepanzerter Faust den Fremden Furcht einzujagen und jedenfalls ihnen zu „imponieren". Nun hat Fürst Bismarck es wiederholt als eine der vornehmsten Pflichten des deutschen Vertreters im Ausland bezeichnet, sich in seinem Wirkungskreis ein solches Vertrauen und so starke Sympathien zu erwerben, daß er auch im Falle sachlicher Differenzen zwischen dem Lande, bei dem er beglaubigt wäre, und seinem eigenen Lande „als Matratze" dienen könne, welche die Stöße auffange. Der Gesandte müsse ein möglichst großes Kapital von Beliebtheit ansammeln, damit er, wenn an der Zentralstelle Dummheiten begangen würden, von diesem seinem Schatz noch leben könne, bis bessere Zeiten kämen. Wilhelm von Humboldt hat den feinsten menschlichen Takt für die oberste Maxime der Diplomatie erklärt. Und selbst Talleyrand, der nicht sentimental war, meinte: „C'est la bienveillance qui fait les grandes affaires."

Mein Bruder sah in seinem Hause viele Schweizer. Einer von ihnen, ein Züricher, erzählte mir, daß er in seiner Heimatstadt bisweilen August Bebel begegnet sei, der dort bei seiner in Zürich an einen Arzt verheirateten Tochter geweilt habe. Bebel habe in seinem Beisein nach meinem Rücktritt geäußert: Wenn er nicht Atheist wäre, würde er glauben, daß Gott es mit der deutschen Sozialdemokratie besonders gut meine. 1890 habe Fürst Bismarck gegen sie zu einem furchtbaren Schlage ausgeholt. Sie würde, wie er glaube, die Prüfung ertragen und überwunden haben; es wäre aber doch eine schwere Heimsuchung geworden. Da habe Wilhelm II. seinem großen Kanzler den Stuhl vor die Tür gesetzt, damit sich selbst eines gewaltigen Ministers beraubt und Zwiespalt in die Reihen der Nichtsozialdemokraten getragen. Sechzehn Jahre später habe Fürst Bülow versucht, der Sozialdemokratie in anderer Weise beizukommen; nicht mit der Wucht und der Rücksichtslosigkeit von Bismarck, aber vielleicht in einer für sie gefährlicheren Manier. Er habe einen Keil zwischen die Arbeiterpartei und das liberale Bürgertum getrieben, der Sozialdemokratie mit einer zündenden nationalen Wahlparole viele Mitläufer entzogen, ihr die empfindlichste Niederlage beigebracht, die sie in Deutschland jemals erlitten hätte. Nach seinem Wahlsieg sei er gewillt gewesen, durch zeitgemäße Reformen, durch freiwillige Zugeständnisse im Geist der modernen Entwicklung der Sozialdemokratie den Wind aus den Segeln zu nehmen. Tatsächlich sei seitdem, dank der geschickten Bülowschen Taktik, die Stimmung gegenüber der Sozialdemokratie in Deutschland eine ungünstigere geworden. Gleichzeitig hätten innerhalb der Sozialdemokratie die Revisionisten mehr und mehr an Boden gewonnen. „Da schmeißt Wilhelm II. auch Bülow hinaus. Ja, der liebe Gott meint es wirklich gut mit den unentwegten Sozialdemokraten."

Ankunft in Rom

Über oder richtiger gesagt durch den Gotthard, den ich einst zu Fuß überschritten hatte, führte uns der Eisenbahnzug weiter nach Italien, nach Rom, das mich nach zwölf Jahren wieder aufnahm. Ich habe die beruhigende, die heilende, klärende und aufrichtende Kraft der Ewigen Stadt nie stärker empfunden, als nachdem ich mich vom Reichskanzleramt und damit von der Macht, dem Einfluß, der Möglichkeit, Gutes und Nützliches zu wirken, aber auch von den Enttäuschungen, Bitternissen und Sorgen dieses Amts nach menschlicher Voraussicht für immer getrennt hatte. Die Ranküne des in seiner Eitelkeit verletzten Kaisers, der kleinliche Haß der Parteien, die ich im Staatsinteresse bekämpft hatte, die unruhige Eifersucht des mit allen Kräften an seinem Posten klebenden Bethmann, die so weit ging, daß er während der Kriegsjahre meinen persönlichen Verkehr im Hotel Adlon durch Geheimagenten überwachen ließ, haben mir angedichtet, ich verzehrte mich in dem Verlangen, wieder in das Reichskanzlerpalais einzuziehen.

Demgegenüber stelle ich klipp und klar die nachstehenden drei Punkte fest:

1. Ich würde, wenn ein solcher Ruf an mich ergangen wäre, jederzeit bereit gewesen sein, die Führung der Geschäfte wieder zu übernehmen.

2. So weit menschliche Voraussicht reicht, bin ich überzeugt, daß ich, vor Ende Juli 1914 zurückgerufen, den Ausbruch des Krieges verhindert hätte. Unter allen Umständen würde ich, wenn ich vor der Überreichung des Ultimatums an Serbien um meine Meinung gefragt worden wäre, von einer solchen Dummheit mit allen Kräften abgeraten haben, wie ich den Weichensteller aufgerüttelt haben würde, den ich vor der Einfahrt zweier sich kreuzender Eisenbahnzüge schlafend angetroffen hätte. Jedenfalls und unter allen Umständen würde ich im Juli 1914 darauf bestanden haben, daß Österreich manu militari gegen Serbien erst nach eingehender Prüfung der serbischen Antwort durch Deutschland und mit deutscher Erlaubnis vorgehen dürfe.

3. Weder in die Situation eingeweiht noch jemals um Rat gefragt, konnte ich nicht helfen. Ich wußte aus langer Praxis zu gut, daß sich ohne genaue Kenntnis der ganzen politischen Lage wohl kannegießern, aber kein Rat erteilen läßt. Daß ich versucht hätte, nach meinem Rücktritt durch Intrigen wieder an die Spitze zu kommen, ist eine alberne Verleumdung.

In der Villa Malta

In Rom nahm uns die Villa Malta auf, die ich fünf Jahre früher gekauft hatte dank einer Erbschaft, die ich von einem Vetter meiner Mutter, Wilhelm von Godeffroy, gemacht hatte. Mein im Beginn meiner Aufzeichnungen erwähnter Urgroßvater Martin Johann Jenisch hatte drei Töchter. Die älteste heiratete meinen Großvater Wilhelm Rücker, die zweite den hanseatischen Gesandten in Berlin Karl Godeffroy, dessen Vorfahren aus Genf nach Hamburg gekommen waren, die jüngste den gleichfalls schon

von mir genannten preußischen Oberstkämmerer Graf Wilhelm Redern. Sie war eine nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich vornehme Frau, voll Hamburger Bürgerstolz, dabei schlagfertig. Bald nach ihrer Heirat richtete in Berlin ein alberner Prinz an sie die Frage: „Womit handelt Ihr Herr Vater?" Sie antwortete: „Mit Klugheit und Verstand." Der Gesandte Karl Godeffroy hatte nur einen Sohn, den später von Preußen in den Adelsstand erhobenen Wilhelm. Der war, was die Menschen einen Sonderling nennen, hat aber mehr Gutes getan und besaß einen edleren Kern als die meisten Weltleute. Er war in kleinen Dingen ungemein genau. Er konnte in sechs oder acht Schuhmacherläden vorsprechen, bevor er sich für das billigste Paar Stiefel entschied. Er bestand noch während seiner letzten Krankheit darauf, daß das Pfand für die von ihm ausgetrunkenen leeren Mineralwasserflaschen eingelöst würde. Dabei war er jederzeit bereit, für wirklich gute und edle Zwecke Hunderttausende zu geben. Die schöne neue Kirche in Blankenese ist von ihm erbaut worden; er schenkte der Hamburger Michaeliskirche ihre Orgel, eine der schönsten Orgeln in Deutschland.

Als es zum Sterben ging, ließ er seinen Generalbevollmächtigten kommen und forderte ihn auf, ihm alle Schuldverschreibungen vorzulegen. Als sehr reicher Mann war Wilhelm von Godeffroy von vielen Seiten um Darlehen angegangen worden. Er ließ alle Schuldverschreibungen vor seinen Augen verbrennen, dann griff er nach dem Neuen Testament mit den Worten: „Nun will ich nur noch an Gott denken." Bald nachher verschied er. Er hat etwa zwanzig Millionen, eine damals sehr bedeutende Summe, für mildtätige Stiftungen aller Art hinterlassen. Er empfand für mich, den ältesten Sohn der ältesten Schwester seiner Mutter, seit meiner Jugend großes Wohlwollen, später besondere Verehrung und hat dies auch in seinem Testament ausgesprochen. Er war ein guter Christ und ein guter Patriot.

Mit der Erwerbung der Villa Malta erfüllte ich einen Wunsch meiner Frau. Ich kaufte das schöne Haus, obwohl ich es nur einmal in meinem Leben gesehen hatte, und zwar nur abends, anläßlich eines Diners bei dem damaligen Besitzer, dem russischen Grafen Leon Bobrinski. Ich hatte aber volles Vertrauen zu dem Urteil und dem Geschmack meiner Frau. Ferdinand Gregorovius beginnt seine 1888 geschriebene Monographie über die Villa Malta mit den Worten: „Diese Villa hätte wohl verdient, deutsches Eigentum zu bleiben, denn manche vaterländischen Erinnerungen haften an ihr. Vierzig Jahre lang ist sie das Sanssouci des kunstliebendsten aller deutschen Fürsten gewesen. Ludwig von Bayern hat dort oftmals Hof gehalten, nicht mit besternten Diplomaten, sondern mit lebensfrohen und talentvollen Künstlern." Gregorovius fährt fort: „Der Ursprung der Villa Malta ist sehr vornehm, ihr Stammbaum wuchs in den Gärten des Lukull. Zur Zeit des

Claudius gehörte sie dem Konsular Valerius Asiaticus, den Messalina in den Tod trieb, um sein Landhaus zu besitzen. Tacitus erzählt, daß vor den Augen des Verurteilten der Scheiterhaufen errichtet wurde, aber daß Valerius bat, diesen an eine andere Stelle zu verlegen, damit der Feuerqualm die Baumgruppen seiner geliebten Villa verschone. Im Garten der Villa Malta stehen noch heute prächtige Bäume, drei Palmen, Zitronen- und Orangenbäume, Pinien und Zypressen, hohe alte Lorbeeren." Leider kann ich nicht verschweigen, daß der Garten der Villa Malta nach Gregorovius auch das Lusttheater für die Ausschweifungen der Messalina gewesen ist. Dafür ereilte sie hier die rächende Nemesis. Als Claudius die Kaiserin umzubringen befahl, fanden sie seine Zenturionen auf der Erde liegend, den Dolch in der zarten Hand, doch mutlos, sich selbst den Todesstoß zu geben. Ein Tribun erstach sie. Statt sich durch das Ende der Messalina warnen zu lassen, schwelgten auch die schreckliche Agrippina und ihr Sohn Nero in derselben Villa. Der Ostgotenkönig Theodorich beraubte sie ihrer Kunstschätze, um sie nach Ravenna zu entführen. Belisar hatte in ihr sein Hauptquartier, als er Rom gegen die Germanen verteidigte. „So endigt", schreibt Ferdinand Gregorovius, „die antike Geschichte Roms eigentlich in jenen Gärten des Lukull."

Lang ist die Reihe der Bewohner der alten Villa Malta, seitdem sich in den Tagen der Renaissance die tiefe Nacht der Barbarei lichtete, die sich nach den Gotenkriegen auf das verödete Rom niedergesenkt hatte: die Kardinäle De Torres, Imperiali, Marini und Acquaviva, der Botschafter des Malteserordens, der Bailli de Breteuil, welcher der Villa ihren jetzigen Namen gab, die Königin Kasimira von Polen, die Witwe des Königs Johann Sobieski, der Erzherzog Maximilian von Österreich, ein Bruder des Kaisers Josef II., Prinz Georg von Strelitz, ein Bruder der Königin Luise, und manche andere Notabilitäten haben in ihr geweilt.

Der Garten der Villa mit seinen berühmten Rosen, die bis zu den Terrassen emporklettern und der Villa den Beinamen „Villa delle Rose" verschafft haben, mit seinen Veilchen, Nelken und Wasserlilien war meiner Frau und mir eine immer neue Freude. Ich verstand Frau von Helvetius, wenn sie mit Bezug auf ihren kleinen Garten in Auteuil zu dem sie besuchenden, aus Ägypten zurückkehrenden General Bonaparte sagte: „Sie wissen nicht, wieviel Glück man auf drei Morgen Land finden kann." Goethe pflanzte 1789 im Garten der Villa Malta die herrliche Palme, die dort noch heute ihr Haupt wiegt. Herder, der in der Begleitung der Herzogin Amalie von Weimar Rom besuchte und dem ahnungslosen Papst Pius VI. als Vescovo di Weimar vorgestellt wurde, stand griesgrämig am Laghetto im Garten der Villa, und die Hofdame, Fräulein von Göchhausen, die Retterin des „Urfaust", schrieb tadelnd über ihn nach Hause: „Wem's in

Rom weh ist, dem wird's nirgends wohl werden." Goethe war anders als Herder. Als König Ludwig ihm am 26. März 1829 mitteilte, daß er die Villa Malta erworben habe, meinte unser größter Dichter voll Begeisterung zu seinem treuen Eckermann: von dieser Villa aus könne man das ganze Rom überschauen. Es sei eine Aussicht, welche zu genießen man weit reisen würde. Goethe läßt durch seinen Diener Friedrich einen Kupferstich von Rom kommen. „Sehen Sie", sagt er zu Eckermann, „was das für eine Lage ist. Das ganze Rom streckt sich ausgebreitet vor Ihnen hin. Der Hügel ist so hoch, daß Sie gegen Mittag und Morgen über die Stadt hinaussehen. Hier liegt Sankt Peter, dort der Vatikan. Der König hat sich wahrlich einen schönen Platz ausgesucht."

Auch der große Name von Wilhelm von Humboldt ist mit der Villa verbunden. Er zog dort 1801 ein, begleitet von Frau und Kindern, unter diesen die kleine Gabriele, die später meinen Großonkel Heinrich Bülow heiraten sollte, den 1846 verstorbenen preußischen Gesandten in London und Minister des Äußern. Caroline von Humboldt schrieb am 9. Dezember 1802 aus Rom an ihre Freundin Charlotte von Schiller: „Wir haben hier in der Villa Malta die schönste Aussicht: halb Rom, die Peterskirche, die Latinergebirge, die großen und einzeln liegenden Bergmassen, die den römischen Horizont begrenzen."

Als Wilhelm von Humboldt sich von Rom hatte trennen müssen, nach dem er sich oft zurücksehnte, wenn ihn ein graulicher Tag hinten im Norden empfing, wurde die Villa Malta das Künstlerheim der „Lukasbrüder", Overbeck, Vogel, Pforr. 1827 erwarb sie König Ludwig von Bayern, der aus ihr 1829 in seinem kuriosen Stil an Goethe schrieb: „Erfreulich: in seinem eigenen Garten, in freyer Erde wurzelnd, zu dem freyen Himmel ragend, aus dunklem Laub die Goldorangen blühend zu sehen. Nach meinem ersten Aufenthalt, zwölf Jahre lang sehnte ich mich wie nach einer Geliebten nach Roma, jetzo freue ich mich hierherzukommen, wie es freut, eine Freundin wiederzusehen, der Zauber ist verschwunden, einheimisch bin ich, genieße mit Ruhe. Von des Thrones Kette habe ich mich für einige Zeit befreyt. Lebe als Privatmann glücklich. Mit den Ihnen bekannten Gesinnungen gegen Teutschlands größten Dichter bin ich, Herr Staatsminister, der Ihren Wert erkennende Ludwig." Das bescheidene Häuschen, in dem der Bayernkönig so viele Winter verbrachte, dient jetzt als Gärtnerwohnung. Graf Bobrinski hatte Anfang der siebziger Jahre ein neues, nicht allzu geräumiges, aber mit künstlerischem Verständnis und viel Geschmack errichtetes Palais erbaut, in das wir einzogen, das meine Frau mit unseren Bildern, Gobelins, Teppichen und Möbeln schmückte und in dem ich den größeren Teil meiner Bibliothek aufstellte, die mein Vater mit Liebe angelegt und die ich selbst mit Sorgfalt vervoll-

ständigt, erheblich vergrößert und durch manchen seltenen Druck bereichert habe. Den großen Salon der Villa Malta ziert ein von Graf Bobrinski in den sechziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts in Venedig gekaufter herrlicher Fries von Paolo Veronese, der den Wettstreit des strahlenden Gottes des Gesanges und Saitenspiels, Phoebus Apollo, mit dem eitlen Flötenbläser Marsyas darstellt. Ich selbst habe später für die große Halle einen Fries des Cinquecento-Malers Marcello Fogolino erworben, der uns den Triumph des Bacchus vor Augen führt, mit einer prächtig gezäumten Löwin, mit Schildkröten und Putten. Der schönste Schmuck der Halle ist ein kunstvoller Marmorkamin deutschen Ursprungs, den Bobrinski aus dem am Tiber gelegenen Palazzo Altemps erwarb. Diesen Palast hat im sechzehnten Jahrhundert Marcus Siticus erbaut, aus dem oberrheinischen Geschlecht Hohenems. Der hatte als tapferer Condottiere gegen Florentiner und Türken gefochten, vertauschte aber das Koller mit der Soutane, als er bei einem Wagensturz, nicht weit von San Pietro in Vincoli, wie durch ein Wunder dem Tode entging. Er wandelte seinen deutschen Namen Hohenems in den römischen Altemps (Alta-Ems) um. Vor seinem Wagenunfall soll er mit einer schönen Genueserin einen Sohn gezeugt haben, der Ahnherr des Hauses Altemps wurde. Marcus Siticus wurde Nunzius am Wiener Hofe und fungierte als Legat beim Konzil in Trient, wo er sich als scharfer Ketzerfeind betätigte. Er liegt in Rom begraben, in der Kapelle del Sacramento in Santa Maria in Trastevere. In seiner monumentalen Geschichte der Päpste gedenkt Ludwig von Pastor des Kardinals Marcus Siticus, der Villa Malta und des Kamins in der Villa Malta.

Mein erster Gang in Rom galt dem Blick vom Kapitol hinab auf das Forum und hinüber zum Palatin. Das Forum! „And in yon field below, a thousand years of silenced factions sleep.“ Bei diesem Anblick und in Erinnerung an die Byronschen Verse überkam mich eine Ahnung, daß auch über den schwarzblauen Block wie über das Ächzen und Krächzen banausischer und bildungsfeindlicher Sozialdemokraten das Rad der Zeit wegrollen würde. Ich dachte an Chateaubriand, der aus Rom schrieb: „Cette Rome, au milieu de laquelle je suis, devrait m'apprendre à mépriser la politique. Ici la liberté et la tyrannis ont également péri; je vois les ruines confondues de la république romaine et de l'empire de Tibère; qu'est-ce aujourd'hui que tout cela dans la même poussière? Le capucin qui balaye en passant cette poussière avec sa robe, ne semble-t-il pas rendre plus sensible encore la vanité de tant de vanités?“

Ich ging nach der Villa Mattei, wo ich oft mit meinem Freunde Adolf Wilbrandt geweilt hatte. Er liebte dort die Verse von Eichendorff zu zitieren:

Sie sangen von Marmorbildern,
Von Gärten, die überm Gestein
In dämmernden Lauben verwildern,
Palästen im Mondenschein,

Wo die Mädchen am Fenster lauschen,
Wenn der Lauten Klang erwacht,
Und die Brunnen verschlafen rauschen
In der prächtigen Sommernacht.

Eichendorff, der die italienische Schönheit so tief und innig erfaßt hat, war nie jenseits der Alpen, wie ja auch Schiller den von ihm verherrlichten Vierwaldstätter See nicht mit leiblichem Auge sah. Ich ritt hinauf zum Gianicolo, zum Kloster St. Onofrio und zu der alten Steineiche vor dem Kloster, unter der Tasso saß und schwermütig auf die Stadt herabblickte, wo man einen großen Teil der Herrlichkeit dieser Welt sieht und zugleich, daß nichts ewig dauert:

Cadono la città, cadono i regni
E l'uom, d'esser mortal, per che si sdegni?

Ich ritt am Tiber, der mehr gesehen und mehr erlebt hat als irgendein anderer Fluß und der doch noch ebenso ruhig fließt wie in den Tagen der Aeneis:

Leni fluit agmine Thybris.

Ausritte mit Barrère

Fast jeden Morgen unternahm ich einen zweistündigen Ritt. Ich ritt viel mit dem französischen Botschafter Camille Barrère, mit dem ich seit meiner Pariser Zeit, seit dreißig Jahren, befreundet war. Der Weltkrieg hat mich seitdem von Barrère wie von zwei anderen Pariser Freunden, den Brüdern Paul und Jules Cambon, für immer getrennt. Am liebsten ritt ich die Straße, die Goethe so oft zu Fuß zurückgelegt hat, nach dem Ponte Molle und von da nach der Acqua acetosa. Ich erinnerte mich dabei an unseren größten Dichter, der über diesen Weg schrieb: „Es ist wirklich zum Närrischwerden, wenn man die Klarheit, die Mannigfaltigkeit, duftige Durchsichtigkeit und himmlische Färbung der Landschaft, besonders der Fernen ansieht."

Der blaue Himmel, die Sonne, die Eidechsen, die in der Sonne hin- und herschießen, die dunklen Zypressen, die sich gegen die Sonne abheben, haben sich seit Goethes Tagen nicht verändert. Ich besuchte, ohne Baedeker, ohne vorgefaßte noch vorgeschriebene Meinung, die römischen Museen, Galerien und Kirchen und fand, daß mein Vorgänger

auf der Höhe des Pincio, der byzantinische Feldmarschall Belisar, nicht mit Unrecht an den tapferen Goten Totila schrieb: „Von allen Städten, so viele die Sonne bescheint, ist Rom die größte und merkwürdigste." Ich war endlich ein freier Mann und stimmte Sokrates bei, der die Muße als das schönste Gut bezeichnet: ἡ σχολὴ κάλλιστον κτημάτων. Das leuchtet dem Deutschen freilich erst allmählich ein, denn im Norden hält man, nach Goethe, jeden für einen Müßiggänger, der sich nicht den ganzen Tag ängstlich abmüht. Gern ritt ich auch nach der Isola Farnese, zu jenen Feldern, wo einst Veji stand.

Altes Veji, auch du warst einstmals Fürstenbehausung,
Wo auf offenem Markt ragte der goldene Stuhl.
Jetzt tönt zwischen den Mauern die Flöte des schweifenden Hirten,
Und dein Gräbergebiet wurde Ackergefild.

sang schon vor Christi Geburt der Elegiker Sextus Propertius angesichts dieser schwermütigen Landschaft.

Lektüre

Ich fand endlich wieder Zeit zum Lesen. Während der vielen Jahre ununterbrochener und angestrengter Tätigkeit war mir bisweilen das melancholische Wort eines geistvollen Mannes, ein Wort von Ernst Dohm, dem Vater des „Kladderadatsch", durch den Sinn gegangen. Er lag auf dem Sterbebett. Einem ihn besuchenden Freunde, der ihn frug, wie es ihm ginge, erwiderte er unter Anspielung auf den Namen der Matthäikirchstraße, in der er wohnte: „Matthäi am letzten." Dann: „Mir ist nur leid um alle die schönen Bücher, die ich noch nicht gelesen habe." In Rom las ich endlich wieder im Zusammenhang und ungestört die Römische Geschichte von Theodor Mommsen und die acht Bände der Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter von Ferdinand Gregorovius, ich las zum zweitenmal in meinem Leben, mit einem durch meine ministeriellen Erfahrungen geschärften Verständnis für geschichtliche Zusammenhänge wie für die Art oder vielmehr Unart des Homo sapiens die zwölfbändigen Untersuchungen Hippolyte Taines über die „Origines de la France contemporaine". Ich begriff, wie recht mein verehrter Lehrer, Professor Adalbert Daniel, gehabt hatte, als er dem Schüler des Pädagogiums zu Halle dreiundvierzig Jahre früher die Goethesche Weisheit eingeprägt hatte: In Rom lese sich Geschichte ganz anders als an irgendeinem anderen Orte der Welt; anderwärts lese man von außen hinein, hier glaube man von innen heraus zu lesen; es lagere sich alles um uns her und gehe wieder von uns aus. Ich las wieder Byron und Goethe, Virgil und Horaz, Titus Livius und Sallust. Der letztere, dessen Gärten einst an die Stätte gegrenzt hatten, wo jetzt die Villa Malta steht, war ja gewissermaßen der Schutzpatron meines Wohnhauses. Ich hatte übrigens gerade Sallust von Jugend auf besonders geschätzt und schon als

Die Villa Malta in Rom

junger Mensch in meine Taschenuhr die Worte aus dem zweiten Kapitel des Bellum Jugurthinum eingravieren lassen: Animus incorruptus, aeternus, rector humani generis, agit atque habet cuncta, neque ipse habetur.

Preßangriffe in Deutschland

Durch die persönlichen Angriffe, in denen sich nicht nur der frühere Regierungsrat Martin, der Trompeter der von Eckardstein geführten „Kaisertreuen", sondern auch konservative Blätter gefielen, ließ ich mich in meiner römischen Ruhe nicht stören. Derartige Schmähungen und Verdrehungen reichten nicht an die Höhe der Verachtung heran, die ich für sie empfand. Im Interesse der Landwirtschaft bedauerte ich die auch nach meinem Rücktritt fortgesetzten Anzapfungen der agrarischen „Deutschen Tageszeitung", aber ohne das Bedürfnis, darauf zu antworten. Wahnschaffe, Chef von Bethmanns Reichskanzlei, der aus eigenem Antrieb mit dem Redakteur der „Deutschen Tageszeitung" Dr. Georg Oertel sprach, dem Mann mit der weißen Weste über dem gewaltigen Bauch, schrieb mir, daß dieser persönlich solche von einzelnen verbissenen Parteifunktionären wie Dietrich Hahn herrührenden Entgleisungen lebhaft bedaure, schon weil sie der Ausdruck grober Undankbarkeit seien.

Zu meinen treuen und dabei einsichtigen und klugen Anhängern gehörte der langjährige Korrespondent der „Kölnischen Zeitung" in Berlin, Herr von Huhn, ein früherer Dragoneroffizier, der Ende 1910 meine Aufmerksamkeit darauf lenkte, daß die sinnlosen Anschuldigungen, die seinerzeit der entlassene Regierungsrat Martin in seinem Buch erhoben habe, jetzt auch den Weg in den frommen „Reichsboten" gefunden hätten, und zwar in einer besonders gehässigen Form. Herr von Huhn schrieb weiter: „Ich glaube annehmen zu dürfen, daß Eure Durchlaucht zu sehr über diesen Angriffen stehen, als daß Sie sich zu irgendeiner eigenen Berichtigung entschließen werden. Diese Rücksicht ist aber nicht für diejenigen vorhanden, welche die Tätigkeit und das Wirken Eurer Durchlaucht lange Jahre hindurch aus der Nähe verfolgen konnten und die einigermaßen wissen, wie die Dinge verlaufen sind. Ich meinesteils habe jedenfalls geglaubt, der groben Geschichtsfälschung des „Reichsboten" entgegentreten zu müssen."

Der „Reichsbote", das Organ der streng evangelischen Kreise, das mit Vorliebe von der Kaiserin und ihren Hofdamen gelesen wurde, hatte mich während meiner Amtszeit nicht selten bekämpft, weil es mich zu katholikenfreundlich fand, richtiger gesagt: weil ihm meine streng und aufrichtig paritätische Haltung und Politik nicht gefielen. Sein Leiter, der alte Pastor Engel, war aber, wie manche Fanatiker, eine lautere Seele. Sobald er, ohne mein Zutun, darüber unterrichtet worden war, daß seine Beschuldigungen gegen mich vollkommen unbegründet wären, nahm er sie mit dem Ausdruck lebhaften Bedauerns und mit seiner eigenen Unter-

schrift in aller Form zurück. Das freute mich für den guten alten Pastor Engel. An und für sich hatte der Angriff mich völlig gleichgültig gelassen. Ich dachte mit Stendhal, nebenbei gesagt neben Michel Montaigne mein französischer Lieblingsschriftsteller: „La vue qu'on a des hauteurs de Rome est faite pour changer en douce mélancolie la tristesse la plus colérique."

Über die innerpolitische Lage der Dinge hatte mir Herr von Huhn anläßlich dieses kleinen Zwischenfalls geschrieben: „Schöner ist es seit Eurer Durchlaucht Rücktritt in Deutschland nicht geworden, und man läßt sich hier in unerfreulichster Weise von den Ereignissen treiben, ohne zu wissen, wohin sie führen und was der schließliche Ausgang sein wird. Die Prophezeiung von dem nahen ‚Philippi' scheint mir leider der Erfüllung immer näher gerückt." Als Kuriosum meldete Herr von Huhn mir auch, daß auf Befehl Seiner Majestät im Auswärtigen Amt eifrige Nachforschungen nach den Briefen und Telegrammen veranstaltet worden wären, von denen der Kaiser behaupte, daß er in ihnen mir seinerzeit seine in Highcliffe geführten exzentrischen Unterredungen eingehend und ausführlich mitgeteilt habe. „Natürlich hat man nichts gefunden. Wo nichts ist, hat bekanntlich auch der Kaiser sein Recht verloren."

Bethmann und Loebell

Mein langjähriger treuer Mitarbeiter Loebell war kurz vor meinem Rücktritt auf meinen Antrag zum Oberpräsidenten von Brandenburg ernannt worden, eine Stellung, für die er sich nicht nur als geborener Märker, sondern auch sonst in jeder Beziehung qualifizierte. Der treue Mann hatte sich aber für mich im Winter 1908/09 so abgerackert, daß er die Stellung nicht antreten konnte, sondern für längere Zeit in einem Sanatorium seiner Gesundheit leben mußte. Er hatte mehrfach meinen Nachfolger aufgesucht, um ihm in seiner loyalen Weise zu sagen, daß es eine Ehrenpflicht für ihn sei, nicht nur beim Kaiser, sondern auch öffentlich der gegen mich in Szene gesetzten Verleumdungskampagne entgegenzutreten. Er hatte ihm gesagt, daß er seine eigene Stellung durch Eintreten für seinen Vorgänger nur verbessern könne, aber bei dem schwachen und, wie dies bei schwachen Charakteren leider nur zu häufig der Fall ist, nicht ganz aufrichtigen Bethmann kein Verständnis gefunden.

Ich tröstete mich gegenüber solchen Miserabilitäten mit dem schönen Wort von Goethe, es sei einem Talent wie August von Platen gar nicht zu verzeihen, daß er in der großen Umgebung von Rom die Erbärmlichkeiten der deutschen Literaten nicht vergessen könne. Ohne mich mit einem großen Dichter wie Platen vergleichen zu wollen, war ich doch der Ansicht, daß auch ich in Rom Besseres zu tun hätte, als mich über die Erbärmlichkeiten zu ärgern, die die Politik nun einmal mit sich bringt. Und ich befleißigte mich, das Goethesche Ideal der genießenden

Lebensruhe und vereinfachten Lebensfreudigkeit, soweit es mir möglich war, zu realisieren.

Unterstützt von dem trefflichen römischen Korrespondenten der „Kölnischen Zeitung", Friedrich Noack, beschäftigte ich mich mit Vergangenheit und Geschichte der Villa Malta. Wir entdeckten, daß zu ihren Bewohnern auch der Berner Karl Viktor von Bonstetten gehört hatte, der sich als Landvogt zu Saanen und in Nyon, als Oberrichter von Lugano und als Mitglied des Großen Rats in Bern um seine Vaterstadt wohlverdient gemacht hatte. Er war ein Schüler von Voltaire und von J. J. Rousseau, ein Freund von Matthisson und Johannes von Müller, von Salis und Friederike Brun, ein geistvoller Schriftsteller und eleganter Stilist, der die deutsche wie die französische Sprache gleichmäßig beherrschte und in beiden Idiomen der gebildeten Welt seine eklektische Philosophie predigte. In dem interessanten Aufsatz, den er Bonstetten gewidmet hat, beschreibt Sainte-Beuve „das magnifike Panorama", das jener von der Höhe der Villa Malta genossen habe: „De ce poste élevé il porta son investigation sur toutes les régions de la cité, sur tous les cantons de l'Agro romano, cette ceinture lugubre et splendide qui l'entoure." Hier habe der Berner sein Hauptwerk verfaßt: „Le voyage dans le Latium", hier auch die Bekanntschaft eines großen Künstlers gemacht, des Dänen Thorwaldsen. Der bewohnte schon damals in der Via Sistina das Haus, an dem heute eine Marmortafel an ihn erinnert und das der Gartenterrasse der Villa Malta gerade gegenüber liegt. Wenn Ludwig von Bayern auf dieser Terrasse stand, so konnte er dem von ihm hochgeschätzten Bildhauer in sein Atelier sehen, das zu ebener Erde lag. Eines schönen Morgens betrat es der König, einen Orden in der Hand, den er dem Künstler an die Brust heftete mit den Worten: „Ich dekoriere den Soldaten auf seinem Schlachtfelde." Den ersten Lorbeer hatte Thorwaldsen 1802 in der Villa Malta aus der Hand von Friderike Brun empfangen. Als ich beim Einzug in die Villa Malta meinen alten römischen Haushofmeister, Adolfo Libianchi, frug, wer in dem Hause gegenüber der Gartenterrasse den ersten Stock bewohne, meinte er mit einer gewissen Feierlichkeit: „Qui sta l'avvocato che fa i santi nel Vaticano." Er wollte damit sagen, daß dort der päpstliche Funktionär wohne, der bei Kanonisationsprozessen für die Heiligsprechung gegen den Advocatus Diaboli plädiere. Als ich weiter frug, wer im zweiten Stock des Hauses wohne, meinte mein Maestro di Casa: „Là sta un pazzo tedesco." Es stellte sich heraus, daß dieser närrische Deutsche mein alter Schulkamerad Honig vom Pädagogium zu Halle an der Saale war, der denselben Vornamen wie ich trug.

Bernhard Honig führte wegen seines sanften und bescheidenen Wesens und seiner etwas zaghaften Gangart auf dem „Pädchen" den Beinamen

„Die Socke". Ich frug bei ihm an, ob ich ihn besuchen dürfe. Er ließ mir antworten, daß er mir nach wie vor gut gesinnt wäre, mich aber bäte, von einem Besuche abzusehen. Ich erfuhr weiter, daß Bernhard Honig seit vielen Jahren den ganzen, in der Alma città di Roma bekanntlich überaus heißen Sommer in der Via Sistina verlebe, die Winter in Deutschland. Während der Wintersaison mißfiel ihm Rom, denn die vielen Fremden störten ihn. Im Sommer fühlte er sich als Herr der amoena Pincii spatia, wie es auf dem Obelisk am Pincio heißt, er pflegte die Blumen auf der Terrasse seines Hauses, erfreute sich am Gesang der Vögel, die er dort in vergoldeten Käfigen unterhielt, und unternahm ab und zu in den kühleren Nachtstunden eine Fahrt in die Campagna. Diese Lebensweise sagte ihm so sehr zu, daß er jeden Besuch als eine Störung empfand. Ich bin nicht abgeneigt, anzunehmen, daß Bernhard Honig zu den wenigen wirklich zufriedenen Menschen gehörte, die mir begegnet sind.

Die Villa Malta hat nicht nur erlesenen Geistern wie Humboldt und Bonstetten ein Asyl geboten, sondern auch Abenteurer beherbergt. Cagliostro, der Schatzgräber, Zauberkünstler, Arzt, Rosenkreuzer und Freimaurer, Alchimist und Mystiker, der in Rom zum Tode verurteilt wurde, in Paris in der Bastille gesessen hatte, der in die Halsbandgeschichte verwickelt war und von der Kaiserin Katharina aus Petersburg ausgewiesen wurde, der in Warschau den Polen erklärte, er habe eine Lebenstinktur erfunden, die die Menschen verjünge, der Großkophta der angeblich von ihm wieder hergestellten ägyptischen Freimaurerei, einer der größten Schwindler des an Schwindlern so reichen achtzehnten Jahrhunderts, der aber doch die Ehre gehabt hat, die Aufmerksamkeit und das Interesse von Goethe zu erregen, Cagliostro hat in der Villa Malta eine interessante Séance veranstaltet, die in seinem Essay über diesen Hochstapler der Franzose Marc Haven wie folgt geschildert hat: „Cagliostro hielt im Mai 1789 in der Villa Malta, damals der Sommerresidenz der Botschafter des Malteser-Ordens, wiederholt Sitzungen ab. Bei einer dieser Sitzungen, der außer dem damaligen Malteser-Botschafter, Bailli Le Tonnelier de Breteuil, der französische Botschafter, Kardinal Bernis, die Fürstin Santa Croce, die Fürstin Rezzonico und andere Mitglieder der römischen Gesellschaft beiwohnten, ließ Cagliostro ein Kind aus einer Kristallkaraffe voll Wasser die Zukunft prophezeien. Das Kind erklärte, in dem Wasser eine Straße zu sehen, voll von Menschen, die „A bas le Roi!" und „A Versailles!" schrien. Cagliostro rief hierauf: „Das Kind sagt die Wahrheit. Binnen kurzem wird Ludwig XVI. in seinem Palast in Versailles überfallen werden, die Monarchie wird stürzen, die Bastille geschleift werden, auf die Tyrannei wird die Freiheit folgen." „Oh", rief der Kardinal Graf Bernis, „welche traurige Prophezeiung betreffs meines Königs!" „Ich bedauere es", erwiderte

Cagliostro mit ernster Stimme, „aber diese Prophezeiung wird sich verwirklichen." „Ich weiß von nichts, wir werden sehen", erwiderte der Kardinal mit sichtlicher Nervosität.

Cagliostro hieß in Wirklichkeit Giuseppe Balsamo und stammte aus Palermo. Er starb erst 1795, im Gefängnis in Urbino, und hatte also noch die Genugtuung, die Französische Revolution zu erleben, die er dem darob entsetzten Botschafter des Allerchristlichsten Königs, dem Kardinal Bernis, in der Villa Malta angekündigt hatte.

VII. KAPITEL

Wechsel in der Brüsseler Gesandtschaft • Intrigen Flotows gegen Wallwitz • Briefwechsel zwischen Bülow und Bethmann • Neuorientierung der deutschen Politik gegenüber Belgien durch Bethmann • Bismarck und Belgien 1870 • Besuch Bethmanns in Rom im März 1910 • Frau von Flotow • Die politische Gesamtlage • Die Reichstagswahlen 1912 • Tod Eduards VII. • Herr von Kiderlen in Rom • Briefe aus der Heimat: Ernst Bassermann, Lichnowsky

Verabschiedung des Gesandten Grafen Wallwitz

Anfang Januar 1910 erhielt ich in Rom die Nachricht von einem in der deutschen Vertretung in Brüssel bevorstehenden Wechsel, die mich nicht nur persönlich verstimmte, sondern mehr, viel mehr als das, mich mit ernster politischer Sorge erfüllte. Meine Stieftochter schrieb mir, daß ihr Gatte, der Graf Nikolaus Wallwitz, der dort seit neun Jahren als deutscher Gesandter wirkte und sich in Belgien großen und allgemeinen Vertrauens erfreute, vom Reichskanzler in einem Privatschreiben aufgefordert worden wäre, umgehend seinen Abschied einzureichen. Brüssel müsse in nächster Zeit neu besetzt werden, für Wallwitz sei kein anderer Posten vorhanden. Als Grund wurde eine von der Reichsregierung in Aussicht genommene Neuorientierung der deutschen Kolonialpolitik angegeben. Wallwitz wurde gleichzeitig zur Pflicht gemacht, seinen Rücktritt so zu vollziehen, daß er als ein freiwilliger, nur durch Gesundheitsrücksichten gebotener erschiene. Wallwitz, der eine dreißigjährige, tadellose Dienstzeit hinter sich hatte, benahm sich auch bei diesem Anlaß als Patriot und Gentleman. Er verließ Brüssel ohne ein Wort der Klage oder Beschwerde und vermied es sogar, sich direkt nach seiner engeren Heimat, nach Sachsen zu begeben, um dort nicht partikularistischer Abneigung gegen die Berliner Zentralstelle Nahrung zu geben. Er hat erst nach längerer Zurückgezogenheit in Wiesbaden seine Vaterstadt Dresden wieder aufgesucht.

Ein Brief Bethmanns

Nach erfolgtem Rücktritt des Grafen Wallwitz erhielt ich von meinem Nachfolger den nachstehenden Brief: „Hochverehrter Fürst, Eurer Durchlaucht möchte ich nicht unterlassen mit Rücksicht auf die zwischen Ihnen und dem Gesandten Graf Wallwitz bestehenden Beziehungen ganz persönlich und vertraulich und mit der Bitte um strenge Geheimhaltung Aufschluß über die Gründe zu geben, die zu dem bevorstehenden Rücktritt des

Grafen Wallwitz geführt haben. Wie Eurer Durchlaucht vielleicht nicht unbekannt geblieben ist, haben wir aus verschiedenen, der weiteren internationalen Politik angehörenden Gründen einen Wechsel in unserer Kongo-Politik im Sinne eines schärferen Vorgehens gegen Belgien eintreten lassen. War schon im Sommer und Herbst d. J. vom Reichskolonialamt aus über eine nicht ausreichende Mitarbeit in Brüssel auf dem Gebiete der Kongo-Politik Klage geführt worden, so begegnete der jüngste Wechsel unserer großen Politik dort einer Behandlung, die den Schluß auf eine mangelnde Übereinstimmung des Gesandten mit der von uns gegenüber Belgien neu eingeschlagenen politischen Richtung zuließ. Unter diesen Umständen wurde hier der Wunsch nach einem Wechsel auf dem dortigen Posten laut. Ein bezüglicher Antrag an Seine Majestät erfolgte mit dem Zusatze, daß für Graf Wallwitz eventuell ein anderer Posten in Aussicht genommen werden könne. Persönlich hatte ich sogar die Botschaft in Madrid dafür in Erwägung gezogen. Wie ich besonders streng vertraulich bemerke, stieß aber der Antrag auf eine unzweideutige, von nicht gnädiger Äußerung für Graf Wallwitz begleitete Ablehnung Seiner Majestät, Allerhöchstwelcher sich für das Ausscheiden des Grafen entschied. Blieb uns hiernach ein anderer Weg nicht übrig, so stand doch sofort bei mir der Entschluß fest, den Rücktritt in der ehrenvollsten und anerkennendsten Form zu einem von dem Grafen Wallwitz gewünschten Zeitpunkte zu vollziehen. Der ganze Vorgang wurde hier streng geheim gehalten, und ich würde sogar gezögert haben, ihn zur Kenntnis Eurer Durchlaucht zu bringen, wenn mir nicht bekanntgeworden wäre, daß er Ihnen auf direktem Wege aus Brüssel mitgeteilt worden sei. Nachdem der Posten nun einmal frei geworden, werden Eure Durchlaucht gewiß mit mir einverstanden sein, wenn ich Seiner Majestät dafür Ihren mehrjährigen Mitarbeiter Flotow vorgeschlagen habe, dessen Unterbringung auf einem seiner Gesundheit mehr zusagenden Posten mir ja von Ihnen selbst ans Herz gelegt worden ist. Indem ich Eure Durchlaucht bitte, den Ausdruck meiner aufrichtigsten Verehrung entgegenzunehmen, bin ich mit den gehorsamsten Empfehlungen an die Frau Fürstin Ihr stets ergebenster v. Bethmann Hollweg."

Bülows Antwort

Ich antwortete Bethmann: „Haben Sie besten Dank für die liebenswürdige Gesinnung, die aus Ihren gestern erhaltenen Zeilen spricht. Die für Wallwitz eingetretene Wendung hat ihn und die Seinigen schmerzlich betroffen. Er hatte sich in Brüssel eingearbeitet und eingelebt und war gern dort. Es kommt dazu, daß er für seine (neunzigjährige) Mutter Aufregung und Kummer fürchtet. Daß das alles auch meiner Frau nahegeht, die traurige Briefe von ihrer Tochter erhält, können Sie sich denken. Ich hatte schon, bevor ich Ihren Brief erhielt, der Gräfin Wallwitz geschrieben und

sie und ihren Mann gebeten, sich keiner Bitternis hinzugeben. Dieser Rat war übrigens kaum nötig, denn beide sind innerlich vornehme und ruhige Leute, denen alles Demonstrative fernliegt. Ich selbst weiß, wie ich kaum hinzuzufügen brauche, daß Personalfragen lediglich nach sachlichen Gesichtspunkten entschieden werden können." Es war menschlich begreiflich, daß ich die Verabschiedung von Wallwitz als eine persönliche Unfreundlichkeit und mehr als dies, als eine Geschmacklosigkeit empfand, denn ich wußte natürlich, daß Wallwitz geopfert worden war, um dem intriganten Flotow, der mich während der letzten Zeit meiner Amtsführung beständig mit seinen persönlichen Ambitionen belästigt hatte, einen ihm zusagenden Posten zu verschaffen. Solche persönliche Rücksichtslosigkeit konnte mich weiter nicht berühren. Was mich aber beunruhigte, war die in dem Bethmannschen Briefe, der, wie schon die Handschrift zeigte, von dem Geheimrat von Flotow verfaßt worden war, gebrauchte Wendung von einem beabsichtigten „schärferen Vorgehen" gegen Belgien „aus verschiedenen, der weiteren internationalen Politik angehörenden Gründen". Es war damals mehr eine unbestimmte Sorge, die durch diese Wendung in mir hervorgerufen wurde. Erst später gelangte ich zu der Gewißheit, daß der ein halbes Jahr nach meinem Rücktritt vorgenommene Wechsel in unserer Vertretung in Brüssel und der damit verbundene Wechsel in unserer Politik gegenüber Belgien eine der Ursachen der Katastrophe von 1914 werden sollte.

Der neue Gesandte in Brüssel: v. Flotow

Nachdenklich hatte mich bald nach diesem Wechsel eine gelegentliche Äußerung des mir seit langem befreundeten italienischen Ministers des Äußern, des Marquis San Giuliano, gestimmt, die dahin ging, daß der neue deutsche Gesandte in Brüssel, Herr von Flotow, eine seltsame Politik zu treiben scheine, „une politique quelque peu mystérieuse". Er suche Annäherung an den französischen und den englischen Gesandten und scheine zu hoffen, daß es möglich sein würde, aus Belgien und seinen Kolonien „ein neues Polen" zu machen, d. h. ein Teilungsobjekt für Deutschland, Frankreich und England. Völlige, traurige Gewißheit erhielt ich, als ich nach dem Beginn des Weltkrieges im belgischen „Livre gris" den Bericht las, in dem der belgische Gesandte in Berlin, Baron Beyens, am 2. April 1914, vier Monate vor dem Ausbruch des Weltkrieges, nach Brüssel meldete, daß der deutsche Staatssekretär des Kolonialamtes, Herr Solf, sowohl dem französischen Geschäftsträger wie dem französischen Marine-Attaché aus eigenem Antriebe ein deutsch-französisches Abkommen über die von beiden Ländern in Afrika projektierten Eisenbahnlinien vorgeschlagen habe. Als der französische Botschafter in Berlin, Jules Cambon, nach seiner Rückkehr vom Urlaub den deutschen Staatssekretär des Äußern, Herrn von Jagow, gefragt habe, was diese in keiner Weise provozierte Eröffnung

des deutschen Kolonialministers bezwecke, habe Jagow erwidert, daß auch nach seiner Ansicht eine solche Verständigung zwischen Deutschland und Frankreich unter Zuziehung von England in hohem Grade nützlich sein würde. In diesem Falle, habe Cambon repliziert, müsse Belgien eingeladen werden, an den Beratungen der drei Großmächte teilzunehmen, denn auch die Belgier bauten neue Eisenbahnen am Kongo. Es dürfte sich sogar empfehlen, die Konferenz zur Erledigung der ganzen Frage in Brüssel abzuhalten. Es hieß dann weiter in dem Bericht des belgischen Gesandten: „Oh non! répondit Mr. de Jagow, car c'est aux dépens de la Belgique que notre accord devrait se conclure. — Comment cela? — Ne trouvez-vous pas que le Roi Leopold a placé sur les épaules de la Belgique un poids trop lourd? La Belgique n'est pas assez riche pour mettre en valeur ce vaste domaine. C'est une entreprise audessus de ses moyens financiers et de ses forces d'expansion. Elle sera obligée à y renoncer. L'Ambassadeur trouva ce jugement tout à fait exagéré. M. de Jagow ne se tint pas pour battu. Il développa l'opinion que seules les grandes Puissances sont en situation de coloniser. Le ministre des affaires étrangères de l'Empire allemand dévoila même le fond de ses pensées en soutenant que les petits états ne pourraient plus mener, dans la transformation qui s'opérait en Europe au profit des nationalités les plus fortes, par suite du développement des forces économiques et des moyens de communication, l'existence indépendante dont ils avaient joui jusqu'à présent. Ils étaient destinés à disparaître ou à graviter dans l'orbite des grandes Puissances. L'Ambassadeur répondit que ces vues n'étaient pas du tout celles de la France ni, autant qu'il pouvait le savoir, celles de l'Angleterre; qu'il persistait à penser que certains accords étaient nécessaires pour la mise en valeur de l'Afrique, mais que dans les conditions présentées par M. de Jagow, toute entente était impossible. Sur cette réponse, M. de Jagow se hâta de dire qu'il n'avait exprimé que des idées toutes personnelles, qu'il n'avait parlé qu'à titre privé et non en Secrétaire d'État s'adressant à l'Ambassadeur de France. M. Cambon n'en attache pas moins une signification très sérieuse aux vues que M. de Jagow n'a pas craint de dévoiler dans cet entretien. Il a pensé qu'il était de notre intérêt de connaître les dispositions dont le dirigeant officiel de la politique allemande est animé à l'égard des petits états et de leurs colonies. J'ai remercié l'Ambassadeur de sa communication absolument confidentielle. Vous en apprécierez certainement toute la gravité."

Als im Sommer 1870 der Krieg zwischen Deutschland und Frankreich ausbrach, verstand es Fürst Bismarck, die von ihm nie unterschätzten Imponderabilien dadurch sofort in das deutsche Spiel zu bringen, daß er die gegen die völkerrechtlich garantierte Neutralität und Unabhängigkeit

Belgiens gerichteten Pläne der französischen Regierung enthüllte. Vier Jahrzehnte später ging es leider umgekehrt. Die täppische Ungeschicklichkeit unserer damaligen Regierung ermöglichte es unseren Feinden, die öffentliche Meinung der ganzen Welt gegen unser redliches und friedliebendes Volk einzunehmen und aufzubringen. Ich betone ausdrücklich: Die Dummheit, nicht die Bosheit! Die Leiter der deutschen Politik im Sommer 1914, das kann nicht oft genug wiederholt werden, waren keine wüsten Raufbolde, keine tückischen Brandstifter. Sie waren Stümper.

Bethmanns Besuch in Rom

Zu meinem ersten Geburtstag im Ruhestand, zum 3. Mai 1910, schrieb mir mein Nachfolger: „Der kommende dritte Mai weckt in mir so viele Erinnerungen an menschliche und amtliche Beziehungen, die mich an Eure Durchlaucht knüpfen, daß ich in herzlicher Empfindung dankbarer Verehrung meinen besten Wünschen für Ihr neues Lebensjahr Ausdruck gebe. Im Spiegel des römischen Makrokosmos wird Eurer Durchlaucht auch an diesem Tage die Fülle und der Reichtum des eigenen Lebens und des eigenen Schaffens neu aufgehen, ernst und groß und doch ruhig und heiter — ebenso wie in der Villa Malta neben dem Lorbeer die Rose blüht. Meine Erinnerungen an die Stunden, die ich mit Ihnen zu Ostern verleben durfte, sind zu feste, als daß sie durch das politische Gezänk, das mir die letzten Wochen ausfüllte, hätten verwischt werden können." Die poetische Wendung von dem Lorbeer, der mir neben der Rose blühe, konnte in meinen Augen nicht ganz die peinliche Empfindung verwischen, die das mindestens schwächliche Verhalten meines Nachfolgers bei der Neubesetzung des Brüsseler Postens in mir erweckt hatte. Ich möchte übrigens ausdrücklich betonen, daß ich getan habe, was ich konnte, um Herrn von Bethmann während des Besuches, den er Ende März 1910 in Rom abstattete, einen freundlichen Empfang zu bereiten. Ich gab ihm in der Villa Malta ein großes Diner mit prominenten Italienern und rühmte dem Minister des Äußern, dem Marchese San Giuliano, die guten Absichten und guten Eigenschaften meines Nachfolgers. Leider ohne großen Erfolg. Der kluge, penetrante San Giuliano fand Bethmann „naif et ennuyeux". Mit denselben zwei Prädikaten: „naif" und „ennuyeux" wurde der Arme zwei Jahre später in St. Petersburg charakterisiert, als er dort im Juli 1912 seinen Antrittsbesuch machte.

Bethmann hatte Flotow nach Rom mitgebracht und erschien mit ihm in unserem Hause. Flotow suchte sein unschönes Verhalten wiedergutzumachen. Nachdem er in Rom vergeblich versucht hatte, mit mir zu einer Aussprache zu kommen, schrieb er mir zu meinem Geburtstag aus Brüssel:

„Hochverehrter Fürst! Eurer Durchlaucht treibt es mich zum Geburtstage meine respektvollsten und gehorsamsten Glückwünsche auszusprechen.

Möge es uns noch lange vergönnt sein, bei der reichen Erfahrung Eurer Durchlaucht Rat und Hilfe zu finden zum Besten des Vaterlandes. Meine Gedanken gehen oft zu Eurer Durchlaucht; schließlich sind die Berliner Jahre nicht ohne tiefen Eindruck an mir vorübergegangen, und ich bin mir vollkommen bewußt, wie unendlich viel meine politische Ausbildung dem Umstande verdankt, daß es mir vergönnt war, in solcher Nähe Eurer Durchlaucht zu leben. Meine ganze Auffassung der Dinge ist dadurch modifiziert worden, und wenn ich überhaupt in der Lage war, meinem neuen Chef einige Dienste in den Anfängen seiner Amtsführung zu leisten, so weiß ich, daß ich es dieser Schule verdanke. Aber darüber hinaus habe ich Eurer Durchlaucht im Herzen nahegestanden, näher vielleicht, als Sie es ahnten. Auf dieses Verhältnis war zum Schluß ein Schatten gefallen; wir wissen das beide; und ich habe sehr darunter gelitten. Aber das ist innerlich ganz überwunden, und es bleibt nur eine dankbare Erinnerung. Daß mein Weg mich gerade hierher nach Brüssel führen mußte, ist eine eigene Verkettung der Umstände, deren Ungunst heute noch unüberwunden auf mir lastet. Diese Sache ist, in Folge einer unerwarteten Stellungnahme höheren Ortes, uns ganz aus der Hand gegangen. Meine Wünsche gingen bekanntlich nach einer ganz anderen Richtung, für die man bereits an höchster Stelle den Weg gebahnt hatte. Aber wer will die Glieder der Kette lösen und ändern, die von den Uranfängen bis herauf zu unseren Schicksalen führt! Wir wollen, wie wir wollen müssen. Ich möchte nur noch meiner Freude Ausdruck geben, Eure Durchlaucht körperlich so wohl und frisch gefunden zu haben, und mit meinen ehrerbietigsten Empfehlungen an die Frau Fürstin schließen als Eurer Durchlaucht stets ganz gehorsamster Flotow.“ Mit dem Schatten, der zum Schluß auf sein Verhältnis zu mir gefallen wäre, meinte Flotow natürlich die von ihm eingefädelte Intrige, der Graf Wallwitz zum Opfer fiel. Die Behauptung, er sei halb gegen seinen Wunsch und Willen nach Brüssel versetzt worden, war eine pia oder vielmehr eine impia et impudens fraus.

Einige Wochen nach seiner Ernennung zum Gesandten in Brüssel meldete uns Flotow seine Verlobung mit der verwitweten Gräfin Marie Keller, geborene Schahowskoy. Sie war eine Russin, Witwe des russischen Generals Theodor Keller. Ich habe, als ich anläßlich der Palästinareise unserer Majestäten die preußische Hofstaatsdame Gräfin Mathilde Keller erwähnte, auch von dem russischen Zweig dieser deutschen Adelsfamilie und von dem im Russisch-Japanischen Kriege als Held gefallenen russischen General Graf Theodor Keller gesprochen. Der ritt während einer Schlacht zu einer Batterie, deren Offiziere Deckung in einer Weise gesucht hatten, die sie für ihre Leute unsichtbar machte. Darüber von Keller zur Rede gestellt, entschuldigten sie sich damit, daß sie nicht Lust gehabt hätten,

sich einem sicheren Tode auszusetzen. Graf Theodor Keller erwiderte: „Ich will euch zeigen, wie ein russischer General stirbt." Er hielt auf seinem Schimmel so lange neben der Batterie, bis ihn eine feindliche Granate in Stücke riß. Die Ehe zwischen seiner Witwe und Flotow, der freilich von seinem Vorgänger in jeder Richtung so verschieden wie nur irgend möglich war, wurde nicht glücklich. Durch ihren ersten Mann, der ein Mann war, anderes gewöhnt, behandelte sie ihren zweiten Gatten, auch als dieser später Botschafter in Rom wurde, nicht gerade freundlich. Während des Weltkrieges ließ sie sich von ihm scheiden und in den römischen Zeitungen ankündigen, daß die bisherige deutsche Botschafterin, Frau von Flotow, nach Trennung ihrer Ehe mit Herrn Hans von Flotow in ihr russisches Vaterland zurückgekehrt sei und ihren früheren Namen Keller wieder angenommen habe. Zu ihrer Entschuldigung muß ich sagen, daß sie sich zu ihrer zweiten Ehe nur zögernd und ungern entschlossen hatte, als Flotow, nicht abgeschreckt durch alle vorher erhaltenen Körbe, immer wieder um sie anhielt. Von ihrer Schwägerin, der Gräfin Marie Kleinmichl, gefragt, wie sie Flotow hätte heiraten können, meinte sie mit russischer Unbefangenheit: „Je l'ai épousé pour me débarrasser de lui. Je m'ennuyais tant avec ses longues lettres, dans lesquelles il demandait et redemandait ma main. Je me servirai de lui comme d'un intendant." „Wenn der Purpur fällt, muß der Herzog nach", ruft bei Schiller „mit fürchterlichem Hohn" der alte Verrina dem ins Meer gestürzten Fiesko nach. Als sich Frau von Flotow von ihrem ungeliebten zweiten Gatten abwandte, ging diesem nicht nur ihr Geld, sondern auch ihre schöne Villa bei Cannes verloren.

Richtlinien der äußeren Politik

Ich habe schon gesagt, daß ich die politischen Geschäfte des Reichs meinem Nachfolger nicht ohne Sorge übergeben hatte. Nicht als ob ich Revolution oder Umsturz befürchtet hätte. Die Wahlen von 1907 hatten bewiesen, wie starke Kräfte des Widerstandes gegen parteipolitische Selbstsucht und insbesondere gegen den herostratischen Aberwitz des doktrinären Marxismus in der deutschen Volksseele schlummerten. Ich fürchtete, vorausgesetzt, daß wir eine verständige und leidlich geschickte auswärtige Politik machten, auch keine Störung des europäischen Friedens. Wenn es gewiß in Rußland wie in England und vor allem in Frankreich friedensfeindliche, friedenstörende Persönlichkeiten und Gruppen gab, so überwogen doch ziemlich überall die friedliebenden Strömungen. Ich war überzeugt, daß, wenn wir gegenüber England hinsichtlich des Tempos der Flottenbauten ein verständiges Entgegenkommen an den Tag legten, England kein Interesse daran haben werde, eine Weltkatastrophe herbeizuführen. Das entsetzliche Unglück eines Weltbrandes konnte der Menschheit erspart bleiben. Wir durften uns freilich den russischen Dardanellenwünschen nicht in den Weg stellen, noch

durch unvorsichtige Gesten in dieser Richtung das russische Mißtrauen erwecken. Wir durften vor allem Österreich kein Vorgehen auf der Balkanhalbinsel erlauben, das Rußland nach seiner hundertjährigen Tradition nicht ruhig hinnehmen würde. Wir mußten uns immer vor Augen halten, daß, wenn wir mit Rußland und Frankreich in Krieg gerieten, England schwerlich eine so günstige Gelegenheit vorübergehen lassen würde, die stärkste Kontinentalmacht und gleichzeitig seinen gefährlichsten Konkurrenten auf wirtschaftlichem Gebiet unschädlich zu machen. Unter solchen Voraussetzungen sah ich getrost in die Zukunft. Ich wiederhole: wahrlich nicht, als ob ich für die uns umgebenden Gefahren, gegenüber den uns umlauernden Feinden blind gewesen wäre. Aber ich war davon durchdrungen, daß wir mit ruhiger Festigkeit und mit der nötigen Geschicklichkeit diesen Gefahren ausweichen, die Pläne unserer Feinde vereiteln konnten.

Reichstagswahlen von 1912

Meine eigentliche Sorge galt der Unzulänglichkeit von Bethmann, der Unbesonnenheit und Selbstüberschätzung des Kaisers. Im Innern war, sobald sich die Konservativen gegen mich gewandt, den Block gesprengt und die Erbschaftssteuer zu Fall gebracht hatten, die von mir vorausgesehene Folge dieser verhängnisvollen Irrung, ich möchte sagen, automatisch zutage getreten. Alle Ersatzwahlen seit meinem Rücktritt zeigten ein rapides und stetes Wiederanwachsen der sozialdemokratischen Stimmen.

In allen Teilen des Reichs, von Ostpreußen bis in die Pfalz, setzte die seit drei, richtiger gesagt seit sechs Jahren rückläufig gewordene sozialdemokratische Flut wieder ein. Trotzdem wirkte der Ausfall der Reichstagswahlen von 1912, denen Heydebrand und sein Famulus Westarp mit kaum faßlichen Illusionen entgegengezogen waren, denen Bethmann Hollweg mit verschränkten Armen, in apathischer Hilflosigkeit zugesehen hatte, im Inlande niederdrückend auf klarerblickende Patrioten, im Auslande ermutigend auf alle unsere Gegner. Ein demokratisches Witzblatt, der Berliner „Ulk“, brachte nach den Reichstagswahlen vom 12. Januar 1912 an der Spitze seiner Nummer ein gut gezeichnetes Bild, das Bethmann Hollweg darstellte, wie er in steifer Haltung dem Kaiser Vortrag hält, in der Hand ein Aktenstück mit der Aufschrift „110 Sozi!“ Der Kaiser, der im Pelz auf einer Bank sitzt, zeichnet mit dem Spazierstock in den Winterschnee das Wort „Bülow“. Er sieht sehr gedrückt aus. Hat Wilhelm II. die Tragweite jener Wahlen sogleich begriffen? Ich möchte dies bei seiner Oberflächlichkeit gerade in großen politischen Fragen bezweifeln. Tatsächlich war eine so gewaltige Zunahme der Sozialdemokraten nicht nur an Stimmen, sondern auch an Mandaten ein sehr ernstes Menetekel an der Wand der deutschen Zukunft. Nicht weniger als sechsundsechzig von den

neunundsechzig Wahlkreisen, welche die Sozialdemokratie 1912 eroberte, waren 1907 in den Besitz der bürgerlichen Parteien zurückgekehrt, neunundzwanzig waren damals an die Konservativen, siebenunddreißig an die Liberalen gefallen. Die Parteien der Rechten sanken von hundertdreizehn Mandaten, die sie 1907 erobert hatten, in den Wahlen von 1912 auf neunundsechzig Mandate. Das war der tiefste Bestand der Rechten seit dem Jahr 1874. Dem Liberalismus brachten die Wahlen von 1912 die bisher schwächste Vertretung im Reichstag überhaupt. Für die Wahlen von 1907 hatte ich zum erstenmal Konservative und Liberale aller Schattierungen unter einen Hut gebracht.

Bethmanns Niederlage

Die Bethmannschen Wahlen von 1912 sahen zum erstenmal in Deutschland eine enge Koalition aller linksstehenden Elemente. 1907 war die Rechte mit hundertdreizehn Mandaten gegenüber hundertsechs Liberalen, hundertfünf Zentrumsvertretern und nur dreiundvierzig Sozialisten als die stärkste Gruppe aus den Wahlen hervorgegangen. Im Jahre 1912 wurde die Sozialdemokratie mit hundertzehn Mandaten die stärkste Partei im Reichstag, neben neunzig Zentrumsvertretern, fünfundachtzig Liberalen und nur neunundsechzig Konservativen aller Nuancierungen. Die Wahlen von 1907 hatten für die Sozialdemokratie die empfindlichste und schwerste Niederlage bedeutet, die sie je erlitt; die Wahlen von 1912 brachten ihr den größten Erfolg seit dem Bestehen von Reichstag und Reich. Die ungeheure Bedeutung dieser Wahlniederlage der Bethmannschen Regierung und der Heydebrand-Westarpschen Führung sollte freilich erst im Weltkrieg aller Welt klar werden.

Auf die Tatsache, daß 1912 die Sozialdemokratie mit hundertzehn Abgeordneten die stärkste Partei des Reichstags geworden war, ist nicht nur die klägliche Zügelführung im Innern während des ganzen Weltkrieges zurückzuführen, die in so beschämendem Gegensatz stand zu der straffen und unbeugsamen Energie, mit der Clemenceau, Lloyd George, die italienischen Minister ihre Völker gerade im Kriege führten, sondern auch die politisch falsche und verhängnisvolle Richtung, die Bethmann Hollweg und Jagow unserer ganzen Kriegspolitik von vornherein gegen das zaristische Rußland gaben in der schwächlichen, blinden Hoffnung, dadurch die Sozialdemokratie in guter Laune und bei der Stange zu halten. Auch das unsere Gegner nur ermutigende, einfältige Friedensangebot vom Dezember 1916 sowie die mehr als naive Friedensresolution des Reichstags vom Juli 1917, ja im letzten Ende selbst die unsinnige Wiederherstellung von Polen gingen aus der Furcht des Bethmannschen Regimes vor der größten und stärksten Partei des Reichstags hervor.

Tod Eduards VII.

In der auswärtigen Politik hatte uns der am 6. Mai 1910 erfolgte Tod Eduards VII. eine erhebliche Erleichterung gebracht. Nicht als ob ich glaubte,

daß Eduard VII. auf den Krieg gegen Deutschland losgesteuert wäre, wie dies unter Bismarck bei Skobelew und Boulanger, zu meiner Zeit bei Delcassé und den englischen Marinechauvinisten der Fall war, später bei Poincaré und dem Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch der Fall sein sollte. Aber König Eduard bereitete uns, weil er die Deutschen nun einmal nicht mochte, aus Abneigung gegen seinen Neffen, auch aus Sorge vor der deutschen wirtschaftlichen Konkurrenz und vor dem hitzigen Tempo unserer Schiffsbauten, wo er konnte, Schwierigkeiten und Hindernisse. Meine persönlichen Beziehungen zu dem klugen und, wenn er wollte, so liebenswürdigen Monarchen waren während dreißig Jahren immer freundlich gewesen. Auf das Telegramm, das ich nach dem Ableben des Königs Eduard an seine Witwe richtete, antwortete mir die Königin Alexandra: „I am so deeply touched by your kind telegram of sympathy at this time of my terrible bereavement."

Die Agadir-Episode

Ebenso bedauerlich wie der Ausfall der Reichstagswahlen von 1912 war die Agadir-Episode, die 1911 wie ein mißglücktes Feuerwerk die Welt erst verblüffte, dann zum Lachen gereizt und uns nur blamiert hatte. Bei dem Panthersprung nach Agadir kam erst die Fanfare, dann folgte nach der Rede von Lloyd George eine klägliche Chamade. Es war einige Monate nach dieser Rede, daß mir der italienische Minister des Äußern, Marchese San Giuliano, sagte: „In der Stunde, wo die deutsche Regierung vor der brutalen Drohung von Lloyd George zurückwich, wurde in Frankreich der Esprit nouveau geboren, d. h. der Galliergeist, l'ancien esprit guerrier et belliqueux des Gaulois qui dormait depuis 1871 et qui, en 1888, avait été refoulé par Bismarck, en 1905 par vous." Für den Panthersprung war Kiderlen-Wächter verantwortlich, der 1910 Schön als Staatssekretär des Auswärtigen Amts abgelöst hatte. Als ihn auf seiner Fahrt von Bukarest nach Berlin auf der Durchreise durch München ein Kollege am Bahnhof beglückwünschte, antwortete er ihm vor einem größeren Kreis mit allzu derbem Witz: „Mir sollten Sie nicht gratulieren, denn ich hatte es an der Dimbowitza bequemer und besser, als ich es an der Spree haben werde. Aber darüber können Sie sich freuen, daß Sie eine solche Größe wie Schön als Chef losgeworden sind." Kiderlen hat bis an sein Lebensende behauptet, die Schuld an dem Fiasko der mit der Entsendung des Panthers nach Agadir eingeleiteten Aktion wie für das unbefriedigende Ergebnis der darauf mit Frankreich eingeleiteten Marokko- und Kongo-Verhandlungen sei darauf zurückzuführen, daß während der diplomatischen Kampagne Wilhelm II. zwischen Drohungen und übertriebenen Forderungen auf der einen, Entmutigung und zu weit gehender Nachgiebigkeit auf der anderen Seite hin und her geschwankt, der Kanzler Bethmann dagegen, sobald es nach Pulver roch, total die Nerven verloren habe. Das letztemal, wo ich

Kiderlen gesehen habe, war im Januar 1912 in Rom, wohin er für einige Tage gekommen war, um sich dem König und dem Minister des Äußern, San Giuliano, die ihn noch nicht persönlich kannten, vorzustellen. Kiderlen machte auf beide einen tüchtigen Eindruck. Er kam jeden Abend zu uns nach der Villa Malta. Ich fand ihn körperlich nicht gut aussehend, erschöpft und dabei aufgedunsen. Er trank mir auch zu viel. Als ich ihn zu einem strengeren Regime ermahnte, meinte er: er habe nur noch kurze Zeit zu leben, da wolle er sich nichts abgehen lassen, sondern, wie dies sein engerer Landsmann Schiller so schön ausdrücke, noch schlürfen die Neige der köstlichen Zeit. Kiderlen starb am 30. Dezember 1912 in seiner Heimatstadt Stuttgart an einem Herzschlag, unmittelbar nachdem er auf einem Diner bei dem bayrischen Gesandten Graf Moy trotz des Abratens des Gastgebers und selbst des einschenkenden Dieners das sechste Gläschen Kognak getrunken hatte. Unvergeßlich sind mir die letzten Worte geblieben, die er bei unserem letzten Zusammensein, in Rom, an mich richtete. Ich wünschte ihm, als er in der Villa Malta von mir Abschied nahm, guten Erfolg in seinem Amt und sagte zu ihm: „Trinken Sie weniger Kognak und rauchen Sie nicht zu schwere Zigarren, aber im übrigen lassen Sie den Kopf nicht hängen. Sie werden es schon schaffen." Kiderlen antwortete mir: „Herzlichen Dank, Durchlaucht, aber ich weiß nur zu gut, daß wir seit Ihrem Rücktritt im Innern und nach außen eine sehr mäßige Politik gemacht haben. Aber machen Sie mal eine gute Politik zwischen einem — und einem Schwächling." Der frühe Tod von Kiderlen war trotz allem ein Unglück für das Land. Eine so miserable Politik, wie sie sein Nachfolger Jagow mit Bethmann inaugurierte, würde Kiderlen nicht gemacht haben.

„An den Fürsten Bülow in Rom"

In vielen Briefen und Zuschriften, die ich aus der Heimat erhielt, trat wachsende Unzufriedenheit mit der Bethmannschen Führung und damit in Verbindung ein mich betrübender Pessimismus zutage. Schon im ersten Winter nach meinem Rücktritt richtete am 14. Februar 1910 der Chefredakteur des „Berliner Tageblatts", Theodor Wolff, der mich und meine Politik oft bekämpft hatte, an der Spitze seines Blattes ein offenes Schreiben „An den Fürsten Bülow in Rom", in welchem es hieß: „Obgleich Euer Durchlaucht heute in Rom als Rentier und Epikuräer leben, blicken Sie gewiß dann und wann in die Heimat zurück, und vor den Ruinen auf dem Forum erwägen Sie im Geiste Ihres Nachfolgers bisherige Tätigkeit. ‚Ach', sagen Sie, ‚man hat mich einen Bonvivant, einen leichten Weltmann genannt — sie haben nun einen Kanzler, der in der Schreibstube haust und von der Welt nichts weiß. Ich war ihnen zu oberflächlich, nicht gründlich und nicht tief genug — jetzt haben sie einen, der sie gründlich hineinrudert und tief in die Nesseln setzt. Man hat gespottet, daß ich nur Blumen

gebracht — vielleicht, daß man neben einer nationalen Trauerweide meine Blumen vermissen wird!“ In dem Artikel hieß es weiter, ich wäre der Demokratie ein gefährlicher Feind, ein schwer zu besiegender Feind gewesen, weit gefährlicher als der „honette“ Bethmann, der das Gespenst der Reaktion „in klapperiger Nacktheit“ zeige. Aus Bethmanns Reden und Handlungen wehe ein Duft von Quietismus, ein trüber Zellenduft, vor dem Fürst Bülow in Rom vermutlich zu den ausgegrabenen Antiken flüchten würde, um was Menschliches zu sehen. Der Artikel schloß mit den uns heute prophetisch anmutenden Worten: „Herr von Bethmann Hollweg wird uns wieder verlassen, wenn das Geschirr, das man ihm in die Hände gab, zerbrochen daliegen wird. Oder er wird, um es römischer zu sagen, vom Tarpejischen Felsen niedersausen, ohne den Lorbeer des Kapitols, der die Stirn Eurer Durchlaucht ziert.“

Bassermann über Bethmann

Unmittelbar nach der Reichstagsdebatte vom 9. November 1911, bei welcher der Versuch des Kanzlers Bethmann, seine schwankende und widerspruchsvolle Behandlung der Marokko-Frage, den Panthersprung nach Agadir, das demnächstige Kneifen vor den brutalen englischen Drohungen und endlich den mißlungenen Kongo-Vertrag zu verteidigen, allerdings völlig fehlgeschlagen war, resümierte in einem aus dem Reichstag an mich gerichteten Schreiben Ernst Bassermann seinen Eindruck mit den Worten: „Resultat der ganzen Debatte: eine nie dagewesene Niederlage der Regierung. Ein solcher Zusammenbruch der äußeren und inneren Politik war noch nicht da.“ Im Frühjahr 1912 klagte er: „Die Prophezeiung Eurer Durchlaucht ist erfüllt. Der Tag von Philippi ist erschienen. In der Wilhelmstraße gänzliche Hilflosigkeit und kein Glück. Alles mißlingt!“ In der Weihnachtszeit 1912: „Eine glück- und freudlose Politik! Ungeschickter kann schon nicht regiert werden. Es ist das Philippi, das kommen mußte. Im Osten wächst die polnische Gefahr, die Politik der Halbheit ist das Schlimmste. Im Westen tanzen die französischen Mäuse auf allen Tischen.“ Bald nachher, im Februar 1913: „In logischer Folge schloß sich an Agadir Tripolis und der Balkankrieg. Im Innern hat die Ungeschicklichkeit und Hölzernheit im Verhandeln ihren Höhepunkt erreicht. Die Signatur ist überall: Unklarheit und Unsicherheit.“ Und im März 1914, wenige Monate vor dem Ausbruch des Weltkrieges: „Eine Planlosigkeit sondergleichen ist Signatur. ‚Sich halten‘ ist das oberste Ziel Bethmannscher Politik.“ Bassermann hatte sich über Bethmann nie Illusionen gemacht. Schon am 23. Juni 1909, am Vorabend der Entscheidung über die Erbanfallsteuer, hatte er aus dem Reichstag in einem nach seinem Ableben veröffentlichten Briefe an seine Gattin geschrieben: „Was wird werden? Eine traurige Rolle spielt Bethmann. Dieser weichherzige Mann, Flaumacher, will vielleicht Kanzler werden.“ Und ein halbes

Jahr später, wiederum aus dem Reichstag und wieder an seine Frau: „Mein Eindruck von Bethmann ist kein besserer geworden. Das ist ein Mann, der nicht über der Sache steht, sondern der, kleinmütig, ohne Frische, ohne Humor und ohne jede Spur von Genialität, von den Schwierigkeiten bedräut und bedrückt wird. Eine Gedankenarmut!! Welch ein Kontrast gegen Bülow und seine überlegene Weltanschauung! In welchen Händen ist jetzt dieses aufstrebende Reich!“ Die Stimmung bei den Konservativen war nicht besser. Graf Mirbach-Sorquitten, ein strammer Konservativer, schrieb mir im Frühjahr 1912: „Die derzeitige Situation ist sehr wenig erfreulich, hauptsächlich durch die Haltung unseres stets zwischen zwei oder mehreren Stühlen sitzenden leitenden Staatsmannes. Mir war er, so redlich ich mich auch bemüht habe, ihn objektiv zu beurteilen, stets unsympathisch. Es fehlt ihm der Humor und der rasche Entschluß.“

Pessimismus bei Autoritäten

Aus Düsseldorf hörte ich Ende 1912, einer der hervorragendsten rheinischen Industriellen, Kirdorf, ein schroffer Mann, aber eine ungewöhnliche Intelligenz und ein Charakter, habe der festen Überzeugung Ausdruck gegeben, daß, wenn die Dinge so weitergingen wie in den letzten drei Jahren, Deutschland nach innen und außen einer Katastrophe entgegentreibe. Um dieselbe Zeit, am 30. Dezember 1912, wurde mir sogar aus dem Bethmannschen Preßbüro nach einer überaus melancholischen Schilderung der Lage und Stimmung in Berlin geschrieben: „In solcher Zeit fühle ich und viele andere mit mir doppelt schwer, daß Eure Durchlaucht nicht mehr auf der Bühne der Weltgeschichte wirken, sondern nur noch im Zuschauerraum.“ Noch mehr beeindruckten mich die Sorgen, mit denen selbst Harnack der Bethmannschen Politik gegenüberstand; denn der bewegliche und opportunistische Geist des Hoftheologen des Kaisers Wilhelm II. war kein atrox animus Catonis, und nichts lag Adolph Harnack ferner als Opposition gegen die Machthaber der Stunde, denen er, wer und wie sie auch sein mochten, gern sein Antlitz zuwandte wie der Helianthus seine Strahlenblüten und Blütenkörbe der Sonne. Er stünde, schrieb mir Exzellenz von Harnack nach dem Abschluß des Marokko-Kongo-Vertrages, dieser Wendung „mit allergrößten Bedenken“ gegenüber. Der für uns so ungünstige Vertrag sei offenbar aus der Meinung heraus geschlossen, daß wir fortan Frankreich zum Freunde haben würden. Das wäre aber doch ein großer Irrtum, selbst wenn eine zeitweilige Détente die Folge sein sollte, denn die Reibungsflächen seien nicht vermindert, sondern vermehrt, und an der alten eigentlichen Reibefläche könne kein Gott etwas ändern. Adolf Wilbrandt hatte schon wenige Monate nach meinem Rücktritt in einem im Januar 1910 an mich gerichteten Briefe gemeint: „Die politische Unreife der Deutschen feiert ihre Feste wie immer; aber auch das neue Reichsregiment macht mir einen dürftigen, nichtsverheißen-

den Eindruck. Oh, die schönen Bülowjahre!“ Der Historiker Oncken schrieb mir um dieselbe Zeit, eingehende Beschäftigung mit der Geschichte der Nationalliberalen Partei und ihres Führers Bennigsen, dessen Lebensbild er mir überreichte, lasse ihn immer mehr erkennen, daß ich recht hätte, wenn ich ihm bei meinem Rücktritt geschrieben habe, daß von der Politisierung der Liberalen und von der Modernisierung der Konservativen unsere innerpolitische Zukunft abhänge. Der Verlauf der äußeren und inneren Angelegenheiten im Deutschen Reich und in Preußen seit meinem Rücktritt lenke bei manchem besorgten Mann den Blick mit einer Art von Sehnsucht nach Rom.

Der freisinnige Professor und Abgeordnete Schulze-Gaevernitz bedauerte, daß sowohl in der Ostmarkenpolitik wie in der Behandlung der Sozialdemokratie meinem Nachfolger meine Hand fehle—„kurz: mehr Bülow!“ Mein ehemaliger Personaldezernent Fürst Lichnowsky schrieb über Bethmann: „Seine Biederkeit und Ehrlichkeit haben ihm Freunde gewonnen. Er rührt aber mehr, als daß er imponiert.“ Lichnowsky, der sich nach einer Botschaft sehnte, war kein strenger Kritiker für den amtierenden Reichskanzler. Aber auch der ganz unabhängige Fürst von Hohenlohe-Oehringen schrieb: „Sie können nach den früher nie endenden Plackereien nunmehr wie von einer bequemen Loge die Ereignisse des Welttheaters beobachten und dabei die Genugtuung haben, zu sehen, wie richtig der Weg war, den Sie uns einst geführt, während wir jetzt leider mit Bangen in die Zukunft blicken müssen.“ Der Berliner Korrespondent der „Kölnischen Zeitung“, Herr von Huhn, hatte mir schon vor dem schlechten Ausfall der Wahlen geschrieben: Bethmann treibe in jeder Richtung eine Kunktator-Politik und scheine zu glauben, daß ihm irgendein Wunder helfen würde. Er täte nichts, um einer offenbar sehr gefährlichen Entwicklung der Dinge entgegenzuarbeiten. Das liege daran, daß er trotz ethischer und philosophischer Überzeugungen aus der Haut des preußischen Bürokraten nicht herauskönne. An Allerhöchster Stelle interessiere man sich für die innere Politik nur wenig, wie man überhaupt sehr viel passiver geworden wäre. An sich wäre das ja nicht gerade ein Unglück, so aber gingen die Dinge unter dem Zeichen allgemeinen Mißbehagens ihren Gang. Wenn man früher, selbst unter Bismarck, gelegentlich von einer Reichsverdrossenheit gesprochen habe, so sei jetzt eine Regierungsverdrossenheit vorhanden, die immer weitere Kreise ergreife. Man verliere wirklich jede Lust, denn alles sei gar zu hoffnungslos und ledern.

Walter Rathenau schrieb: „Bei dem Verlust, den wir alle durch Ihr Scheiden erlitten haben, kommen meine Gefühle nicht in Betracht. Sie werden aber noch weiter beschattet durch die Besorgnisse, die ich für unsere fernere Zukunft hege. Diese trüben Gedanken lassen mich immer

wieder wenigstens das eine erhoffen, daß Eure Durchlaucht sich die Aufgabe wählen werden, der Berater und der getreue Eckart des Volkes zu sein, dessen Verwalter Sie so lange gewesen sind." Ich hatte endlich durch Loebell erreicht, daß Walter Rathenau die von ihm lebhaft gewünschte, übrigens verdiente höhere Ordensauszeichnung erhielt. Mit Bezug darauf schrieb er mir am 15. Januar 1910: „Für morgen bin ich zum Ordensfest geladen und darf annehmen, daß dies mit den Anträgen Eurer Durchlaucht vom letzten Sommer zusammenhängt. Als Ausstrahlung des Wohlwollens und der Güte Eurer Durchlaucht ist diese Auszeichnung mir eine hohe Freude! Aber sie ist nur ein kleiner Teil dessen, was ich Eurer Durchlaucht für mein Leben verdanke und unvergeßlich bewahre. Daß ich zwei Jahre in Ihrem Gesichtskreis leben und mich der Sphäre Ihrer gewaltigen Tätigkeit, ja Ihrer schönen Häuslichkeit nähern durfte, ist ein Glück, für das ich Ihnen, Durchlaucht, und meiner gnädigsten Fürstin für alle Zeiten von Herzen dankbar bleibe."

VIII. KAPITEL

Besuch Adolf von Harnacks in Rom • Harnacks Stellung zum Kaiser vor und nach der Revolution • Besuch in Brandenburg a. d. H. im Sommer 1913 • Familientag in Doberan Gedächtnisrede anläßlich der Enthüllung des Denkmals für den General von Bülow-Dennewitz • Zustimmende Briefe • Graf Roon • Besuch bei Fitger in Bremen

Walter Rathenau und Harnack in Rom

Ein vierzehntägiger Besuch von Walter Rathenau in Rom war uns willkommen. Mit diesem anregenden und angeregten, geist- und gedankenvollen Mann in den Gefilden der Natur und Kunst zu spazieren, war ein Vergnügen. Unvergeßlich bleibt mir der Abend des 21. April 1910, des Natalizio der Ewigen Stadt, an dem Rathenau und ich vom Turme der Villa Malta auf das lichtstrahlende Rom hinabblickten und dabei die hier zu Stein gewordenen Ideen der Weltgeschichte überdachten und besprachen.

Adolph Harnack verweilte in demselben Jahr mehrere Wochen in unserem Hause: ein Gelehrter von umfassender Bildung, von feinem, ich möchte fast sagen, attischem Geist, dessen Charakter freilich nicht auf gleicher Höhe stand. Heinrich Heine sagt von dem Pyrenäenbär Atta Troll, dieser sei kein Talent gewesen, aber ein Charakter. Bei Adolph Harnack lag die Sache umgekehrt: Ein Talent, doch kein Charakter. Niemand hat Wilhelm II. mehr umschmeichelt als Adolph Harnack, mit alleiniger Ausnahme von Theodor Schiemann. Aber der Historiker Schiemann schmeichelte in plumper Weise, der Theologe Harnack mit Grazie. In seiner geschmeidigen Art erinnerte Harnack an die griechischen Rhetoren und Sophisten, die persische Satrapen und mazedonische Diadochen bezauberten und gelegentlich verrieten, an die Graeculi der römischen Kaiserzeit. Ich erinnere mich eines Diners in meinem Hause während meiner Kanzlerzeit, an dem der Kaiser teilnahm und zu dem ich auf seinen Wunsch seine beiden Lieblinge, Harnack und Schiemann, geladen hatte. Schiemann hielt nach Tisch in seiner breiten Weise einen Vortrag darüber, daß der Deutsche Kaiser und König von Preußen eigentlich nur einen einzigen Titel führen sollte: Oberster Kriegsherr! Darin läge alles, und damit würde an die Vorzeit angeknüpft, an die Herzöge der Germanen. Ich schnitt diesen Unsinn ab mit der Bemerkung, daß die

Herzöge der alten Deutschen meines Wissens nur für die Dauer eines Feldzuges gewählt worden seien, während wir doch besser an der erblichen Monarchie festhielten. Schiemann, beschämt und pikiert, ließ die Ohren hängen. Harnack aber näherte sich dem Kaiser mit gefälliger Verbeugung: „Euer Majestät, ich muß vor Kaiser und Kanzler ein Geständnis ablegen. Seitdem ich das Glück habe, der Schwiegervater eines preußischen Hauptmannes zu sein, bin ich dahintergekommen, daß ein solcher mehr von der Welt versteht als alle Professoren zusammen." Wilhelm II., naiv und leichter zu verführen als die unschuldigste Dorfschöne, schüttelte sich vor Lachen. Er schlug mit seiner starken Rechten auf seinen kräftigen Oberschenkel und rief: „Bei Gott, der erste vernünftige Professor, dem ich begegnet bin!" Harnack war der gefährlichere Höfling. Gern hebe ich hervor, daß der in Rede stehende Schwiegersohn und Hauptmann bei Beginn des Weltkrieges als braver Offizier vor der Front seines Regiments in den Tod ging und daß seine Witwe, wie ich höre, in der alten Garnison ihres Mannes, in Torgau, dem Glauben ihres Mannes und der Tradition der Armee treu blieb, auch als ihr Vater sich nach dem Novemberumsturz auf den bequemen „Boden der Tatsachen" gestellt hatte und ihr Bruder, bis dahin ein Kaiserschwärmer wie sein Vater, von heut auf morgen zur Sozialdemokratischen Partei übergelaufen war. Der geistvolle Monseigneur Duchesne in Rom hat über den Abfall des Vaters Harnack von Wilhelm II. und von der Monarchie nicht unwitzig geäußert: „Mr. Harnack a traité l'empereur d'Allemagne comme si celui-ci ne fût qu'un simple Jatho." Der Kölner Pastor Jatho war ein begeisterter Schüler und Anhänger des Theologen Harnack gewesen. Der Meister ließ ihn aber aus Furcht vor der streng orthodox gerichteten Kaiserin und ihren Hofdamen im Stiche, als sein Jünger in Schwierigkeiten mit dem Konsistorium geriet. Harnack hatte uns seinen Besuch angekündigt in einem Brief, in dem es hieß: „Ein graugestricktes Netz liegt über Deutschland; Sie aber wandeln unter der Sonne! Möge Sie Ihnen stets hell und freundlich, belebend und erwärmend scheinen. Speziell wünsche ich noch, daß das deutsche Volk immer sicherer und deutlicher erkennen möchte, was es der Führung Eurer Durchlaucht verdankt. Ich wünsche freilich, daß die Erfahrungen nicht zu bitter sein mögen, in denen sich die Nation diese Erkenntnis erwerben muß!" Derselbe Harnack brachte nie den Mut auf, Wilhelm II. zu widersprechen, wenn dieser sich vor ihm in Anschuldigungen gegen mich erging, von denen niemand besser als Harnack wußte, daß sie ungerecht und unwahr waren. Und es kam die Zeit, wo Harnack vor Wilhelm II. die Tiefe und Gründlichkeit des Kanzlers Bethmann Hollweg gegenüber der Oberflächlichkeit, beinahe Frivolität des Kanzlers Bülow mit beredtem Munde pries.

Nicht lange nachdem Harnack die Villa Malta verlassen hatte, erschien

Der Kronprinz sagt ab

das deutsche Kronprinzenpaar in Rom. Der Kronprinz ließ mich nach seiner Ankunft wissen, daß er mich zu seinem lebhaften Bedauern nicht besuchen könne, da sein Vater ihm ausdrücklich untersagt habe, die Villa Malta zu betreten. Ich habe auch diese Ungezogenheit mit Ruhe ertragen. Als der große Napoleon einmal gegenüber Talleyrand die Haltung verloren hatte, bemerkte dieser trocken: „Quel malheur, qu'un si grand homme soit si mal élevé!" Ich hatte nicht den Trost, daß es ein großer Mann war, der mir mankierte. Aber es war derselbe Souverän, der dem General von Leszczynski, einem unserer tüchtigsten Generäle, vom Fleck weg den Abschied erteilte, weil dieser als Kommandierender General in Altona dem Fürsten Bismarck im benachbarten Friedrichsruh einen Antritts- und Anstandsbesuch gemacht hatte. Als Leszczynski einige Jahre später einen kleinen Hof in der Nähe von Liebenberg als Ruhesitz erworben hatte, gelang es dem Schloßherrn von Liebenberg, dem damals noch in Gunst stehenden Philipp Eulenburg, für seinen Nachbarn in einem halbstündigen Gespräch mit Seiner Majestät den Schwarzen Adler herauszuschlagen. Am Abend seiner Ankunft in Rom begegnete ich dem Kronprinzen bei dem Diner, das ihm die Königin-Mutter Margherita gab. Er war verlegen, als er mich erblickte, begrüßte mich aber mit der ruhigen Höflichkeit, die ihm am englischen und am russischen Hof, bei dem alten Kaiser Franz Joseph und dem ehrwürdigen Prinzregenten Luitpold von Bayern im Gegensatz zu seinem Herrn Vater aufrichtige Sympathien erworben hatte. Er wurde freilich noch verlegener, als ihn die Königin bei Tisch vor mir frug: „Warst du schon in der Villa Malta? Nein? Dann gehe nur schnell hin, sie ist sehr schön, und du wirst doch gewiß dem früheren, langjährigen Reichskanzler deine Aufwartung machen wollen." Am nächsten Tage besuchte uns die Kronprinzessin. Mit der Anmut, die nicht nur ihre äußere Erscheinung auszeichnet, sondern die bei ihr auch eine Grazie des Herzens ist, sagte sie zu meiner Frau und mir: „Meinem Mann ist es verboten worden, zu Ihnen zu gehen. Ich komme aber doch." — „Fra bella e buona, non so qual fosse piu" (Schön oder gut: was war sie mehr, ich weiß es nicht) heißt es in einem alten italienischen Sonett, das auf die Kronprinzessin Cecilie gedichtet sein könnte.

Sommerreise in die Heimat

Wenn ich an das Jahr 1913 zurückdenke, so scheint es mir, als ob das Schicksal mir das alte, starke, blühende Deutschland vor seinem Untergang noch einmal in seinem Glück und seiner Schönheit habe zeigen wollen. Anfang Juni verlebten wir gute Tage bei unserem Freunde Loebell in Brandenburg an der Havel. Wir besuchten von dort aus die Ruinen des sagenumsponnenen Zisterzienser-Klosters Lehnin, einst „Himmelpfort am See" genannt, erinnerten uns an das trübe Vaticinium Lehninense und erfreuten uns nachher um so mehr an dem prächtigen Anblick der von der

Junisonne beschienenen Havelseen. Wir erbauten uns an dem alten, weisen Spruch am Portal des Brandenburger Rathauses:

So einer könnt und sagen kann,
Er hab es allen recht gethan,
So bitten wir diesen lieben Herrn,
Er wöll' uns solche Kunst auch lehr'n.

Der Spruch war mir eine Beruhigung gegenüber der parteipolitischen Kritik, die alle Fraktionen der Reihe nach an mir geübt hatten. Jagow und Hammann, die Loebell mir zu Ehren aus Berlin nach Brandenburg eingeladen hatte, ergingen sich im Zwiegespräch mit mir in mokanten Wendungen über den neuen Fabius Kunktator, den „Reichskunktator" Bethmann Hollweg, wohl in der Hoffnung, mir dadurch zu gefallen, was eine irrige Annahme war. Jedenfalls hätten sie besser getan, statt Bethmann hinter seinem Rücken zu persiflieren, ihn von seinen Fehlern abzuhalten. Sie machten aber leider beide diese Dummheiten mit, Jagow als Staatssekretär des Äußern, Hammann als Pressechef.

Familientag

Am 19. Juni 1913 präsidierte ich in Doberan dem Bülowschen Familientag. Es kam mir aus dem Herzen, wenn ich bei dem Festessen, das nach einer schönen Meeresfahrt im großen Saal des Kurhauses stattfand, der Freude Ausdruck gab, wieder in der Heimat zu sein. „In jedem Jahre, wenn ich über die Alpen komme und sehe Deutschland vor mir, so geht mir das Herz auf. Und komme ich dann über den Main und über den Thüringer Wald, und norddeutsches Land liegt vor mir: die langen, schnurgeraden, weißgrauen Landstraßen, die weiten Felder und großen Flächen, die stillen Seen und prächtigen Buchenwälder und fern am Horizont der Ostsee blauende Wogen, die wir soeben auf unserer schönen Fahrt nach Arendsee durchquerten — dann wird mir ganz wohl!" Ich erzählte den um mich versammelten Vettern, ich hätte mir in meiner Jugend als Leutnant bei den Königshusaren ein Verzeichnis derjenigen Bülows angelegt, die sich im Staatsdienst ausgezeichnet haben, und ich fügte die Aufforderung an die jüngeren Vettern hinzu, es ebenso zu machen, teils um unsere Familiengeschichte gründlich kennenzulernen, teils auch als Aufmunterung für eigene Leistungen. „Mein seliger Vater", fuhr ich fort, „hat mir einmal erzählt, daß, als er den Fürsten Bismarck gefragt habe, ob er mich in den auswärtigen Dienst übernehmen wolle — das ist schon lange her, das war vor vierzig Jahren —, er es für seine Pflicht gehalten hätte, den Fürsten darauf aufmerksam zu machen, daß schon drei Bülows dem auswärtigen Dienst angehörten: mein Vater selbst, der damals Staatssekretär des Auswärtigen war, der Geheimrat Ernst von Bülow, Bülow I, wie er während vieler Jahre im Auswärtigen Amt genannt wurde, und endlich der lang-

jährige Reisebegleiter unseres alten Kaisers und spätere Gesandte in Rom, Otto von Bülow. Mein Vater frug, ob vier Bülows nicht etwas zu viel wären, worauf der Fürst freundlich erwiderte: ‚Von der Sorte können wir nicht genug bekommen.' Und als ich einige Tage später dem großen Manne als Attaché vorgestellt wurde — ich sehe ihn noch vor mir, die Riesenfigur, die buschigen Augenbrauen, das tiefe, unergründliche Auge —, da frug er mich in seiner humorvollen Art und mit der leisen und feinen Stimme, die bei seiner Reckengestalt doppelt eindrucksvoll war: ‚Haben Sie schon einmal einen dummen Bülow gesehen?' Nun, ich bin immer ehrlich gewesen. ‚Alle Bülowen ehrlich' lautet unser alter Wappenspruch, und die Wahrheit ist, daß es auch bei uns — minder Erleuchtete gibt. Also ich antwortete dem Fürsten: ‚Jawohl, ich habe auch dumme Bülows gekannt — aber nicht viele!' Da lachte der Fürst und erzählte uns, in seinem elterlichen Hause habe ein Major Bülow verkehrt, der ein großer L'hombre-Spieler gewesen sei und dabei einen unbändigen Stolz auf seinen Namen besessen habe. Der hätte mit Vorliebe die Äußerung des genialen, aber unglücklichen Dietrich von Bülow wiederholt, der von seinem Bruder Friedrich Wilhelm, dem Dennewitzer, zu sagen pflegte: ‚Mein Bruder Friedrich Wilhelm ist der dümmste von uns Brüdern, aber immer noch der beste Offizier der Armee.' Nun, so viel Selbstgefühl wie dieser Dietrich braucht ein junger Bülow nicht zu entwickeln. Unsere Pflicht aber ist es, daß unsere Familie für den Militär- und Zivildienst stets ordentliche Leute stellt. Als der Mecklenburg-Schwerinsche Oberhofmarschall Bernhard Joachim von Bülow — er war mein Urgroßvater — an der Spitze einer Ständischen Mecklenburgischen Deputation in Warschau vor Kaiser Napoleon stand, um die Wiedereinsetzung des von den Franzosen vertriebenen rechtmäßigen Landesherrn zu betreiben, imponierte seine würdige Haltung in so schwieriger Lage dem Imperator so sehr, daß er zu seinen Marschällen sagte: ‚Zu französischen Marschällen habe ich euch machen können, aber zu mecklenburgischen Edelleuten kann ich euch nicht machen.' Von demselben Bernhard Joachim von Bülow heißt es in unserem alten Familienbuche, dessen Verfasser Paul von Bülow, der Vater unseres Vetters, des Generalobersten, war, er sei ein vollkommener Hofmann gewesen, verbunden mit der Freimütigkeit und Festigkeit eines echten Edelmannes. Solche Beispiele mögen unserer Familie stets vor Augen stehen, damit sie weiter ihre Schuldigkeit tut."

Am Schluß meiner Rede wies ich darauf hin, daß unser Geschlecht stolz darauf wäre, diejenige adlige Familie zu sein, die der Armee die meisten Offiziere stellte. Als ein Jahr später der Weltkrieg ausbrach, kämpften unter der ruhmvollen schwarz-weißen Fahne an hundert direkte Nachkommen des Ritters Godofridus de Bülowe, der 1239 die Stammreihe der Familie beginnt. Zweiunddreißig von ihnen, ein gutes Drittel, besiegelten ihre Treue

für König und Vaterland, für Kaiser und Reich mit dem Tode, noch mehr wurden verwundet, zum Teil schwer. In dem Nachruf, den ich nach dem Ende des Krieges den Gefallenen widmete, sagte ich: „Gleich den vielen Bülows, die in früheren Kriegen in den Tod gegangen sind, starben auch diese Helden freudig für das Vaterland in der Hoffnung auf den Endsieg und eine glückliche Zukunft. Wohl ihnen, daß sie sich für das deutsche Volk opfern durften, ohne den Zusammenbruch des Reichs zu erleben. Das Andenken an diese tapferen Vettern wird in den Herzen aller Bülows fortleben, den kommenden Geschlechtern zur Mahnung an den Geist, der Preußen und Deutschland einst groß gemacht."

Von Doberan aus suchten wir das Städtchen Rehna auf, für dessen Kloster meine Familie vor der Reformation manche Benefizien und Seelenmessen gestiftet hat. Wir standen auf dem nicht weit von Rehna gelegenen Hügel, auf dem noch spärliche Überreste der Burg Bülow zu erblicken waren. Die Burg selbst ist von der Erde verschwunden, der Pflug geht über sie hin. Aber herrlich ist von dem Hügel, auf dem sie einst stand, der Blick auf das fruchtbare Land gen Lübeck zu und die Neustädter Bucht. Im Hochsommer verlebten wir einige Zeit bei meinem alten Freunde und Regimentskameraden, dem Grafen August Dönhoff, auf seinem schönen Sitz Friedrichstein in Ostpreußen. Wir besuchten von dort auf ihrem Schlosse Preyl die Gräfin Margarete Lehndorff, eine Tochter des Hauses Kanitz, das Schenkendorf besungen hat und das Preußen ausgezeichnete Männer und Frauen stellte, die Witwe des seit meiner Jugend von mir hochverehrten Generaladjutanten unseres alten Kaisers, des Grafen Heinrich Lehndorff. Ich suchte auch Königsberg auf, einst die Residenz der Hochmeister, dann der Herzöge von Preußen, später die Weihestatt des preußischen Königtums und endlich nach dem Sturze von 1806 die Stätte, von der die Wiedergeburt Preußens ausging. In jenen Tagen, wo Friedrich Wilhelm III. im schlichten Überrock und in der schlichten Haltung, in der er im Berliner Tiergarten der Königin Luise gegenübersteht, durch die Straßen von Königsberg ging, da bereiteten Stein, Hardenberg, Niebuhr und Wilhelm von Humboldt im stillen das Werk der Volksgesundung, Volkserhebung und Volksbefreiung vor. Ich freute mich der Erinnerung, daß die Tochter des edlen Wilhelm von Humboldt, meine Großtante Gabriele Bülow, bei der Krönung unseres guten alten Königs und Kaisers Wilhelm I. als Oberhofmeisterin der Königin Augusta fungierte. Auch bei der Krönung des ersten preußischen Königs hatte eine Bülow als Oberhofmeisterin neben der Königin Sophie Charlotte, der Freundin von Leibniz, gestanden, Christina Antoinetta Bülow, eine geborene Krosigk a. d. H. Hohen-Erxleben, die Gemahlin des Reichsfreiherrn Wilhelm Dietrich Bülow, des Oberhofmeisters der philo-

sophischen Königin und ersten Ordenskanzlers des Ordens vom Schwarzen Adler. Es verstand sich von selbst, daß ich, der ich mich mit Stolz Ehrendoktor der Universität Königsberg, der gelehrten Albertina, nannte, die Grabstätte des Weisen von Königsberg aufsuchte. Mit Bewegung las ich die der „Kritik der praktischen Vernunft" entnommene Inschrift: „Der bestirnte Himmel über mir, das moralische Gesetz in mir." Gern hätte ich das Haus in der Prinzessinstraße betreten, das einundzwanzig Jahre lang Kant beherbergte, dessen Geist Jahrhunderte alte Anschauungen und Begriffe aus den Angeln hob, während ihn seine Füße nicht über das Weichbild seines Geburtsortes hinaustrugen. Aber das bescheidene Haus hatte ein Jahr vorher einem Neubau Platz machen müssen. Ein Königsberger Verehrer schenkte mir freundlicherweise eine hübsche Federzeichnung, die unter dem wohlgetroffenen Bild des Weltweisen sein Häuschen wiedergibt. Die Zeichnung hängt in meinem Flottbeker Heim.

Jahrhundertfeier in Dennewitz

Am 6. September 1913 wohnte ich mit meiner Frau der Enthüllung des Denkmals bei, das anläßlich der Jahrhundertfeier der Schlacht von Dennewitz dem Sieger in jener Schlacht, dem General Friedrich Wilhelm Bülow, in Dennewitz errichtet worden war. Eine Deputation des Infanterieregiments Graf Bülow von Dennewitz (6. Westfälisches) Nr. 55 war zu der Feier erschienen, zu der aus allen Teilen der Provinz Brandenburg märkische Männer herbeigeeilt waren, unter ihnen viele Veteranen unserer siegreichen Kriege. Das Monument stellt einen Landwehrmann von 1813 dar, wie er mit gefälltem Bajonett zum Angriff vorgeht, ein neben ihm stehender Offizier weist ihm den Feind. Die Vorderseite des aus Granit bestehenden Sockels trägt unter dem Bildnis des Siegers von Dennewitz als Inschrift die Verse unseres alten Ernst Moritz Arndt:

Auf, mutig drein, und nimmer bleich,
Denn Gott ist allenthalben!
Die Freiheit und das Himmelreich
Gewinnen keine Halben!

Die Rückseite des Sockels schmückt ein Reliefbild, das die mit Kolben und Bajonett auf den Feind anstürmenden Preußen zeigt, als Unterschrift der Schlachtruf der Landwehr in der Dennewitzer Schlacht: „Man drup, dat geiht fört Vaterland!" Ich war ersucht worden, dem Sieger von Dennewitz die Gedächtnisrede zu halten. Nachdem ich vor dem Monument in großen Zügen den Verlauf der Schlacht geschildert hatte, die eine der wenigen Schlachten der Weltgeschichte ist, wo, entgegen dem bekannten Ausspruch von Napoleon, der Himmel mit den an Zahl schwächeren Bataillonen war, frug ich, warum Preußen vor hundert Jahren gesiegt habe, und ich antwortete: „Weil das preußische Volk den Sieg, die Rettung vom fremden

Joch, das Vaterland über alle Güter stellte, die das Leben vergänglich zieren, über Reichtum und Glanz. Das Geschlecht von 1813 erkannte, daß der materielle Fortschritt nicht alles bedeutet, daß es höhere Werte gibt. Wehe dem Volk, dessen Reichtümer steigen, während die Menschen sinken! Die Erhebung von 1813 ging aus dem Gefühl hervor, aus reiner und heißer Liebe zu dem Lande unserer Väter, aus heiligem Zorn gegen die Unterdrücker, aus männlichem und ungeheucheltem Vertrauen zu unserem Herrgott im Himmel, dem Gott, der Eisen wachsen ließ und wollte keine Knechte. Das Geschlecht von 1813 siegte, weil es wußte, daß der Sieg nicht allein durch technische Überlegenheit erfochten wird, sondern mit der Seele. Solches Empfinden erzeugte den heroischen Patriotismus, die tragische Entschlossenheit, die jenes Geschlecht und die Männer von 1813 auszeichneten und die Bismarck von ihnen geerbt hat, der, im Jahre von Waterloo geboren und von Schleiermacher in der Berliner Dreifaltigkeitskirche eingesegnet, das damals nicht zum Abschluß gebrachte Werk mit unserem alten Heldenkaiser vollenden und ausführen sollte. Der Sieg heftete sich 1813 an unsere Fahnen, und es gelang, die Ketten der Fremdherrschaft zu sprengen, weil dieser Gedanke alle Stände, alle Klassen ergriffen und zu einer Gemeinschaft vereinigt hatte, die das Wohl der Allgemeinheit höher stellte als das, was dem einzelnen als sein Interesse erscheint. Vor dieser Gemeinschaft wich und zerstob der alte Fluch des deutschen Lebens, daß das Sonderinteresse über das allgemeine Wohl, der Teil über das Ganze gestellt wird. Das grausame Wort unseres größten Dichters von dem Deutschen, der im einzelnen trefflich, aber im ganzen miserabel sei, traf diesmal nicht zu. Die Generation von 1813 begriff, daß das allgemeine Interesse eines Landes nicht aus der Summe der Einzelinteressen besteht, sondern über diesen steht. Das war der große Gedanke von Stein und Scharnhorst, daß es darauf ankomme, einen möglichst weiten Kreis der Bürger eines Staates möglichst fest mit den Interessen und Forderungen dieses Staates zu verflechten, damit dem Wert des einzelnen für den Staat die Bedeutung des Staates für den einzelnen entspreche und ein Band nationaler Lebensgemeinschaft alle umschlinge. Ein Seitenstück solchen Gemeingeistes ist die Notwendigkeit der Unterordnung des einzelnen unter das Ganze. Nur Gemeingeist auf der einen Seite, Zucht und Ordnung auf der anderen vermögen eine tragfähige Staatsgesinnung hervorzubringen, die Geschlossenheit im Staats- und Volksbewußtsein, die gegenüber allen Schicksalsschlägen und geschichtlichen Wendungen einem Staate und einem Volke die Dauer verbürgt.“ Ich stellte fest, daß bei Dennewitz Preußen gesiegt habe, daß Dennewitz eine rein preußische Schlacht gewesen sei. „Die Männer, die hier kämpften und bluteten, waren Söhne jenes Ostens, von dem ich in meiner ersten Rede im Abgeordnetenhause

sagte, daß er unserem Staatswesen, dem Beamtentum und der Armee seinen starken und großen Stempel aufgedrückt hat. Die Abschüttelung der Fremdherrschaft war überwiegend das Werk von Preußen. Wir erinnern uns daran nicht aus Ruhmredigkeit oder Überhebung, sondern weil es die historische Wahrheit ist. Dieses kleine und arme, von Napoleon ausgesogene und zerschlagene Preußen, das kaum fünf Millionen Einwohner zählte, stellte dreihunderttausend Mann ins Feld. Es stellte vor allem den Geist, den Geist von Scharnhorst und Stein, von Blücher und Yorck, von Heinrich von Kleist und Theodor Körner, von Ernst Moritz Arndt und Friedrich Ludwig Jahn, von Schleiermacher und Fichte, den Geist der Männer, deren Bilder unsere Dennewitzer Gedenkhalle schmücken. Dieser Geist wies Deutschland die Wege. Nur so lange es den Hauch dieses Geistes verspürt, ist Deutschland auf dem rechten Wege." Ich schloß: „Am Tage nach der Schlacht von Dennewitz schrieb der Sieger an seine Frau: ‚Es kommt nur darauf an, daß wir unsere Siege nutzen, und wir werden bald Herr von Deutschland sein.' Diese Hoffnung ging damals nicht in Erfüllung. Ein halbes Jahrhundert mußte vorübergehen, bis der Mann des Schicksals kam, der gewaltige Staatsmann, der, getragen von dem Vertrauen seines königlichen Herrn, mit ihm die Kraft des preußischen Staates in das richtige Bett, in das Strombett des deutschen Einheitsgedankens leitete und mit genialem Blick die rechte Stunde traf, das von König Wilhelm mit Weisheit und Tatkraft, mit tiefer Einsicht und in langer Treue neugeschärfte preußische Schwert in die Schale zu werfen, die Reiche wägt. Da kam der Tag der Erfüllung für alle Hoffnungen und Wünsche, der volle Lohn für die Opfer und Mühen des Jahres 1813. Und als 1870 wiederum Kriegsruf erklang, konnte der Prophet des nationalen Gedankens, Heinrich von Treitschke, in seinem Liede vom Schwarzen Adler zum preußischen Königsaar sprechen:

„Erfüllet sind die Zeiten,
Wahrheit wird der Dichtung Traum.
Deinen Fittich sollst du breiten
Über Deutschlands fernsten Raum.
Nimm der Staufer heil'ge Krone,
Schwing den Flamberg der Ottone,
Unseres Reiches Zier und Wehr:
Deutschland frei vom Fels zum Meer!"

Als ich mit diesen Worten auf die Via triumphalis hinwies, die von Dennewitz über Sadowa nach Sedan und Versailles führt, glaubte ich nicht, daß ein Jahrzehnt später der deutsche Reichspräsident Ebert bei der fünfundsiebzigjährigen „Feier" des Zusammentritts der Frankfurter National-

versammlung, dieses Parlaments, das durch seinen Mangel an Perspektive und seine Weltfremdheit, seine Geschwätzigkeit und seine Schwerfälligkeit, mit seinem Reden wie mit seinem Tun von Anfang bis zu Ende ein Fiasko war, als einen Höhepunkt der deutschen Geschichte feiern und von 1848 mit einem kühnen Sprung als zu dem zweiten Gipfel unserer Entwicklung zu dem Novemberumsturz von 1918 gelangen würde, ohne der ehrwürdigsten Erscheinung der deutschen Geschichte, des alten Kaisers Wilhelm I., ohne des genialsten und größten deutschen Staatsmannes, des Fürsten Bismarck, auch nur mit einer Silbe zu gedenken. Ich glaube, daß kein Volk außer dem deutschen eine solche Travestierung seiner Geschichte ertrüge. Unser Volk kann und wird nur genesen, wenn es sich auf seine Vergangenheit besinnt, wenn es sich wieder mit Stolz auf seine Vergangenheit, mit Ehrfurcht für seine Vergangenheit erfüllt. Ein Volk ohne Geschichte, ohne Tradition und Pietät ist ein wurzelloses Volk, ein Blatt im Winde. Die Größe eines Volkes liegt in seiner Geschichte, in der Treue für seine Geschichte, in der weitherzigen Auffassung seiner Geschichte. „Je me sens patriote pour admirer à la fois Jeanne d'Arc et Voltaire", sagte Gambetta. Napoleon betonte: „Je me sens solidaire de tous ceux qui ont gouverné la France avant moi, de Clovis jusqu'à Danton." In seinem Aufruf vor den letzten von ihm geleiteten Wahlen appellierte ein alter Demokrat, der achtzigjährige Giolitti, an die Kontinuität der italienischen Entwicklung von der Römerzeit bis zur Gegenwart, und jeder Engländer steht auf dem Boden der Einheitlichkeit der englischen Geschichte, von Alfred dem Großen über Cromwell bis zur Victorianischen Ära und zu König Eduard VII.

Wiederherstellung konservativer Sympathien

Meine Dennewitzer Rede führte mir manchen alten Freund wieder zu, den meine Blockpolitik, die von mir eingebrachte Erbanfallsteuer und die von mir in Angriff genommene Reform des preußischen Wahlrechtes an mir irregemacht hatten. Graf Waldemar Roon schrieb mir: „Euer Durchlaucht wollen mir gütigst verzeihen, aber ich kann nicht anders, ich muß Ihnen aus vollem patriotischem Herzen den wärmsten Dank für Ihre Dennewitzer Rede sagen! Das war wie ein herrlicher frischer Labetrunk in politischer Wüste! Gewiß haben Eure Durchlaucht Tausende treuer Patrioten damit erquickt und dürfen sich nicht wundern, wenn Sie bei mir begeisterte Dankbarkeit dadurch auslösten. Nicht allein bewundere ich als alter Soldat Ihre in kräftigen Strichen, in so richtiger, anschaulicher und wahrhaft klassischer Weise gegebene Zeichnung der glorreichen Schlacht und der Art, wie Sie dabei des heldenhaften Führers wie auch der einfachsten Mitkämpfer in so prächtigen, packenden und im besten Sinne populären Worten gerecht wurden; fast noch mehr haben mich begeistert, ja beglückt die darangeknüpften ethischen und politischen Betrachtungen und Lehren,

welche glühender Patriotismus und weise Lebenserfahrungen Ihnen diktiert haben. Möchten doch alle, alle preußischen und deutschen Patrioten, besonders die sogenannten ‚regierenden‘ Staatsmänner — die freilich das Regieren, d. h. jegliche Tatkraft und Initiative, aufgegeben haben und die Zügel immer mehr am Boden schleifen lassen — diese Lehren und Mahnungen nicht nur hören, sondern auch beherzigen, damit sie ihre Pflicht tun und sich endlich als Männer zeigen! Und möchten doch auch die Parteien und ihre eitlen, ehrgeizigen Führer, die, weit entfernt von jedem selbstlosen Patriotismus, nur in bebender Angst auf die törichten, unklaren und wüsten Stimmen der ‚Masse‘ und ihrer charakterlosen Presse zu lauschen sich mehr und mehr gewöhnt haben, sich durch Ihre ernsten Warnungen endlich wieder an ihre nationale Pflicht gegen das Vaterland erinnern lassen!“ Der wackere Roon wäre kein Deutscher und insbesondere kein deutscher Parteimann gewesen, wenn er in seinem Brief an mich nicht auf so verständige Worte einen zornigen Angriff gegen eine andere Partei hätte folgen lassen, die doch in den deutschen Lebensfragen auf dem gleichen Boden stand wie er selbst. „Ich erhebe ausdrücklichen Protest dagegen und Euer Durchlaucht hoffentlich mit mir, daß liberale Zudringlichkeit Sie, weil Sie ein einziges Mal Ihrer von der der Konservativen Partei abweichenden Ansicht — und zwar in einer bestimmten Frage — öffentlich Ausdruck gegeben haben, für sich in Anspruch zu nehmen wagt! Nein, wer eine solche Rede halten konnte und durch seine glühende Liebe zum preußischen und deutschen Vaterland gezwungen war, sie so zu halten, der kann nicht zu den verwässerten, kraft- und marklosen Liberalen der heutigen Zeit gehören und darf nicht dulden, daß man ihn diesen zurechnet; und umgekehrt: seit Treitschke seine Augen schloß, ist niemals wieder ein Liberaler imstande gewesen oder wird es je sein, eine solche Rede zu halten wie die Bülow-Rede auf dem Schlachtfeld von Dennewitz! Mit der Bitte um Nachsicht für den ‚Dorf-Politiker‘, der nicht schweigen konnte, sowie mit unterthänigen Empfehlungen an die Frau Fürstin, Ihre Gemahlin, habe ich die Ehre, zu verbleiben Euer Durchlaucht stets treu ergebener, dankbarer Roon.“

In dem gerade für Ostpreußen so bedeutungsvollen Jahr 1913 ging Graf Hans Kanitz heim, einer der besten Söhne dieser Provinz, der Sproß einer Familie, die an dem Aufschwung von 1813 ruhmvollen Anteil gehabt hatte, der Schloßherr von Podangen, das Schenkendorf besungen hat, wo das Vesta-Feuer preußischer Vaterlandsliebe durch Generationen gehütet worden war. Nach dem Tode von Kanitz schrieb mir Mirbach-Sorquitten, der an seinem Totenbette gestanden hatte: „Bei einer der letzten Unterredungen, die ich mit Kanitz hatte, berührten wir die Nachfolger des Fürsten Bismarck in ihrer Eigenschaft als Reichskanzler. Kanitz bemerkte

dazu: ‚Der Beste war der Fürst Bülow.' Ich stimmte darin mit ihm vollkommen überein."

Reise nach Bremen

Von Dennewitz führte uns unser Weg nach Bremen, wo mir ein lieber Freund wohnte, der in ungefähr allen wirtschaftlichen und politischen Fragen anders dachte als ich, mit dem mich aber seit Jahren aufrichtige Wertschätzung und gegenseitige Sympathie verbanden, zum Chefredakteur der „Weser-Zeitung", Emil Fitger.

Manches Jahr ist verstrichen, seit ich in der letzten Rede, die ich im Reichstage gehalten habe, der Hoffnung Ausdruck gab, daß sich der politische Takt bei uns bessern werde und daß auch wir Deutsche allmählich dahin kommen würden, den politischen Gegner nicht eo ipso für einen Narren oder einen Bösewicht zu halten. Das würde dann ein schöner Fortschritt sein, auf dem uns von unserem größten Dichter empfohlenen Wege der Abstreifung von Philisternetzen. Mehr als ein Jahrzehnt später, nach Weltkrieg und Umsturz, frage ich mich, ob wir in dieser Beziehung inzwischen sehr viel weiter gekommen sind. Aber ich empfinde eine gewisse Genugtuung bei dem Gedanken, daß ich mich selbst von solchen Philisternetzen schon früh befreit habe. Im Winter 1919/20 promenierte ich bisweilen, und nicht ungern, mit einem Kommunisten, dem ich ganz interessante Einblicke in die echt marxistische Mentalität und Psyche verdanke. Schließlich sind die Mehrheitssozialisten doch nur verwässerte, opportunistische Marxisten. Nicht mit Unrecht hat Franz Mehring sein übrigens bedeutendes, glänzend geschriebenes Buch über Karl Marx der Kommunistin Klara Zetkin gewidmet, als der wahren Erbin marxistischen Geistes. Seinerseits machte mir in jenem Winter 1919/20 auf unseren Spaziergängen mein kommunistischer Freund einmal das artige Kompliment, es sei ihm wertvoll, in mir einen der letzten Vertreter präkommunistischer Kultur und Denkungsweise, den vielleicht letzten wirklichen „politischen Grandseigneur" kennenzulernen. Matthias Erzberger, Gustav Bauer, selbst den „eleganten" Scheidemann und den „schönen" Josef Wirth wollte er nicht recht als solche gelten lassen. Zwischen dem trefflichen Fitger und mir war, wie schon früher so auch diesmal, von einem ernstlichen Disput nicht die Rede. Er ließ mir meinen Bismarck und meinen Treitschke und ich ihm seinen Caprivi, dem er ein rührend treues Andenken bewahrte, und seinen verbittert-verbohrten Theodor Barth. Wir bewunderten zusammen die Sehenswürdigkeiten von Bremen, das viele Tüchtige und Schöne, das hier in alter Behäbigkeit und Solidität ein kräftiges Bürgertum geschaffen hat.

Friedrich Ebert

In Bremen hörte ich zum ersten Male aus dem Munde Fitgers den Namen des Arbeiterführers Ebert, den Fitger mir als einen braven und „relativ" vernünftigen Mann rühmte, namentlich im Gegensatz zu dem damaligen

Reichstagsabgeordneten für Bremen, der, wenn ich nicht irre, Henke hieß. Fünf Jahre später machte ich im Uhlenhorster Fährhaus an der Hamburger Außenalster bei einem dem Reichstag gegebenen Fest die Bekanntschaft des Reichstagsabgeordneten Ebert und fand in ihm einen Mann von natürlichem Anstand und gesundem Verstand. Nach abermals fünf Jahren begegneten wir uns bei dem damaligen Reichskanzler Cuno auf dessen Besitz Aumühle bei Hamburg und hatten dort nach Tisch eine längere Unterredung über die Not des Vaterlandes. Wiederum und noch mehr als ein Quinquennium früher hatte ich den Eindruck, mit einem redlichen und tüchtigen Manne zu sprechen. Er hat mich nicht zur Sozialdemokratie und Republik bekehrt und dies auch sicherlich weder beabsichtigt noch erwartet. Ich halte nach wie vor die Vorbereitung der Revolution während des Krieges und die Revolution selbst für ein Verbrechen und für eine Dummheit und glaube auch heute, daß sich die republikanische Staats- und Regierungsform für kein Volk weniger eignet als für uns. Aber nachdem, beginnend mit Bethmann Hollweg, im Weltkrieg vier Reichskanzler nacheinander völlig versagt hatten, nachdem Wilhelm II. ins Ausland geflohen und das durch den Genius von Bismarck und die Weisheit des alten Wilhelm I. geschaffene Deutsche Reich zusammengebrochen war, betrachte ich es als ein Glück im Unglück, daß die Welle der Revolution auf den Präsidentenstuhl gerade diesen Mann trug. Er lieferte jedenfalls den Beweis, daß in unserem, ach! so unpolitischen Deutschland der Arbeiterstand starke politische Talente, aller Achtung würdige Charaktere und hervorragende Parteiführer zu stellen vermag.

Wilhelm II. und sein Schwager Konstantin

Aber ich kehre aus der jammervollen Nachkriegszeit wieder in das Bremen des Jahres 1913 und zu meinem Freunde Emil Fitger zurück. Sehr mißfiel dem verständigen und nüchternen Manne der lärmende Empfang, den gerade in diesen Tagen Kaiser Wilhelm II. in Berlin seinem Schwager, dem König Konstantin von Griechenland, bereitete. Schon während ich in Bremen weilte, hatte mir Fitger nicht die Sorgen verhehlt, die diese neue kaiserliche Improvisation ihm bereitete. Nachdem ich Bremen verlassen hatte, schrieb er mir: „Der Empfang des Königs Konstantin von Griechenland in Berlin hat in Frankreich und in Athen das unfreundliche Echo gefunden, das er finden mußte; er wird das Gegenteil des beabsichtigten Zweckes erreichen. In Deutschland wagt nur die „Kölnische Zeitung“ eine schüchterne offiziöse Rechtfertigung. Die meisten beurteilen dagegen das Intermezzo scharf. Anscheinend beginnt eine neue Epoche der persönlichen Einmischung.“ Die Inkonsequenz und Inkohärenz Wilhelms II. hatten unter Bethmannscher Führung, oder vielmehr Nicht-Führung, Proportionen angenommen, die dahin führen mußten, daß der Deutsche Kaiser von Europa nicht mehr ernst genommen wurde. Demselben König Konstantin,

den er nach dessen Niederlage im thessalischen Feldzug von 1897 laut verhöhnt und öffentlich geschmäht hatte, überreichte Wilhelm II. jetzt den preußischen Marschallstab, den Moltke und Roon getragen, den Kronprinz Friedrich Wilhelm und Prinz Friedrich Karl für Wörth und Metz empfangen hatten. Über die Stellung meines Nachfolgers in diesem Durcheinander wurde mir im Winter 1913/14 aus der kaiserlichen Umgebung geschrieben: „Dem armen Bethmann gibt man noch drei bis vier Monate. Er macht einen sehr gedrückten Eindruck. Durch häusliches Unglück (sein Sohn, der üble Streiche machte, wurde vorläufig in ein Sanatorium gesteckt, soll später durch Ballin in Südamerika untergebracht werden) und weil er allmählich komische Figur geworden ist, hat er alle Nerven verloren. S. M. behandelt ihn ganz du haut en bas, duldet ihn aber, weil Bethmann in allem nachgibt."

IX. KAPITEL

Montreux, Oktober 1913 • Audienz bei Pius X. • Besorgniserregende außenpolitische Lage • Memorandum für den Kaiser? • Verhalten des Kaisers Wilhelm II. gegenüber entamteten Ministern • Wilhelm II. zieht Bülow nach dessen Rücktritt nie mehr zu Rat, auch nicht vor dem Ultimatum an Serbien noch in den kritischen Julitagen 1914 • Brief Bülows an den Hausminister Graf August Eulenburg über die auswärtige Lage ein Jahr vor der Katastrophe vom Sommer 1914

Reise an den Genfer See

Wie schon zweimal in vorhergegangenen Jahren unterbrach ich die Rückreise nach Rom im Herbst 1913 durch einen längeren Aufenthalt in Montreux. Der Genfer See war mir, seit ich einst in Lausanne studiert hatte, ein besonders zusagender Aufenthalt geblieben. Ich gehe nicht so weit wie Nietzsche, der behauptete, er fühle sich nur in Schweizer Hotels glücklich. Aber ich verstehe die Empfindungen, mit denen Byron und Shelley, Rousseau und Voltaire, Gibbon und Dickens, Lamartine und Flaubert, der Däne Jacobsen und der Russe Turgenjew auf diesen See geblickt haben. Als ich wieder die Insel Salagnon sah, umkreist von weißen Möwen, den heiligen Vögeln des Lac Léman, die grünen Hochweiden der Savoyer Berge, die Dent du Midi in ihrer kalten Ruhe, das ganze Bild der unverrückbaren Berge und des unvergänglichen Sees, das jenen Charakter der Unwandelbarkeit trägt, die uns eine Ahnung vom Ewigen gibt, empfand ich völlige innere Harmonie. Ich erinnerte meine Frau an die Worte von Rousseau, der schrieb: „Ich brauche nichts weiter als eine Wiese am Ufer des Genfer Sees, einen treuen Freund, eine liebenswürdige Frau, eine Kuh und ein kleines Schiff; wenn ich alles das habe, wird mein Glück vollkommen sein." Ich konstatierte, daß Gott mir eine sehr liebenswürdige Gattin, auch manchen treuen Freund beschert habe, daß wir uns ein kleines Schiff, eine Kuh und selbst eine Wiese kaufen könnten, und schlug ihr vor, uns hier für den Winter niederzulassen. Sie wollte aber nichts davon wissen, da es sie nach Rom zog.

Ich habe von jeher die Neigung gehabt, von Zeit zu Zeit meine Gedanken zu Rück- und Umschau zu sammeln, am liebsten in schöner Gegend und auf ausgedehnten Fußwanderungen. Mein Weg führte mich rings um Montreux, abwechselnd durch nordisch anmutenden Nadelwald, durch südliche

Nuß- und Kastanienwälder, dann wieder durch Laubwälder, die an die geliebte deutsche Heimat erinnerten. Ich ging durch die engen Gassen mir wohlbekannter alter Städtchen, wo noch immer die Maiskolben in dichter Reihe unter dem Dache hingen. Ich bestieg zu Fuß die Dent de Jaman, die Rochers de Naye und den Chamossaire, die ich zum ersten Male als Student sechsundvierzig Jahre früher und dann zum zweiten Male vor einunddreißig Jahren als junger Botschaftssekretär erklettert hatte. Ich hörte wieder den Klang der Glocken von St. Saphorin. Umgeben von dieser herrlichen Natur, deren Anblick wohl angetan war, die Gedanken von persönlichen Empfindungen abzuziehen, sie auf das Große und Dauernde zu lenken und dadurch die Unruhe der Seele zu zerstreuen, empfand ich, ähnlich wie bei meinem Abschied von Berlin und fast noch lebhafter, wieviel Dank ich der Vorsehung schuldete, die mich durch alle Wechsel, die Anfechtungen und Stürme meines Lebens zwar, wie die guten Herrnhuter singen, bisweilen wunderlich, aber doch wunderbar und gnädig geführt hatte:

Wie ein Adler sein Gefieder
Über seine Jungen streckt,
Also hat auch hin und wieder
Mich des Höchsten Arm bedeckt,
Gottes Engel, die er sendet,
hat das Böse, so der Feind
Anzurichten war gemeint,
In die Ferne weg gewendet.
Alles Ding währt seine Zeit,
Gottes Lieb' in Ewigkeit.

Ich empfand, wieviel Glück Gott mir in meiner Frau geschenkt hatte, die mich in allem verstand, in vielem ergänzte, die, wie ich, den Frieden der Seele und das innere Glück über alle äußeren Güter stellte, die mir eine schöne und harmonische Häuslichkeit geschaffen hatte, in der wir uns vor der Welt verschließen konnten, ohne Haß, aber geschützt wie von einer undurchdringlichen Mauer, ein Asyl, in dem die Mißklänge der Politik, die mit ihr unzertrennbar verknüpften Bitterkeiten und Enttäuschungen mich nicht aus dem inneren Gleichgewicht zu bringen vermochten.

Rückblick auf die Silberne Hochzeit

Vor meinem geistigen Auge stieg die Erinnerung an den Tag unserer Silbernen Hochzeit auf, die wir vor nahezu drei Jahren, am 9. Januar 1911 in Rom gefeiert hatten. Papst Pius X. hatte uns zu diesem Anlaß in besonderer Audienz empfangen. Als wir die päpstlichen Gemächer durchschritten, gedachte ich des Papstes Leo XIII., den ich nicht lange vor seinem Tode in denselben Räumen gesehen hatte. Leo XIII. mußte auf jeden, der ihm nahe trat, den Eindruck einer großen Persönlichkeit machen. Ich habe kaum einen Menschen gesehen, bei dem der Geist so sehr alles

Irdische überwunden und, ich möchte sagen, aufgesogen hatte. Kein peinlicher Erdenrest klebte an dieser Erscheinung. Sein weißes Gewand war nicht weißer als die Blässe seiner Wangen, in wunderbarem Glanz leuchteten seine großen Augen, aus denen der Genius sprach. Bei Pius X. empfand auch der Nichtkatholik, daß er vor einem wahrhaft heiligen Mann stand, einem Mann von lauterster Güte, echter Frömmigkeit und bei aller Würde und Hoheit großer innerlicher Demut. Als ich vor meiner Übersiedlung nach Berlin im Herbst 1897 von Leo XIII. mit meiner Frau empfangen worden war, wehrte der greise Pontifex ihr nicht, daß sie, vor ihm niederkniend, ihm den Fuß küßte. Dann tröstete er sie, die ihm klagte, daß es ihr schwer würde, sich von ihrer Mutter zu trennen und Rom zu verlassen, mit Güte und hoher Einsicht. Ihr Mann sei auf einen wichtigen Posten berufen, auf dem er für sein Vaterland und für die Welt Gutes wirken könne. Sie müsse ihm seine große Aufgabe erleichtern, indem sie sich freudig in die neuen Verhältnisse einfüge und ihm das Leben in jeder Weise verschönere. Leo XIII. hat meiner Frau seine gütige Gesinnung bis zu seinem Tode bewahrt und ihr noch kurz vor seinem Ableben durch den Kardinal Kopp den apostolischen Segen gesandt. Pius X. erlaubte meiner Frau nicht die traditionelle Huldigung des Fußkusses. Er hob sie, die vor ihm niedergekniet war, gütig zu sich empor und zog sie und mich in ein längeres Gespräch. Ich möchte hierbei der vielverbreiteten Meinung entgegentreten, als ob Pius X. in irdischen Dingen, insbesondere in der Politik, naiv, um nicht zu sagen einfältig gewesen sei. In der längeren Unterredung, mit der er mich beehrte, besprach er eine ganze Reihe politischer Fragen mit gesundem Menschenverstand und nicht ohne diplomatische Feinheit. Sein Urteil über politische Personen, Souveräne, Minister und Parlamentarier war abgewogen und klug. Als er beim Schluß unserer Audienz meine Frau segnete und ihr dann in gütiger Weise sagte, daß er Gott bitte, auch mich in seine Obhut zu nehmen und mit seinem Schutze zu begleiten, war ich dem edlen Greis ebenso dankbar wie meine Frau.

Adolf Wilbrandt, dessen Freundschaft uns seit fünfunddreißig Jahren begleitete, hatte meiner Frau anläßlich unserer Silberfeier geschrieben: „Teuerste Donna Maria, eben sagt mir Kusine Lisbeth Wendhausen, die auch hier ist, bei meinen Kindern und Enkeln: Am neunten Januar der große Tag, Ihr silberner Hochzeitstag! Ist's richtig? Der neunte? Fünfundzwanzig Jahre seitdem dahin? Volle fünfundzwanzig? Haben sie Flügel, die Jahre? Freilich, was haben Sie und Ihr geliebter Reichskanzler — mir bleibt er das —, was haben Sie seitdem erlebt! Familien- und Weltgeschichte! Schöner, rascher, immer rascherer Aufstieg, bis zum höchsten Gipfel — dann ehrenvollster, frei gewählter, für uns schmerzvoll beraubender, Sehnsucht und Hoffnung lassender Schluß. Und Sie immer die treue Poesie, die

beglückende holde Musik dieses großen Lebens. Eines der schönsten Paare unserer Geschichte. Eine herrliche Mischung von Deutsch und Welsch, vielleicht die allerschönste. So bleiben Sie noch ungezählte Jahre am Himmel stehen, goldne Doppelsterne! Ich schreibe so im Flug, damit's rechtzeitig zu Ihnen kommt. Ich liebe Sie beide von ganzem Herzen. Treue ohne Ende! Dankbarkeit, Verehrung! Glück, daß Sie leben! Ihr Adolf Wilbrandt." Gustav Schmoller hatte mir geschrieben: „Fünfundzwanzig Jahre glücklicher Ehe sind in der Bilanz des Lebens einer der schönsten Posten. Doppelt dem zu gönnen, der diese fünfundzwanzig Jahre ganz in aufreibender Arbeit, im Dienste des Vaterlandes an verantwortlichster Stelle zugebracht hat. Wem es vergönnt war, Jahre lang die Frau Fürstin und Sie, hochverehrter Fürst, in ziemlicher Nähe zu beobachten, der könnte an Ihrem beiderseitigen Glücke so wenig zweifeln wie an der Tatsache, wie selten Sie beide sich ergänzen, wie Sie zueinander passen. Der müßte nur zweifeln, wen und was er mehr bewundern solle: die Grazie, die Talente, die Liebenswürdigkeit der Frau Fürstin oder die Weisheit, die Kunst der Menschenbehandlung, die olympische Ruhe und Heiterkeit Ihrer Persönlichkeit. Wenn ich für Deutschland einen Wunsch aussprechen sollte, so wäre es der: Kommen Sie wieder und regieren Sie uns. Wenn ich aus Ihrer Seele heraussprechen soll, so wünsche ich Ihnen das reine Glück ungetrübter Ruhe an der Seite einer solchen Gattin!" Das Lob meiner Frau gebe ich wieder, denn es ist gerecht. Die mir von dem Gelehrten und dem Dichter gespendete freundliche Anerkennung stelle ich unter den Schutz der tröstenden Worte des alten Publius Ovidius Naso: „Principibus placuisse viris non ultima laus est."

Bei meinen täglichen und ausgedehnten Spaziergängen am Genfer See, dem clear placid Leman, wie ihn Byron nennt, drängten sich mir immer wieder die Sorgen auf, mit denen mich die Entwicklung der Dinge in der deutschen Heimat erfüllte, dem Land voll Lieb und Leben, dem ich mich ergeben hatte mit Herz und Hand, seitdem ich dreiundvierzig Jahre früher als junger Husar ins Feld gezogen war. Ich bemühte mich, bei meinen stillen Reflexionen nicht in den Fehler mancher Diplomaten und Politiker zu verfallen, die, sobald sie nicht mehr selbst auf der Bühne agieren, vom Zuschauerraum aus alles kritisieren, mit allem unzufrieden sind. Wie oft habe ich mich an das Wort unseres welt- und menschenkundigen Botschafters Schweinitz erinnert, der in der Bismarckschen Zeit zu sagen pflegte, es gebe eigentlich nur zwei Arten von Menschen: die Leute in office und die Leute out of office. Die ersteren lobten alles, was geschehe, seien mit allem zufrieden und meinten, que tout était pour le mieux dans le meilleur des mondes possibles; die anderen tadelten alles und fänden, daß alles, was entsteht, wert wäre, zugrunde zu gehen. Aber auch einer objektiven,

unpersönlichen Prüfung der allgemeinen Weltlage wie der heimischen Verhältnisse konnte nicht entgehen, daß mancher ernste Grund zur Sorge vorlag.

Der Kongo-Vertrag

Unser völliger Verzicht auf Marokko, der durch das Kongo-Abkommen besiegelt worden war, bedeutete für Deutschland, dessen blühender Handel mit Marokko dem Frankreichs damals kaum nachstand, einen nicht unerheblichen wirtschaftlichen Verlust und für Frankreich eine beträchtliche Verstärkung seiner Wehrkraft durch kriegstüchtiges Material, an dem es den Franzosen zu mangeln anfing. Nach dem Lärm, den der Panthersprung nach Agadir in der ganzen Welt hervorgerufen hatte, erschien der von uns mit Hängen und Würgen erlangte Fetzen Kongo als eine mehr denn bescheidene Kompensation. Und dabei hatten wir uns dem nicht ganz unberechtigten Vorwurf ausgesetzt, wir hätten die Notlage eines unter unserem Schutze stehenden Landes zu eigener Bereicherung benutzt. Ich hatte darüber schon im Februar 1913 an Ernst Bassermann aus Rom geschrieben: „Die Voraussetzungen, die uns veranlaßten, 1911 aus Marokko hinaus- und in die Kongosümpfe hineinzugehen, haben sich nicht erfüllt. Die uns damals in Aussicht gestellte Verbesserung unserer Beziehungen zu Frankreich ist nicht eingetreten. Nach Konzessionen, Avancen und Liebenswürdigkeiten aller Art ist die Stimmung in Frankreich gegen uns gehässiger, als sie seit 1871 war. Sie zeigt sich nicht nur in gewaltigen, bis dahin kaum für möglich gehaltenen militärischen Anstrengungen der Franzosen, sondern tritt auch prägnant in der Entsendung von Delcassé nach St. Petersburg hervor, die wenigstens im Ausland, im Gegensatz zu unseren abwiegelnden offiziösen Pressestimmen, als ein bedeutsames Symptom eingeschätzt wird. Die in den letzten Jahren so viel selbstbewußter gewordene Stimmung der Franzosen wirft ihre Schatten auf Elsaß-Lothringen."

Balkankrise und Tripolis

Noch bedenklicher war die infolge der Balkankriege auf der Balkanhalbinsel eingetretene Verschiebung, die eine einschneidende und bei unvorsichtiger deutscher Politik für uns gefährliche Wendung bedeutete. Als in Rom, in der Consulta, die Meldung eingelaufen war, daß Deutschland völlig und endgültig auf Marokko verzichtete, zog der italienische Minister des Äußern, der Marchese San Giuliano, die Uhr, bezeichnete, wie er mir selbst erzählt hat, die Stunde und den Tag und erklärte vor seinen Sekretären, jetzt müsse Italien nach Tripolis gehen, wozu bis dahin in Rom wenig Lust vorhanden gewesen war. Die italienische Tripolis-Expedition gab den Anstoß zu den Balkankriegen, über deren Entstehung und Ergebnis ich am 28. Februar 1913 aus Rom an Bassermann geschrieben hatte: „Auf dem Wege, der von Agadir über Tripolis zum Balkankriege führte, haben wir in zwei rasch aufeinanderfolgenden Krisensommern materielle Werte verloren, auch die Gesamtsituation ist prekärer geworden, und unser Ansehen hat gelitten. Es war verhängnisvoll, daß Wien dem Orientkrieg nicht entweder

vorbeugte, was bei der unkriegerischen Natur der meisten Balkanfürsten wohl möglich gewesen wäre, oder wenigstens, bevor der Krieg ausbrach, mit den Balkanvölkern zu einer klaren Verständigung kam." Eine so unerfreuliche Entwicklung, fügte ich hinzu, sei die Folge unrichtiger Einschätzung der Stärkeverhältnisse auf dem Balkan gewesen. „Wie Napoleon III. 1866 seine Taktik auf eine fälschlich vorausgesetzte Überlegenheit der Österreicher über die Preußen basierte und erst durch Sadowa aus seinen Illusionen gerissen wurde, so beruhte die Haltung Österreichs vor dem Balkankrieg auf der nicht zutreffenden Voraussetzung, die Türkei werde ihre Gegner mit Leichtigkeit niederrennen. In dieser irrigen Annahme, in der sich Wien und Berlin begegneten, wurde dem Ausbruch der Feindseligkeiten nicht energisch vorgebeugt; man ließ die Türken in dem Glauben, daß an dem Status quo keinesfalls gerührt werden würde, und ermutigte sie sogar zum Kämpfen, bis die türkische Niederlage das Verfehlte des ganzen Kalküls bloßlegte und leider gleichzeitig zeigte, daß die Politik der Triple-Entente derjenigen der Zentralmächte ebenso überlegen gewesen war wie die Waffen der Balkanvölker der türkischen Strategie und Organisation." Was ich damals dunkel fühlte, wiederhole ich heute mit voller Bestimmtheit: Natürlich wäre es bei mehr Voraussicht und Geschicklichkeit möglich gewesen, dem Ausbruch des Balkankrieges vorzubeugen. Ein kalter Wasserstrahl nach Sofia würde den unmilitärischen, sehr vorsichtigen König Ferdinand am Vorgehen verhindert, eine feste Sprache in Konstantinopel die Türken zu den notwendig gewordenen Konzessionen veranlaßt haben. Statt dessen erfolgte in Belgrad, in Athen und namentlich in Sofia gar nichts, während die Pforte in ihrer Angriffslust eher bestärkt worden war.

In irriger Einschätzung der militärischen Stärke der Osmanli begegneten sich Alfred Kiderlen und der Generalfeldmarschall Colmar von der Goltz, ein Beweis, daß gerade tüchtige Spezialisten oft den Wald vor Bäumen nicht sehen. Kiderlen konnte es gar nicht erwarten, daß, wie er sich ausdrückte, die braven Türken den Hammeldieben von der unteren Donau endlich einmal ordentlich das Fell versohlten. Ein hervorragender Stratege wie Goltz erklärte nach einem türkischen Manöver, das ungefähr ein Jahr vor der Schlacht von Kirkilisse auf denselben Feldern stattfand, wo später die türkische Armee von den Bulgaren vernichtend geschlagen wurde, daß, wenn es sich nicht um ein Manöver, sondern um eine wirkliche Schlacht gehandelt haben würde, die Osmanen einen der schönsten Siege ihrer Kriegsgeschichte erfochten hätten. Um so größer war in Wien und Pest wie in Berlin die Enttäuschung, als die Bulgaren im März 1913 Adrianopel erstürmten, dort 29 Paschas gefangennahmen und Konstantinopel bedrohten. Diese Enttäuschung hatte sich namentlich in Wien und in Budapest in wachsende Sorge und Nervosität verwandelt, als die Sieger im ersten

Kaisermanöver

Links Earl of Lonsdale, in der Mitte der Kaiser, Fürst Max Egon zu Fürstenberg und der österreichische Militärattaché

Balkankriege sich über die Teilung der Beute in die Haare geraten waren und die Bulgaren von den Serben und Griechen mit Hilfe der Rumänen zu Boden geschlagen wurden. Ich hatte leider nur zu recht gehabt, wenn ich in meinem Brief vom 28. Februar 1913 an Bassermann weiter schrieb, daß Österreich-Ungarn im Orient vor einer funditus und funditus in pejus veränderten Lage stünde. Daß man das in der Doppelmonarchie begreife, darüber hatte mich die Sprache der österreichischen Blätter, darüber hatten mich Briefe aus Wien wie aus Budapest belehrt, die mich auf eine in Cis- wie in Transleithanien zunehmende Erregung schließen ließen.

Der Balkanbund

Meine Sorge war, daß Österreich diese unerfreuliche und bedenkliche Situation durch eine schikanöse Politik gegenüber Serbien noch verschärfen würde. „Was an Fehlern gegenüber Serbien geleistet werden kann, das vollbringt der habsburgische Hochmut", schrieb mir der in Balkanfragen erfahrene Herr vom Rath und fügte hinzu: „Dazu die Verprellung Rumäniens! Die Dreibund-Diplomatie hat Bankrott gemacht. Eure Durchlaucht haben sich in der Balkanfrage und in der Beurteilung der russischen und der österreichischen Politik einst als Meister, jetzt als Prophet erwiesen." Ich selbst hatte bereits am 30. Dezember 1912 aus Rom an Bassermann geschrieben: „Die Schicksalsfrage, die im vorigen Jahrhundert in Italien und Deutschland an die habsburgische Monarchie herantrat, nähert sich ihr jetzt vom Osten. Wird man in Wien verstehen, die Südslawen geschickter zu behandeln als weiland Deutsche und Italiener? Wird Österreich mit Serbien besser fertig werden als einst mit Piemont und Preußen? Gewiß ist Pasitsch kein Cavour noch Bismarck, Serbien nicht Piemont oder Preußen, aber vor sechzig Jahren sah es auch nicht aus, als ob Österreich in Deutschland und Italien die Partie verlieren würde. Wird es gelingen, mit dem Divide et impera Serben und Rumänen, Bulgaren und Griechen auseinanderzuhalten? Ganz sicher dürfte das nicht sein, wo nicht einmal die Bildung des Balkanbundes verhindert wurde, die wegen jahrhundertalter und tiefgewurzelter Gegensätze noch vor kurzem als eine ganz unwahrscheinliche Sache erschien und doch zustande gekommen ist. Schade, daß es nicht gelungen ist, den Status quo ante aufrechtzuerhalten, bei dem wir uns in jeder Beziehung besser standen und der insbesondere auch für unsere österreichischen Bundesgenossen viel günstiger war. Schade auch um alle von uns auf die Türkei und unsere Beziehungen zu ihr verwandte Mühe und Arbeit." Ich fürchtete, daß die habsburgische Monarchie versuchen würde, ihre zum größten Teil durch ihre eigenen politischen Fehler verdorbene Stellung auf der Balkanhalbinsel mit den Knochen des pommerschen Grenadiers zu sanieren. Ich fürchtete namentlich und vor allem, daß, wenn eine solche Versuchung an uns herantreten sollte, romantische, falsch verstandene Ritterlichkeit beim Kaiser, Ungeschick und Einfalt bei meinem Nach-

folger, junkerliche Voreingenommenheit für das „feudale" Österreich bei dem kleinen Jagow uns für und durch Österreich in einen Krieg mit Rußland und damit in den Weltkrieg verstricken könnten. „Ungeschickt gehandhabt können unsere Beziehungen zu Österreich zur belastenden Fessel werden", hatte in seiner Weltgeschichte der Neuzeit der Historiker Dietrich Schäfer schon 1912 mit Recht gesagt.

Wilhelm II. und Bülow 1909 bis 1914

Wer, wie ich, mehr als ein Dezennium die Politik seines Landes geleitet hatte, mußte es oft als Qual empfinden, zu Situationen, die ihm auf Grund reiflicher Erfahrungen gefährlich und bedenklich erscheinen mußten, nicht Stellung nehmen, nicht mit selbstlosem Rat den leitenden Männern zur Seite stehen zu können. Italienische, französische und englische Staatsmänner stehen nicht unter diesem Druck, da ihre Eigenschaft als Parlamentarier ihnen die Möglichkeit zwanglosen Meinungsaustauschs und steter Fühlungnahme mit den augenblicklichen Machthabern gibt. Deutsche Staatsmänner dagegen waren, da die frühere Struktur unseres Staatslebens sie zu einfachen Pensionsempfängern degradierte, zum Schweigen und, wie ich im Hinblick auf die tragischen Jahre 1914 bis 1918 auf Grund schmerzvoller persönlicher Erfahrung sagen kann, zum Dulden verurteilt. Wilhelm II. nahm einem zurückgetretenen Minister jede selbständige Äußerung von vornherein übel. Es hing das zusammen mit dem überspannten Begriff, den er sich von der Stellung eines Monarchen auch in unserer Zeit machte. Er sah in dem „entamteten" Bismarck, der gegen den neuen Kurs opponierte, einen Rebellen. Er hat mehr als einmal gesagt, der einzige ihm sympathische Zug an Caprivi sei gewesen, daß der nach seinem Rücktritt nie wieder den Mund aufgetan habe. Ich kann mich keines einzigen Falles erinnern, wo Kaiser Wilhelm II. einen zurückgetretenen Minister auch nur mündlich, im Wege der Konversation, um seine Meinung gefragt hätte. Vielleicht hier und da Hollmann, den Vorgänger von Tirpitz, aber auch da nur, um den Nachfolger zu ärgern. Überdies war „Hollmännchen" mehr Spaßmacher als eine ernste Persönlichkeit.

Ohne Anregung von meiner Seite haben in den fünf Jahren, die zwischen meinem Rücktritt und dem Ausbruch des Weltkrieges lagen, besorgte Patrioten, die wünschten, daß Wilhelm II. sich nicht für alle Zukunft die Möglichkeit verbauen möge, meinen Rat einzuholen, sich bemüht, Seine Majestät zum Einlenken mir gegenüber zu bestimmen und ihn wenigstens von knabenhaften Ungezogenheiten abzuhalten. Herr von Loebell, mein wackerer Chef der Reichskanzlei, der mir auch nach meinem Rücktritt die Treue hielt, hat als Minister des Innern insbesondere in den kritischen Tagen des Juli 1914, aber schon vorher und später während des ganzen Krieges, den Kaiser beschworen, mich um meine Ansicht über die Lage zu fragen, stieß aber bei Seiner Majestät stets auf eigensinnigen Widerstand. Auch

Ballin tat, was er konnte, damit der Kaiser mich zurückberufe oder wenigstens in Fragen der auswärtigen Politik Fühlung mit mir hielte. Ballin war überzeugt, daß ich, vor dem 22. Juli, ja selbst vor dem 30. Juli 1914 zurückberufen, den Krieg verhindert hätte. Er war auch überzeugt, daß ich 1916 den Weg zum Frieden mit Rußland, 1917 zu einem Vergleichs- und Vernunfts-Frieden mit England gefunden hätte. Der Kaiser aber hörte in dieser Beziehung nicht auf Ballin, so gern er ihn sonst mochte. Il n'y a pas de pire sourd que celui qui ne veut pas entendre.

Graf August Eulenburg, der bis zu seinem Tode Seiner Majestät ein ebenso treuer wie kluger Berater war, hat sich mit Vorsicht und Takt, aber unentwegt bemüht, den Kaiser zu mir zurückzuführen. Nach dem Rücktritt von Bethmann, 1917, sollte ein Augenblick kommen, wo der Kaiser nach einer Unterredung mit Ballin zu August Eulenburg sagte: „Gehen Sie zu meiner Frau und sagen Sie ihr, daß sie ihren Bülow wiederkriegt." Aber wenige Stunden später bestimmten die Intrigen des deutschen Botschafters in Wien, des Grafen Botho Wedel, und des mit ihm an einem Strange ziehenden österreichischen Botschafters in Berlin, Gottfried Hohenlohe, den Kaiser, meine Kandidatur aufzugeben, und es gelang Valentini, Seiner Majestät als Nachfolger für Bethmann statt meiner den Unterstaatssekretär Michaelis mundgerecht zu machen.

Fünf Jahre früher hatte der klarblickende Schmoller, dem die Entwicklung der Dinge, namentlich auf dem Felde der auswärtigen Politik, schon damals nur zu begründete Sorge einflößte, einen Versuch unternommen, das Verhältnis zwischen dem Kaiser und mir zu sanieren. Er schrieb mir im Sommer 1912, er wünsche nach wie vor dringend, daß der Kaiser aufgeklärt werde, nicht etwa nur in meinem Interesse und auch nicht allein um der Sache willen, sondern um des Kaisers willen. Ob und wie und wann man den Kaiser aufklären könne, entziehe sich seiner Beurteilung, er sehe von der offiziellen Welt fast niemand mehr. Er habe aber Harnack, der mindestens einmal wöchentlich das Glück habe, sich an der kaiserlichen Gnadensonne zu wärmen, ein kurzes Memorandum zugestellt, das, zur Kenntnis des Kaisers gebracht, nützlich wirken könnte. Einige Monate später schrieb mir Schmoller, er habe sich in seinem Kollegen Harnack geirrt. Dieser halte offenbar mit Falstaff Vorsicht für den besseren Teil der Tapferkeit und wolle nicht riskieren, an Allerhöchster Stelle anzustoßen. Gleichzeitig schickte er mir eine Visitenkarte, die er von Harnack nach langem Warten in Erwiderung auf seine briefliche Anregung erhalten hatte:

„Prof. D. Adolf Harnack

Wirklicher Geheimer Rat, Generaldirektor der Königl. Bibliothek

sendet das ihm zugesandte Memorandum mit ergebenstem Dank zurück.

Ich finde diese Darstellung, obgleich sie mir im einzelnen nicht neu war, im ganzen doch durch ihre Klarheit und innere Überzeugungskraft wie neu wirkend. So wie sie ist, könnte sie wohl in die Hände Seiner Majestät gelegt werden, aber es wären Streichungen und Zusätze nötig. Doch ist zunächst nicht daran zu denken! Übrigens wäre, wie mir immer klarer geworden ist, nicht Herr v. Valentini, sondern der Reichskanzler die richtige Mittelsperson; denn jener ist durch seine Stellung zu gebunden. Ich werde diesen Weg im Auge behalten. Verehrungsvoll A. H.“ Der Hofpfaffe Seiner Majestät, wie ihn der baumlange Generaladjutant von Scholl zu nennen liebte, machte es nicht wie der Samariter, der dem Mann zu Hilfe kam, der, als er von Jerusalem hinab gen Jericho zog, unter die Räuber gefallen war, die ihn auszogen und schlugen. Statt dem Armen Öl und Wein in seine Wunden zu gießen, nahm sich Harnack den Leviten zum Vorbild: „Da der Levit kam zu der Stätte, ging er vorüber“ (Ev. Lucä 10, 32).

Wenn Wilhelm II. selbst den bestgemeinten Warnungen und Ratschlägen gegenüber taub blieb, so gebietet doch die Gerechtigkeit, nicht zu verschweigen, daß auch die öffentliche Meinung in Deutschland in jenen Jahren wenig geneigt war, auf die Mahnungen eines entamteten Ministers zu hören. Meine Sorgen und Bedenken aber wollten mich nicht verlassen. Aus Paris schrieb mir eine dort mit einem Franzosen verheiratete langjährige deutsche Freundin: Es sehe in der Welt schon recht anders aus als während meiner Kanzlerzeit. Insbesondere in Frankreich sei der „Sozialist“ Millerand bemüht, in jeder Weise den militärischen Geist zu erwecken. „Der schlummert ja auch nur in dem Lande, das von jeher eine begeisterte Zärtlichkeit für seine roten Hosen besaß.“ Noch mehr beeindruckte mich ein Brief des alten Geheimen Rats Mechler, der unter Bismarck, Caprivi, Hohenlohe und mir mit immer gleicher Treue das Zentralbüro des Auswärtigen Amtes geleitet hatte, mit Herbert Bismarck und Holstein, mit Kiderlen und Marschall gleich gut ausgekommen war. Er hatte in seiner fast fünfzigjährigen Amtszeit viel gesehen, viel erlebt. Mit dem Chor in der „Braut von Messina“ konnte dieser vorbildliche Beamte von sich sagen:

Die fremden Eroberer kommen und gehen,
Wir gehorchen, aber wir bleiben stehen.

Geheimrat Mechler schrieb mir am Neujahrstage 1914: „Ob das Jahr mit der ominösen Zahl 13 nicht weit mehr Enttäuschungen, Unglück und Trübsal als erfüllte Hoffnungen, Glück und Freude gebracht hat, läßt sich in Wahrheit wohl schwer sagen. Für meinen Gesichtskreis habe ich das Empfinden, daß es sich als ein unheilbringendes bewahrheitet. Jedenfalls trifft dieses zu für die Geschicke der Völker und unseres deutschen Vaterlandes im besonderen; und ein patriotisches deutsches Herz muß wünschen,

daß es besser werde und daß das kommende Jahr gutmache, was dieses böse machte." In einem zweiten Brief schrieb mir der alte Mechler: „In unserem Norden trat plötzlich unerwartet ein ungewöhnlich starker Schneefall ein, ihm folgten ebenso ungewöhnlich warme Tage, welche die Blüten der Bäume und Sträucher allzu früh entwickelten. Ein jähe eintretender Frost vernichtete alles — und seit einigen Tagen haben wir Hitze. Natur und Politik wollen nicht mehr in ihren alten früheren Bahnen bleiben, und der Wetterprophet wie der Politiker haben schwere Zeiten und ein undankbares Metier. Wäre alles in gewohntem Geleise und entwickelte sich die Weltgeschichte folgerichtig: dann könnte ich mir wohl denken, daß Euer Durchlaucht die Weltlage ruhig ließe. Da sie aber anders verläuft, so kommen Eurer Durchlaucht doch wohl mitunter ernste Gedanken."

Gedanke an ein Memorandum

Als ich durch das Rhonetal und den Simplon nach Rom zurückgekehrt war, verdichteten sich meine sorgenvollen Erwägungen zu einem Memorandum. Aber: wie dies an die entscheidenden Stellen, d. h. an Kaiser und Kanzler gelangen lassen? Ich wußte, daß Wilhelm II. auch kürzere Denkschriften sehr ungern las. Hatte er doch im März 1890 das Abschiedsgesuch des Fürsten Bismarck, ein weltgeschichtliches Dokument, kaum durchflogen, geschweige denn meditiert. Würde nicht, hiervon abgesehen, Wilhelm II. bei seiner von Ohrenbläsern und Zwischenträgern sorgsam genährten Gereiztheit gegen mich ein von mir eingereichtes Schriftstück von vornherein mit Mißtrauen in die Hand nehmen? Aber auch bei Bethmann Hollweg war leider nicht mit einer vorurteilslosen und unbefangenen Prüfung meiner Warnungen zu rechnen. Dem selbstgerechten, von seiner eigenen Vortrefflichkeit allzu überzeugten, dabei empfindlichen und wehleidigen Kanzler war, namentlich durch das Freundespaar Jagow-Flotow, eingeredet worden, daß er sich lächerlich machen würde, wenn er sich von seinem Vorgänger „einblasen" ließe. Gerade weil ich ihm ohne mein Verdienst, lediglich durch meinen Lebensgang an europäischen Konnexionen wie an diplomatischer Routine überlegen wäre, würde er, wenn er sich beim Fürsten Bülow Rat hole, als „das Geschöpf" seines Vorgängers erscheinen. Und würde ein solcher Rat des Vorgängers ehrlich sein? So raunten, von sich selbst auf andere schließend, Flotow und Jagow dem Kanzler ins Ohr. Arcades ambo. Wer gönne seinem Nachfolger Erfolge? Und selbst wenn Fürst Bülow wirklich gute Ratschläge erteilen könnte, so würde er einen etwaigen Erfolg für sich buchen, bei Mißerfolgen die Schuld auf die falsche Ausführung des an und für sich trefflichen Ratschlags schieben. Vertrauliche Andeutungen von Loebell wie von Schwartzkoppen ließen keinen Zweifel darüber, daß Bethmann Hollweg, der seine Beförderung vom Oberpräsidenten zum preußischen Minister des Innern, vom Minister des Innern zum Staatssekretär des Reichsamts des Innern, zum Stellvertreter des

Reichskanzlers und Vizepräsidenten des preußischen Staatsministeriums und damit implicite die Möglichkeit seines schließlichen Aufstiegs zum Reichskanzler mir verdankte, mir gegenüber von kleinlicher Empfindlichkeit und scheuem Mißtrauen erfüllt war. Nach emphatischen, allzu emphatischen und pathetischen Beteuerungen seiner Dankbarkeit und Verehrung für mich hatte Bethmann in keiner einzigen konkreten Frage meinen Rat erbeten. Ich konnte nach Lage der Dinge nur indirekt auf Kaiser und Kanzler wirken.

Brief Bülows an August Eulenburg

Nach längerer und reiflicher Überlegung schrieb ich an den Hausminister Grafen August Eulenburg, der mit scharfem Verstand einen kühlen Kopf, vornehme Gesinnung und warmen, wachen Patriotismus verband, einen nicht allzu langen Brief. Ich begann mit der Versicherung, daß ich die Absendung meines Schreibens geheimhalten, auch weder Konzept noch Abschrift zurückbehalten würde. Ich betonte, daß ich für mich nichts wolle noch anstrebte, ich sei saturiert. Sachlich entwickelte ich die folgenden Gedanken. Durch unser Kneifen vor dem Stirnrunzeln von Lloyd George und das verfehlte Kongo-Abkommen hätten wir den Übermut der Franzosen und die bis dahin mehr latente Revancheströmung in Frankreich neu belebt. Im Falle ernstlicher Differenzen zwischen uns und Rußland würde Frankreich heute nicht mehr so kurz treten wie im Winter 1908/1909. Darauf deutete der in Frankreich eingetretene, beachtenswerte Personenwechsel an wichtigen Stellen: der 1912 erfolgte Aufstieg von Poincaré zum Ministerpräsidenten und Minister des Äußern, noch mehr die 1913 erfolgte Wahl des „Bon Lorrain" zum Präsidenten der Französischen Republik, andererseits die kaum drei Monate später erfolgte Entsendung von Delcassé als Botschafter nach St. Petersburg. Sorgsame Pflege und Schonung unserer Beziehungen zu Rußland seien also notwendiger denn je. Frankreich sei derjenige Punkt in Europa, wo, nicht in der Masse der Bevölkerung, aber an manchen einflußreichen Stellen, ernstlich von Kriegslust und Kriegsgefahr gesprochen werden könne. Auf die Haltung Rußlands komme es in erster Linie an. Die Lage auf der Balkanhalbinsel habe sich zu unserem Nachteil verschoben durch die Balkankriege, denen wir nicht rechtzeitig vorbeugten. Während die Türkei und Bulgarien geschlagen wurden, hätten Serbien und Rumänien an Macht und Einfluß gewonnen. Das sei unerfreulich für uns, bedenklich für Österreich-Ungarn. Es komme nun vor allem darauf an, daß Österreich-Ungarn nicht die Nerven verliere. Es handele sich darum, über die vorhandene Spannung hinwegzukommen, die nicht ewig dauern werde. Keine unvorsichtigen Gesten! Noch weniger Provokationen! Ich schloß mit jenem gern von mir zitierten Wort Goethescher Weisheit, an das ich während zwölf Jahren mehr als einmal Seine Majestät erinnert hatte, daß, wer sich nur heute, heute nur nicht fangen lasse, hundertmal

entgangen sei. Das sei ein Wort, über das Bierbankpolitiker und Zimmerstrategen die Achsel zucken, das tiefgründigen Metaphysikern oberflächlich erscheinen könne, das sich aber in der politischen Praxis oft bewährt habe.

Die Antwort auf meinen Brief war in der Form überaus verbindlich, sachlich nicht tröstlich. Seine Majestät der Kaiser sei gerade jetzt nicht in der Stimmung, auf noch so wohlgemeinte Warnungen zu hören. Die erhebenden Erinnerungen des Jubeljahres 1913, die überwältigenden Beweise von Treue und Dankbarkeit, die der Dynastie und ihm selbst bei seinem fünfundzwanzigjährigen Regierungsjubiläum dargebracht worden seien, vor allem die Vermählung seiner einzigen Tochter mit dem Erben des endlich versöhnten Welfenhauses hätten begreiflicherweise das Selbstgefühl Seiner Majestät mächtig gehoben. Der Augenblick, wo seine Tochter, geleitet von dem König von England und dem russischen Zaren, zum Altar geschritten sei, erscheine dem hohen Herrn als der Höhepunkt seines Lebens und Wirkens, als ein sichtbares Zeichen, daß Gott mit ihm und mit uns sei. Schon vorher hatte mir der diensttuende Generaladjutant und Kommandant des Hauptquartiers Generaloberst von Plessen geschrieben, es dränge ihn, mir von der „jubelnden Freude" zu berichten, die im Berliner Schlosse alle Herzen erfülle ob der Verlobung. „Die Majestäten sind glückselig, und das hohe Brautpaar strahlt. Gottes Hand hat wunderbar gewaltet."

Freude war in Trojas Hallen,
Eh' die hohe Feste fiel.

X. KAPITEL

Politik Bethmann Hollwegs von 1909 bis 1914 • Seine Zurückhaltung gegenüber Bülow in allen politischen Fragen, Bülow wird während des Quinquenniums 1909/1914 politisch völlig ausgeschaltet • Ernennung Lichnowskys zum Botschafter in London • Ausländische Politiker zur Lage • Besuch Peter Carps in Rom • Krupenski • Instruktion Sasonows an Krupenski • Kokowzow und Kriwoschein in Rom • Der englische Botschafter Sir Rennel Rodd • Das Buch „Deutsche Politik'

Bethmanns Briefe

Ich habe schon erwähnt, daß mein Nachfolger seit meinem Rücktritt es nicht für nötig hielt, mich zu informieren oder gar meine Meinung einzuholen. In den fünf Jahren, die von meinem Rücktritt bis zum Ausbruch des Weltkrieges vergingen, longum spatium aevi, fünf lange und ereignisreiche Jahre, in deren Verlauf manches sich verschoben hatte, vieles anders geworden war, neue, zum Teil gefährliche Probleme an uns herangetreten waren, hat Herr von Bethmann sich mir gegenüber nur in Platitüden und Gemeinplätzen bewegt, hat er mir nie auch nur ein ernsthaftes Thema zur Diskussion gestellt. Auch das wenige, was der argwöhnische Mann mit mir über Politik sprach, wurde in Selbstzufriedenheit und Selbstsicherheit eingewickelt, in lehrhaftem Tone vorgetragen. Es war schwer, ein Lächeln zu verbergen, wenn der gute Theobald die Realitäten dieser Welt in langatmige, von einem gewissen Unterton der Selbstüberhebung beherrschte Perioden preßte. Nie hat er in diesen Monologen — er sprach, auch wenn er nur einen Zuhörer hatte, immer wie vor einem moral- und wißbegierigen Auditorium — mir gegenüber auch nur angedeutet, was später nach dem Zusammenbruch seiner Politik zum Leitmotiv seiner Klagen werden sollte, nämlich daß er eine schwere, ja eine unmögliche außenpolitische Erbschaft übernommen habe. Die These, die später von seinen Offiziösen verteidigt wurde, meine Politik habe die Einkreisung Deutschlands herbeigeführt, hat er mir gegenüber nie vorzubringen gewagt. Er zeigte sich im Gegenteil mir gegenüber immer von starkmütigem Optimismus und von redlichem Selbstvertrauen erfüllt.

In seinen gelegentlichen Zuschriften, in denen er übrigens als „in alter und treuer Verehrung Ihr stets dankbarer Bethmann Hollweg" sich zu unterzeichnen nicht ermangelte, beschränkte sich mein Nachfolger auf akademische Betrachtungen. Er hatte mir vor den Reichstagswahlen 1912

brieflich geklagt, daß er leider „das passende Stichwort für die Wahlen“ nicht finden könne. „Eine aus dem Liberalismus, dem Zentrum und einem Teil der Freikonservativen zu bildende Majorität wäre denkbar, würde uns aber zu weit links führen, so bleibt das Problem undurchsichtig und gefahrdrohend.“ Ihm sei in erster Linie darum zu tun, das Pensum des künftigen Reichstags möglichst klein zu gestalten „und vor allem zu kalmieren“. Ein rosaroter Reichskanzler sei ebenso unmöglich wie ein schwarz-blauer. Auch Bismarck habe es als seine Aufgabe bezeichnet, zwischen den Parteien zu lavieren. Er denke es zu machen wie Bismarck. Gewiß sei es ihm peinlich, daß er bei den Wahlen keine aktive Führerrolle werde spielen können. Aber wie das anfangen? Die wirtschaftliche Wahlparole ziehe nicht, weil sie zu wenig bestritten werde. Mit dem Bülowschen Zolltarif und den Bülowschen Handelsverträgen sei nach allem Geschrei von links und von rechts jetzt, ein Jahrzehnt später, alle Welt zufrieden. Die antisozialdemokratische Wahlparole sei leider „momentan nicht packend“. Nicht nur für die Parteien, sondern auch für die Staatsregierung sei es fortwährend schwieriger, ihr Verhältnis zur Sozialdemokratie zu regulieren. Glücklicherweise gäre es innerhalb der sozialistischen Reichtagsfraktion so gewaltig, daß die revisionistischen und die radikalen Elemente nicht einmal mehr die hergebrachten Umgangsformen untereinander bewahrten. Die auswärtige Lage schilderte mir mein Nachfolger nur mit knappen Strichen, aber hoffnungsfreudig, namentlich was unser Verhältnis zu England betreffe. „Im Auswärtigen ist nichts Geheimes passiert. Mit England kommen wir langsam, aber stetig vorwärts! Sasonows Erkrankung verzögert den Ausbau der Potsdamer Gespräche, ohne ihn einstweilen zu gefährden.“ Mit Frankreich würde es sogar zu einer Entente kommen, „falls die dortige Regierung stark genug ist.“ Alles in allem gab der Optimismus des schwerblütigen Kanzlers dem des von Natur zuversichtlichen und freudigen Kaisers nichts nach.

Beziehungen zu England

Im Sommer 1913 war ich meinem Namensvetter, dem Gesandten in Hamburg, Hans Adolf von Bülow, begegnet. Er vertrat seit einem Jahr bei Herrn von Bethmann Hollweg, wenn dieser nicht in Berlin weilte, das Auswärtige Amt. Er war dem Reichskanzler, der für seine dienstliche Umgebung ein gemütlicher Chef war, herzlich zugetan; übrigens ein tüchtiger Mann von diplomatischer Erfahrung und gesundem Verstand. Er erzählte mir, der Herr Reichskanzler habe ihm wiederholt geklagt, daß er wenig Freude an seinem Amt hätte. Er sei nun einmal eine sensitive Natur, Angriffe im Parlament und in der Presse gingen ihm sehr nahe, eine boshafte Karikatur könne ihm eine ganze Nacht verderben, ihm fehle die „Rhinozeroshaut“ des Fürsten Bülow. Der Kaiser behandele ihn oft recht rücksichtslos, wie ein Reichskanzler sich eigentlich nicht behandeln lassen

dürfe. „Wenn ich trotzdem bleibe, so ist es, weil ich tatsächlich für den Frieden der Welt unentbehrlich geworden bin. Das gilt ganz besonders für unser Verhältnis zu England. Bismarck war ein großer Mann, aber getraut hat ihm niemand. Ihr von mir hochverehrter Vetter, der Fürst Bülow, war sehr klug, sehr geschickt, aber auch ihm traute man nicht. Mir traut man! Europa traut mir, vor allem traut mir England! Ich kann ohne Überhebung sagen, ich bin die Säule des europäischen Friedens geworden. Deshalb ist es meine Pflicht, zu bleiben, so sauer es mir auch manchmal fällt." Es war kaum ein Jahr vor dem Ausbruch des Weltkrieges, daß der Reichskanzler Theobald von Bethmann Hollweg also zu dem Gesandten Hans Adolf Bülow sprach. Gewiß ein schauerliches Symptom für die politische Unzulänglichkeit des fünften Reichskanzlers, aber auch ein Beweis, wie fern ihm friedenstörende Absichten und hinterlistige Pläne lagen. Der Mann des Ultimatums an Serbien und der belgischen Invasion war, das kann nicht oft genug wiederholt werden, nicht der Wolf im Schafspelz, wie unsere Feinde behaupten; er war das Schaf, das sich im Sommer 1914 als Wolf drapierte.

Lichnowsky Botschafter in London

Das „stetige Vorwärtskommen mit England" hatte nicht seinen Ausdruck in einem Arrangement über das Tempo der Schiffsbauten gefunden, das ich bei Wilhelm II. nicht mehr durchsetzen konnte, nachdem ich bei ihm in Ungnade gefallen war, das aber für meinen Nachfolger wohl erreichbar gewesen wäre. Herr von Bethmann Hollweg hatte auch leider die Schwäche gehabt, den Botschafter in London Paul Metternich der allzu einseitigen Betrachtungsweise des Staatssekretärs Tirpitz und einer plötzlichen Laune Seiner Majestät zu opfern. Als Nachfolger für London waren nacheinander der Gesandte in Karlsruhe, Herr von Eisendecher, der Gesandte in Athen, Freiherr von Wangenheim, und der frühere Botschafter in Madrid, Ferdinand Stumm, in Frage gekommen. Schließlich wurde Marschall von Konstantinopel nach London geschickt, der, trotz der von ihm seinerzeit gebilligten und im Reichstag mit Schärfe vertretenen Krüger-Depesche, in London mit der aus gutmütiger Neugierde und einem gewissen Snobismus gemischten Freundlichkeit empfangen wurde, mit der die Engländer gern neue berühmte Erscheinungen begrüßen, möge es sich nun um einen italienischen Tenor, eine Pariser Schauspielerin, einen indischen Nabob oder einen bekannten kontinentalen Staatsmann handeln. Als der ehrgeizige Marschall, der schon hoffte, über London sein Lebensziel, das Reichskanzlerpalais in der Wilhelmstraße, zu erreichen, bei einem kurzen Besuch seiner badischen Heimat ebenso plötzlich starb wie vor ihm Herbert Bismarck und nach ihm Kiderlen, alle drei Opfer der Arbeit wie des Bacchus, verfiel der Kaiser auf die Idee, den seit acht Jahren aus dem diplomatischen Dienst ausgeschiedenen Fürsten Lichnowsky nach

London zu senden. Die geistreiche Frau von Muchanow pflegte zu sagen: „Il faut demander au bon Dieu, de ne pas exaucer nos prières." Die Griechen drückten das noch schöner aus: „Die Götter strafen uns durch die Erfüllung unserer Wünsche." Lichnowsky, der unter mir in Bukarest als Legationssekretär gearbeitet hatte, dann von 1899 bis 1904 mein Personaldezernent im Auswärtigen Amt gewesen war, weilte im Herbst 1912 gleichzeitig mit mir in Hamburg im Hotel Atlantic, das unter der Ägide von Ballin und durch die Unterstützung des kleinen Pfordte, des großen Gastronomen, eines der besten Hotels der Welt geworden war. Ich war im Begriff, zu Bette zu gehen, als Lichnowsky freudestrahlend in mein Zimmer stürzte: „Es ist erreicht!" In der Hand schwenkte er einen eigenhändigen Brief des Kaisers. Es hieß in dieser Epistel ungefähr: Der Kaiser habe Lichnowsky zu Allerhöchstseinem Vertreter in London ausersehen. Dieser dürfe nie vergessen, daß er solche Auszeichnung seinem Allergnädigsten Herrn verdanke, nicht den Räten vom Auswärtigen Amt. Die ihm von Seiner Majestät gestellte Aufgabe bestehe darin, viele und gute Diners zu geben, sich in Schlössern und auf Rennen zu zeigen — kurz, als „a jolly good fellow" zu gelten und sich auf solche Weise recht beliebt zu machen. Er solle der Paravent sein, hinter dem der Kaiser seine Flotte zu Ende bauen könne. Wäre dies erreicht, so sei der Weltfriede gesichert, dem die Lebensarbeit Seiner Majestät gelte. In Parenthese ist zu bemerken, daß eine spontanere Bekundung der Friedensliebe Wilhelms II., der sich in Briefen an persönliche Freunde ohne Hemmungen auszudrücken pflegte, schwerlich gedacht werden kann.

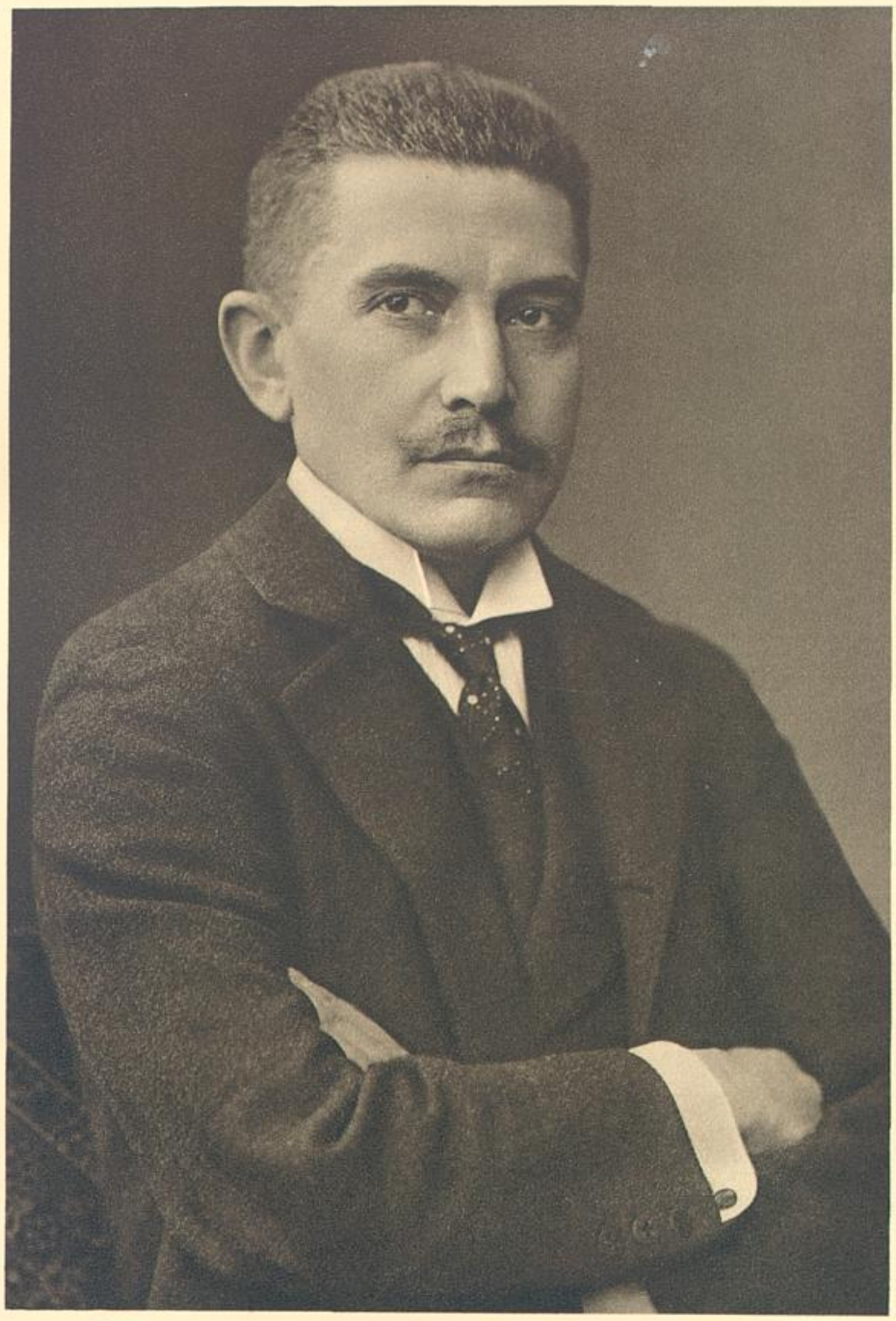
Als Lichnowsky sich am nächsten Tage in Berlin beim Reichskanzler und beim Staatssekretär meldete, wurde er nicht freundlich empfangen. Bethmann Hollweg war entsetzt, daß auf den schwierigen Botschafterposten in London ein Diplomat gesetzt werden sollte, der bisher nicht einmal eine Gesandtschaft geführt hatte. Kiderlen sprach von einem Botschafter, der geistig „ein Baby" sei. Das war ungerecht. Aber gefährlich war die Wahl. Lichnowsky war als Mensch ein vornehm denkender Kavalier, dabei herzensgut, das, was man im alten Berlin eine Seele von Mensch nannte. Er hatte auch bisweilen ganz nette Einfälle. Aber er war durch und durch Dilettant und unterschätzte als solcher die Schwierigkeiten des diplomatischen Gewerbes wie seine Gefahren. Er war sich nicht genügend darüber klar, daß in der Politik zwar die Gedanken leicht beieinander wohnen, nicht aber Menschen und Dinge. Holstein, der Lichnowsky persönlich mochte und der ihn protegierte, sagte von ihm: „Der gute Lichnowsky glaubt, daß über eine Sache schwätzen schon so viel bedeutet als die Sache machen." Lichnowsky war alles in allem mehr Kannegießer als politischer Kopf. Er war auch nicht immer taktvoll. Er war vor allem, und

das war das Gefährlichste an dieser Wahl, sehr nervös, ein Neurastheniker. Und gerade nach London gehörte ein Vertreter mit festen Nerven und kaltem Blut. Die fünf Vorgänger des neuen Botschafters, Albrecht Bernstorff, Münster, Paul Hatzfeldt, Metternich und Marschall, hatten jeder seine Schwächen, aber sie zeichneten sich alle durch eine Ruhe aus, die Lichnowsky fehlte. Der langjährige bayrische Gesandte in Berlin, Graf Hugo Lerchenfeld, ein intimer Freund von Lichnowsky, meinte nach dessen Ernennung zu mir: „Lichnowsky ist kein Kapitän für stürmische Fahrt, aber bei heiterem Himmel und ruhiger See wird er seine Sache ganz nett machen. Und das Barometer steht ja, wie mir der Reichskanzler immer wieder versichert, gottlob auf schön Wetter."

Das war damals die allgemeine Wetterprognose, und sie schien nicht ganz unberechtigt. Wäre die Politik im Sommer 1914 in allen europäischen Zentren, insbesondere in Wien und Berlin, mit mehr Vorsicht, mehr Einsicht, mehr Umsicht, vor allem mit größerer Geschicklichkeit geleitet worden, so wäre nach menschlicher Voraussicht Europa nicht bald nachher in eine der furchtbarsten Katastrophen der Geschichte, in eine Weltkatastrophe getaumelt. Wie ich schon erwähnt zu haben glaube, schrieb ein Bethmann Hollweg besonders nahestehender und für ihn begeisterter Publizist, Professor Dr. Hans Delbrück, im November 1913: Frankreich habe sich, aus unbegründeter Besorgnis vor uns, die drückende Last der dreijährigen Dienstzeit aufgebürdet. Das habe aber nicht verhindert, daß sich die Franzosen während der letzten Orientkrisis der zwischen uns und ihnen namentlich in bezug auf Griechenland bestehenden Interessengemeinschaft bewußt geworden seien, während Rußland an die Franzosen politische Forderungen stelle, die diesen durchaus widerstrebten. So sei zwischen Deutschland und Frankreich eine erfreuliche Entspannung eingetreten. An den freundschaftlichen Beziehungen, die sich in der letzten Zeit zwischen uns und England gebildet hätten, würde auch der Fortgang der deutschen Schiffsbauten nichts verderben. Der Erfolg sei auch hier eine gewisse Entspannung, eine Abschwächung der Gegensätze innen und außen. Der Historiker Erich Marcks schloß eine bei der Reichsfeier der nationalen Vereine in München am 16. Januar 1914 gehaltene Rede mit den Worten: „Wir blicken heute in die Welt, und wir müssen erkennen, die Wolken draußen sind lichter geworden. Die schwersten Zeiten für unseren Eintritt in die Welt liegen, so dürfen wir vertrauen, hinter uns. Der Druck der Krisen ist schwächer geworden, Deutschland rührt sich freier. Wir haben erreicht, daß man die Tatsache unserer Weltexistenz und unserer Seegewalt hinnimmt wie einst die unserer kontinentalen."

Kaisers Geburtstag 1914

Am 27. Januar 1914, der letzten Kaisers-Geburtstagsfeier vor dem Ausbruch des Weltkrieges, hielt der Botschafter Flotow, der besondere



Fürst Max Lichnowsky, Deutscher Botschafter in London

Liebling des Kanzlers Bethmann, an die um ihn versammelte deutsche Kolonie in Rom in meiner Gegenwart eine offenbar sorgsam vorbereitete und auswendiggelernte Rede, in der er wörtlich erklärte: Auf die internationale Lage könne das Auge des Patrioten mit Genugtuung und voller Zuversicht blicken. Dank der Weisheit des Reichskanzlers Bethmann und der Klugheit des Staatssekretärs Jagow sei unsere Stellung in der Welt sehr günstig. Die Friedensliebe und das Friedensbedürfnis aller Mächte seien gleich lebhaft und gleich aufrichtig. Sie alle sähen mit Vertrauen und mit warmer Sympathie auf uns und unsere gegenwärtigen diplomatischen Lenker:

Sie wissen gar nichts
Von stillen Riffen;
Und wie sie schiffen,
Die lieben Heitern,
Sie werden wie gar nichts
Zusammen scheitern.

Peter Carp in Rom

Mit solchen Äußerungen chronischer Selbstzufriedenheit des amtlichen und halbamtlichen Deutschland stand die Auffassung selbst uns wohlgesinnter Politiker des Auslands nicht ganz im Einklang. Im April 1914 besuchte mich in Rom mein alter Bukarester Freund Peter Carp. Ich fuhr ihn in meinem Auto an einem herrlichen Frühlingstage nach der Villa Adriana. Während wir an der Poikile auf und ab gingen, wo vor achtzehn Jahrhunderten der eitle Kaiser Hadrian mit seinen Philosophen zu promenieren liebte, blieb Carp plötzlich stehen und sagte mir in seiner abrupten und originellen Art: „Sie sehen vor sich den letzten zuverlässigen Dreibundsfreund, den es in Bukarest noch gibt." Er erläuterte mir darauf mit ernstem und sorgenvollem Gesicht seine Boutade. Rumänien habe sich, wie ich als langjähriger deutscher Vertreter in Bukarest besser wisse als irgend jemand, dem Dreibund nur in der Erwartung angeschlossen, daß dessen Führung bei Deutschland bleiben würde, denn zwischen Rumänien und Österreich-Ungarn oder vielmehr zwischen Rumänien und der transleithanischen Hälfte der Doppelmonarchie bestünden scharfe Gegensätze. Seit meinem Rücktritt habe man in Rumänien, ähnlich wie in Italien, den Eindruck, daß die Leitung des Dreibundschiffes von Berlin nach Wien geglitten sei. Einem von Österreich-Ungarn dirigierten Dreibund würde Rumänien im Falle kriegerischer Komplikationen schwerlich folgen. „Ich selbst werde, was auch kommen mag, Deutschland treu bleiben, als alter Bonner Borusse, treu meinem Gelübde: ‚Borussia, dir gehör' ich, ob Jüngling oder Greis, zu deiner Fahne schwör' ich, der Fahne schwarz und weiß!' Aber ich werde, wenn es zum Klappen kommen sollte und die

Leitung des Dreibundes in Wien liegt, wie dies heute augenscheinlich der Fall ist, allein stehen." Einige in der Nähe umhergehende englische oder amerikanische Globetrotter sahen verwundert auf den heftig redenden und gestikulierenden Mann mit dem weißen Schnauzbart und dem energischen Gesicht.

Ich will schon jetzt erwähnen, daß mir, nachdem Rumänien drei Jahre später von den Zentralmächten zu der Entente abgeschwenkt war, der deutsche Gesandte in Bukarest, Herr von Waldthausen, ein verständiger und redlicher Mann, erzählte: Im Winter 1913/14 habe ihm König Carol in der bei ihm gewohnten höflichen Form, aber ernst und bestimmt gesagt, er erhalte immer mehr den Eindruck, daß die Führung des Dreibundes nicht mehr wie früher in Berlin, sondern in Wien liege. Das würde ihm im Falle von Komplikationen den Anschluß an die Zentralmächte sehr erschweren. Herr von Waldthausen hatte diese Äußerung des Königs von Rumänien pflichtgemäß nach Berlin gemeldet, aber eine gereizte Antwort erhalten: Die Führung des Dreibundes liege mehr denn je in deutschen Händen, und zwar in bewährten und ausgezeichneten deutschen Händen; das habe er, der Gesandte, dem König Carol hoffentlich sofort erwidert, andernfalls möge er das Versäumte schleunig nachholen.

Der russische Botschafter Krupenski

Vielleicht noch mehr als die Sorgen von Carp beeindruckte mich eine Mitteilung des russischen Botschafters in Rom, meines alten Freundes Anatole Krupenski. Der war, als ich zwanzig Jahre früher als Botschafter in Rom gewirkt hatte, Erster Sekretär der dortigen russischen Botschaft gewesen. Er war in der europäischen Diplomatie berühmt wegen seiner Riesennase, seiner lauten Stimme und seiner stürmischen Bewegungen. Übrigens ein kreuzbraver Mann, ein echter Russe, durch und durch ein Altrusse, aber wie die meisten seiner Gesinnungsgenossen zwar antiösterreichisch, jedoch nicht antideutsch, und ohne besondere Sympathie für den „faulen Westen". Dieser Austrophobe war verheiratet mit einer Österreicherin, einer übrigens liebenswürdigen und guten Frau, der Tochter eines österreichischen Feldmarschalleutnants. Er hatte nicht geruht, bis sie zur orthodoxen Kirche übergetreten war. Der Übertritt hatte sich nicht ohne Schwierigkeiten vollzogen. Bekanntlich müssen sich Neophyten, mögen sie Katholiken oder Protestanten sein, bei der Aufnahme in die orthodoxe Kirchengemeinschaft noch einmal taufen lassen. Ebenso bekannt ist, daß bei der orthodoxen Taufe der Täufling dreimal nackt im Taufbecken untergetaucht werden muß. Als einst diese Zeremonie bei der eben geborenen Großfürstin Marie Nikolajewna vollzogen wurde, fragte ihr strenger Vater, der Kaiser Nikolaus I., seinen Günstling, den Fürsten Bariatinski, wie ihm die Taufe gefallen habe. Der Fürst erwiderte: „J'ai été ravi, surtout parceque j'ai eu le grand honneur de voir Son Altesse Impériale,

Madame la Grandduchesse Marie Nikolajewna, comme malheureusement je ne la reverrai plus.“ Der guten Frau Krupenski wurde von dem amtierenden Popen erlaubt, in einem vom Hals bis zu den Füßen reichenden Wollkostüm zu erscheinen, aber das Untertauchen wurde ihr nicht geschenkt. Als sie nach dem Ende des feierlichen Aktes den anwesenden Damen der russischen Botschaft ihre Freude aussprach, nunmehr der russischen Kirche anzugehören, sahen diese sie verwundert an. Sie waren zufällig alle Baltinnen und Protestantinnen, die dem ganzen Vorgang ohne innere Teilnahme beigewohnt hatten. Es war im April 1914, daß mich Krupenski besuchte und mir sehr vertraulich einen Brief seines Chefs, des Ministers Sasonow, vorlas, in dem es ungefähr hieß: Man höre in St. Petersburg, daß Österreich-Ungarn einen Coup gegen Serbien plane. Eine ähnliche Absicht habe schon im Frühjahr 1913 bestanden, sei aber von der Wiener Diplomatie infolge italienischen Einspruchs wieder aufgegeben worden. Hoffentlich sei der Plan endgültig begraben. Ein österreichisches Vorgehen gegen Serbien werde, wie die Situation in Europa zur Zeit liege, für den Weltfrieden sehr bedenkliche Folgen haben. Rußland werde ein Überrennen Serbiens durch Österreich nicht zulassen. Die heutige Lage sei eine ganz andere als 1908/09 während der bosnischen Krisis. Damals sei Rußland durch eine Reihe früherer Abmachungen mit der habsburgischen Monarchie über eine eventuelle Umwandlung der Okkupation Bosniens und der Herzegowina in Annexion sowie durch die von Iswolski an Aehrenthal in dieser Beziehung gerichteten Vorschläge und Anerbietungen gebunden gewesen. Heute sei es durch keine Fessel verhindert, seine schützende Hand über die stammes- und glaubensverwandten Serben zu halten. Auch habe sich seit fünf Jahren die allgemeine Lage verändert und nicht zugunsten der Zentralmächte. Endlich sei während der bosnischen Krise die deutsche Politik vom Fürsten Bülow geleitet worden, der eine größere Stellung in der Welt und insbesondere in St. Petersburg gehabt habe als sein Nachfolger, auch mehr Routine und Doigté als Herr v. Bethmann. Herr Krupenski sei ermächtigt, wo er eine günstige Gelegenheit finde, ernstlich vor einem unüberlegten und für den Weltfrieden gefährlichen Vorgehen Österreichs gegen Serbien zu warnen. Krupenski erzählte mir bei dieser Gelegenheit mit vielen Details, daß Österreich-Ungarn in der Tat schon im Frühjahr 1913 gegen Serbien habe vorgehen wollen, aber durch Italien daran verhindert worden sei, auf dessen Seite sich damals erfreulicherweise Deutschland gestellt habe. Er bat mich, in Berlin zu warnen, wo man doch, wie er annehme, auf mich höre und meine Ratschläge befolge.

Ich mußte Krupenski in letzterer Beziehung enttäuschen und ihm sagen, daß man in Berlin weder meine Ratschläge wünsche noch meiner

Beurteilung der politischen Lage Wert beimesse. An diesem Prinzip habe mein Nachfolger Bethmann seit nunmehr fünf Jahren beharrlich festgehalten. Ich bat den russischen Botschafter aber dringend, mit seinem deutschen Kollegen, Herrn v. Flotow, zu sprechen und durch ihn auf Berlin einzuwirken. Als ich Krupenski einige Tage später wiedersah, sagte er mir: „J'ai lu la lettre de mon chef à Mr. de Flotow, il a fait la moue quand je suis arrivé à la fin de la lettre de Sasonow. Il m'a dit qu'il lui était impossible de transmettre à Berlin une communication où on louait d'une manière fort exagérée le Prince de Bülow au détriment de son successeur, tandis qu'en réalité Mr. de Bethmann était supérieur à Mr. de Bülow. Avec Mr. de Bethmann et Mr. de Jagow au gouvernail, la politique allemande était dans les meilleures mains possibles et l'Europe, la Russie y comprise, en toute sécurité."

Es war begreiflich, daß Flotow seinen Chef und seinen intimsten persönlichen Freund nicht verstimmen wollte, denn es war diesem gelungen, das Einverständnis des anfangs widerstrebenden Kaisers für Flotows Ernennung zum Botschafter in Rom zu erreichen, nachdem Jagow an Stelle des verstorbenen Kiderlen Staatssekretär des Auswärtigen Amtes geworden war. Beide Wahlen waren, wie sich bald herausstellen sollte, gleich unglücklich. Unter einem starken Reichskanzler wäre der kleine Jagow als Gehilfe allenfalls erträglich gewesen. Als Dublette des unentschlossenen, schwankenden und ängstlichen Bethmann verstärkte er die Fehler und Schwächen seines Chefs. Flotow hatte schon als Gesandter in Brüssel Schaden angerichtet. Er paßte noch weniger nach Italien, wo kleine Ränkeschmiede rascher erkannt werden als anderswo.

Kokowzow und Kriwoschein

Im gleichen Frühjahr 1914 besuchten mich in Rom zwei alte russische Freunde, der bisherige Finanzminister und Ministerpräsident Kokowzow und der Landwirtschaftsminister Kriwoschein. Der erstere sagte mir, als er bei mir eintrat, mit maliziösem Lächeln, er stelle sich mir vor als das unschuldige Opfer der Berliner Politik. Nach einem längeren Besuch in Paris, wo er sich bemüht habe, eine neue Anleihe für Rußland zu erhalten, habe er Wert darauf gelegt, sich in Berlin zu zeigen, schon um ad oculos zu demonstrieren, daß, wenn Rußland auch der Alliierte von Frankreich sei und als solcher die Franzosen anpumpe, es doch weit entfernt sei, es mit Deutschland verderben zu wollen. In Berlin seien ihm von maßgebenden Stellen die liebenswürdigsten und freundschaftlichsten Versicherungen und Erklärungen gegeben worden, über die er hocherfreut seinem Souverän berichtet habe. Als er nun einige Tage später in St. Petersburg eingetroffen sei und sich bei seinem Monarchen gemeldet habe, sei er ungnädig empfangen worden. Kaiser Nikolaus II. habe ihm in gereiztem Ton und mit bitterem Ausdruck gesagt: „On vous a joué à Berlin." Während er, Kokowzow, in

Der Botschafter in London Fürst Lichnowsky an den Reichskanzler von Bethmann Hollweg

(Bericht mit Randbemerkungen Wilhelms II.)

(Zu Seite 123)

Kaiserlich
Deutsche Botschaft — *London, den 3. Dezember 1912*

Lord Haldane besuchte mich heute, um mit mir die politische Lage zu besprechen. Während der längeren Unterredung betonte er wiederholt die Notwendigkeit, in der orientalischen Krisis zu einem Ausgleich der Gegensätze zu gelangen, da es unabsehbar sei, welche Folgen eine kriegerische Verwickelung, in die eine oder mehrere der Großmächte hineingezogen würden, haben könnte. England sei unbedingt friedlich und kein Mensch wolle hier den Krieg, schon aus wirtschaftlichen Gründen. Aber bei einem allgemeinen europäischen Wirrwarr, der sich doch aus dem Einmarsch Österreichs in Serbien ergeben könnte, falls Serbien nicht gutwillig die besetzte Adriaküste räumte, sei es kaum wahrscheinlich, daß Großbritannien werde der stille Zuschauer bleiben können.

erwartet niemand die helfen den Galliern

Ich entgegnete, ich wolle nicht die Frage an ihn richten, ob das so viel hieße, als ob England alsdann gegen uns feindlich vorgehen würde. Er erwiderte, daß das gewiß nicht die notwendige, wohl aber die mögliche Folge eines Krieges sein würde zwischen beiden kontinentalen Gruppen. Die Wurzeln, so drückte er sich aus, der englischen Politik lägen in der hier allgemein verbreiteten Empfindung, daß das Gleichgewicht der Gruppen einigermaßen aufrecht zu erhalten sei. England würde daher unter keinen Umständen eine Niederwerfung der Franzosen dulden können, die er, ein großer Bewunderer unseres Heerwesens und unserer militärischen Einrichtungen, mit einiger Sicherheit voraussieht. England könne und wolle sich nicht nachher einer einheitlichen kontinentalen Gruppe unter Führung einer einzigen Macht gegenübersehen.

natürlich

wird sich ändern!

sie werden es doch müssen

das ist eigentlich eine versteckte Drohung oder Kampfansage!

Sollte also Deutschland durch Österreich in den Zwist hineingezogen werden, und dadurch in Krieg mit Frankreich geraten, so würden in England Strömungen entstehen, denen keine Regierung widerstehen könnte und deren Folgen ganz unberechenbare wären. Die Theorie von dem Gleichgewicht der Gruppen bilde eben für Englands Außenpolitik ein Axiom und habe auch zu der Anlehnung an Frankreich und Rußland geführt. Er könne mir verbürgen, daß man hier das beste Verhältnis mit Deutschland wünsche, und die Aufnahme, die z. B. die Ausführungen Euerer Exzellenz und des Herrn von Kiderlen im Reichstage sowie meine neuliche Rede beim Festmahl der Royal Society gefunden, müßten mir die Richtigkeit dieser Ansicht beweisen. Auch würde uns niemand hier den Krieg machen wollen, solange keine europäischen Verwickelungen einträten. Die Folgen eines europäischen Krieges aber seien ganz unberechenbar und könne er alsdann für gar nichts einstehen.

Lord Haldane kam auch auf die Politik Sir E. Greys und seinen Vorschlag zu sprechen. Er ist bekanntlich mit dem Foreign Secretary intim befreundet und dieser wohnt sogar zeitweise bei ihm. Er bestätigt mir, daß Sir Edward nach Möglichkeit danach trachte, eine vermittelnde Haltung einzunehmen und es vermeide, als Parteigänger der Ententegruppe in dieser Krisis zu erscheinen. Lord Haldane meint, die angeregte Vorbesprechung werde Russen und Österreicher zwingen, mit greifbaren Anträgen hervorzutreten, was bisher nicht geschehen, und befürwortet die Wahl von London als den geeignetsten Ort. Inzwischen müsse aber alles vermieden werden, was zu einer scharfen Sonderung der Gruppen (harden the groups) führen könnte. Dieselben müßten sich vielmehr möglichst in „Gelatine" verwandeln.

Lichnowsky

richtig; haben wir schon berechnet

sie ist ein Blödsinn! und wird England ewig zu unserm Feinde machen

bei solchen Auffassungen gänzlich nutzlos!

alles Quatsch! ohne ernste Folgen

die werden eintreten

ich auch nicht!

er bleibt aber doch Parteigänger der Gallo-Slaven gegen die Germanen!

Quatsch!

weil England zu feige ist Frankreich und Rußland offen in diesem Falle sitzen zu lassen, und zu sehr neidisch ist auf uns und uns haßt, deswegen sollen andere Mächte ihre Interessen nicht mit dem Schwert vertheidigen dürfen, da es dann trotz aller Versicherungen, trotz Marschall und Lichnowsky doch gegen uns gehen will. Das richtige Krämervolk! Das nennt es Friedenspolitik! Balance of Power! Der Endkampf der Slaven und Germanen findet die Angelsachsen auf Seiten der Slaven u(nd) Gallier.

A 21814 pr. 6. Dezember

Kaiserlich
Deutsche Botschaft.

Nr. 1180

cfr. A 1977 ex 1912
A 9864/14

VIII. 8.12.12.

II A

II 2651/12. 12

Lord Ha

politische Lage

redung betonte

orientalischen

zu gelangen, da

rische Verwicke

mächte hineinge

dingt friedlich

aus wirtschaftl

Inhalt: Lord Ha

A 21814 pr. 6. Dezember 1912 a. m.

Kaiserlich
Deutsche Botschaft.

London, den 3. Dezember 1912

Nr. 1180

II 265/12 12

Lord Haldane besuchte mich heute, um mit mir die politische Lage zu besprechen. Während der längeren Unterredung betonte er wiederholt die Notwendigkeit, in der orientalischen Krisis zu einem Ausgleich der Gegensätze zu gelangen, da es unabsehbar sei, welche Folgen eine kriegerische Verwickelung, in die eine oder mehrere der Grossmächte hineingezogen würden, haben könnte. England sei unbedingt friedlich und kein Mensch wolle hier den Krieg, schon aus wirtschaftlichen Gründen. Aber bei einem allgemeinen europäischen Wirrwarr, der sich doch aus dem Einmarsch Österreichs in Serbien ergeben könnte, falls Serbien nicht gutwillig die besetzte Adriaküste räumte, sei es kaum wahrscheinlich, dass Grossbritannien werde der stille Zuschauer bleiben können.

Ich entgegnete, ich wolle nicht die Frage an ihn richten, ob das so viel hiesse, als ob England alsdann gegen uns feindlich vorgehen würde. Er erwiderte, dass das gewiss nicht die notwendige, wohl aber die mögliche Folge eines Krieges sein würde zwischen beiden kontinentalen Gruppen. Die Wurzeln, so drückte er sich aus, der englischen Politik lägen in der hier allgemein verbreiteten Empfindung, dass das Gleichgewicht der Gruppen einigermassen aufrecht zu erhalten sei. England würde daher unter keinen Umständen eine Niederwerfung der Franzosen dulden können, die er, ein grosser Bewunderer unseres Heerwesens und unserer militä-

Seiner Exzellenz

dem Reichskanzler

Herrn von Bethmann Hollweg

rischen Einrichtungen, mit einiger Sicherheit voraussieht. England könne und wolle sich nicht nachher einer einheitlichen kontinentalen Gruppe unter Führung einer einzigen Macht gegenübersehen.

Sollte also Deutschland durch Österreich in den Zwist hineingezogen werden, und dadurch in Krieg mit Frankreich geraten, so würden in England Strömungen entstehen, denen keine Regierung widerstehen könnte und deren Folgen ganz unberechenbare wären. Die Theorie von dem Gleichgewicht der Gruppen bilde eben für Englands Aussenpolitik ein Axiom und habe auch zu der Anlehnung an Frankreich und Russland geführt. Er könne mir verbürgen, dass man hier das beste Verhältnis mit Deutschland wünsche und die Aufnahme, die z.B. die Ausführungen Euerer Exzellenz und des Herrn von Kiderlen im Reichstage sowie meine neuerliche Rede beim Festmahl der Royal Society gefunden, müssten mir die Richtigkeit dieser Ansicht beweisen. Auch würde uns niemand hier den Krieg machen wollen, solange keine europäischen Verwickelungen einträten. Die Folgen eines europäischen Krieges aber seien ganz unberechenbar und könne er alsdann für garnichts einstehen.

Lord Haldane kam auch auf die Politik Sir E. Grey's und seinen Vorschlag zu sprechen. Er ist bekanntlich mit dem Foreign Secretary intim befreundet und dieser wohnt sogar zeitweise bei ihm. Er bestätigte mir, dass Sir Edward nach Möglichkeit danach trachte, eine vermittelnde Haltung einzunehmen und es vermeide, als Parteigänger der Ententegruppe in dieser Krisis zu erscheinen. Lord Haldane meint, die angeregte Vorbesprechung werde Russen und Österreicher zwingen, mit greifbaren Anträgen hervor-

zutreten, was bisher nicht geschehen, und befürwortet die Wahl von London als den geeignetsten Ort. Inzwischen müsse aber alles vermieden werden, was zu einer scharfen Sonderung der Gruppen (harden the groups) führen könnte. Dieselben müssten sich vielmehr möglichst in "Gelatine" verwandeln.

Lichnowsky

Inhalt: Lord Haldane über die politische Lage

ldane über die politische Lage

Berlin so schöne Zusagen und Beteuerungen eingeheimst habe, die er für bare Münze hielt, habe die deutsche Regierung einen der tüchtigsten deutschen Offiziere, den General Liman von Sanders, nach Konstantinopel geschickt, aber nicht als Instruktor, sondern als Kommandierenden General des an den Dardanellen stationierten türkischen Armeekorps. Das heiße so viel wie einen Freund auf sein empfindlichstes Hühnerauge treten. Kaiser Nikolaus habe ihn seines Postens enthoben, wozu freilich auch Intrigen seines Vorgängers und früheren Gönners, jetzt seines heftigen Gegners, des Grafen Witte, beigetragen hätten. Über Witte sprach sich Kokowzow mit der den Russen oft eigenen Maß- und Zügellosigkeit in Ausdruck und Urteil aus. „Ce bâtard d'un Waguemestre allemand et d'une Circassienne a fait le malheur de la Russie. A la fois grossier et faux, il a préparé la révolution, sans avoir la force de la dominer.“ Ein ungerechtes, jedenfalls ein übertriebenes Urteil. Wenn Witte auch nicht zum Kanzler eines konstitutionellen Reichs gemacht war, so hat er doch rechtzeitig erkannt, daß, namentlich unter einem so schwachen Zaren wie Nikolaus II., die reine Autokratie in Rußland nicht mehr möglich war. Witte war auch nicht schlecht. Er hatte keine guten Manieren, er neigte zu Brutalität, er war oft plump, wirklich böse war er nicht. Seine Liebe zu seiner Mathilde, der Stolz, mit dem er davon sprach, daß er für die Tochter, mit der Mathilde ihn beglückt hatte, bevor er sie heiratete, als Gatte einen Bojaren gefunden habe, „un boyard, un veritable boyard, un noble de grande souche“, den freilich ziemlich heruntergekommenen Kyrill Naryschkin, hatte etwas Naives und beinahe Rührendes.

Der Fall Liman von Sanders

Hinsichtlich des Zwischenfalles Liman von Sanders meinte Kokowzow, er glaube nicht, daß von deutscher Seite Hinterlist oder auch nur böse Absicht vorgelegen habe, aber offenbar herrsche in Berlin ein bedauerliches „Désarroi“. Die Entsendung des Generals Liman von Sanders sei nach dem, was im Berliner Auswärtigen Amt dem russischen Botschafter gesagt wurde, vom Kaiser direkt befohlen und vom Militärkabinett ohne vorherige Anfrage beim Auswärtigen Amt in die Wege geleitet worden. Als die Deutsche Botschaft in St. Petersburg in ihren Berichten auf die Erregung hingewiesen habe, welche die dem General Liman an den Dardanellen übertragene Mission in Rußland hervorrufe, hätten Bethmann und seine Mitarbeiter für mildernde Umstände plädiert. Sie selbst seien gar nicht gefragt worden, sie würden aber ihr möglichstes tun, damit solche unangenehmen Zwischenfälle sich nicht wiederholten. Auch würde sich der General Liman der größten Vorsicht befleißigen. „Le résultat final est que plusieurs pots ont été cassés et qu'on a à St. Petersbourg l'impression qu'un grand désordre règne dans les sphères dirigeantes de Berlin.“ Als nach dem Zusammenbruch des Zarentums die russischen Archive sich öffneten, hat

sich erst herausgestellt, wie diplomatisch fehlerhaft die Übertragung eines aktiven Kommandos gerade an den Dardanellen an einen deutschen General gewesen war.

Präsident Poincaré hatte, sobald er von der durch die Entsendung des Generals Liman von Sanders in Rußland hervorgerufenen Erregung hörte, dem russischen Botschafter in Paris, Herrn Iswolski, erklärt, Frankreich sei fest entschlossen, in der Liman-von-Sanders-Angelegenheit mit unerschütterlicher Treue zu seinem großen Alliierten zu stehen. Sollte der Zwischenfall sich zuspitzen, so werde Frankreich sich nicht den Verpflichtungen entziehen, die das Bündnis mit Rußland ihm auferlege. Gleichzeitig versicherte der französische Botschafter in St. Petersburg, Herr Delcassé, Herrn Sasonow, Rußland könne in der Dardanellen-Frage „bis zum Äußersten“ auf französische Unterstützung rechnen; die Französische Republik werde da so weit gehen, wie es der Zar und die russische Regierung wünschten. Als der Zwischenfall Liman Sanders tant bien que mal beigelegt worden war, sagte der Kaiser Nikolaus zum Botschafter Delcassé, Rußland brauche das offene Meer wenigstens im Süden. Deutschlands neuerliche Versuche, Rußland völlig aus der Türkei zu verdrängen und ihm die Dardanellen zu versperren, könnten zu einem Zusammenprall zwischen derartigen deutschen Übergriffen und den russischen Lebensinteressen führen. Er, der Zar, wünsche den Frieden. Aber Rußland könne sich nicht brüskieren lassen. Die Dardanellenfrage hatte während vieler Jahre und noch beim Rückversicherungsvertrag dem Fürsten Bismarck eine wichtige Handhabe geboten, die Fühlung mit Rußland aufrechtzuhalten. Ich selbst habe während zwölf Jahren Murawiew wie Lambsdorff, Iswolski und Osten-Sacken, dem Großfürsten und der Großfürstin Wladimir wie dem Hausminister Fredericksz und dem Grafen Witte, ich habe vor allem dem Kaiser Nikolaus II. nie einen Zweifel darüber gelassen, daß ich, treu der Bismarckschen Überlieferung, an den Meerengen Rußland nicht entgegentreten würde. Ich habe auch Bethmann in den letzten politischen Unterredungen, die ich nach seinem Amtsantritt mit ihm hatte, mit Ernst und Nachdruck darauf hingewiesen, daß die Dardanellen-Frage „ein heißes Eisen“ sei. In dem gleichen Sinne hatte ich bis in die letzte Zeit meiner Amtsführung wiederholt und eindringlich mit dem Kaiser Wilhelm II. gesprochen.

Sasonow

Ich muß hinzufügen, daß der russische Minister des Äußern, Sasonow, selbst nach dem peinlichen Zwischenfall Liman Sanders keinen Bruch mit Deutschland wollte. Der langjährige Korrespondent des „Temps“ in Petersburg, Charles Rivet, erzählt in seinem Buch „Le dernier Romanof“, Sasonow habe, sobald die erste Erregung des russischen Hofes und der amtlichen russischen Welt über die Übertragung eines aktiven Kommandos

an den Dardanellen an einen deutschen General überwunden war, der russischen Presse verboten, die Angelegenheit mit übertriebener Animosität zu behandeln. Als Rivet in seinen Korrespondenzen nach Paris einen um so schärferen Ton anschlug, habe Sasonow ihm gesagt: „Quoi que vous fassiez, Monsieur, vous ne nous brouillerez pas avec l'Allemagne." Der Franzose Charles Rivet fügt in seinem Buch hinzu: „L'Allemagne s'est chargée elle-même de prendre sur elle ce que redoutait tant cet excellent Mr. Sazonof. Tant mieux, disons nous Français."

Auch Kriwoschein sagte mir, daß zwischen Berlin und St. Petersburg allerlei Friktionen stattgefunden hätten. Als ich ihn frug, ob er an eine Friedensgefahr glaube, antwortete er mir: „A Dieu ne plaise! Il y a de mauvais éléments chez nous comme un peu partout. Mais nous ne ferons certainement pas la folie d'attaquer ni l'Autriche, ni surtout l'Allemagne. Une guerre entre les trois empires serait, j'en suis convaincu, la fin de trois grandes dynasties." Als ich diese beruhigende Antwort einer langjährigen russischen Freundin mitteilte, die gleichfalls für die Osterwoche nach Rom gekommen war, meinte sie: „Je pense comme Kriwoschein et comme lui je forme des vœux ardents pour le maintien de la paix. Plus que cela, je crois au maintien de la paix. Mais ce que je crains, c'est la révolution en Russie. Avec un gouvernement aussi faible et aussi inepte que celui que nous avons sous Nicolas II. en Russie, la révolution finira par triompher." Wären wir nicht im Hochsommer 1914 durch eine ebenso kurzsichtige wie ungeschickte Politik in den Krieg gestolpert, so würde es voraussichtlich in nicht allzu langer Zeit in Rußland unter dem willensschwachen Nikolaus II. zu einer Revolution gekommen sein, für die dort seit dem Tode des Kaisers Alexander III. alles reif war. Damit wäre die Gefahr eines Krieges zwischen den Kaiserreichen beseitigt gewesen. Die russischen Revolutionäre wollten keine auswärtigen Komplikationen. Sie wollten ihr marxistisches Ideal im Innern verwirklichen und sich zu diesem Zweck zunächst ungestört der Ausrottung ihrer inneren Gegner widmen.

Sir Rennel Rodd

Meine Frau und ich unterhielten in Rom besonders freundschaftliche Beziehungen zu dem englischen Botschafter Sir Rennel Rodd und seiner hübschen und liebenswürdigen Frau. Sir Rennel war während der neunundneunzig Tage Sekretär der englischen Botschaft in Berlin gewesen, hatte dort der armen Kaiserin Friedrich nahegestanden und auf ihren Wunsch für das englische Publikum in englischer Sprache ein Buch über den Kaiser Friedrich geschrieben, in dem er mit Recht dessen Ritterlichkeit und edlen Sinn rühmte. Er wurde deshalb vom Auswärtigen Amt, insbesondere von Holstein, verfolgt und auch von Kaiser Wilhelm II. schlecht behandelt. Er wurde von Berlin abberufen, blieb aber nichts desto weniger viele Jahre hindurch deutschfreundlich. Seinen ältesten Sohn hatte er zuerst einem

Hamburger Gymnasium anvertraut, dann dem Gymnasium in Weimar, damit er einerseits das sich wirtschaftlich so mächtig entwickelnde Deutschland kennenlerne und andererseits sich mit den Traditionen von Weimar erfülle, dem, um mit Goethe zu reden, das Los von Bethlehem zuteil wurde, klein und doch groß zu sein. Als der junge Francis Rodd nach absolviertem Studium in Deutschland nach Oxford kam, beteiligte er sich dort an der Gründung eines Klubs, der die auf Grund der Stiftung von Cecil Rhodes in Oxford studierenden Deutschen mit englischen Studenten vereinen sollte, die deutsche Sprache und Literatur zu pflegen wünschten. Zum Ehrenpräsidenten ihres Klubs hatten die jungen Leute mich gewählt. Der Botschafter Rodd sagte mir, daß im Sommer der Anglo-German Club eine größere Feier veranstalten würde, zu der auch eine Reihe bekannte englische Politiker erscheinen wollten, die früher in Oxford studiert hätten. Ob ich nicht anläßlich dieses Festes ein Schreiben an den Anglo-German Club richten wolle, in dem ich dessen Bestrebungen billigte und ermutigte? Ich erklärte mich hierzu gern bereit und übergab Sir Rennel Rodd einen schönen Brief, in dem ich die jungen Leute aufforderte, als gute Deutsche und als gute Engländer sich kennenzulernen, zu vertragen und sich davon zu überzeugen, daß zwei große Völker wie das englische und das deutsche allen Grund hätten, in Frieden und Freundschaft zu leben und so jedes an seinem Teil an der Aufrechterhaltung des Weltfriedens und damit am Fortschritt der Menschheit mitzuwirken. Als dieser Brief verlesen werden sollte, standen sich bereits Deutsche und Engländer auf dem Schlachtfelde gegenüber.

Gedanken über deutsche Politik

Anfang 1913 hatte eine größere Anzahl leitender Persönlichkeiten des deutschen öffentlichen Lebens, unter ihnen persönliche Freunde von mir, sich zusammengefunden, um anläßlich des 25jährigen Regierungsjubiläums Kaiser Wilhelms II. wie des Zentenariums der ruhmvollen Erhebung von 1813, hundert Jahre nach der Völkerschlacht von Leipzig, ein Bild der deutschen Verhältnisse und der Gesamtlage Deutschlands zu geben. Ich nenne unter ihnen den Chef der Reichskanzlei während der letzten Jahre meiner Kanzlertätigkeit, späteren Oberpräsidenten von Brandenburg und Minister des Innern, Friedrich Wilhelm von Loebell, den früheren Minister des Innern und Finanzminister, damaligen Oberpräsidenten der Rheinprovinz, Freiherrn von Rheinbaben, den Präsidenten des preußischen Abgeordnetenhauses, Grafen Schwerin-Löwitz, den Oberbürgermeister von Königsberg, Dr. Körte, und endlich den Nationalökonomen Professor Adolf Wagner.

Die Herausgeber des auf drei stattliche Bände berechneten Werkes hatten eine Reihe tüchtiger Mitarbeiter gewonnen. Der Bonner Professor Zorn sollte über Staat und Verwaltung schreiben, Dr. Körte über

Selbstverwaltung, Freiherr v. Stengel, Professor an der Universität München, über Völkerrecht, General v. Bernhardi, einer unserer bedeutendsten Offiziere, über Heereswesen, der frühere Staatssekretär des Reichskolonialamts Herr v. Lindequist, ein bewährter Kolonialpolitiker, über unsere Kolonien. Adolf Wagner hatte sich die Wirtschafts-, Sozial- und Finanz-Politik in ihren Zusammenhängen reserviert. Die landwirtschaftlichen Verhältnisse wollten der besonnene und maßvolle Präsident des Deutschen Landwirtschaftsrats, Graf v. Schwerin-Löwitz, und der stürmischere, hier und da hitzige, aber tüchtige und sehr begabte Freiherr von Wangenheim auf Klein-Spiegel, der Vorsitzende des Bundes der Landwirte, beleuchten. Dem Geheimrat Witting, Präsidenten des Aufsichtsrats der Berliner Nationalbank und früherem Oberbürgermeister von Posen, war die Schilderung des Bankwesens zugewiesen, Professor Zorn die Schilderung der Verhältnisse zwischen Staat und Kirche. Der Hauptpastor an St. Michaelis in Hamburg, Prof. DDr. Hunzinger, ein großer Kanzelredner und hervorragender Theologe, wollte sich speziell mit den evangelischen Kirchenverhältnissen befassen, der treffliche Theologe Dr. Merkle, Professor in Würzburg, mit den katholischen. Ulrich von Wilamowitz-Möllendorf, der Schwiegersohn von Theodor Mommsen, seit dessen Tod der größte lebende deutsche Gelehrte, sollte über Altertumswissenschaft schreiben, der Freiburger Professor Below über Geschichte, Professor Theobald Ziegler über öffentliches Leben. Ich war gebeten worden, als Einleitung für dieses Buch etwas über deutsche Politik zu sagen. „Sie sollen uns ein Kolleg über deutsche Politik halten!“ sagte mir einer der Mitarbeiter an diesem Werke, der mein Kollege im Herrenhaus war.

Ich war mir natürlich von vornherein über die Grenzen klar, die ich meinem Beitrag ziehen mußte. Es wäre geschmacklos gewesen, wenn ich diesen Anlaß benutzt hätte, um an der Politik meines Nachfolgers die Kritik zu üben, zu der sie nur allzu reichlichen Anlaß bot. Es wäre unpatriotisch gewesen, wenn ich, ein gewesener Reichskanzler, vor dem mißgünstigen Ausland mit dem Finger auf unsere Schwächen und Mängel hingewiesen hätte. Ich durfte es nicht machen wie Ham, der unartige Sohn des Erzvaters Noah. Meine 1913 für das Hobbingsche Sammelwerk geschriebene Einleitung durfte nicht das Selbstvertrauen der Nation erschüttern. Noch weniger durfte ich das Ausland mißtrauisch gegen uns machen. Ich habe soeben ausgeführt, daß im alten Deutschland ein zurückgetretener Minister von aktiver Teilnahme an der Politik, wenigstens von öffentlicher Teilnahme, so gut wie ausgeschaltet war. Das hatte der größte aller deutschen Staatsmänner, Fürst Bismarck, erfahren; das sollte selbst nach dem Umsturz und unter der Republik ein tüchtiger Mann wie Posadowsky erfahren. Der grollende Donner des zürnenden Titanen in Friedrichsruh,

all seine Geistesblitze änderten nichts an dem Gang der Ereignisse. Die fleißige Mitarbeit des Reichstagsabgeordneten Posadowsky hinderte und besserte nichts. Von Wilhelm II. würde Opposition gegen meine Nachfolger als direkte Opposition gegen seine Person aufgefaßt worden sein. Und auch wer wie ich den Vultus instantis tyranni in keiner Weise fürchtete, teils aus Männerstolz vor Königsthronen, teils weil Wilhelm II. im Grunde genommen gar kein Tyrannus war, mußte sich sagen, daß, was heute auch dieser und jener schwatzen möge, die große Mehrheit der Deutschen eine solche Opposition entweder gar nicht verstanden oder auf niedrige persönliche Motive zurückgeführt haben würde. Ich will gern noch einmal einräumen, daß in dieser Auffassung eine Schwäche unserer früheren Zustände lag. Diese Erkenntnis war einer der Gründe, aus denen ich, namentlich in den letzten Jahren meiner Amtszeit, eine Liberalisierung und allmähliche Parlamentarisierung unserer Verhältnisse für angezeigt hielt.

In meiner Einleitung zu dem im Verlag von Reimar Hobbing erschienenen Werk „Deutschland unter Kaiser Wilhelm II." beschränkte ich mich darauf, auf einige große Gesichtspunkte unserer inneren und namentlich unserer auswärtigen Politik hinzuweisen, die unserem unpolitischen Volk noch nicht klar genug geworden waren. Ich wies auf die Unversöhnlichkeit Frankreichs hin. Das letzte Ziel alles französischen Strebens werde für sehr lange das sein, die noch fehlenden Voraussetzungen für eine aussichtsreiche Auseinandersetzung mit dem Deutschen Reiche zu schaffen. Ich erinnerte an die beste Schilderung des französischen Charakters und des französischen Volkes, die je gegeben wurde, an die Worte des großen Denkers Alexis de Tocqueville, der von seinem Volke, dem kriegerischsten, dem militärischsten und chauvinistischsten Volke der Erde, schon vor einem halben Jahrhundert sagte, es sei „apte à tout, mais n'excellent que dans la guerre". Über die Elastizität des französischen Volkes, seinen feurigen, zu jedem Opfer bereiten Patriotismus habe ich mir ebensowenig je Illusionen gemacht wie über seine unbegrenzte nationale Eitelkeit, seine Herrschsucht und Härte. England gegenüber wies ich darauf hin, daß eine Politik des Nachlaufens ebenso verfehlt sein würde wie eine Politik des Brüskierens. Mit unserer Flottenpolitik seien wir über die Gefahrzone hinweg, England würde uns nicht angreifen; wir dürften aber nicht selbst durch unsere Politik einen Bruch mit England herbeiführen. Über Italien schrieb ich, schon Fürst Bismarck habe gesagt, es genüge ihm, daß ein italienischer Korporal mit der italienischen Fahne und einem Trommler neben sich die Front gegen Westen und nicht gegen Osten nähme. Ich fügte hinzu: „Alles Weitere wird davon abhängen, wie sich eine eventuelle Konfliktfrage in Europa gestaltet, mit welchem Nachdruck sie

von uns militärisch vertreten und mit welchem Erfolg sie militärisch und diplomatisch durchgeführt wird. Der letzte und volle Wert eines Bündnisses kann nur im Ernstfalle erprobt werden." Der tragische Hochsommer 1914 hat auch diesen Satz nur zu sehr bestätigt.

Walter Rathenau, dem ich meine Betrachtungen über deutsche Politik hatte zugehen lassen, telegraphierte mir: „Aufs herzlichste danke ich Euer Durchlaucht für dieses große Werk, das mit den Gedanken und Erinnerungen des Fürsten Bismarck die bedeutendste Kundgebung des Geistes deutscher Geschichte darstellt." Graf Clemens Podewils, der mir als Bayrischer Ministerpräsident während fünf Jahren ein treuer Mitarbeiter am Ausbau der deutschen Einheit und Machtstellung gewesen war, schrieb mir: „Eurer Durchlaucht große Veröffentlichung habe ich mit Begeisterung studiert und studiere sie immer wieder. Neid ist mir nicht angeboren, aber hier habe ich stark dagegen anzukämpfen. Ich habe mir schließlich gesagt: man kann doch auf Goethe nicht neidisch sein." Noch mehr als diese Kundgebungen, die ich zum guten Teil auf das Konto persönlicher Freundschaft setzte, freute es mich, daß ich von meinem lieben Königshusaren-Regiment, dem ich ein Exemplar meines Buches hatte zugehen lassen, das nachstehende Schreiben erhielt: „Euer Durchlaucht darf ich im Namen des mir unterstellten Offizierkorps bitten, unseren ehrerbietigsten Dank entgegenzunehmen für das sehr gütige Schreiben vom 27. Januar und das wertvolle Geschenk. Das Werk soll in unserer Regimentsbibliothek den ehrenvollsten Platz erhalten. Wenn wir auch schon ohnehin mit aufrichtigem Stolz empfinden, Euer Durchlaucht zu den Unsrigen zählen zu dürfen, so werden doch spätere Generationen durch dieses bleibende Andenken stets noch besonders daran gemahnt werden, daß Euer Durchlaucht mit dem Regiment für alle Zeiten so eng verbunden sind. Für die uns hochbeglückende Versicherung kameradschaftlicher und treuer Anhänglichkeit spreche ich Euer Durchlaucht ebenfalls unseren ganz besonders warm empfundenen Dank aus und gestatte mir, die Bitte hinzuzufügen, uns allezeit diese wohlwollende Gesinnung gütigst zu erhalten. Mit dem Ausdruck allergrößter, unwandelbarer Verehrung habe ich die Ehre zu sein Euer Durchlaucht gehorsamst ergebenster Jobst Hermann Graf Lippe, Oberstleutnant und Kommandeur des Husaren-Regiments König Wilhelm I."

Während des Weltkrieges, im Frühjahr 1916, habe ich meine Gedanken über deutsche Politik noch einmal in Buchform erscheinen lassen. Selbstverständlich konnte ich, nachdem es meinem Nachfolger nicht gelungen war, den Frieden aufrechtzuerhalten, damals manches ausführen, was ich drei Jahre früher hatte unterdrücken müssen. Auf der Höhe des Weltkrieges durfte andrerseits ein Patriot nichts sagen, was unsere Feinde als

ein Symptom der Schwäche hätten deuten können, was im Inland entmutigend gewirkt haben würde. Hinsichtlich der Kriegsziele hielt ich es für meine Pflicht, genau die von unserer damaligen Regierung verfolgte Linie einzuhalten.

Das Buch „Deutsche Politik" wurde ins Französische, Englische, Italienische, Spanische und Russische übersetzt und fand eine weite Verbreitung. Die Gesamtauflage allein der deutschen Volksausgabe betrug schon 1916 hundertfünfzigtausend Exemplare.

XI. KAPITEL

Berlin Juni 1914 • Die Nachricht von der Ermordung des österreichischen Thronfolgers • Unterredung mit Bethmann und mit Wilhelm II. • Bethmanns Illusionen

Aufenthalt in Berlin

Anfang Juni 1914 verließ ich Rom, um mich mit meiner Frau über Berlin nach Norderney zu begeben, der „geliebten Insel", wie meine Frau sie nannte, die dort besonders gern weilte. In Berlin eingetroffen, begegnete ich schon in den ersten Tagen manchem alten Bekannten. Es fiel mir auf, daß die Angehörigen des Auswärtigen Amtes und die diesem Amte nahestehenden Kreise die Weltlage mit sehr weitgehendem, wie mir schien allzu weitgehendem Optimismus beurteilten. Am 28. Juni 1914, einem Sonntag, besuchten wir gegen Abend Frau von Lebbin, der ich zum letztenmal sechs Jahre früher im Sterbezimmer ihres Freundes Holstein begegnet war. Wir hatten gehört, daß sie, von einem Schlaganfall getroffen, gelähmt und krank zu Bette läge, und wollten uns nach ihrem Befinden erkundigen. Wir fanden sie in einem mehr als bescheidenen Zimmerchen in der Uhlandstraße, fern den Linden und dem Hotel Adlon, wo wir abgestiegen waren, körperlich in einem traurigen Zustand, geistig in alter Frische. Sie war eine tapfere Frau, eine echte Berlinerin, die sich nicht unterkriegen ließ. Während wir an ihrem Bette saßen, wurde ihr von dem Bankier Paul von Schwabach, mit dessen Familie sie langjährige Freundschaft verband, telephonisch mitgeteilt, der Erzherzog Franz Ferdinand sei in Sarajewo mit seiner Frau, der Herzogin von Hohenberg, ermordet worden. Als Frau von Lebbin mich frug, wie ich über dieses Ereignis und über seine möglichen politischen Folgen dächte, erwiderte ich, daß ich vom sittlichen Standpunkt aus selbstverständlich die abscheuliche Untat beklage und verdamme. Was die politischen Konsequenzen angehe, so könne der Vorfall, je nach der Art und Weise, wie er behandelt werden würde, sich zu einem Embarras oder zu einem Débarras entwickeln.

Fast alle Menschen, die ich in den nächsten Tagen traf, waren geneigt, in der Tragödie von Sarajewo ein Débarras zu sehen. Der österreichische Botschafter, Graf Szögyényi, ein durch und durch loyaler Diener des Hauses Habsburg, Sohn eines Vliesritters und selbst Vliesritter, sagte mir, als ich ihm kondolierte: Als Christ wie als ungarischer Edelmann bedaure

und beweine er das Schicksal des Erherzogs und seiner edlen Gemahlin, politisch sehe er in dem Ausscheiden des Thronerben „eine gnädige Fügung der göttlichen Vorsehung". Der leidenschaftliche Charakter des Erzherzogs, sein Haß gegen die Magyaren, seine blinde Vorliebe für Tschechen und Südslawen, sein outrierter Klerikalismus hätten zu schweren Erschütterungen, vielleicht zum Bürgerkrieg führen können. Nach außen würde er mit seinem Fanatismus, seinem Jähzorn und seinem Starrsinn für Deutschland kein bequemer Bundesgenosse geworden sein. „Requiescat in pace!" schloß der k. und k. Botschafter in salbungsvollem Ton. Aus Kiel hörte ich, Kaiser Wilhelm habe die Trauerkunde erhalten, während er in der Kieler Bucht auf dem „Meteor" segelte. Er sei zuerst sehr bestürzt gewesen, da er noch kurz zuvor bei dem Erzherzog in Konopischt geweilt, sich mit ihm der weltberühmten Rosenpracht des Schloßparkes erfreut und nach seiner Art mit dem künftigen Kaiser von Österreich mancherlei Zukunftspläne besprochen, erwogen und geschmiedet hatte. Kaiser Wilhelm habe sich aber bald beruhigt, und es war sogar seiner Umgebung nicht ganz leicht geworden, ihn zum Aufgeben der Segelwettfahrt zu bewegen, zumal er gute Chancen hatte, den von ihm selbst ausgesetzten schönen Preis zu gewinnen.

Alle Nachrichten aus Wien stimmten darin überein, daß die tiefe Abneigung des Kaisers Franz Josef gegen seinen Neffen und Erben bei dessen traurigem Ende in fast grausamer Weise zutage getreten war. Mit der Härte, zu der sich der Charakter alter Leute, die viel durchgemacht haben, bisweilen zu entwickeln pflegt, hatte der Kaiser nichts unterlassen, was das Andenken des Erzherzogs und insbesondere seiner dem alten Herrn verhaßten morganatischen Gemahlin herabsetzen konnte. Während der Sarg des Erzherzogs auf einem prunkvollen Wagen mit goldenen Rädern, geschmückt mit der erzherzoglichen Krone, zu der Trauerfeier gefahren wurde, folgte der bescheidene Sarg seiner Gattin, nur mit einem winzigen Krönlein geziert, auf einem niedrigen und unansehnlichen Karren. Der Erzherzog, der wußte, daß sein greiser Oheim die Beisetzung der Herzogin von Hohenberg in der Erbgruft der Habsburger in der Wiener Kapuzinerkirche nicht zulassen würde, hatte schon bald nach seiner Vermählung eine Kapelle an der Donau erbaut, wenige Stunden von Wien entfernt, wo er neben der Frau, die er so sehr liebte, begraben werden wollte. Die Beisetzung mußte auf kaiserlichen Befehl in der Nacht erfolgen. Sie ging bei strömendem Regen vor sich und bot ein Schauspiel, das an die dramatischsten Szenen aus den Shakespeareschen Königstragödien erinnert.

Wenn auch das abscheuliche Attentat von Mitgliedern einer großen serbischen Geheimverbindung ausgeführt worden war, so sprach doch auch manches dafür, daß die serbische Regierung die Untat weder angestiftet

Besuch bei den Flottenmanövern in Kiel

Kaiser Wilhelm II. in der Uniform eines österreichischen Feldmarschalls, Erzherzog Franz Ferdinand in der eines deutschen Admirals. Dahinter Prinz Heinrich von Preußen, der österreichische Admiral Graf Montecuccoli und Großadmiral v. Tirpitz

noch gewünscht hatte. Serbien war durch zwei Kriege erschöpft. Ein Waffengang mit der so viel stärkeren österreich-ungarischen Monarchie war auch für den hitzigsten Serben eine gewagte Sache, zumal mit den unversöhnten Bulgaren und den zweifelhaften Rumänen im Rücken. Endlich genoß gerade der Erzherzog Franz Ferdinand als ausgesprochener Ungarfeind bei den Südslawen eher Sympathien. In diesem Sinne sprach sich nicht nur der damalige deutsche Gesandte in Belgrad, Herr von Griesinger, aus, sondern auch in Belgrad anwesende Korrespondenten großer deutscher Blätter. In diesem Sinne hat meines Wissens sich später auch der k. k. Hofrat Wiesner ausgelassen, der von der österreichischen Regierung mit der Untersuchung aller Begleitumstände des Attentats und insbesondere seiner Entstehung betraut worden war.

Besuch bei Bethmann

Bevor ich Berlin verließ, um mit meiner Frau nach Norderney weiterzufahren, begegnete ich in der Wilhelmstraße meinem Nachfolger, den ich bei dem Besuch, den ich ihm im Reichskanzlerpalais abstatten wollte, nicht zu Hause gefunden hatte. Fünf Jahre waren vergangen, seit ich ihm die Geschäfte übergeben hatte. Der Ausdruck seines Gesichts war weniger sorgenvoll, als ich es gerade bei ihm erwartet hätte. Er erinnerte mich daran, daß er mir vor zwei Jahren geschrieben habe, er betrachte es als seine vornehmste innerpolitische Aufgabe, zu „kalmieren". Das gelte jetzt noch mehr für die auswärtige als für die innere Politik. Die in der ganzen Welt herrschende Nervosität sei unbestreitbar, aber nicht begründet. Das Verbrechen von Sarajewo sei gewiß abscheulich, politisch würde es jedoch die gute Folge haben, den russischen leitenden Stellen und insbesondere dem Zaren die Serben gründlich zu verekeln. Ich erwiderte, daß mir dies nicht ganz sicher erschiene. Die Russen hätten in der Politik andere Moralbegriffe als wir.

Während wir an dem Hausministerium vorbeikamen, in dessen schönen Räumen ich Mimi Schleinitz und deren Gatten, den Bismarck so verhaßten Hausminister Alexander Schleinitz, später meinen ausgezeichneten und hochverehrten Gönner und Freund, den Fürsten Otto Stolberg, gekannt hatte, wo jetzt der Präsident der Republik residiert, erzählte ich meinem Nachfolger eine Äußerung des Zaren Alexander I., wohl desjenigen russischen Selbstherrschers, der am meisten zu Sentimentalität und Idealismus neigte. Ein Botschafter in besonderer Mission, der Napoleon I. vor seinem Feldzug gegen Rußland bei Alexander I. vertreten hatte, war der General Savary, Herzog von Rovigo, gewesen. Durch seinen Takt, seine Liebenswürdigkeit und seine vortrefflichen Manieren hatte er es verstanden, auch unter delikaten Verhältnissen sich das Vertrauen des Zaren zu erhalten. Als Savary abberufen wurde, schied der Zar mit einem Händedruck und einer Umarmung von ihm. Als nun Alexander I. mit seinen

hohen Verbündeten, dem Kaiser Franz von Österreich und dem König Friedrich Wilhelm III. von Preußen 1814 in Paris eingezogen war, ließ er den Herzog von Rovigo zu sich bitten, empfing ihn auf das liebenswürdigste und frug ihn, welchen Posten er jetzt bekleide. Seufzend erwiderte der Duc de Rovigo, er habe keine Wiederanstellung gefunden, denn er stehe in Ungnade bei Ludwig XVIII. „Das werde ich rasch in Ordnung bringen", meinte der hochherzige Selbstherrscher aller Reußen, „lassen Sie mich nur machen!" Der Kaiser ließ einen Vertrauten des Königs Ludwig XVIII. zu sich bitten und ersuchte ihn, seinem Souverän zu sagen, der Kaiser lege großen Wert darauf, daß der Herzog von Rovigo bald wieder einen seinen Talenten und seinem edlen Charakter entsprechenden Posten erhalte. Der Franzose zuckte die Achseln: „Impossible, Sire! Le Duc de Rovigo, alors Général Savary, a présidé la Cour martiale qui a condamné à mort le Duc d'Enghien, cousin de Sa Majesté très-chrétienne." Der russische Zar sah den Franzosen erstaunt an. „Comment! Il n'y a que cela! Et moi qui dîne tous les jours avec Bennigsen et Ouchacow, qui ont étranglé mon père." Der gute Bethmann, der sich innerlich wohl schon die These von dem zu lokalisierenden Zusammenstoß zwischen Österreich und Serbien zurechtgelegt hatte, machte ein erschrockenes Gesicht, als ich ihm diese kleine Anekdote erzählte, die mir viele Jahre früher ein russischer Großfürst nach einem Souper lächelnd anvertraut hatte. „Gott sei Dank", meinte er dann, „gehört eine so zynische Anschauungsweise der Vergangenheit an. Ich zweifle nicht daran, daß der Kaiser von Rußland und seine Ratgeber nicht nur das Verbrechen von Sarajewo beklagen und mißbilligen werden, sondern daß diese Untat zwischen Rußland und den Serben einen tiefen moralischen Graben ziehen wird. Wir bleiben natürlich ruhige Beobachter. Was die Welt jetzt braucht, ist Ruhe."

Österreich-Ungarns Ultimatum

Einige Tage später trafen wir in Norderney ein, wo außer meinen früheren Pferden ein neuer Gaul, der prächtige braune Wallach Torero, auf mich wartete, mit dem ich die gewohnten Ritte zum Leuchtturm und um die Insel gern wieder aufnahm. Meine Gemütsruhe wurde gestört, als ich in den Zeitungen das österreichische Ultimatum an Serbien las, von dem mir in Berlin kein Mensch auch nur andeutungsweise gesprochen hatte. Über dessen ungeheure Tragweite machte ich mir natürlich vom ersten Augenblick an keine Illusionen. Die Zeitungen, die ich las, behaupteten, soweit sie vom Auswärtigen Amt inspiriert waren, daß Österreich dieses Ultimatum proprio motu an Serbien gerichtet habe, daß wir den Inhalt des Ultimatums nicht gekannt hätten, Österreich aber in seinem Recht wäre und daß der ganze Streit, auch ein eventueller österreichischer Krieg mit Serbien, „lokalisiert" werden würde. Die letztere Hoffnung erschien mir mehr als kühn. Ich hoffte aber, daß wir uns wenigstens die Prüfung der serbischen Antwort

an Österreich vorbehalten und daß wir Österreich nicht etwa Carte blanche für ein militärisches Vorgehen gegen Serbien erteilt hätten. Als am 25. Juli der Telegraph meldete, daß der österreichische Gesandte Giesl in Belgrad unmittelbar nach Empfang der serbischen Note die Beziehungen der Doppelmonarchie zu Serbien abgebrochen und mit seinem Personal Belgrad verlassen habe, wurde es mir klar, daß wir vor der ernstesten Kriegsgefahr standen, in der wir uns seit dreiundvierzig Jahren befunden hatten, und zwar vor der Gefahr eines allgemeinen, eines Weltkrieges. Ich wurde mir mit Entsetzen auch darüber klar, daß wir in eine bereits verhängnisvolle Abhängigkeit von der Politik des leichtfertigen und selbst für österreichische Begriffe ungewöhnlich unfähigen Grafen Leopold Berchtold geraten waren.

Als ich am nächsten Tage, dem 26. Juli, auf einem Spazierritt dem in Norderney weilenden Grafen Botho Wedel, der damals vortragender Rat in der Politischen Abteilung des Auswärtigen Amtes war, begegnete, drückte ich ihm mein Erstaunen aus, daß er bei so gespannter Weltlage nicht auf seinen Posten im Auswärtigen Amt zurückkehre. Er sah mich verwundert an, suchte mich aber noch am gleichen Abend mit höflicher Liebenswürdigkeit auf, um mir zu sagen: Mit meiner Frage, warum er nicht auf seinen Posten in Berlin zurückkehre, hätte ich ihm einen Floh ins Ohr gesetzt. Er habe sogleich bei einem Kollegen und Freund in der Politischen Abteilung des Auswärtigen Amtes telephonisch angefragt, ob er nach Berlin kommen solle. Dieser habe ihm geantwortet, seine Rückkehr sei nicht nötig. Es handle sich um blinden Lärm, alles werde sich in Wohlgefallen auflösen. Inzwischen stiegen immer mehr und immer dunklere Wolken am Horizont auf. Als ich wieder zwei Tage später dem älteren Bruder des Diplomaten Botho Wedel, dem Herrenhausmitglied Erhard Wedel, begegnete und ihn direkt frug, ob ich träume oder sein Bruder Botho, der noch immer am Strande lustwandele, meinte der Gefragte: „Die Sache wird auch mir unheimlich, und ich habe Botho geraten, schleunigst nach Berlin abzureisen." Am nächsten Tage kehrte denn auch Graf Botho Wedel endlich von Norderney nach Berlin zurück. Er machte mir vor seiner Abreise einen Abschiedsbesuch und gab zu, daß er und seine Berliner Freunde und Kollegen den Ernst der Situation wohl nicht ganz gewürdigt hätten. Im übrigen könnten wir guten Mutes sein: England werde nach dem, was er aus Berlin höre, bestimmt neutral bleiben, Italien und Rumänien würden mit uns gehen. Dieser helläugige Diplomat ist, nachdem er solche Proben von Perspikazität abgelegt hatte, drei Jahre später Botschafter in Wien geworden, wo er sich von Kaiser Karl, der Kaiserin Zita, der Herzogin von Parma und der Erzherzogin Maria Josefa in ebenso naiver Weise düpieren ließ, wie er sich selbst im Sommer 1914 über die Weltlage getäuscht hatte.

Ballin in Hamburg bei Bülow

Als mir die gleichzeitig mit uns in Norderney weilende Schwester des Kaisers, die Prinzeß Victoria von Schaumburg-Lippe, sagte, ihre Schwägerin, die Kaiserin, habe ihr auf eine Anfrage telegraphisch erwidert, die Lage sei „eine recht ernste", verließ ich mit meiner Frau die geliebte Insel, die ich nicht wiedersehen sollte. Am 1. August erklärten wir Rußland den Krieg. In Hamburg erhielt ich im Hotel Atlantic, wo wir abstiegen, sogleich den Besuch von Albert Ballin. Er war erschüttert, nicht nur durch den Krieg, sondern fast noch mehr durch die „enorme Ungeschicklichkeit", mit der wir in den Krieg „hineingetapert" wären und die Böses für den weiteren Gang der Ereignisse voraussehen ließe, falls der Kutscher Bethmann auf dem Bock bliebe. Am 3. August erfolgte unsere Kriegserklärung an Frankreich. Am 4. August wurde ich von dem damaligen Chefredakteur des „Hamburgischen Correspondenten", Herrn von Eckardt, angeklingelt. Er telephonierte mir, daß England uns den Krieg erklärt habe. Ich antwortete: „Das wird der Nibelungen Not!" Am nächsten Morgen erzählten mir Hamburger Journalisten, das Pressebüro des Auswärtigen Amtes habe bis zum 1. August an die Hamburger Blätter telephoniert, sie möchten Frankreich und England schonen, da „gute Aussicht" wäre, daß beide Westmächte neutral blieben. Noch am 3. August hatte die Hamburger Presse aus Berlin die Weisung bekommen, wenigstens gegen England nichts zu bringen, das „höchstwahrscheinlich" wohlwollende Neutralität bewahren würde. Ob diese Direktiven bewußte Unwahrheiten waren oder völliger Verkennung der Lage entsprangen, habe ich nicht ermitteln können.

Karl Ulrich von Bülow †

Am 6. August erhielt ich noch in Hamburg die Nachricht, daß mein Bruder, der General Karl Ulrich von Bülow, Führer einer Kavallerie-Division, vor Lüttich gefallen sei, getroffen von der Kugel eines Franktireurs. Er war ein hervorragend tüchtiger Offizier, von klarem und scharfem Verstand, gleich gewandt mit der Feder wie mit dem Wort, sah ungewöhnlich gut aus, war ein ausgezeichneter Reiter, kühn und unerschrocken. In dem Briefe, in dem mir anläßlich des Todes meines Bruders mein Nachfolger Bethmann Hollweg sein Beileid aussprach, hieß es: „Wenig Menschen habe ich gekannt, bei denen sich Geist und Charakter zu einem so harmonischen Ganzen zusammenschlossen: καλὸς καὶ ἀγαθός." Karl Ulrich hatte schon als junger Offizier bei den 1. Gardeulanen die Aufmerksamkeit seines damaligen Kommandeurs, des späteren Feldmarschalls und Chefs des Generalstabs, des Grafen Alfred Schlieffen, auf sich gezogen, der ihn mir gegenüber als „eine Hoffnung der Armee" bezeichnete „nach Schneid und Begabung". Er war ein guter Militärattaché in Wien gewesen, später ein glänzender Kommandeur der 2. Gardeulanen. Nach seinem allzu frühen Tode, er war noch nicht zweiundfünfzig, tauchte, wohl infolge der damals überall, auch an der Front, herrschenden Aufregung, das Gerücht

auf, er habe Hand an sich selbst gelegt. Durch eine kaum begreifliche Kopflosigkeit kam eine solche Meldung auch an mich, den sie natürlich tief schmerzte. In diesen bangen Stunden war mir der damalige Prediger an der Dreifaltigkeitskirche, Lahusen, mit dem mich langjährige freundschaftliche Beziehungen verbanden, ein wahrhaft frommer und dabei milder und feinfühlender Geistlicher, ein Trost und eine Stütze. Später stellte sich die völlige Grundlosigkeit jenes Gerüchtes heraus. Der Ordonnanzoffizier meines Bruders, Leutnant von Seydlitz, sagte mir, daß er seinen General wenige Minuten vor dessen Tode in bester Stimmung auf einer Bank sitzend angetroffen hätte. Er habe mit ihm gutmütige Scherze über ein mit Honig und Butter bestrichenes Brot gemacht, das ihm eine Bäuerin gegeben hatte und das er mit gutem Appetit verzehrte. Mein Bruder hatte sich bei diesem Anlaß tadelnd darüber ausgesprochen, daß von unseren Truppen am Tage vorher eine Anzahl belgische Geistliche im Talar erschossen worden wären. Er habe Befehl gegeben, keinen Priester kurzerhand zu erschießen, sondern sie, sofern sie im Verdacht stünden, die Bevölkerung aufzuhetzen, zu genauer Prüfung und eventueller Aburteilung nach Aachen zu schicken. Einige Minuten später habe der General ein nicht weit entferntes Wäldchen aufgesucht. Man hätte einen Schuß gehört und die Leiche auf dem Rücken liegend gefunden, in der Hand einen Revolver, in dem eine Patrone fehlte. In demselben Wäldchen wurde zwei Stunden später Leutnant von Seydlitz selbst durch eine von einem Franktireur, der gefaßt wurde, von einem Baum aus abgefeuerte Kugel schwer am Fuß verletzt. Als die Leiche meines Bruders in Berlin eintraf, habe ich den Sarg öffnen und die Schußwunde durch den Direktor der Königlichen Charité, Geheimen Regierungsrat Pütter, untersuchen lassen. Er meldete mir, daß die tödliche Wunde nur von einem Flintenschuß herrühren könne, für eine Revolverkugel sei sie viel zu groß. Die Kugel wäre hinter dem linken Ohr eingedrungen. Es sei ausgeschlossen, daß sich der General mit dem Revolver, den er in der rechten Hand hielt, die tödliche Wunde hinter dem linken Ohr hätte beibringen können. Offenbar habe er in dem Augenblick, wo der Schuß gefallen war, seinerseits instinktiv gefeuert. Jedenfalls beseitige die sorgfältige Untersuchung der Wunde auch den letzten Schatten des Geredes von einem Selbstmord. Ich füge hinzu, daß der General Karl Ulrich Bülow ein fröhlicher Mann von heiterer Gemütsart war, mens sana in corpore sano, und daß eine schöne Zukunft vor ihm lag.

Kundgebung Bülows zum Kriegsbeginn

Am Tage nachdem ich die Nachricht vom Tode meines Bruders erhalten hatte, wandten sich Hamburger Freunde mit der Bitte an mich, in dieser entscheidungsvollen Stunde und in so schwerer Zeit durch das Sprachrohr des alten Bismarckblattes, durch die „Hamburger Nachrichten", einen Aufruf an Hamburg und über das Weichbild Hamburgs hinaus an unser

Volk zu richten. In meiner Kundgebung vom 6. August 1914 sagte ich: „Am ersten April 1885, am 70. Geburtstage des Fürsten Bismarck, hörte ich, wie der gewaltige Kanzler zu seinem Sohne Herbert sagte: ‚Die großen Erfolge meines Lebens verdanke ich im Grunde dem, daß ich mich immer an den Vers gehalten habe:

„Und setzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen sein."

Diese Worte des Schillerschen Reiterliedes gelten in diesem Augenblick für jeden Deutschen, sie gelten für die ganze Nation. Heute geht es um Haus und Hof, um Gegenwart und Zukunft, um die materiellen und um die viel kostbareren ideellen Güter. Es geht um alles: um die Früchte von 1870, um das, was unsere Väter vor hundert Jahren erkämpften, es geht nicht nur um das junge Reich, unter dessen Schutz wir seit dreiundvierzig Jahren leben, es geht auch um das alte Preußen, für das der große König sieben Jahre im Felde stand, es geht um die ganze ruhmvolle deutsche Vergangenheit bis in die fernsten Tage unserer zweitausendjährigen Geschichte. Für das alles kämpfen wir heute. Es kann nicht sein und wird nicht sein, daß soviel Heldenkraft und Opfermut, soviel Wille und Geist, wie sie aus unserer Geschichte sprechen, umsonst aufgewandt sein sollen. Nicht vergeblich haben große und edle Geister für uns gedacht und gekämpft, gearbeitet und gelitten. Heer und Flotte werden sich schlagen, wie sich seit den Tagen des Cheruskers bis Leuthen, Leipzig und Sedan der Deutsche immer und überall geschlagen hat. Die Nation muß mit unbeugsamem Willen, unerschütterlich und geschlossen, ruhig und mutig hinter unserer Wehrmacht stehen. Wir sind im Recht, wie wir es 1870 waren. Damals galt es, dem deutschen Volke die Freiheit zu erstreiten, sich sein Haus nach seinem eigenen Ermessen und Gutdünken zu bauen, statt sich die Einrichtung von Fremden vorschreiben zu lassen, wie im Westfälischen Frieden, auf dem Rastatter und Wiener Kongreß. Jetzt handelt es sich darum, den Platz in der Welt zu behaupten, auf den das deutsche Volk nach seiner Gesittung und Begabung, nach seiner Arbeitskraft und nach seinen Leistungen für die Menschheit einen Anspruch hat, den Platz, den man uns nicht gönnt und bestreiten will. Je mehr Feinde uns umgeben, je widerwärtiger Ungerechtigkeit, Haß und vor allem Neid emporzüngeln und sich gegen uns wenden, um so fester sei unser Mut. Denken wir an die erhabene Gestalt unseres alten Kaisers, blicken wir auf Bismarck, wie er, die Hände um den Griff des Schwertes gelegt, über dem Hamburger Hafen steht. Erinnern wir uns an alles, was die Propheten und Herolde der nationalen Idee von Körner, Arndt und Fichte bis zu Treitschke uns gelehrt und verkündigt haben. Denken wir an das Ziel, das wir erreichen müssen: einen

Frieden, wert der ungeheuren Opfer, die das Vaterland in dieser Stunde fordert. Den Blick auf das Ziel gerichtet, lassen wir uns weder durch Erfolge, die Gott geben möge, in Sicherheit wiegen, noch durch Mißerfolge, die Gott verhüte, entmutigen. Noch nie war ein Volk verloren, das sich nicht selbst aufgab. Noch nie ist das deutsche Volk unterlegen, wenn es einig war. Heute sind wir einig, dank dem Reifen, den Bismarck uns geschmiedet hat, dank auch dem Haß unserer Feinde, der uns noch fester zusammenhämmert. Die Unterschiede der Parteien sind verschwunden. Wir empfinden jetzt, wie gering diese Unterschiede sind, gemessen an dem, was uns gemeinsam ist. Die Haltung des deutschen Volkes in diesem Augenblick, wo plötzlich und unvermutet ein schweres Gewitter über uns niedergeht, ist über jedes Lob erhaben. Das anzuerkennen, ist nicht nur die Pflicht der Regierungen, die Pflicht der Welt, wenn sie gerecht sein will, es ist auch die Pflicht aller derjenigen, denen deutsche Eigenarten, die uns in der Vergangenheit Schaden brachten, Sorgen für die Zukunft einflößten. Heute müssen sich alle neigen vor der Größe des deutschen Volkes. Und wenn die Welt voll Teufel wär', unser Volk wird seinen Platz an der Sonne verteidigen und behaupten." Der regierende Bürgermeister der alten und freien Hansestadt, Dr. v. Melle, schrieb mir am nächsten Tag: „Eurer Durchlaucht drängt es mich aus vollem Herzen zu danken für die erhebenden, mannhaften, echt deutschen Worte, die Sie in schwerer Stunde an Ihre Hamburger Freunde gerichtet haben. Sie werden einen lauten Widerhall finden, denn sie bringen in schönster Weise zum Ausdruck, was alle in diesen weltgeschichtlichen Tagen empfinden. Möge es Deutschland nie an geistigen Führern fehlen, die so aus einem innersten Herzen heraus zu ihm zu reden wissen."

Brief an den Kaiser

Von Hamburg begab ich mich mit meiner Frau nach Berlin. Dort eingetroffen, schrieb ich einen kurzen Brief an den Kaiser, in dem ich ihm sagte, daß in dieser entscheidungsvollen Stunde mein ganzes Herz mit ihm sei. Er könne versichert sein, daß aus keinem preußischen und deutschen Herzen heißere und treuere Wünsche für die Armee, für das Vaterland und für ihn zu Gott emporstiegen als aus dem meinen. „Gott sei mit unseren Fahnen und gebe Eurer Majestät Sieg und Ruhm. Das ist mein innigster und treuer Wunsch." Meine Frau, der gegenüber Wilhelm II. immer von gleicher Freundlichkeit und Güte geblieben war, schrieb ihm: „Majestät! In dieser ernsten, feierlichen Stunde, die unser aller Herzen so tief bewegt, ist es mir ein Bedürfnis, Eurer Majestät zu sagen, wie warm und treu mein Herz für Sie und für die geliebte deutsche Heimat schlägt! Meine ganze Seele ist erfüllt von Hingebung für unsern kaiserlichen Herrn, mit dem mich nicht allein patriotische Begeisterung, sondern so viele liebe Erinnerungen an vergangene Zeiten, an ernste und fröhliche Stunden verbinden.

Ich habe Eure Majestät als jungen Prinzen gekannt, und seitdem ist kein Tag vergangen, wo ich nicht mit wahrer, hingebender Anhänglichkeit Ihrer gedacht habe, und stets mit dem Wunsch, daß Glück, Segen und Ruhm Eure Majestät begleiten mögen mitten in allen Gefahren und Schicksalen, die ein so hoher Herr durchlebt. Das weiß ich sicher, daß keiner sich mehr freuen wird als ich, wenn Eure Majestät siegreich, ruhmvoll und würdig Ihrer großen Ahnen, Ihre Feinde besiegen. Eure Majestät, Ihre Majestät unsere geliebte Kaiserin und die lieben Prinzen sind von unser aller heißester Liebe und Segenswünschen umgeben. In alter Treue Marie Bülow."

Audienz im Schloßhof

Der Kaiser befahl mich für den nächsten Tag nach dem Schloß, wo er mich im großen Schloßhof empfing. Ich war bis ins Innerste ergriffen, als ich sein bleiches, erschrockenes, ich möchte sagen verstörtes Antlitz erblickte. Er sah erregt und dabei doch abgespannt aus. Die Augen flackerten unruhig. Er schien mir um zehn Jahre gealtert, seitdem ich ihn fünf Jahre früher, wenige Monate nach meinem Rücktritt, zum letztenmal im Neuen Palais gesehen hatte. Er legte mir in freundlicher Weise, nach alter Gewohnheit, seinen Arm um die Schulter und begann mit der Bemerkung, daß die „fürchterlichen" Ereignisse der letzten vierzehn Tage ihn auch körperlich sehr mitgenommen hätten. Er habe, in Berlin angekommen, vierundzwanzig Stunden das Bett hüten müssen. „A little nerves rest cure", fügte er mit trübem Lächeln hinzu. Er sprach mir sehr herzlich sein Beileid zum Tode meines Bruders Karl Ulrich aus, dem er stets ein gutes Andenken bewahren werde als einem hervorragend tüchtigen Offizier. Dann erzählte er mir, er habe bei Reichskanzler und Staatssekretär des Äußern angeregt, ob sie mich nicht bitten sollten, die Leitung der deutschen Botschaft in Rom zu übernehmen. „Es ist eigentlich eine starke Zumutung an Sie, daß Sie als gewesener langjähriger Reichskanzler wieder einen Posten übernehmen sollen, den Sie schon vor zwanzig Jahren bekleidet haben. Es ist das so, als ob man einen Feldmarschall bitten wollte, wieder eine Division zu führen. Aber ich denke, Sie werden es tun, wenn Sie mir damit einen Dienst erweisen." Ich erklärte mich sofort zu allem bereit. Nicht ohne Verlegenheit fuhr der Kaiser fort: „Der Kanzler hat mir erklärt, er müsse darauf bestehen, daß der ihm persönlich nahestehende Herr von Flotow nicht abberufen werde, sondern, selbst wenn Sie jetzt nach Rom gingen, als Botschafter weiter fungiere. Er hätte aber nichts dagegen, daß auch Sie nach Rom führen und sich dort Flotow nützlich machten." Ich entgegnete, daß ich selbstverständlich jede Eigenliebe, die in diesem Falle und in unserer Lage erbärmlich sein würde, aus dem Spiele ließe. Wenn aber die Führung der Botschaft nicht in meine Hände gelegt würde, könnte ich unmöglich helfen. Ein solches Condominium würde nur zu Mißverständnissen und

Quertreibereien führen. Kein Mensch würde es verstehen, warum ich im August ohne amtliche Funktion, ohne klar umschriebene Mission Rom aufsuche, wo ich, seitdem ich Privatmann sei, nie den Hochsommer verlebt hätte. Unter solchen Umständen könnte meine Anwesenheit in Rom nur schaden, jedenfalls nichts nützen. „Das habe ich mir gleich gedacht", meinte der Kaiser, „ich habe das auch Bethmann und Jagow geantwortet. Unter uns gesagt, die beiden haben gar keine Lust, Sie nach Rom zu schicken, da müssen wir wohl den Gedanken aufgeben." Die eigentliche Frage selbst, die Frage, wie wir operieren müßten, um Italien und Rumänien an der Stange zu halten, berührte der Kaiser mit keinem Wort. Offenbar war er sorgsam von Bethmann instruiert worden, der fürchten mochte, ich könne die nach seiner Meinung fein gelegten Netze seiner Politik stören. Als der Chef des Generalstabes, der Generaloberst von Moltke, dem Kaiser gemeldet wurde, entließ er mich mit freundschaftlichem Händedruck. Nachdem er fortgegangen war, drehte er sich noch einmal um und winkte mir zu, mit demselben traurigen Gesicht, mit dem er mich begrüßt hatte. In der Ferne sah ich die hohe Gestalt und das gleichfalls kummervolle Gesicht des Generalobersten von Moltke. Die alten Griechen würden von beiden, vom Kaiser und vom Generalstabschef, gesagt haben: sie sähen aus, als ob sie das Haupt der Medusa erblickt hätten, das schrecklich blickende Gorgonenhaupt, das sich auf der Ägis befindet, auf dem von Hephästos geschmiedeten Schilde des Zeus, den der Vater der Götter und Menschen schüttelt, wenn er Sturm und Entsetzen erregen will.

Im Reichskanzlerpalais

Am nächsten Tage suchte ich meinen Nachfolger auf. Unmittelbar vorher war die Fürstin Marie Radziwill bei uns gewesen. Eine Tochter des französischen Marschalls Castellane, war sie in früher Jugend nach Berlin gekommen, aber immer Französin geblieben. Ihr Gatte, der Fürst Anton Radziwill, der Enkel einer preußischen Prinzessin und Großneffe des heldenhaften Prinzen Louis Ferdinand, hatte erst als Adjutant, später als Generaladjutant dem alten Kaiser Wilhelm nahegestanden. Durch ihn hatte Kaiser Wilhelm I. in Ems unmittelbar vor dem Ausbruch des Krieges mit Frankreich dem französischen Botschafter Benedetti mitteilen lassen, er habe ihm weiter nichts zu sagen. Kaum bei uns in den Salon eingetreten, brach die Fürstin Radziwill in Tränen aus. Sie habe schon einmal, vierundvierzig Jahre früher, einen deutsch-französischen Krieg erlebt und sei dadurch in schmerzliche Seelenkonflikte gekommen. Jetzt aber würde es noch viel schlimmer werden: ihre älteste Tochter, Betka, sei mit dem österreichisch-polnischen Grafen Roman Potocki verheiratet, ihre andere Tochter, Helene, mit dessen jüngerem Bruder, dem russisch-polnischen Grafen Joseph Potocki. Ein Sohn von ihr sei wegen der russischen Besitzungen der Familie Radziwill in russischen Militärdienst getreten.

Französische Verwandte föchten im französischen Heer. Was sie aus Frankreich höre, erschrecke sie. Die Erregung, der Haß, die Wut gegen Deutschland wären dort weit ärger als 1870. Die allgemeine Parole sei: „Cette fois nous les tenons, ce sera la grande revanche!“

Eine Stunde nach dem Besuch der Fürstin Radziwill empfing mich Bethmann Hollweg im Gartensalon des Reichskanzlerpalais, der in Bismarckscher Zeit als Billardzimmer gedient hatte und später in einen Büroraum verwandelt wurde, in dem im Hochsommer die Reichskanzler zu arbeiten pflegten. Bethmann stand mitten im Zimmer. Sein Blick, der Ausdruck seiner Augen bleibt mir unvergeßlich. Im 3. Buch Mose wird von dem Sündenbock gesprochen, dem Aaron seine beiden Hände auf das Haupt legt und auf den er alle Missetat der Kinder Israel bekennt, alle ihre Übertretungen, alle ihre Sünden, um ihn dann in die Wüste laufen zu lassen. „Daß also der Bock alle ihre Missetat auf sich in eine Wildnis trage; und man lasse ihn in der Wildnis.“ Es gibt ein berühmtes Bild, wenn ich nicht irre, von einem englischen Maler, das diesen unglücklichen Bock darstellt, mit einem unbeschreiblich hilflosen und traurigen Ausdruck der Augen. Aus dem Blick von Bethmann sprach Ähnliches. Wir schwiegen beide. Dann frug ich ihn: „Nun sagen Sie mir bloß, wie ist dies alles gekommen?“ Bethmann hob seine langen Arme gen Himmel, dann antwortete er mit dumpfer Stimme: „Ja, wer das wüßte!“ Bei den Diskussionen über die Schuldfrage habe ich bisweilen bedauert, daß nicht eine Momentaufnahme des deutschen Kriegskanzlers vom Sommer 1914 gemacht wurde in dem Augenblick, in dem er so zu mir sprach. Ein solches Bild würde den besten Beweis dafür liefern, daß dieser unglückselige Mann den Krieg nicht gewollt hat.

Nachdem er sich einigermaßen gefaßt hatte, sagte er mir mit raschen, sich überstürzenden Worten: „Es wird ein heftiges, aber kurzes, sehr kurzes Gewitter werden. Ich rechne mit einer Kriegsdauer von drei, höchstens von vier Monaten und habe darauf meine Politik eingestellt. Und dann hoffe ich, trotz dem Krieg und gerade durch den Krieg zu einem wirklich freundschaftlichen, vertrauensvollen, loyalen Verhältnis zu England zu kommen und durch England auch zu Frankreich. Eine deutsch-englisch-französische Gruppierung wäre ja die beste Garantie gegen die von dem barbarischen russischen Koloß der europäischen Zivilisation drohenden Gefahren. Ich habe die Ehre gehabt, unter Ihnen, hochverehrter Fürst, den innerpolitischen Block zwischen Konservativen und Liberalen mitzumachen. Jetzt gilt es noch edleren Zielen! Ich darf es sagen: Ein außenpolitischer Kulturblock zwischen England, Deutschland und Frankreich wird noch bedeutungsvoller, wohltätiger und ersprießlicher sein.“ Erstaunt, ja bestürzt durch eine solche Verkennung der tatsächlichen Lage, erzählte ich Beth-

mann von der Stimmung, in der ich kaum eine Stunde früher die Fürstin Marie Radziwill gesehen hatte. Bethmann, der inzwischen sein Gleichgewicht wiedergefunden hatte, meinte lächelnd: „Hochverehrter Fürst, hoffen wir, daß die erregbare und trotz ihres hohen Alters noch immer allzu hitzige Fürstin sich recht bald beruhigen wird und ihre früheren Landsleute, die Franzosen, mit ihr. Vor allem mit England erscheint mir, bei entsprechender deutscher Politik, eine rasche Wiederaussöhnung in keiner Weise ausgeschlossen. Unser Kaiser ist ja noch sehr erbost gegen die Engländer, aber ich hoffe, wir werden Seine Majestät allmählich kalmieren."

Wenn ich heute an diese Äußerungen des Kanzlers von 1914 zurückdenke, so frage ich mich, ob in ihnen die wirkliche Denkweise von Bethmann zutage trat, oder ob er nur die von ihm begangenen schweren diplomatischen Fehler nicht zugeben wollte. Es ist aber zweifellos, daß Bethmann im August 1914 so dachte, wie er zu mir sprach. Als weiteren Beleg für seine Mentalität möchte ich eine Stelle aus den im übrigen dürftigen Memoiren anführen, die Baron Schön nach dem Kriege, 1921, unter dem Titel: „Erlebtes" publizierte. Schön, der von 1910 bis zum Ausbruch des Weltkrieges Botschafter in Paris war, erzählt, er habe sich nach seinem Eintreffen aus Paris in Berlin bei dem Reichskanzler gemeldet. Dieser, der am Tage vorher die englische Kriegserklärung entgegengenommen hatte, habe ihn, den aus Paris heimkehrenden Botschafter, gefragt, ob er glaube, daß für Deutschland ein Bündnis mit Frankreich zu erreichen sein dürfte. Er, der Botschafter, der vierundzwanzig Stunden vorher das von Kriegsfieber, Kriegslust und Haß gegen uns geschüttelte Frankreich verlassen hatte, habe erwidert: Ein deutsch-französisches Bündnis scheine ihm unter zwei Voraussetzungen denkbar: erstens, daß Deutschland den Krieg nicht in französisches Land trage; zweitens, daß wir Frankreich sehr glimpflich behandelten, vor allem im Ehrenpunkt, vielleicht ihm sogar eine Grenzberichtigung auf lothringischem Boden einräumten. Die Verblendung von Kanzler und Botschafter erinnerte mich an die Illusionen, mit denen 1870 Gramont gegen Deutschland ins Feld gezogen war. Als unser damaliger Botschafter in Paris, der Freiherr von Werther, vor seiner Abreise von dem französischen Minister des Äußern, dem Herzog von Gramont, Abschied nahm, hatte ihm dieser die Hand mit den freundlichen, tröstenden Worten gereicht: „Nous nous reverrons bientôt, mon cher Baron. Nos souverains se livreront quelques galantes batailles, puis ils s'embrasseront et nous redeviendrons les meilleurs amis du monde."

Im Hochsommer 1914 bewegte sich auch unser Botschafter in London, Fürst Lichnowsky, selbst nach dem Ausbruch des Krieges in kindlichen Illusionen. Als bereits englische Truppen gegen uns im Felde standen, erhielt ich einen Brief von ihm, in dem er mir schrieb, ich könne mir gewiß

denken, wie sehr er bei dem Zusammenbruch alles dessen leide, was er in der kurzen Zeit seiner Londoner Wirksamkeit bereits erreicht hätte. Er hoffe aber doch, nicht vergeblich gearbeitet zu haben, und meine, daß es ihm bald möglich sein werde, dort wieder anzuknüpfen, wo er stehengeblieben sei. Die Stimmung dafür sei in England nicht ungünstig, ihm persönlich gegenüber sogar günstig, denn er habe sich in England eine schöne Stellung gemacht und erfreue sich dort allgemeiner Beliebtheit.

Bethmanns Biograph

Unsere jammervolle diplomatische Führung in den kritischen Tagen von 1914 und insbesondere der damalige Geisteszustand des leitenden Staatsmannes treten vielleicht am deutlichsten in einem wenig bekannten Werk über Bethmann Hollweg hervor. Das „Unser Reichskanzler, sein Leben und Wirken" betitelte Buch ist verfaßt von einem Pastor Kötschke. Es ist zweifellos auf Grund von Material geschrieben, das dem Autor von der Familie Bethmann zur Verfügung gestellt wurde. Darauf deuten die genauen Angaben über die Jugend, die Gymnasial- und Studentenzeit, die Familien- und selbst die Vermögensverhältnisse des fünften Kanzlers hin. Da heißt es über jene Tage, in denen die Würfel über Reich und Volk fielen: „Der Kanzler war in großer Erregung. Er hatte immer gedacht, auch seit Jahren darauf hingearbeitet, daß England neutral bleiben sollte, wenn's doch einmal einen Krieg gäbe. Die mühevolle, kunstreiche Arbeit brach jetzt wie ein Kartenhaus zusammen, wie er zu Herrn Goschen äußerte. Das war eine gräßliche Stunde, als der englische Botschafter zu unserem Kanzler kam. Das hätte nicht kommen dürfen! Diese Nacht war unheimlich. Wie hätte man aber die Politik anders machen sollen, meinte der Kanzler. Ich wüßte nicht, wie ich die Staatskutsche sonst hätte lenken sollen." Das Buch des guten Pastor Kötschke, 1916 geschrieben, schließt mit der Prophezeiung, daß, wie der erste Kanzler in Friedrichsruh so manche Pilgerschar treuer Verehrer empfangen hätte, auch der fünfte Kanzler, der das deutsche Volk so glücklich durch den Weltkrieg hindurchsteuere, vom Volke gefeiert werden würde. Dann werde es in Hohenfinow heißen: „Macht die Tore weit! Sie kommen, dem Vielbekämpften die Hand zu drücken." Quo promessa cadunt et somnia pythagoraea!

XII. KAPITEL

Die deutsche Politik unmittelbar vor Ausbruch des Weltkrieges • Stellung Wilhelms II. zum Kriegsproblem • Bethmann als Diplomat • Seine Unterredung mit dem englischen Botschafter Goschen • Staatssekretär von Jagow • Bericht des belgischen Gesandten Beyens • Wilhelm Stumm • Zimmermann • Diego von Bergen • Wie war die damalige diplomatische Lage?

Die Frage der Kriegsschuld

Wenn ich nun die Frage wiederhole, die ich in jener unvergeßlichen Unterredung, deren Verlauf und Inhalt ich mir notierte, an Bethmann richtete, wie eigentlich alles gekommen sei, so möchte ich eine Äußerung an die Spitze stellen, die im Mai 1915, wenige Tage bevor Italien den Österreichern den Krieg erklärte und ich Rom verließ, mein alter Freund Alberto Pansa im Garten der Villa Malta an mich richtete. Pansa war aus der Schule von Visconti-Venosta hervorgegangen. Er hatte außer mehreren Gesandtschaften, darunter Belgrad, Bukarest und Peking, drei Botschaften: Konstantinopel, London und Berlin, mit Auszeichnung geführt. Er verband Gewissenhaftigkeit mit Nüchternheit, er war kein Pedant, aber sachlich und gründlich, nie aufgeregt, vorsichtig, nicht ängstlich, stets aufmerksamer Beobachter. Er nahm nach dem Rat von Thiers rien au tragique, aber tout au sérieux. Er sagte mir im Mai 1915: „Mr. Bethmann et ses collaborateurs ont été beaucoup moins méchants, criminels, sanguinaires, belliqueux que les ennemis de l'Allemagne ne le disent. Mais vos gouvernants ont été au mois de Juillet dernier cent mille fois plus bêtes qu'aucune fantaisie ne peut se le figurer. Sans vouloir la guerre ils ont par leur maladresse jeté sur eux-mêmes et sur votre malheureux pays tout l'odieux de cette épouvantable catastrophe."

Diese Worte eines alten, erfahrenen Diplomaten treffen den Nagel auf den Kopf. Als Deutscher, aber auch als Europäer, der vieler Menschen Städte gesehen und Sitte gelernt hat, sage ich mit gutem Gewissen, daß alles in allem das deutsche Volk das friedlichste aller Völker war und ist. Während alle übrigen Nationen, die Engländer und die Franzosen, die Russen und die Amerikaner, die Spanier, die Japaner und die Balkanvölker, in den dreiundvierzig Jahren, die den Frankfurter Frieden von dem Beginn des Weltkrieges trennen, kleinere und größere, zum Teil große und

schwere Kriege geführt haben, wünschte unser Volk nichts anderes als, fern von jeder Eroberungslust und allen abenteuerlichen Plänen, das spät, das endlich geeinigte Vaterland in friedlicher, fleißiger und ruhiger Arbeit auszubauen. Kaiser Wilhelm II. war in keiner Weise kriegslustig. Er war kriegsscheu. Seine kriegerisch anmutenden Marginalien beweisen nichts. Mit solchen törichten Renommistereien wollte er den Geheimräten im Auswärtigen Amt imponieren, wie er mit seinen drohenden oder prahlerischen Reden im Auslande den Eindruck hervorzurufen wünschte, daß er ein zweiter Friedrich der Große oder Napoleon I. wäre. Niemand hat wohl öfter und intimer als ich Gelegenheit gehabt, mit Wilhelm II. das Problem des Krieges zu erörtern, zum Teil in Situationen, die, wie in der Marokko-Frage und während der bosnischen Krisis, dieses Problem aktuell erscheinen ließen. Ich darf daher Glauben für meine Behauptung in Anspruch nehmen, daß Wilhelm II. niemals den Krieg gewollt hat, schon weil er fühlte, daß seine Nerven ernsten, wirklich kritischen Situationen nicht gewachsen waren. Sobald die Gefahr eines großen Krieges greifbar vor ihn trat, fühlte er, daß er trotz dem Marschallstab, den er in der Hand zu tragen liebte, trotz aller Schnüre und Orden, mit denen er sich gern zierte, trotz der Scheinsiege, die er auf dem Manöverfeld und beim Kriegsspiel dank der Konnivenz der Schiedsrichter erfochten hatte, ganz außerstande war, auf dem Schlachtfelde zu führen. Er kannte sehr wohl die Schwäche seiner Nerven. Er wußte, daß er so wenig ein Feldherr war, wie er, trotz seiner Passion für die Marine, fähig gewesen wäre, auf dem Meere ein Geschwader oder auch nur einen Kreuzer zu führen. Aber auch Bethmann und Jagow haben den Krieg nicht gewollt.

Ein ausgezeichneter französischer Historiker, Albert Sorel, Verfasser des schönen Werkes „L'Europe et la Révolution Française" schrieb, als er sich mit den Vorarbeiten für ein anderes Buch: „Histoire diplomatique de la guerre franco-allemande", beschäftigte, an seine Mutter: „J'ai cherché consciencieusement, j'ai cherché avec passion les causes de nos malheurs de 1870, et je suis arrivé a cette conclusion: Ce qui alors manquait surtout chez nous ce fut l'habilité." Im Sommer 1914 galt das für die deutsche Politik. Sie lieferte den Beweis dafür, daß der große Michel Montaigne recht hat, wenn er in seinen „Essais" sagt, que tous les maux de ce monde viennent de l'ânerie, daß an allem Elend dieser Welt die Eselei die Hauptschuld trägt. Die von den damaligen Leitern der deutschen Politik begangenen Fehler sind groß und zahlreich. Wohl ihr größter war, daß die Vorbereitung des Ultimatums und die diplomatische Behandlung der durch dieses Ultimatum hervorgerufenen Krisis in der Dunkelkammer vor sich gingen. In diesem schicksalsschwersten Augenblick der neueren, wenn nicht der ganzen deutschen Geschichte lag die Leitung der deutschen Geschicke

Eigenhändige Aktennotiz Bethmann Hollwegs an Jagow gegen die außenpolitische Führung durch Österreich

(Zu Seite 125)

Ich halte eine klare Aussprache in Wien für dringend erforderlich. Wien beginnt sich in seiner gesamten Politik etwas stark von uns zu emanzipieren und muß meo voto rechtzeitig am Zügel gehalten werden.
Falls Sie zustimmen, bitte ich, mir den Erlaß nach Wien vor Abgang zur Kenntnis vorzulegen.

Beim Fürsten Donnersmarck

v. Bethmann Hollweg
8/5

(Berlin, den 8. Mai 1914)

Beim Fürsten Donnersmarck

in den Händen weniger Männer. In erster Linie führte Bethmann die mit dem Ultimatum an Serbien eingeleitete Politik. Bethmann hatte mir, wie ich seinerzeit erzählte, als er meine Nachfolge antrat, mit redlichem oder aufgeblasenem und jedenfalls naivem Ausdruck gesagt, er habe der auswärtigen Politik bisher fremd gegenübergestanden. Er hoffe sich aber mit Eifer und Fleiß in sie einzuarbeiten. Er vergaß hierbei die vom Fürsten Bismarck oft ausgesprochene Wahrheit, daß die Diplomatie kein Handwerk sei, das man mit den Jahren erlerne; sie sei überhaupt weniger eine Wissenschaft als eine Kunst. Im Juli 1914, wo er schon fünf Jahre im Amte war, glaubte Bethmann die diplomatische Kunst zu beherrschen. „Wer alles weiß", sagt die Weisheit der Brahmanen, „der ist selig zu preisen. Wer nichts weiß, dem kann geholfen werden. Aber wer halb weiß, an dem wird Brahma selbst zum Knecht." In Wirklichkeit war Bethmann zu schwerfälligen Geistes, um je auf diplomatischem Gebiet glänzen zu können. Weder sein Lebensgang noch sein Naturell qualifizierte ihn zum Diplomaten.

Beim Fürsten Donnersmarck

Als ich im Kriegswinter 1915—1916 in Berlin weilte, pflegte ich oft meine Abende beim Fürsten Guido Henckel-Donnersmarck zuzubringen, dem ich während meiner Pariser Dienstzeit, in der ersten Hälfte der achtziger Jahre nähergetreten war. Er hatte inzwischen seine erste Gattin, die Paiva, durch den Tod verloren. Er hatte Paris verlassen, er hatte sich rangiert, er war von Wilhelm II., der ihn lange als Bismarckianer gehaßt und verfolgt hatte, dem aber sein riesiger Reichtum imponierte, in den Fürstenstand erhoben worden. Er hatte sich in Berlin niedergelassen und bewohnte mit seiner zweiten Frau, einer geborenen Russin, die eine gute Deutsche geworden war, am Pariser Platz ein seinen Vermögensverhältnissen angemessenes prächtiges Appartement. Der schon fünfundachtzigjährige Fürst war einsilbig geworden, aber er war ein Mann von reicher Erfahrung und klarem Blick. Er kannte die Menschen, und er kannte die Welt. Er hatte die Gewohnheit, wenn er vom Fürsten Bismarck sprach, dem er während vieler Jahre nahestand, ihn mit feiner Ironie einen „nicht unbegabten Politiker" oder auch „einen Staatsmann von Erfahrung" zu nennen. An einem mir unvergeßlichen Abend sagte der alte Fürst Donnersmarck zu mir: „Ein Staatsmann von einiger Erfahrung, der Fürst Bismarck, äußerte einmal vor mir, das Deutsche Reich könne jeden Reichskanzler vertragen, nur nicht einen Bürokraten." Henckel verfiel darauf in Schweigen. Nach einigen Minuten fuhr er fort: „Ein nicht unbegabter Politiker, Otto Bismarck, meinte einmal in meiner Gegenwart: ‚Wir vertragen jeden Kanzler, nur nicht einen Professor'." Wiederum schwieg der Fürst von Donnersmarck. Dann mit einem Seufzer: „Jetzt haben wir einen Reichskanzler, der beides ist, Bürokrat und Professor." Der bürokratischen

Art von Bethmann entsprach es, daß er die Bearbeitung der Ultimatums-Angelegenheit, auch nachdem sie zu einer schweren Krisis geführt hatte, sich selbst vorbehielt. Er wollte damit, wie er im Verlauf der Krise gegenüber einem seiner Mitarbeiter äußerte, sein „Probe- und Meisterstück" in der diplomatischen Kunst ablegen. Er hat speziell für die nach London gehenden Telegramme nicht nur persönlich die Direktiven erteilt, sondern sie zum Teil selbst konzipiert. Der professorale Zug in seinem Wesen trat darin zutage, daß er mit eigensinnigem Doktrinarismus an der Vorstellung festhielt, er habe sich durch seine Ehrlichkeit und Loyalität die sichere Freundschaft und zuverlässige Unterstützung von England erworben und, auf sie gestützt, keine große Konflagration zu befürchten, zumal der russische, selbstherrschende und orthodoxe Zar für die serbischen Verschwörer und Königsmörder nicht das Schwert ziehen würde. Als nach und nach alle diese Vorstellungen sich als Illusionen und Träumereien erwiesen und Bethmann Hollweg, ihm selbst völlig unerwartet, vor einem Abgrund stand, verlor er den Kopf. Seitdem glich er dem Ertrinkenden, der nach jedem Strohhalm greift, während er mehr und mehr den Boden unter den Füßen verliert und der Atem ihm ausgeht. Seine Kopflosigkeit ging schließlich so weit, daß er am Vorabend des Tages, an dem wir Rußland den Krieg erklärten, den englischen Botschafter, Sir Edward Goschen, in das Reichskanzlerpalais beschied und ihm à brûle pour-point ein „understanding" zwischen Deutschland und England proponierte. Das trug ihm zunächst eine sarkastische Vorantwort des Botschafters ein und am nächsten Tage von dem englischen Minister des Äußern, Sir Edward Grey, eine scharfe persönliche Zurechtweisung. In der Antwort, die der englische Minister auf das seltsame Bündnisangebot des deutschen Kanzlers erteilte, war von einem „bargain" die Rede, einem Schacher, „a disgrace from which the good name of this country would never recover".

Staatssekretär Delbrück

Während Bethmann Hollweg mit ungeschickten diplomatischen Schachzügen das Reich der schwersten Kriegsgefahr aussetzte, in der wir uns seit mehr als vierzig Jahren befunden hatten, traf er keinerlei Vorbereitungen für den Ernstfall. Wieder und immer wieder muß darauf hingewiesen werden, daß Bethmann den Krieg nicht wollte. Bei ihm wie bei seinen Mitarbeitern lag kein Dolus vor, sondern nur Stultitia. Der Staatssekretär des Innern, der verständige Clemens Delbrück, war Ende Juni 1914 sehr überarbeitet auf Urlaub gegangen. Am 9. Juli kehrte er, getrieben von innerer Unruhe, die ihn seit dem Attentat von Sarajewo beherrschte, nach Berlin zurück und suchte noch am selben Abend Bethmann auf, der ihn in die gesamte politische Lage einweihte, wie er sie auffaßte. Es war der Tag, an dem der Staatssekretär Jagow den österreichischen Botschafter Szögyényi-Marich empfing, der ihm den Dank des Wiener Kabinetts für die

Bereitwilligkeit aussprach, mit welcher der Deutsche Kaiser und der deutsche Kanzler Österreich für die gegen Serbien geplante Exekution ihre volle Unterstützung zugesagt hätten. Jagow quittierte diesen Dank damit, daß er den Österreichern möglichst schneidiges Vorgehen anempfahl. Als er den Staatssekretär Delbrück über die Situation informierte, fügte Bethmann erläuternd hinzu, daß er den Inhalt des von Österreich geplanten Ultimatums an Serbien nicht kenne. Er sei jedoch mit Jagow der Meinung, daß es im Falle kriegerischer Verwicklungen zwischen Österreich und Serbien gelingen werde, den Brand zu „lokalisieren“. Als Delbrück die Frage an den Kanzler richtete, ob es sich nicht empfehle, die seit Jahr und Tag für einen Kriegsfall in Aussicht genommenen Maßnahmen zu treffen und vor allem Getreideankäufe in Rotterdam vorzunehmen, erwiderte Bethmann, es sei nicht angängig, von deutscher Seite irgendwelche Schritte zu unternehmen, die als Vorbereitung zu einem Krieg gedeutet werden könnten. Delbrück möge übrigens noch mit Herrn von Jagow sprechen. Am nächsten Tage suchte Delbrück den Staatssekretär Jagow auf, der ebenso wie Bethmann alle wirtschaftlichen Vorsorgemaßregeln für die Zivilbevölkerung als „vollkommen überflüssig“ bezeichnete. Dem Staatssekretär des Äußern wie dem Kanzler waren die Anfragen des Staatssekretärs des Innern augenscheinlich unbequem. Wie Clemens Delbrück mir bald nachher selbst erzählt hat, deuteten ihm während seiner ersten Anwesenheit in Berlin, Anfang Juli 1914, der Kanzler wie der Staatssekretär des Äußern an, daß die politische Lage seine Anwesenheit in Berlin in keiner Weise erfordere. So ging Delbrück von neuem in Urlaub und traf erst am 24. Juli wieder in Berlin ein. Wegen etwaiger Getreideankäufe in Rotterdam war inzwischen nichts geschehen. Der Reichsschatzsekretär Kühn hatte die geforderten Kredite mit den Worten abgelehnt: „Es gibt ja keinen Krieg!“ Erst nach wiederholtem Drängen Delbrücks beim Kanzler Bethmann wurden die erforderlichen Gelder angewiesen, inzwischen war aber der Rotterdamer Markt von unseren Gegnern ausgekauft worden. Im Gegensatz zu Bethmann hatte Clemens Delbrück von Anfang an mit einer längeren Kriegsdauer gerechnet. Schon deshalb erfüllte ihn die in den ersten Kriegsmonaten an der Front und in der Heimat getriebene Verschwendung mit schweren Sorgen. Er forderte die sofortige Erfassung und Rationierung aller Lebensmittel, drang aber mit seinen Vorschlägen bei Bethmann Hollweg nicht durch. In Berlin war die unverständige, jedenfalls in hohem Grade gewagte österreichische Ultimatumsaktion zugelassen worden, ohne daß für den Ernstfall Vorbereitungen getroffen wurden. In Paris dagegen hatte schon im Januar 1914 die Stadtverwaltung beschlossen, mit Hilfe namhafter Aufwendungen, in die sie sich mit allen Militärbehörden teilte, die Mehlvorräte von Paris so weit zu erhöhen, daß die Stadt während der

Verkehrssperre einer eventuellen Mobilmachung keinen Mangel zu leiden brauche. Der Militärgouverneur von Paris, General Michel, erklärte bei diesen Beratungen: „Die Zeit drängt, dieses Jahr ist ein besonderes Jahr. Wir wissen nicht, was es uns bringen kann. Wir wissen nicht, ob wir nicht im März oder April Mobilmachung haben werden."

Die Kriegsvorbereitung in Paris

Während Bethmann und Jagow, alles andere eher als kühne Männer, im Grunde beide ängstliche Naturen, ihre unvorsichtige Politik mit der Harmlosigkeit von Kindern betrieben, die im Walde Pilze suchen, machten sich die Franzosen keine Illusionen über den Ernst der europäischen Gesamtlage. Am 20. Februar 1914 sagte, wie aus den nach dem Kriege erfolgten amtlichen Veröffentlichungen hervorgeht, der französische Botschafter in Berlin, Jules Cambon, zu dem belgischen Gesandten Beyens: Die Mehrzahl der Deutschen wie der Franzosen wünsche in Frieden zu leben, aber in beiden Ländern träume eine mächtige Minorität nur von Schlachten und Eroberungen oder Revanchekämpfen. „Darin liegt die Gefahr, neben der man wie neben einem Pulverfaß leben muß, dessen Explosion durch eine Unvorsichtigkeit hervorgerufen werden könnte." Am 10. März berichtete der belgische Gesandte in Paris, Herr Guillaume, seiner Regierung, es wäre für niemand ein Geheimnis, daß der Sturz des chauvinistischen Kabinetts Barthou dem Präsidenten Poincaré peinlich gewesen sei. Der Präsident sehe in dem Sturz von Barthou einen Mißerfolg seiner eigenen, militaristischen und nationalistischen Politik, die er systematisch verfolge seit dem Tage, wo er als Ministerpräsident an die Spitze der Regierung getreten sei. Hand in Hand mit Delcassé, Millerand und einigen anderen, predige Poincaré unablässig die militärische und politische Wiederaufrichtung Frankreichs und bemühe sich gleichzeitig, die russische Regierung mißtrauisch gegen Deutschland zu machen und sie für den Gedanken eines gemeinsamen Krieges gegen Deutschland allmählich zu gewinnen.

Bei gespannter internationaler Lage konnten wir natürlich gar nicht vorsichtig genug sein, mußte die Berliner Politik mit Umsicht und Besonnenheit geleitet werden. An der Aufrechterhaltung des Friedens hatte kein Land ein größeres Interesse als Deutschland. Baron Beyens, der wie die Mehrheit seiner Landsleute damals den Krieg, und nun gar einen Weltkrieg, sicherlich nicht wünschte, sondern fürchtete, übersandte am 12. Juni 1914 anläßlich des Sturzes des Ministeriums Barthou und der Einführung der dreijährigen Dienstzeit in Frankreich seiner Regierung einen längeren Bericht. Nach einigen tadelnden Bemerkungen über die „schlecht unterrichteten" Herren Poincaré und Barthou, die in übereilter Weise die dreijährige Dienstzeit in Frankreich durchgesetzt und damit die in der Welt herrschende Unruhe noch verstärkt, den überall aufgehäuften Zündstoff noch vermehrt hätten, hieß es in diesem Bericht: „Die Mehrheit des fran-

zösischen Volks will gewiß keinen Krieg, und Deutschland braucht diesen Krieg nicht. In wenigen Jahren wird ein Gleichgewicht der Kräfte zwischen den beiden Nachbarn nicht mehr möglich sein. Deutschland braucht sich nur zu gedulden, braucht nur im Frieden seine wirtschaftliche und finanzielle Macht zu steigern, braucht nur die Wirkung seines Geburtenüberschusses abzuwarten, um ohne Widerspruch und ohne Kampf in Zentraleuropa zu dominieren." Das war eine durchaus zutreffende Beurteilung der Lage, eine Auffassung, von der ich selbst während meiner ganzen Amtszeit geleitet wurde. Unser Interesse war der Friede. Wir hatten bei einem Krieg, und nun gar bei einem Weltkrieg, viel mehr, sehr viel mehr zu verlieren als zu gewinnen. Der von mir erwähnte Bericht des Baron Beyens schloß mit einem erneuten Tadel gegen Poincaré und Barthou, die klüger daran getan hätten, mit größerer Kaltblütigkeit die Frage zu prüfen, ob es kein besseres Mittel zur Wahrung des Friedens zwischen Frankreich und Deutschland gäbe als einen solchen Wettbewerb der Rüstungen und eine derartige Erhöhung der Präsenzstärke, deren Lasten Frankreich nicht so lange zu ertragen fähig sei wie Deutschland. Unser armes Deutschland glich, schlecht gesteuert, dem guten Schiff, das nach langer, wechselvoller Fahrt, unmittelbar bevor es den Hafen erreicht, an einer Klippe scheitert und untergeht.

Sorglosigkeit in Berlin

Die Sorglosigkeit, mit der Kaiser Wilhelm an dem Gängelband der Wiener Politik in den Weltkrieg hineinstolperte, war nicht geringer als die seines Kanzlers und seines Staatssekretärs des Äußern. Am Abend jenes verhängnisvollen Tages, an dem der Kaiser Österreich volle Unterstützung für seine abenteuerlichen Pläne gegen Serbien zugesagt hatte, informierte der hohe Herr den Kriegsminister von Falkenhayn über die österreichische Démarche und frug ihn, ob das Heer für alle Fälle bereit sei. Falkenhayn bejahte diese Frage, indem er die Hacken zusammenschlug und die Hand an den Helm legte, mit einem strammen „Zu Befehl, Eure Majestät!" Begreiflicherweise erkundigte sich der Kriegsminister gleichzeitig, ob irgendwelche militärischen Vorbereitungen zu treffen wären. Der Kaiser lehnte solche Vorbereitungen ausdrücklich ab und wünschte dem Kriegsminister einen vergnügten Sommer. Am nächsten Tage empfing er, unmittelbar bevor er zum Antritt seiner Nordlandreise, seiner letzten Nordlandreise, nach Kiel fuhr, die Vertreter des Generalstabs, des Admiralstabs und des Reichsmarineamts und teilte ihnen mit, daß Österreich die Serben wegen des Mordes von Sarajewo zur Rechenschaft ziehen werde. Größere kriegerische Verwicklungen seien aber nicht zu erwarten. Es erübrige sich daher, irgendwelche militärischen oder maritimen Vorbereitungen zu treffen. — Ich habe soeben Wilhelm II., Bethmann und Jagow mit harmlosen Kindern verglichen, die im Walde Pilze suchen. Noch

zutreffender wäre der Vergleich mit törichten Knaben, die mit einer Granate spielen, ohne zu wissen, daß sie geladen ist und bei täppischer Berührung explodieren kann.

Direktiven Jagows

Wenn Bethmann die Entschuldigung hatte, daß er tatsächlich von Diplomatie und auswärtiger Politik nichts verstand, so konnte der Staatssekretär von Jagow nicht einmal diese mildernden Umstände geltend machen. Er gehörte schon an zwanzig Jahre dem diplomatischen Dienst an. Weit entfernt, den Kanzler von ungeheuerlichen Fehlern abzuhalten, bestärkte Jagow seinen Chef durch seine blinde Vorliebe für das „aristokratische" Österreich in allen Dummheiten. Auch Jagow glaubte (horribile dictu) nicht entfernt an die Möglichkeit eines Krieges. Er hatte fünf Tage vor der Übergabe des Ultimatums, am 18. Juli 1914, an den Botschafter in London ein Schreiben gerichtet, um ihn über die gegen Serbien geplante Aktion zu orientieren. Österreich, hieß es in diesem Schreiben, wolle sich endlich und endgültig mit seinem kleinen Nachbarn Serbien auseinandersetzen und habe dies in Berlin zur Kenntnis gebracht. Wir könnten und dürften Österreich nicht in den Arm fallen. Wir müßten aber trachten, den Konflikt zwischen Österreich und Serbien zu lokalisieren. Je entschlossener sich Österreich zeige, je energischer wir es stützten, um so eher werde Rußland still bleiben. Einiges Gepolter in Petersburg werde zwar nicht ausbleiben, aber im Grunde sei Rußland noch nicht kriegsbereit. Frankreich und England würden jetzt auch keinen Krieg wünschen. Nachdem Jagow dann die seit Jahrzehnten bekannten und trotz Bismarck immer wiederholten Scheingründe für einen prophylaktischen Krieg noch einmal ins Feld geführt hatte — Rußland werde in einigen Jahren schlagfertiger sein als jetzt, inzwischen werde die deutsche Gruppe immer schwächer, das Slawentum immer deutschfeindlicher —, erklärte er trotzdem: „Ich will keinen Präventivkrieg; aber wenn der Kampf sich bietet, dürfen wir nicht kneifen. Ich hoffe und glaube auch heute noch, daß der Krieg sich lokalisieren läßt!" Am Schlusse des Briefes wurde Lichnowsky angewiesen, darauf hinzuwirken, daß die englische öffentliche Meinung sich nicht für Serbien erhitze. Man müsse in dieser Richtung tun, was irgend möglich sei, obwohl von Sympathie und Antipathie bis zur Entfachung eines Weltbrandes doch noch ein weiter Weg wäre. Wenn Sir Edward Grey logisch und ehrlich sei, müsse er der kaiserlichen Regierung beistehen, den Konflikt zu lokalisieren. So Jagow am 18. Juli an Lichnowsky. So derselbe Jagow am selben Tag zum bayrischen Geschäftsträger Schön, dem Neffen des Botschafters, als der Vertreter des zweitgrößten Bundesstaates im Auftrage der bayrischen Regierung ihm mitteilte, der russische Gesandte in München, Herr von Boulatzeff, habe dem Grafen Hertling „à titre d'ami" durch einen Vertrauensmann wörtlich sagen lassen: „La Russie ne permettra

jamais que la petite Serbie soit mangée par l'Autriche." Der bayrische Geschäftsträger hatte den Eindruck, den er auch pflichtgemäß nach München meldete, daß der Staatssekretär über die Münchener Warnung „gelächelt" habe. Als sich aber das Gepolter in St. Petersburg in den Kanonendonner des Weltkrieges verwandelte, lächelte der kleine Jagow nicht länger. Wie sein Chef Bethmann, verlor auch Jagow vollständig die Nerven. Zu dem Reichstagsabgeordneten Heckscher, der ihn am 2. August besuchte, sagte er, wie dieser mir nicht lange nachher erzählte: „Ich habe das Herz nicht in den Hosen, ich habe es in den Stiefelspitzen."

Das Auswärtige Amt

Neben Bethmann und Jagow spielten Zimmermann, Stumm und Bergen eine mehr sekundäre Rolle. Den größten Einfluß übte Wilhelm Stumm aus, weil er der einzige in dem Konsilium war, der London und St. Petersburg aus eigener Anschauung kannte. Als während des Krieges in einer Geheimsitzung der Budgetkommission des Reichstages über die Entstehung des Krieges diskutiert wurde, frug, wie mir später der anwesende Reichstagsabgeordnete Prinz Heinrich Carolath vertraulich erzählte, ein Sozialist die Regierungsvertreter, ob es wahr sei, daß der Wirkliche Legationsrat Wilhelm von Stumm Ende Juli 1914 im Union-Klub in Berlin vor Zeugen geäußert habe: „Bis morgen vormittag habe ich die Russen in die Knie gebracht!" Von seiten der Regierungsvertreter erfolgte keine Antwort. Daß Wilhelm Stumm nicht wie sein Chef Bethmann aus Einfältigkeit und Ungeschick, sondern mit Übermut den Ernst der Situation verkannte, dürfte leider keinem Zweifel unterliegen.

Anders lag die Sache bei dem Unterstaatssekretär Zimmermann. Der war ein wackerer Mann, der, wenn er im Konsulatsdienst geblieben wäre oder im Auswärtigen Amt nur als Arbeitsbiene gewirkt hätte, sich bestens bewährt haben würde. Noch mehr wäre er als Oberstaatsanwalt oder Regierungspräsident in seiner ostpreußischen Heimat am Platze gewesen. Er hätte sich dort allgemeiner Achtung und Beliebtheit erfreut. Wenn er zum Frühschoppen erschienen wäre, würde ihm im Gasthof „Zum Preußischen Adler" oder „Zur Linde" von allen Seiten entgegengerufen worden sein: „Herr Präsident! Herr Oberstaatsanwalt! Ich komme Ihnen einen Ganzen!" Von europäischer Politik verstand Zimmermann nicht viel, die in Petersburg und Paris, in London und Wien maßgebenden Leute kannte er nicht. Und dabei neigte seine ganze Natur zu „forschem" Auftreten. Durchaus gewissenhaft, im Gegensatz zu Jagow und auch zu Bethmann, ein Feind jeder Intrige, ehrlich und loyal, hat er doch durch seine draufgängerische Art zur Verschärfung der Krise beigetragen.

Der Dezernent für die Dreibund-Angelegenheiten, Diego von Bergen, der Sohn eines Pommern, der es im Konsulatsdienst bis zum Vertreter Deutschlands bei einer zentralamerikanischen Republik gebracht hatte,

und einer Tochter des fernen Guatemala, wagte während der Ultimatums-Krisis überhaupt nicht, eine eigene Meinung zu äußern. Er hat an einflußreicher Stelle im Hochsommer 1914 nichts verhindert und wollte auch gar nichts verhindern, da es ihm darauf ankam, an keiner Stelle anzustoßen. Es ist ihm in der Tat gelungen, sich während des Weltkrieges nicht nur bei seinen verschiedenen Vorgesetzten, sondern, was für ihn viel wichtiger war, bei dem Abgeordneten Erzberger zu empfehlen. Als im Laufe des Krieges die Macht des Buttenhausers immer höher stieg, erschien dieser fast täglich auf dem Auswärtigen Amt und verlangte die Ein- und Ausgänge zu lesen. Da selbst der schwache Bethmann dem indiskreten, oft völlig hemmungslosen Matthias Erzberger, der noch dazu alles, was er hörte und erfuhr, dem Nunzius in München schrieb, nicht sämtliche Arcana imperii zugänglich machen wollte, wurde der Geheime Legationsrat von Bergen für die Aufgabe bestimmt, Erzberger zu empfangen, ihm möglichst wenig zu zeigen, aber dafür sein Geschwätz und seine Kannegießereien während ein bis zwei Stunden zu ertragen. Bergen benutzte die auf diese Weise mit Erzberger gewonnene Fühlung dazu, durch seinen bei allen Fehlern im Grunde gutmütigen Protektor den Gesandtenposten beim Päpstlichen Stuhle zu erreichen.

So war das Gremium beschaffen, das das Deutsche Reich und das deutsche Volk in den Weltkrieg hineinführte. Der größte Fehler dieser blinden Leiter unseres Schicksals war, daß sie, wie ich schon hervorhob, niemanden zu Rate zogen, niemandem einen Blick in ihre Absichten, in ihre verfehlten Schachzüge gestatteten. Ich zweifle keinen Augenblick daran, daß, wenn nach dem Attentat von Sarajewo Bethmann Hollweg und seine Mitarbeiter den damaligen Gesandten beim Päpstlichen Stuhle und langjährigen Unterstaatssekretär Mühlberg oder den Botschafter in Washington, Bernstorff, oder den Grafen Brockdorff-Rantzau, oder Rosen oder Mumm, oder den erfahrenen, speziell in allem, was England betraf, sehr erfahrenen, die englische Politik ruhig und nüchtern beurteilenden Grafen Paul Metternich um Rat gefragt hätten, alle diese Herren Bethmann und Konsorten in den Arm gefallen wären, ihnen Vernunft gepredigt haben würden. Wenn ich, der ich seit meinem Rücktritt, seit fünf Jahren, durch Bethmann Hollweg politisch ganz ausgeschaltet war und mich daher im Unglückssommer 1914 in völliger Unkenntnis seiner Absichten und Pläne befand, um meine Meinung gefragt worden wäre, so würde ich zunächst festgestellt haben, ob man in Berlin wirklich einen prophylaktischen Krieg wolle.

Wäre diese meine Frage bejaht worden, so würde ich auf den monumentalen Erlaß hingewiesen haben, den am 16. Februar 1887 der Staatssekretär Graf Bismarck im Auftrage des Reichskanzlers an den

Leopold Graf Berchtold, österreichisch-ungarischer Minister des Äußern

kaiserlichen Botschafter in Wien, den Prinzen Heinrich VII. Reuß, richtete und in dem es heißt: „Der Herr Reichskanzler hat Ew. Durchlaucht gefälligen Bericht Nr. 99 vom 4. ds. Mts. mit Interesse gelesen und es als vollkommen korrekt bezeichnet, daß Ew. Durchlaucht Ihrem russischen Kollegen erklärt haben, wir würden einen Krieg niemals aus dem Grunde führen, weil es früher oder später wahrscheinlich doch zu einem solchen kommen würde. Niemand kann der göttlichen Vorsehung so weit vorgreifen, um dies mit unbedingter Sicherheit zu behaupten. Es können sich im Laufe der Zeit allerhand unberechenbare Vorfälle ereignen, die den Ausbruch eines Krieges verhindern." Im gleichen Sinne hat Fürst Bismarck in einem oft zitierten Immediatbericht gegenüber seinem alten Herrn den Präventivkrieg überhaupt kategorisch und grundsätzlich abgelehnt. „Ich würde", führte Fürst Bismarck aus, „noch heute wie 1867 in der Luxemburger Frage Ew. Majestät niemals zureden, einen Krieg um deswillen sofort zu führen, weil es wahrscheinlich ist, daß der Gegner ihn später, besser gerüstet, beginnen werde. Man kann die Wege der göttlichen Vorsehung dazu niemals sicher genug im voraus erkennen." Ich würde an die Schärfe erinnert haben, mit der, wie ich bei meiner Besprechung des Herbstmanövers in der Rheinprovinz, 1905, ausführlich erzählte, Fürst Bismarck meinen alten Regimentskameraden und Freund, den damaligen Militärattaché in Wien, Major von Deines, zur Ordnung rief, als dieser bei ihm in den Verdacht geraten war, die Österreicher zum Vorgehen gegen Rußland zu ermuntern. Als bei Fürst Bismarck der gleiche Argwohn gegen den Chef des Generalstabs, den Grafen Alfred Waldersee, aufstieg, schrieb der große Kanzler an den Chef des Militärkabinetts, den General von Albedyll: die deutsche Politik habe die Aufgabe, den Krieg wenn möglich ganz zu verhindern, gehe das nicht an, ihn doch zu verschieben. An einer anderen Politik würde er, Fürst Bismarck, nicht mitwirken können. Ich würde vor allem immer wieder daran erinnert haben, daß Fürst Bismarck wiederholt einen kriegerischen Konflikt zwischen Österreich und Rußland als die unter mancherlei Möglichkeiten für uns allerunerwünschteste Möglichkeit bezeichnet hatte. Ich nehme an, daß Bethmann und seine Mitarbeiter mir erwidert haben würden, der Gedanke eines prophylaktischen Krieges läge ihnen fern. Sie glaubten aber, daß ein Krieg zwischen Österreich-Ungarn und Serbien sich „lokalisieren" lassen würde. Darauf hätte ich natürlich entgegnen müssen, daß eine solche Annahme eine sehr gefährliche Illusion wäre, die nur aus Unkenntnis der russischen, der französischen, der englischen, der ganzen Weltverhältnisse hervorgehen könne. Rußland werde und könne Österreich nicht erlauben, eine Strafexpedition gegen die Serben in Szene zu setzen. Wenn diplomatisch nicht sehr vorsichtig operiert würde, könnte der so geschaffene Antagonismus

Bismarck über den Präventivkrieg

zwischen Österreich-Ungarn einerseits, Rußland und Serbien andererseits zu einer schweren Krisis führen, eine solche zu Rüstungen, das heißt zu akuter Kriegsgefahr. Frankreich werde sich sofort auf die Seite der Russen stellen. Es wäre seit einem Vierteljahrhundert nie zweifelhaft gewesen, daß im Falle eines deutsch-französischen Zusammenstoßes die Russen vielleicht einige Zeit zögern könnten, bevor sie gegen uns gingen, daß aber bei einem russisch-deutschen Konflikt die französischen Gewehre von selbst losgehen würden. Und wenn, hätte ich geschlossen, wir uns im Kriege mit Rußland und Frankreich befänden, wäre es mehr als wahrscheinlich, daß England eine so glänzende Konjunktur benutzen würde, um ohne unverhältnismäßiges Risiko für sich selbst seinen gefährlichsten Rivalen in Handel, Schiffahrt und Industrie abzuwürgen, zumal dieser wirtschaftliche Rivale zugleich der mächtigste Kontinentalstaat wäre, also nach alter englischer Auffassung sein traditioneller Gegner. Ich hätte gefragt, ob wir im Falle eines Krieges der Italiener und Rumänen sicher wären. Ich bemerke ausdrücklich, daß eine solche Sprache von meiner Seite in keiner Weise ein Beweis besonderen politischen Scharfsinns oder auch nur größerer diplomatischer Erfahrung gewesen wäre. Ich wiederhole, daß Metternich, Mühlberg, Brockdorff-Rantzau, Bernstorff, Mumm, Rosen, jeder normale deutsche Diplomat nach meiner Überzeugung im Juli 1914 sich so aussprechen mußte.

XIII. KAPITEL

Rücktrittsabsichten Bethmann Hollwegs • Heroische Stimmung und Haltung des deutschen Volkes • Bethmanns Kriegserklärung an Rußland, seine Motive • Ungeschickte diplomatische Behandlung Italiens • Rumänien • Gespräch mit Fürst Wedel über die militärische Lage • Die Telephonate Lichnowskys mit Grey • Der Fall Lüttichs General Ludendorff • Die ersten Nachrichten über die Marneschlacht • Der Einfall in Belgien • Der Schlieffensche Plan • Rede Bethmanns über Belgien vom 4. August 1914
Der Fetzen Papier

1870 und 1914

Staatsmännern und Völkern, die in ihr Verderben rennen, bietet, wie die Geschichte lehrt, die Vorsehung oft noch eine letzte Möglichkeit, dem Sturz zu entgehen. Fürst Bismarck hat in meiner Gegenwart in den achtziger Jahren einmal ausgeführt, daß, wenn Emile Ollivier und der Duc de Gramont im Jahre 1870 den Verzicht des Erbprinzen Leopold von Hohenzollern klug und geschickt ausgenutzt hätten, sie dem Kriege ausgewichen wären und gleichzeitig einen starken politischen Erfolg erzielt haben würden. Nach dem Eintreffen, meinte Bismarck, jenes Telegramms des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern, in dem er erklärte, im Namen seines Sohnes, des Erbprinzen Leopold, auf den spanischen Thron zu verzichten, hätte Ollivier sofort in das Corps législatif gehen und dort etwa erklären müssen: „Il y a peu de temps, la candidature d'un prince prussien au trône de Charles-Quint avait surgi. La France a élevé sa voix, la France a été obéie. Les bons rapports entre la France et sa noble sœur, l'Espagne, n'ont jamais été troublés. Quant à ceux, dont les ambitions et les intrigues ont mis en danger la paix européenne, nous espérons et l'Europe espère avec nous qu'ils ne recommenceront pas." Nachdem Fürst Bismarck ungefähr so die Rede skizziert hatte, die Herr Emile Ollivier hätte halten können, wenn er eben nicht Ollivier, das heißt ein Schwachkopf gewesen wäre, fuhr er fort: „Was hätte ich erwidern können? Ich wäre in eine schwierige Situation geraten. Meine Stellung war damals nicht so fest, wie sie später wurde, weder dem Ausland gegenüber noch im Inland. Mein alter Herr war keineswegs kriegerisch oder auch nur unternehmungslustig, der Kronprinz ebensowenig. Die fürstlichen Damen, die Königin Augusta und die Frau Kronprinzessin, waren gegen mich. Alle meine inneren Gegner, die Demokratie in ganz Deutschland, die norddeutschen Fortschrittler und die

süddeutschen Ultramontanen, hätten gegen den Friedensstörer gezetert. Ich glaube, ich hätte zurücktreten müssen."

Die serbische Antwort an Österreich

Im Hochsommer 1914 hatten wir noch am 25. Juli die Möglichkeit, den Krieg zu vermeiden. Wir brauchten nur in Wien zu erklären, daß wir unter keinen Umständen den Abbruch der Beziehungen zwischen Österreich-Ungarn und Serbien gestatteten, bevor wir selbst die serbische Antwort genau geprüft hätten. Gehe Österreich-Ungarn ohne unsere Erlaubnis militärisch gegen Serbien vor, so tue es dies auf eigene Gefahr, à ses propres risques et périls; wir würden ihm in diesem Falle nicht zu Hilfe kommen, sondern es seinem Schicksal überlassen. Nach Prüfung der serbischen Antwort mußten wir öffentlich erklären, wir konstatierten mit Genugtuung, daß die serbische Regierung dank den weisen Ratschlägen aller Großmächte fast alle österreichischen Vorschläge angenommen habe. Wir schlügen gleichzeitig vor, die noch streitigen Punkte dem Haager Schiedsgericht zu unterbreiten. Damit war 9 gegen 1 der Friede gerettet. Das hat der unglückliche Kaiser Wilhelm II. klarer erkannt als Bethmann und Konsorten.

Um sein Probe- und Meisterstück in der diplomatischen Kunst ungestört anfertigen zu können, hatte Bethmann seinem Souverän geraten, die gewohnte Nordlandreise ja nicht aufzugeben. Auch als die Krisis sich immer mehr zuspitzte, bat Bethmann den Kaiser inständig, weder die deutsche Flotte aus den norwegischen Gewässern zurückzuziehen, noch selbst in die Heimat zurückzukehren. Als ihm fern im Norden, in Odde am Utnefjord, die serbische Antwort vorgelegt wurde, schrieb Wilhelm II. ad marginem: Er begreife nicht, was die Österreicher mehr wollten; sie hätten einen schönen diplomatischen Erfolg erzielt. Gleichzeitig telegraphierte im Auftrage des Kaisers der Generaladjutant Plessen an den Chef des Generalstabes, Moltke, daß für Österreich-Ungarn jeder Anlaß zum Kriege fortfalle, da Serbien die meisten österreichischen Forderungen zugestanden habe. Die Alten sagten bekanntlich, daß die Fortuna eine schöne Stirnlocke habe, aber einen glattrasierten, kahlen Hinterkopf; wer sie nicht rasch bei der Locke ergreife, der hielte sie nicht mehr fest. Bethmann und Jagow wußten die Stirnlocke nicht zu fassen. Sie ließen die Österreicher frei gewähren. Sie sahen mit apathischer Ruhe und in völliger Indolenz zu, als der k. und k. österreichisch-ungarische Gesandte, fast unmittelbar nach dem Empfang der serbischen Antwortnote und ohne sie zu prüfen, Belgrad verließ und damit die Beziehungen zu Serbien abbrach. Sie ließen es geschehen, daß Österreich noch am gleichen Abend die Teilmobilmachung gegen Serbien anordnete. Sie wichen, Österreich zu Liebe, um das österreichische „Prestige" zu schonen und den Hochmut Seiner Apostolischen Majestät nicht zu verletzen, beharrlich allen englischen Konferenzvorschlägen aus und belasteten sich und uns mit dem Schein der Ab-

geneigtheit gegen jede friedliche Regelung. Würde ein Staatsmann von Ressourcen und Geschick derart alle Möglichkeiten haben vorübergehen lassen, die hereinbrechende Katastrophe zu verhüten? Meine Antwort ist: Nein! Die deutsche Regierung von 1914 ließ sich vom Strom treiben, ohne auch nur den Versuch zu machen, durch eine Drehung des Steuers im letzten Augenblick der drohenden Stromschnelle zu entgehen — und das stolze Schiff des Deutschen Reiches scheiterte!

Kaiser und Kanzler

Als Kaiser Wilhelm endlich am 27. Juli aus Odde nach Berlin zurückkehrte, richtete er an den ihn mit verstörtem Gesicht und in demütiger Haltung erwartenden Kanzler Bethmann, nur in viel schärferer Form, die Frage, die ich einige Tage später in höflicher Tonart an meinen Nachfolger richten sollte: Wie das alles gekommen sei? Der Unmut und die zornige Erregung des Kaisers waren begreiflich, denn Bethmann hatte Seiner Majestät bis zuletzt versichert, daß dem Frieden keine Gefahr drohe und daß er insbesondere mit England in steter Fühlungnahme und in bestem Einvernehmen stünde. Graf August Eulenburg, der dieser Auseinandersetzung des Kaisers mit dem Kanzler beiwohnte, erzählte mir, daß Bethmann Hollweg ganz zerschmettert dem Kaiser erklärt hätte, er habe sich allerdings in jeder Richtung getäuscht und bäte um seinen Abschied. Seine Majestät der Kaiser habe ihm erwidert: „Sie haben mir diese Suppe eingebrockt, nun sollen Sie sie auch ausfressen!“

Die militärische Führung

So kläglich unsere diplomatische Leitung im Hochsommer 1914 war, so bewunderungswürdig war die Haltung des deutschen Volkes. Erhobenen Hauptes, ohne mit der Wimper zu zucken, entschlossen und einmütig ging die Nation dem Krieg gegen eine Welt von Feinden entgegen. Die eigentliche Mobilmachung dauerte nur fünf Tage. Sie ging glatt und tadellos vor sich. Dann rollten die Aufmarschtransporte gen West und Ost in langer Folge. Nirgends entstand eine Reibung. Es bedurfte nicht einer einzigen Rückfrage an den Großen Generalstab in Berlin. Genau zur festgesetzten Zeit, vierzehn Tage nach Verkündigung der Mobilmachung, standen die Armeen in ihren Aufmarschräumen. Alles hatte geklappt, um einen militärischen Ausdruck zu gebrauchen. Wie denn überhaupt unser staatlicher Organismus, das Räderwerk des staatlichen Mechanismus bei dieser großen, dieser höchsten Prüfung sich glänzend bewährte. Nur die strategische Führung versagte, wie die diplomatische versagt hatte. Moltke versagte, wie Bethmann Hollweg versagt hatte. Und mit beiden versagte der Kaiser, der es nicht verstanden hatte, an die allerentscheidendsten Stellen die richtigen Männer zu setzen. Mit Recht lehrte schon vor über 2000 Jahren ein griechischer Philosoph, daß ein Heer von Hirschen, von einem Löwen geführt, einem Heer von Löwen überlegen wäre, das ein Hirsch kommandiere. Nie werde ich den Anblick der heldenhaften Jugend

von 1914 vergessen, die Begeisterung, den heroischen Trotz, wie sie dem Feind und dem Schicksal die Brust bot. Von allen Seiten strömten jubelnd und singend Freiwillige zu den Fahnen. Noch in meiner Sterbestunde werden mir die Verse im Ohre klingen, die damals das Ver sacrum, der heilige Frühling des deutschen Volkes, beim Ausrücken einer Welt von Feinden entgegensang:

Gloria Victoria!
Ja, mit Herz und Hand
Fürs Vaterland!
Die Vöglein im Walde,
Die sangen so wunder-, wunderschön:
In der Heimat, in der Heimat,
Da gibt's ein Wiedersehn.

Es gibt im Thucydides, der wie kaum ein anderer Historiker die Gabe hat, ewige Bilder in das Gedächtnis der Menschheit einzugraben, eine wundervolle Schilderung der Abfahrt der Expedition, welche die Athener gegen Syrakus ausgerüstet hatten. Männer und Frauen sitzen auf den Stufen des Parthenon, an den Abhängen des Hymettos und des Pentelikon und sehen der abfahrenden Flotte nach mit Stolz, mit Wehmut, mit freudiger Hoffnung auf den Sieg. So blickte ganz Deutschland auf das Heer von 1914, von dem unser erbittertster Gegner, der französische Marschall Foch, gesagt hat, es sei die beste Armee gewesen, die jemals die Welt gesehen habe, das Heer, das in vier Kriegsjahren an Tapferkeit und Zähigkeit im Schlagen und Ertragen Unvergleichliches und Unvergängliches leisten sollte. Wer jene Augusttage von 1914 erlebte, mußte sich in Ehrfurcht beugen vor der Größe des deutschen Volkes, vor seiner stürmischen Tapferkeit, seiner männlichen Tüchtigkeit, seiner seelischen Reinheit, seinem Idealismus, vor der Armee, dem Volk in Waffen, die diese Tugenden widerspiegelte. Und doch mußte ein einigermaßen erfahrener Beobachter sich sorgenvoll fragen, ob selbst ein Heer wie das deutsche imstande sein würde, die Wirkungen der von dem leitenden deutschen Staatsmann begangenen politischen Fehler zu paralysieren.

Die Kriegserklärung an Rußland

Fürst Bismarck hatte es verstanden, sowohl 1870 wie selbst 1866, dem Gegner die formale Kriegserklärung zuzuschieben. Da nun einmal der Schein die Welt regiert und da, wie schon die Griechen sagten, der Schein oft wichtiger ist als die Wirklichkeit, brachte Bismarck auf diese Art die unendlich wichtigen Imponderabilien in sein Spiel. Bethmann Hollweg war plump und ungeschickt genug, das Odium des Angriffs auf uns zu laden. Wenn es bis zu einem gewissen Grade verständlich ist, daß wir, nachdem wir uns mit Rußland im Krieg befanden, den Stoß gegen Frankreich so

rasch wie möglich führen wollten, so ist es doch unverständlich und völlig unbegreiflich, warum wir Rußland von uns aus den Krieg erklärt haben. Das hat uns, mit Unrecht, aber in schwer zu widerlegender Weise, in den Augen der Welt als die Brandstifter erscheinen lassen. Der Generaloberst Moltke hat mir wiederholt versichert, er habe nicht nur die vorzeitige Kriegserklärung an Rußland nicht gewünscht, sondern es wäre ihm lieber gewesen, wenn wir den Bruch mit Rußland tunlichst hinausgezögert hätten. Ebensowenig hat Tirpitz auf „Losschlagen" gedrängt. Er befand sich während der zweiten Julihälfte überhaupt nicht in Berlin. Er weilte zur Kur in Tarasp. Der preußische Minister des Innern, Herr von Loebell, der gleichzeitig dort badete und Brunnen trank, hat mir später erzählt, daß Tirpitz erschrocken war, als er aus den im Kursaal angeschlagenen Depeschen ersah, daß die vom Kaiser und vom Auswärtigen Amt als harmlos angesehene österreichische Ultimatumsaktion zu einer so ernsten diplomatischen Krisis geführt hatte. Er und Tirpitz frugen sofort beim Reichskanzler an, ob sie nicht nach Berlin zurückkehren sollten. Bethmann antwortete mit der dringenden Bitte, nicht nach Berlin zu kommen, da dies „Aufsehen" erregen könne. Schließlich fuhren Tirpitz und Loebell gegen den Willen des Kanzlers Bethmann nach Berlin, da sie es nicht mit ihrer Dienstpflicht vereinigen konnten, bei derartig bedrohter Lage des Reichs im Engadin, im Ausland zu weilen.

Warum erklärten wir schon am 1. August in überstürzter Hast an Rußland den Krieg? Der Grund hierfür wie für manchen anderen falschen diplomatischen Schachzug lag in der innerpolitischen Einstellung, richtiger gesagt in den innerpolitischen Ängsten des Kanzlers. Albert Ballin hat mir eine anschauliche Schilderung der Szene gegeben, die sich in seiner Gegenwart am Tage der Kriegserklärung an Rußland im Reichskanzlerpalais abspielte. Als Ballin in den Gartensalon zu ebener Erde eintrat, in dem damals so furchtbare Entschlüsse gefaßt wurden, sah er den Reichskanzler vor sich, den Kriegskanzler, wie man anfing, ihn zu nennen, der mit langen Schritten in großer Erregung im Zimmer auf und ab ging. Vor ihm saß an einem mit Folianten bedeckten Tisch der Geheime Rat Kriege. Kriege war ein fleißiger, ein gewissenhafter, ein eifriger Beamter. Er war, um einen Bismarckschen Ausdruck zu gebrauchen, ein sattelfester Jurist. Aber seine politische Begabung stand nicht auf der Höhe seines juristischen Wissens. Bethmann, so erzählte mir Ballin, richtete von Zeit zu Zeit an Kriege die ungeduldige Frage: „Ist die Kriegserklärung an Rußland noch nicht fertig? Ich muß meine Kriegserklärung an Rußland sofort haben!" Der ganz verstört aussehende Kriege suchte inzwischen nach einem Simile in den bewährtesten Lehrbüchern des Völker- und Staatsrechts von Hugo Grotius „De jure belli ac pacis" bis zu Bluntschli, Heffter

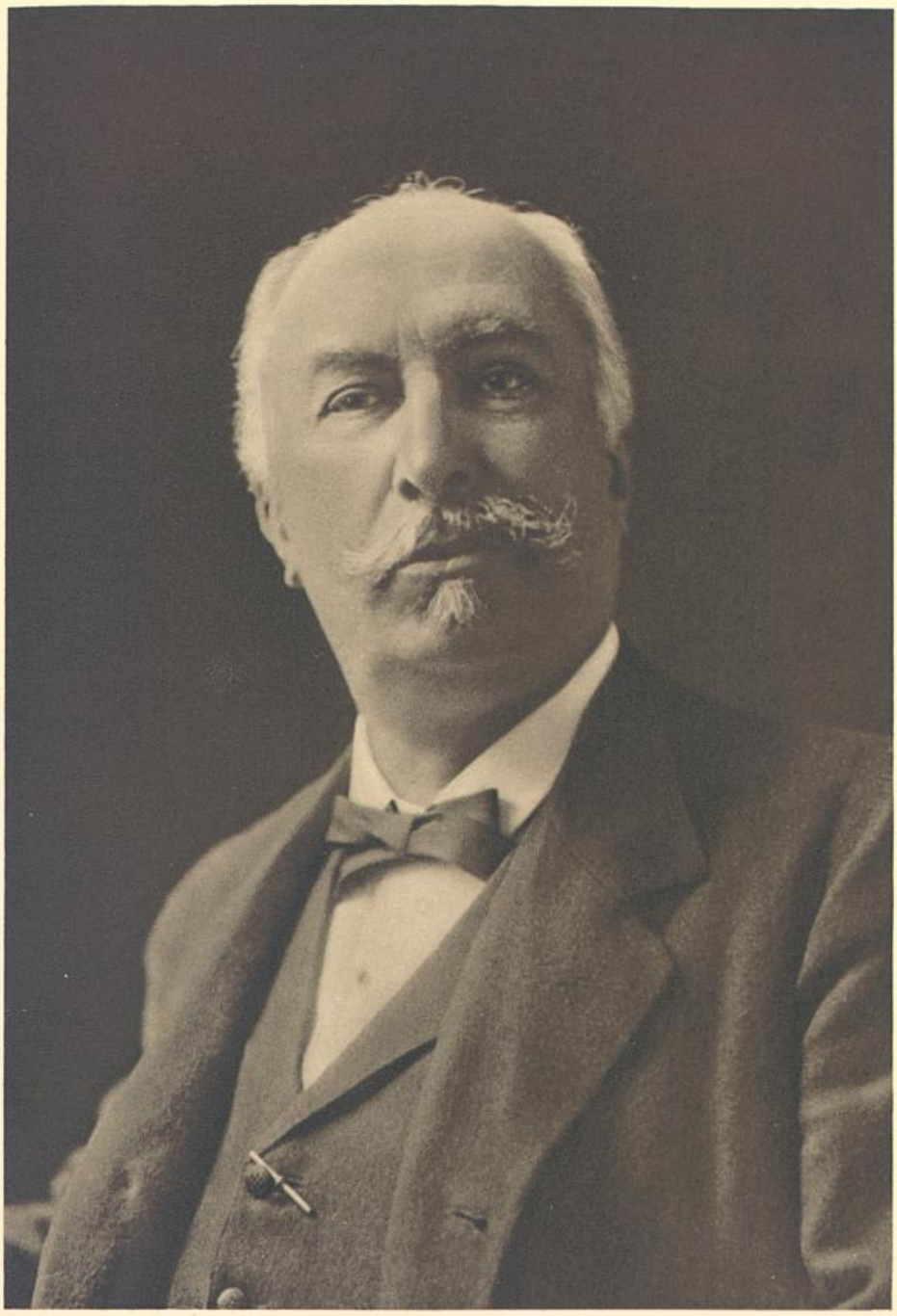
und Martens. Ballin erlaubte sich die Frage an den Reichskanzler: „Exzellenz, warum haben Sie denn eine so eno-o-orme Eile, Rußland den Krieg zu erklären?“ Bethmann, die lange Unzulänglichkeit, wie ihn mit Witz der Sozialist Frank genannt hat, antwortete: „Sonst kriege ich die Sozialdemokraten nicht mit.“ In der psychologischen Erklärung dieser Antwort stimmten Ballin und ich überein: Bethmann hatte erkannt, in welche fürchterliche Lage er das Reich und sich selbst gebracht hatte. Ihm bangte vor der Verantwortung. Instinktiv wollte er vor allem die linksradikalen Elemente beschwichtigen, weil er sie am meisten fürchtete. Er glaubte dies zu erreichen, wenn er dem Krieg, den zu verhindern ihm nicht gelungen war, die Spitze gegen das zaristische Rußland gab. An dieser falschen Taktik hat Bethmann Hollweg bis zu seinem Rücktritt festgehalten.

Der Krieg gegen Frankreich

Als am 3. August 1914 unsere Kriegserklärung an Frankreich der Kriegserklärung an Rußland folgte, wurde sie mit Unwahrheiten begründet. Es wurde den Franzosen nicht schwer, zu beweisen, daß französische Flieger keine Bomben auf die Eisenbahnstrecke Nürnberg bis Ingolstadt abgeworfen hätten. Um den durch die Kriegserklärung an Rußland militärisch notwendig gewordenen Bruch mit Frankreich zu beschleunigen, wurde überdies an Frankreich das Ansinnen gestellt, uns als Pfand Belfort, Toul und Verdun zu überlassen, eine Zumutung, die von der Propaganda der Entente natürlich als Beweis für deutsche Eroberungspläne und deutsche Unersättlichkeit ausposaunt wurde. Der Botschafter Schön kam gar nicht in die Lage, diese telegraphische Weisung auszuführen. Aber das in Rede stehende Berliner Telegramm fiel in die Hände der Franzosen. Es ist traurig, feststellen zu müssen, daß, als der Weltsturm losbrach, nicht nur die Zentrale, Bethmann Hollweg und Jagow, Wilhelm von Stumm und Diego von Bergen, sondern auch unsere Botschaften kläglich versagten.

Italien

Zu den Fehlern des Juli 1914 gehörte auch unser Versteckspiel gegenüber Italien. Bethmann und Jagow fürchteten, daß Italien in der Ultimatumsangelegenheit das Geheimnis nicht wahren würde und daß so über die gegen Serbien geplante große Aktion etwas nach St. Petersburg durchsickern und dort diplomatische Proteste hervorrufen könnte. Es wäre, nebenbei gesagt, ein „godsend“, eine gnädige Fügung der Vorsehung gewesen, wenn die durch das Ultimatum an Serbien eingeleitete wahnwitzige Aktion auf diese Weise im Keime erstickt worden wäre. Um Italien hinter das Licht zu führen, erklärte während der Woche, die der Überreichung des Ultimatums vorausging, der Staatssekretär von Jagow Tag für Tag dem italienischen Botschafter Bollati, der im Auftrag seiner Regierung beständig frug, ob, wie in Bukarest, in Konstantinopel und auch anderswo getuschelt würde, Österreich-Ungarn gegen Serbien etwas im Schilde führe, daß hiervon keine Rede sei. Weder in Wien noch in Berlin trage man sich mit solchen



Giovanni Giolitti, italienischer Staatsmann

Absichten. Es lag auf der Hand, daß die Zentralmächte, wenn sie im Falle einer großen Konflagration, zu der das Ultimatum an Serbien nur zu leicht führen konnte, Italien auf ihrer Seite haben wollten, sich die Kooperation der Apenninischen Halbinsel rechtzeitig sichern mußten. Das ging natürlich nicht ohne Konzessionen von österreichischer Seite. Sie waren nach Lage der Dinge unerläßlich, wenn man Italien nicht in das gegnerische Lager treiben wollte. Da solche Zugeständnisse nicht erfolgten, stand Italien im entscheidenden Augenblick vor dieser Situation: Der Dreibundvertrag war durch die von Österreich ohne vorherige Verständigung mit Italien eingeleitete Aktion nicht nur dem Geiste nach, sondern auch nach seinem Buchstaben verletzt worden. Überdies hatten wir die italienische Regierung bis zum letzten Augenblick in völligem Dunkel gehalten. Endlich erklärten wir von uns aus den Krieg an Rußland und Frankreich und boten dadurch den Italienern die bequeme Handhabe, sich ex nexu foederis zu setzen. Fürst Bismarck hatte alle unsere Bündnisverträge auf die Verteidigung gestellt. Er hielt es für undenkbar, daß ein Kanzler des saturierten Deutschen Reichs, dessen größtes Interesse der Friede war, dumm genug sein könnte, von uns aus den Krieg, sei es an Frankreich, sei es an Rußland, zu erklären.

Am 31. Juli entschied sich der italienische Ministerrat für Neutralität. Der einflußreichste und dabei zuverlässigste Freund, den wir in Italien hatten, der damals nicht im Amte befindliche Giovanni Giolitti, erklärte nach Prüfung der Lage dem Ministerpräsidenten Salandra wie dem Minister des Äußern, dem ihm persönlich nahestehenden und politisch befreundeten San Giuliano spontan, er betrachte nach der von Österreich ausgehenden und von Deutschland leider geduldeten kopflosen Aktion gegen Serbien Neutralität als die einzige für Italien mögliche Haltung. Daß daran Briefe und Telegramme des Kaisers an den von ihm persönlich mehr als einmal brüskierten König Viktor Emanuel nichts ändern würden, war vorauszusehen. Die Neutralitätserklärung Italiens bot Frankreich den ungeheuren Vorteil, alle seine an der italienischen Grenze stehenden Truppen von den Südalpen wegnehmen und sie gegen Deutschland werfen zu können. Das bereitete die Situation für die Marneschlacht. Und diese Schlacht war, wie die rückschauende Betrachtung der militärischen Kritiker des Weltkrieges übereinstimmend festgestellt hat, für das Schicksal des Weltkrieges entscheidend. So furchtbar rächen sich politische Fehler. Und so zweifellos ist es, daß Kriege letzten Endes nicht militärisch, sondern politisch gewonnen oder verloren werden. Nicht die Führer unserer Heere, sondern in erster Linie Bethmann und Jagow haben den Weltkrieg verloren.

Rumänien

Gegenüber Rumänien ging es ähnlich. Hier wurde König Carol, der während seiner ganzen Regierung es als seine vornehmste Aufgabe

betrachtet hatte, für den Fall eines großen Krieges sein Land an der Seite von Deutschland und Österreich-Ungarn zu halten, in die Unmöglichkeit versetzt, sich uns anzuschließen. Es kam alles so, wie es mir Peter Carp im Frühjahr in Rom vorausgesagt hatte. Ohne rechtzeitige Orientierung, ohne eine mit verständigen Argumenten gestützte Beweisführung, plötzlich mit der Forderung überrumpelt, in einem offensichtlich durch die Leichtfertigkeit der österreichischen und die Schwäche der deutschen diplomatischen Leitung möglich gewordenen Krieg, der ein Weltkrieg zu werden drohte, an die Seite der Zentralmächte zu treten, stand der alte, weise und würdige König Carol vor dem schmerzlichen Seelenkonflikt: entweder nach einer Regierung von fast einem halben Jahrhundert die Krone niederzulegen und seinem Adoptivvaterland den Rücken zu kehren oder als Hohenzoller, als preußischer Offizier seinem Heimatlande untreu zu werden. An diesem Konflikt ist, wie mir seine Gemahlin, die Königin Elisabeth, nach seinem zwei Monate später erfolgten Tode durch den zu seiner Beisetzung von Berlin entsandten Fürsten Wedel sagen ließ, König Carol gestorben.

Der Vormarsch auf Paris

Während unsere Heere auf Paris marschierten, wurde ich als Fünfundsechzigjähriger noch einmal von allen Gefühlen bewegt, mit denen ich fast ein halbes Jahrhundert früher als Jüngling zu den Fahnen geeilt war. Ich pries diejenigen glücklich, die ohne politische Befürchtungen und Sorgen in den Reihen der Armee stehen und kämpfen durften, ich wäre glücklich gewesen, mit der Armee ins Feld ziehen zu können. Ich traf mich fast jeden Morgen mit meinem alten, lieben Freunde, dem Fürsten Karl Wedel, der ebenso wie ich empfand. Er sah auf eine lange, mehr als fünfzigjährige militärische Dienstzeit zurück. Er hatte nicht nur reiche militärische Erfahrungen, sondern auch militärischen Blick. Er war überzeugt, daß die Armee sich des alten Ruhmes würdig zeigen, daß sie alles leisten werde, was in menschlichem Vermögen liege. Aber die Heere der Entente wären den Heeren der beiden Zentralmächte an Zahl weit überlegen. Fürst Wedel hatte vor der Abreise des Großen Hauptquartiers eine längere Unterredung mit dem Chef des Generalstabs, dem Generaloberſten von Moltke, gehabt. Nach der Berechnung des deutschen Generalstabs stünden etwas über drei Millionen Soldaten der beiden Mittelmächte fast fünf und einer halben Million Franzosen, Russen, Engländer, Belgier und Serben gegenüber. Wedel beklagte es, daß Deutschland trotz der während der letzten Jahre unverkennbar verschlechterten politischen Lage seine militärischen Hilfsquellen nicht besser ausgenutzt habe. Das um 28 Millionen Einwohner ärmere Frankreich träte, dank seiner dreijährigen Dienstzeit, mit annähernd der gleichen Heeresstärke in den Krieg wie das Deutsche Reich. Der Generalstab hatte eine weit größere Militärvorlage gewünscht, als sie 1913 schließlich eingebracht worden war. Aber Moltke, so klagte Wedel,

habe nicht die Kraft besessen, seine bessere Einsicht gegen mancherlei Widerstände durchzusetzen. Im Reichsschatzamt seien kleinliche und engherzige Ressortbedenken erhoben worden, die in einer solchen Lebensfrage natürlich in den Hintergrund treten mußten. Bethmann Hollweg sei kein Kanzler, der nach großen Gesichtspunkten urteile und seine Entschlüsse energisch durchzudrücken wisse. Bei unserm Alliierten sei noch mehr versäumt worden. Österreich-Ungarn, dem zuliebe wir zum Schwert griffen, sei infolge seiner zerfahrenen inneren Verhältnisse und unter schwachen und immer schwächer werdenden Regierungen mit seinen militärischen Rüstungen und Heeresvermehrungen weit, sehr weit unter der Grenze des Möglichen geblieben.

Wedel wies auch schon im August 1914 darauf hin, daß die Entente, die das Meer beherrsche, bessere Möglichkeiten habe, sich zu verproviantieren, als das dicht bevölkerte und auf eine erhebliche Nahrungsmitteleinfuhr angewiesene Deutschland. Die Entente besitze für die Vermehrung und Ergänzung ihrer Heere und ihres Kriegsbedarfs größere und ergiebigere Quellen als Mitteleuropa. Wedel, und ich teilte diese seine Auffassung, glaubte nicht wie Bethmann Hollweg, daß der Krieg nicht lange dauern, daß der nunmehr ausgebrochene Weltkrieg nur „ein kurzes Gewitter" sein würde. Wir fragten uns beide, ob der auf große Warenimporte eingerichtete Bau der deutschen Volkswirtschaft einer langen Kriegsdauer widerstehen würde. Ich gab der Besorgnis Ausdruck, daß bei der Unbeholfenheit und gleichzeitigen Schwäche unserer politisch-diplomatischen Leitung Italien, Rumänien und schließlich sogar die Vereinigten Staaten sich unseren Gegnern anschließen würden. Wedel bedauerte auch, daß in so ernster Zeit zwischen Diplomatie und Generalstab die enge Fühlung, die ich wie mit Schlieffen so auch mit Moltke unterhalten hätte, nicht mehr bestände. Das Verhältnis zwischen Bethmann Hollweg und Moltke sei mehr als kühl. Beide seien empfindliche Naturen und schlössen sich mehr als gut voneinander ab.

Telegramm Lichnowskys über Neutralitätsangebot Englands

Während seiner Unterredungen mit dem Generalstabschef hatte Wedel mit Besorgnis wahrgenommen, daß dessen Gesundheitszustand nicht der beste war. Moltke hatte ihm erzählt, daß er einen schweren Ohnmachtsanfall erlitten habe infolge eines politischen„Mißverständnisses", das allerdings die Kopflosigkeit und das ganze Durcheinander unserer damaligen Leitung in wahrhaft erschreckender Weise zutage treten ließ. Am 1. August, also einen Tag nach Verhängung des „Zustandes drohender Kriegsgefahr" über Deutschland, wenige Stunden vor der Erklärung der endgültigen Mobilmachung, war ein Telegramm des deutschen Botschafters in London eingetroffen. Fürst Lichnowsky hatte in diesem Telegramm gemeldet, England sei bereit, die Neutralität Frankreichs zu garantieren, wenn

letzteres nicht von Deutschland angegriffen würde. Diese Meldung war von Kaiser Wilhelm wie vom Kanzler Bethmann nicht nur mit einem tiefen Seufzer der Erleichterung, sondern mit fast jubelnder Freude aufgenommen worden, die ebenso für beider Friedensliebe wie für ihre politische Ahnungslosigkeit sprach. Der Kaiser ließ sogleich den Chef des Generalstabs kommen und befahl ihm, den Aufmarsch gegen Frankreich zu stoppen; die ganze Armee solle sofort die Front gegen Rußland nehmen. Als Moltke darauf hinwies, daß durch diesen Eingriff völlige, heillose Unordnung mit unberechenbaren Konsequenzen hervorgerufen und die ganze Mobilmachung gestört werden würde, wurde er vom Kaiser hart angelassen, der einen seiner Flügeladjutanten anwies, der bereits auf Luxemburg marschierenden sechzehnten Division den direkten Befehl Seiner Majestät zu übermitteln, augenblicklich haltzumachen. In Übereinstimmung mit Bethmann, der triumphierend ausrief, er habe sich also doch nicht in den Engländern getäuscht, richtete der Kaiser ein Telegramm an den König Georg von England, in dem er den englischen Vorschlag mit Freude und Dank annahm. Wenn England sich mit seinen Streitkräften für die Neutralität Frankreichs einsetze, übernehme er, Kaiser Wilhelm, die Verpflichtung, die französische Grenze bis zum 3., abends 7 Uhr, nicht zu überschreiten. In der Nacht vom 1. zum 2. August traf beim Kaiser die Antwort seines Vetters, des Königs von England, ein. König Georg erklärte, daß er die Vorschläge des Kaisers überhaupt nicht verstünde; es könne sich nur um ein grobes Mißverständnis des deutschen Botschafters handeln.

In der Tat hatte Fürst Lichnowsky eine telephonische Mitteilung aus dem Foreign Office nicht richtig verstanden. Statt nun, wie es das ABC des diplomatischen Handwerks gebot, so rasch wie möglich Sir Edward Grey aufzusuchen, um sich Gewißheit zu verschaffen, hatte der durch die Krisis der letzten Tage völlig demoralisierte Botschafter ohne weiteres das vermeintliche Neutralitätsangebot Englands nach Berlin gemeldet. Der Kaiser, der, als die Antwort des Königs Georg in Berlin eintraf, schon im Bette lag, wurde mit dem betrüblichen Telegramm seines Vetters durch seinen Leibjäger, den trefflichen Schulz, aus dem ersten Schlummer geweckt. Er ließ sogleich Moltke kommen, empfing ihn in Unterhosen und sagte ihm, daß es mit dem englischen Neutralitätsanerbieten leider nichts sei, die Mobilmachung müsse ihren Fortgang nehmen. Moltke versicherte dem Fürsten Wedel, daß die durch dieses kaum glaubliche Quidproquo hervorgerufene Erschütterung ihm den Lebensnerv durchschnitten habe. Er habe plötzlich die Empfindung gehabt, vor einem Abgrund zu stehen. Er habe das Gefühl, damals einen Schlagfluß erlitten zu haben. Gewiß eine Übertreibung, aber ein Zeichen, daß der arme Moltke physisch und psychisch ein schwerkranker Mann war.

Fürst Wedel fand den nunmehr begonnenen Vormarsch auf Paris zu stürmisch. Die Anforderungen an die marschierenden Truppen gingen nach seiner Meinung über das Maß menschlicher Kräfte hinaus. Aber wir hatten beide, Wedel und ich, den glänzenden Auftakt des Krieges, die Eroberung von Lüttich, mit Jubel begrüßt. Für das Gelingen des Feldzugsplanes im Westen war die möglichst rasche Eroberung der Festung Lüttich, die unserem rechten Heeresflügel die Straße nach der Hauptstadt Belgiens versperrte, von eminenter Bedeutung. Lüttich mußte fallen, bevor französische oder englische Hilfe eintraf. Ein planmäßiger Angriff hätte zuviel Zeit gekostet. So entstand der Gedanke, vor Beendigung des Aufmarsches, mit vorausbeförderten Truppen, Lüttich im Überfall zu nehmen. Am Abend des 5. August versuchten einige deutsche Brigaden, die vor dem Fortsgürtel von Lüttich standen, in der Dunkelheit zwischen den Werken in das Innere der Festung einzudringen. Der Handstreich wäre fast mißlungen. Die Sturmtruppen kamen nicht vorwärts. Einzelne Teile verloren ihre Führer und gerieten in Gefangenschaft. In diesem kritischen Augenblick stellte sich ein Offizier, der vorübergehend zum Stabe des Führers der Angriffstruppen, des Generals von Emmich, kommandiert worden war, der Oberst Ludendorff, an die Spitze einer Sturmkolonne, der 14. Infanterie-Brigade, deren Führer gefallen war. Den Degen in der Faust, riß er durch sein persönliches Vorbild eine Handvoll tapferer Leute vorwärts und drang durch die Fortlinie in den inneren Raum der Festung. Mit einer einzigen Brigade bemächtigte er sich des durch die noch von den Belgiern besetzte Fortlinie ganz von der Außenwelt abgeschiedenen Kerns der Festung, deren starke Besatzung vor den wenigen Deutschen das Feld räumte. Deutsche Verstärkungen trafen est nach sechsunddreißig Stunden ein. Die Oberste Heeresleitung atmete auf, denn die Gefahr war beseitigt, daß der deutsche rechte Flügel durch die beiden gewaltigen Maassperren, Lüttich und Namur, in den Raum südlich der Maas zusammengedrängt werden könnte. Namur konnte jetzt von Norden her umgangen werden. Unsere Umfassungsbewegung hatte freie Bahn. Nicht nur bei Wedel und mir, in ganz Deutschland erweckte dieser erste deutsche Erfolg helle Begeisterung. In dem Pulverdampf von Lüttich erblickte das deutsche Volk zum erstenmal den großen General, der sich während vier Kriegsjahren mit Ruhm bedeckte, der um die Fahnen der Armee neuen und reichen Lorbeer winden sollte, der trotz dem Gekläff blinder Demagogen und der kindischen Kritik welt- und kriegsfremder Stubengelehrter, trotz seiner späteren politischen Entgleisungen, so bedauerlich sie auch an und für sich waren, immer eine der großen Erscheinungen der deutschen Geschichte bleiben wird: den General Ludendorff.

Lüttich

In den nächsten Tagen freute ich mich mit Wedel der Siege von

Die Marneschlacht

Mülhausen, Saarburg, Neufchâteau, an der Maas und bei Monts, bei Charleroi, Maubeuge, Saint-Quentin. Wir hörten, daß die Ulanen schon die Türme von Paris, daß sie schon den Eifelturm vor sich sähen. Aber bald nachher hatte Wedel einen jüngeren Offizier gesprochen, der, als der Vormarsch in Unordnung geraten war, in den ersten Tagen des September dienstlich bei Moltke gewesen war. Er war entsetzt über das Aussehen des Chefs des Generalstabes, der, als er bei ihm eintrat, gebrochen an seinem Tisch saß, das Gesicht in beide Hände vergraben. Als er aufblickte, sah der Besucher in ein bleiches, von Tränen überströmtes Antlitz. Ein oder zwei Tage später hörte Wedel aus der Umgebung der Kaiserin, sie hätte von ihrem hohen Gemahl ein Telegramm erhalten: „Betet für uns!“

Es wäre eine Anmaßung von meiner Seite, wenn ich mir in strategischen Fragen ein Urteil erlauben wollte, weil ich einst als Husarenleutnant vor dem Zuge geritten bin. Bei unbegrenzter Liebe und Treue für die Armee, deren Uniform ich ein halbes Jahrhundert trug, bin ich mir meiner Unzuständigkeit in dieser Richtung durchaus bewußt. Ich meine aber, daß auch der Laie das Recht hat, nachstehendes zu sagen: Große Konzeptionen, politische wie strategische, lassen sich nicht im voraus auf dem Papier festlegen, um dann Jahre nachher in die Tat umgesetzt zu werden. Solche Konzeptionen sind keine Heringsware, die man einpökeln kann auf einige Jahre. Das hat niemand häufiger und schärfer betont als Bismarck. Napoleon I. hat nicht selten vorher getroffene Dispositionen geändert, wenn er, auf dem Schlachtfeld eingetroffen, während das Gefecht schon im Gange war, sich vor eine neue Situation gestellt sah. Kriegs-Führung und Politik wären einfacher und leichter, als sie in Wirklichkeit sind, wenn der zum Handeln berufene Staatsmann oder Feldherr nur eine Schublade aufzuziehen brauchte, um dort ein für jeden Fall passendes und Erfolg versprechendes Rezept zu finden. Der Plan, den der geniale Graf Alfred Schlieffen eine Reihe von Jahren vor Ausbruch des Weltkrieges ersonnen hatte, konnte Anregungen und Fingerzeige, er konnte sogar die großen Richtlinien der Kriegs-Führung geben. Er durfte nicht als ein Ukas aufgefaßt und behandelt werden, der nun blind und mechanisch ausgeführt wurde. Auch hier gilt das Wort des Apostels, daß der Buchstabe tötet und daß nur der Geist lebendig macht und lebendig erhält. Dem Geist des Schlieffenschen Planes aber wurde Moltke II untreu in wesentlichen und lebenswichtigen Punkten, wie dies die militärische Kritik seitdem nachgewiesen hat und wie das auch der Laie begreift.

Es zeigte sich, wie berechtigt die Zweifel und Besorgnisse gewesen waren, die der arme Moltke im September 1905 mir gegenüber zum Ausdruck gebracht hatte, als wir um den Wasserturm am Hippodrom ritten, als er mir auseinandersetzte, wie schwere Bedenken er gegen die Übernahme der

für den Kriegsfall mit einer so ungeheuren Verantwortung verbundenen Stellung des Chefs des Generalstabs empfinde. Es zeigte sich, welche Gefahren es in sich barg, daß Wilhelm II. Posten, von deren richtiger Besetzung Sieg oder Niederlage, Aufstieg oder Untergang, Wohl und Wehe des Reiches abhingen, nach persönlicher Sympathie oder Antipathie zu besetzen geneigt war. Ein reiner und lauterer Mensch, mit den besten Absichten, gewissenhaft und pflichttreu, Idealist durch und durch, gehörte der Neffe des großen Schlachtendenkers, des Organisators der Siege von Sadowa und Sedan, in die Reihe jener unglücklichen Feldherren, die von Mardonios und Varus bis zu Benedek und Trochu das Mitleid aller menschlich Empfindenden erwecken, die aber vor dem Richterstuhl der Geschichte nicht bestehen.

Belgien und der deutsche Angriffsplan

Als der Rückzug unserer Heere amtlich in der Form zugestanden wurde, daß wir unseren rechten Flügel „zurückgebogen" hätten, machte sich Fürst Wedel, der manche guten militärischen Verbindungen hatte, keine Illusionen darüber, daß der deutsche Angriffsplan vereitelt worden war. Ich stimmte mit ihm darin überein, daß damit unser Einmarsch in Belgien als ein ungeheuerlicher Fehler erscheinen mußte. Es gibt Aktionen, die nur zu verteidigen sind, wenn sie reüssieren. Dann kann manchmal das Wort des Macchiavelli zutreffen, daß auch eine schlimme Handlung nützlich, segensreich und gut erscheine, wenn sie gelinge. Cosa fatta capo ha! Aber eine zweifelhafte Handlung, die scheitert, ist schwerer zu rechtfertigen. Als es uns weder gelang, den durch das Ultimatum an Serbien provozierten Konflikt zu lokalisieren, wie Bethmann und Jagow dies erwartet hatten, noch mit dem Einmarsch in Belgien den französischen Widerstand rasch und endgültig zu brechen, lag es auf der Hand, daß wir uns moralisch ins Unrecht gesetzt hatten, ohne einen entsprechenden realen politischen Gewinn zu erzielen. „Quand on fait des crasses, il faut qu'elles réussissent", pflegte meine geistreiche Petersburger Freundin Missy Durnow zu sagen.

Daß unser Einmarsch in Belgien und damit verbunden die Verletzung der Souveränität und Neutralität Belgiens und von uns unterzeichneter und während eines Jahrhunderts von aller Welt respektierter Verträge ein Schritt von der allergrößten politischen Tragweite war, konnte nicht zweifelhaft sein. Verschärft wurde dieser Fehler durch die ungeheuerliche Rede, die Bethmann Hollweg am 4. August 1914 im Reichstag hielt. Selten oder nie hat ein für die Sicherheit und Zukunft eines großen Volkes verantwortlicher Staatsmann in einem Augenblick weltgeschichtlicher Entscheidung eine ungeschicktere, eine unglücklichere, eine unheilvollere Rede gehalten. Vor dem eigenen Lande und vor der ganzen Welt erklärte der deutsche, nicht etwa der französische oder belgische leitende

Staatsmann, daß wir mit dem Einmarsch in Belgien ein Unrecht begingen, daß aber Not kein Gebot kenne. Die Stunde, in der ich diese Rede las, wird mir unvergeßlich bleiben, denn selten in meinem Leben habe ich einen solchen Seelenkrampf empfunden. Ich verstand, was die Leute aus dem Volke, was die Kinder meinen, wenn sie sagen: „Das Herz stand mir still." Ich fühlte, daß wir uns mit dieser programmatischen Erklärung a priori alle Imponderabilien verscherzt hatten, daß wir nach dieser unqualifizierbar einfältigen Rede die öffentliche Meinung der ganzen Welt gegen uns haben würden. Und am Abend desselben Unglückstages, des 4. August 1914, bezeichnete der deutsche Reichskanzler in seiner Unterredung mit dem englischen Botschafter, Sir Edward Goschen, die internationalen Verträge, auf denen die Neutralität Belgiens beruhte, als einen Fetzen Papier, un chiffon de papier, a scrape of paper. Seit jenem 15. Juli 1870, wo dem französischen Ministerpräsidenten, Emile Ollivier, im Pariser Corps législatif das Wort cœur léger entfuhr, war kein verhängnisvolleres Wort gesprochen worden. Ollivier, der in öffentlicher Parlamentssitzung von dem leichten Herzen gesprochen hatte, mit dem er in den Krieg zöge, blieb nichts anderes übrig, als den, übrigens mißlungenen, Versuch zu machen, sich in einem dickleibigen Buch zu diskulpieren. Für Bethmann Hollweg, der seine Dummheit unter vier Augen von sich gegeben hatte, lag die Sache erheblich einfacher und leichter. Man brauchte wahrhaftig kein Macchiavelli zu sein, um zu begreifen, daß, wenn Bethmann Hollweg seine unselige Äußerung in einem Augenblick seelischen Zusammenbruchs wirklich gemacht hatte, die Staatsräson und die höchsten Interessen der Nation ihm geboten, sie umgehend und kategorisch dementieren zu lassen. Es stand Behauptung gegen Behauptung, der Negation kam der gleiche Wert zu wie der Affirmation. Bethmann durfte das deutsche Volk nicht mit diesem fürchterlichen Wort belasten, das die Entente während des ganzen Weltkrieges und bis zum Frieden von Versailles mit systematischer Ausdauer der öffentlichen Meinung der Welt einhämmerte, um Deutschland als ruchlosen Vertragsbrecher hinzustellen und einem solchen Volke gegenüber besondere Schutzmaßnahmen als notwendig erscheinen zu lassen. Man denke sich Bismarck, man denke sich auch nur Talleyrand oder Metternich in einer solchen Situation! Wie ganz anders war die Haltung, die Fürst Clemens Metternich gegenüber einem Napoleon in der berühmten Dresdener Unterhaltung von 1813 zur Schau trug, wie anders das Auftreten des Fürsten Talleyrand in seiner von ihm selbst in seinem bekannten Bericht an Louis XVIII wiedergegebenen Unterredung mit Kaiser Alexander I. 1814, während des Wiener Kongresses: Metternich ganz der Grandseigneur, der nie aus der Fassung gerät, Talleyrand der geschickte Diplomat, der sich mit Takt, mit Aplomb und in guter Form aus jeder Affäre herauszieht.

Übersetzung der englischen Note an Deutschland wegen der Neutralität Belgiens.

Durch den englischen Botschafter Sir E. Goschen dem Staatssekretär von Jagow am 4. August überreicht

(Zu S. 175)

Notiz.

Sir E. Goschen ist von Sir Edward Grey benachrichtigt worden, daß S. M. der König der Belgier an S. M. König Georg eine Bitte um diplomatische Intervention zugunsten Belgiens gerichtet hat.

Sr. M. Regierung hat auch erfahren, daß die deutsche Regierung an die belgische Regierung eine Note gerichtet und ihr vorgeschlagen hat, wohlwollende Neutralität zu beobachten, die freien Durchmarsch durch belgisches Gebiet zur Folge haben würde, während Deutschland verspricht, bei Friedensschluß die Unabhängigkeit und Integrität des Königreichs und seiner Besitzungen aufrechtzuerhalten, jedoch droht, Belgien im Falle einer Weigerung als Feind zu betrachten. Es wurde verlangt, daß innerhalb zwölf Stunden eine Antwort gegeben werde.

Sr. Majestät Regierung hat auch gehört, daß diese Forderung als eine offenkundige Verletzung des Völkerrechts energisch zurückgewiesen worden ist. Sir Edward Grey erklärt, daß Sr. M. Regierung verpflichtet ist, gegen die Verletzung eines Vertrags zu protestieren, den Deutschland gemeinsam mit ihr selbst geschlossen hat, und daß sie eine Zusicherung verlangen muß, daß die an Belgien gestellte Forderung nicht weiter verfolgt werden wird, und daß Deutschland die Neutralität Belgiens achten wird.

Sir Edward Goschen ist angewiesen, um eine umgehende Antwort zu ersuchen.

Berlin, 4. August 1914.

Randvermerk Jagows: „Von Sir E. Goschen heute nachmittag überreicht 4/8. v. J." Der Kaiser vermerkt darauf am gleichen Tage: „7 h. N. M." (7 Uhr nachmittag) und ordnet durch Randverfügung Weiterleitung an den Chef des Generalstabs an. Jagow vermerkte auf der Innenseite der Ausfertigung: „Ich habe Sir E. Goschen geantwortet, daß wir die belgische Neutralität aus Notwehr hätten

verletzen müssen, ich habe alle unsere zwingenden Gründe auseinandergesetzt und alle in London abgegebenen Versicherungen nochmals wiederholt. Jagow.“

Am gleichen Tage abends 7 Uhr erschien der englische Botschafter aufs neue im Auswärtigen Amt und überreichte dem Staatssekretär von Jagow das englische Ultimatum und verlangte gleichzeitig seine Pässe, da ein Nachgeben von deutscher Seite nicht in Aussicht gestellt werden konnte. Die Note hatte in deutscher Übersetzung folgenden Wortlaut:

„Sr. M. Regierung erfährt, daß Deutschland an den belgischen Minister des Auswärtigen eine Note des Inhalts gerichtet hat, daß die deutsche Regierung nötigenfalls mit Waffengewalt Maßnahmen, die sie für unentbehrlich hält, durchzuführen gezwungen sein werde. Sr. M. Regierung hat auch erfahren, daß belgisches Gebiet bei Gemmenich verletzt worden ist.

Unter diesen Umständen und in Anbetracht der Tatsache, daß Deutschland sich geweigert hat, in betreff Belgiens die gleiche Versicherung zu erteilen, die Frankreich vergangene Woche als Antwort auf das gleichzeitig in Berlin und Paris gestellte Ersuchen abgegeben hat, muß Sr. M. Regierung dieses Ersuchen wiederholen und verlangen, daß hierauf und auf die von Sir Edward Goschen früher im Laufe des Nachmittags gemachte Mitteilung bis heute 12 Uhr nachts eine zufriedenstellende Antwort in London eingeht. Andernfalls ist Sir Edward Goschen angewiesen, seine Pässe zu verlangen und mitzuteilen, daß Sr. M. Regierung sich für verpflichtet hält, alle in ihrer Macht liegenden Schritte zu tun, um die Neutralität Belgiens und die Einhaltung eines Vertrages zu sichern, zu dessen Unterzeichnern Deutschland ebenso gehört wie Sr. M. Regierung.“

A 15930 pr. 4. August 1914 p.m.

Aide Mémoi

Sir Edward Goschen

Edward Grey that His Ma

Belgians has addressed t

appeal for diplomatic in

Belgium.

His Majesty's Gove

a Note has been delivere

by the German Government

entailing free passage t

promising to maintain at

independence and integri

possessions, threatening

Russland 104

A 15930 pr. 4. August 1914 p.m.

Von Sir E. Goschen

Fünfte Hauptsache

übermittelt. 4/8.14

Aide Mémoire.

Sir Edward Goschen has been informed by Sir Edward Grey that His Majesty The King of the Belgians has addressed to His Majesty King George an appeal for diplomatic intervention on behalf of Belgium.

His Majesty's Government are also informed that a Note has been delivered to the Belgian Government by the German Government proposing friendly neutrality entailing free passage through Belgian territory and promising to maintain at the conclusion of peace the independence and integrity of the Kingdom and its possessions, threatening to treat Belgium as an

enemy

Russland 104

Kenntnis genommen.
Berlin, den 5. 8 1914.
Der Chef des Generalstabes der Armee
J. A.
von Tabor
Oberstleutnant

Ich habe Sie E. Exzellenz gehorsamst,
bitte mich die Leitung Universitäts
und Reichsamt [illegible] benachrichtigen müssen,
ich habe alle unsere gemeinsamen Sorgen,
die übernommen hat und alle in Sorten
abgegebenen Verfügungen vorgemeldet werden
soll.

Jagow

enemy in case of refusal. It was requested that an answer might be returned within twelve hours.

His Majesty's Government also understand that this request has been categorically refused by Belgium as a flagrant violation of the Law of Nations.

Sir Edward Grey states that His Majesty's Government are bound to protest against this violation of a Treaty to which Germany is a party in common with themselves and that they must request an assurance that the demand made upon Belgium will not be proceeded with and that Germany will respect the neutrality of Belgium.

Sir Edward Goschen is instructed to ask for an immediate reply.

BERLIN, August 4, 1914.

XIV. KAPITEL

War der Weltkrieg zu vermeiden? • Warum wurde die Flotte nicht eingesetzt? • Die oberste militärische Führung • Generaloberst von Moltke • Die Mission des Oberstleutnants Hentsch • Die Schlacht bei Tannenberg • General von Falkenhayn Nachfolger Moltkes • Für uns bedenkliche Entwicklung der Dinge in Rom • Der österreichisch-ungarische Botschafter Merey • Passivität des deutschen Botschafters Flotow • Italiens Neutralitätserklärung

Francis Charmes über den Kriegsausbruch

Nach der unseligen Kanzlerrede vom 4. August 1914 las ich mit trüben Ahnungen in der politischen Chronik der „Revue des Deux Mondes" die Ausführungen, mit denen mein alter Freund, Francis Charmes, ein guter Franzose und Schüler von Gambetta, aber ein ruhiger und maßvoller Politiker und Publizist, den Ausbruch des Krieges begrüßte. Es hieß in diesem Artikel: „La guerre s'est présentée à nous dans des conditions telles que, même dans nos rêves, nous n'aurions jamais pu en imaginer de plus favorables. Si une fée tutélaire était venue nous dire: La guerre est certaine, inévitable, prochaine: comment préférez-vous, comment souhaitez-vous qu'elle s'engage? qu'aurions — nous pu répondre, sinon en exprimant le désir que, dès le premier moment, la Russie, notre alliée, et l'Angleterre, notre amie, marchassent résolument avec nous, que l'Italie, notre sœur latine, désapprouvant l'aggression dont nous aurions été l'objet refusât de s'y associer et proclamât sa neutralité en attendant mieux; que des puissances, petites par leur territoire mais très grandes par le cœur, fussent provoquées et envahies au mépris de la foi jurée, de manière à ce que leur cause se confondit avec la nôtre et à ce que l'opinion du monde civilisé, se prononçant en leur faveur, mît également son espoir en nous? Nous aurions demandé que ces mille ‚forces impondérables' dont Bismarck connaissait la valeur fussent de notre côté. Eh bien: tous ce vœux dont la réalisation totale paraissait si difficile que nous n'aurions pas osé les exprimer, tous ont été exaucés. Nous ne savons pas ce que sera la suite de la campagne, mais elle ne pouvait mieux commencer. Nous le disons hardiment: toutes les chances sont de notre côté." Eheu! Wir hatten diplomatisch, politisch den Krieg verloren, bevor der erste Schuß gefallen war.

In alten Zeiten war in Tierarzneischulen ein Bild zu sehen, das das Gerippe eines Pferdes darstellte. Über dem Bild stand als Aufschrift: „Das

kranke Pferd." Auf dem Gerippe waren bildlich alle Krankheiten angegeben, von denen ein armes Roß befallen werden kann, vom Rotz bis zur Strahlfäule. In der Hochschule für Politik, die für die Ausbildung unserer künftigen diplomatischen Beamten vor einiger Zeit ins Leben gerufen wurde, sollte ein Spezialkursus eingerichtet werden, der an den von der deutschen Politik im Hochsommer 1914 begangenen Fehlern den Schülern zeigt, wie Diplomaten es nicht machen dürfen, der die Stümperei von Bethmann Hollweg und Jagow dem diplomatischen Nachwuchs als abschreckendes Beispiel vor Augen führt: Hier seht, wie ihr es nicht machen sollt, wie ihr es nicht machen dürft! Bethmann und Jagow täuschten sich im Sommer 1914 in allem und jedem. Sie täuschten sich in der von ihnen vorausgesetzten Zugkraft der Mordtat von Sarajewo, die, wie sie fälschlich annahmen, alle Mächte an die Seite Österreichs führen würde. Gegenüber der russischen Mentalität war, wie ich dies Bethmann vorausgesagt hatte, diese Zugkraft von vornherein sehr gering. Und auch im Westen versagte sie, als dort die Übertreibungen, die Schroffheit und Plumpheit der österreichischen Forderungen und Pläne zutage traten. Die Leiter unserer auswärtigen Politik täuschten sich in Italien und in Rumänien, die sie zu übertölpeln und zu überrennen dachten, die sich aber mit Rußland und Frankreich hinter sich und gestützt auf den Wortlaut der Dreibundsverträge weder überlisten noch einschüchtern ließen. Bethmann und Jagow täuschten sich vor allem in England. Bethmann hat jedermann, dem Kaiser Wilhelm II. wie dem Bundesrat, dem österreichisch-ungarischen Botschafter wie den deutschen Vertretern im Auslande versichert, wir könnten mit Sicherheit darauf rechnen, daß England wenigstens im ersten Stadium des Krieges neutral bleiben würde. Wahn, überall Wahn. Wie ich schon hervorhob, bestand der wohl allergröbste Fehler der vier oder fünf Personen, die uns ins Verderben führten, darin, daß sie Beschlüsse von solcher Tragweite in der Dunkelkammer des Auswärtigen Amts faßten, ohne irgend jemand um Rat zu fragen, weder erfahrene Diplomaten noch kluge Männer des wirtschaftlichen Lebens, wie Albert Ballin, Arthur Gwinner, Emil Rathenau, Max Warburg, Karl Fürstenberg, Paul von Schwabach. Seufzend sagte mir Albert Ballin im zweiten Jahr des Weltkrieges: „Wenn ich im Sommer 1914 etwas gewußt hätte von dem, was Bethmann Hollweg und Jagow vorhatten, wenn ich eine Ahnung gehabt hätte von dem geplanten Ultimatum und der in Aussicht genommenen Strafexpedition gegen Serbien, so würde ich auf alle Fälle Deutschland wenigstens rechtzeitig mit Getreide vollgepumpt haben." Das Ungeschick, mit dem unser Comité — nicht de Salut public, sondern de Catastrophe publique — die durch das Ultimatum hervorgerufene Weltkrisis weiter behandelte, spottete jeder Beschreibung. Die englischen Ver-

Die Weltkrise durch das Ultimatum

mittlungsvorschläge wurden a limine abgelehnt, verschleppt oder sabotiert.

Ich wiederhole noch einmal: Nicht als ob die Lenker der deutschen Politik den Weltkrieg gewollt hätten, sondern weil sie sich törichterweise einbildeten, es werde ihnen gelingen, eine österreichische Strafexpedition zur „Züchtigung" Serbiens in Szene zu setzen, ohne daß es zu einem europäischen Kriege käme. Dadurch wurde nicht nur die Gefahr des von Poincaré und Delcassé, von Paléologue und Cambon, von den englischen Jingoes wie von dem Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch und den montenegrinischen Großfürstinnen gewünschten Weltbrandes gesteigert, sondern wir kamen in den unberechtigten und tatsächlich ganz unbegründeten Verdacht, den Krieg gewollt und absichtlich herbeigeführt zu haben. Während das deutsche Volk ehrlich davon überzeugt war, daß es das Opfer eines heimtückischen Überfalls geworden sei, hielt uns die ganze Welt für den Brandstifter, der mit dem Ultimatum an Serbien die Fackel in das europäische Pulverfaß geschleudert und überdies durch die Verletzung der belgischen Neutralität einen unerhörten Bruch beschworener Verträge wie des Völkerrechts begangen habe. Während wir nicht für eine zugkräftige Parole gesorgt hatten, um die öffentliche Meinung der Welt auf unsere Seite zu bringen, lieferten wir durch unsere ungeschickte Politik unseren Feinden zwei Argumente, mit denen sie die Weltmeinung für sich gewannen: daß das große Österreich das kleine Serbien überfallen und daß Deutschland durch seinen Einmarsch in Belgien das internationale Völkerrecht verletzt hätte. Unsere ungeschickte Propaganda tat das übrige. Wir leugneten, daß wir den Inhalt des Ultimatums gekannt hätten. Nun mußten wir aber selbst zugeben, daß der österreichisch-ungarische Minister des Äußern, Graf Berchtold, am 21. Juli vormittags die Note an Serbien unserem Botschafter Tschirschky zugestellt hatte. Wenn Tschirschky diese Note, deren Tragweite ihm doch nicht einen Augenblick zweifelhaft sein konnte, sogleich durch einen seiner Beamten nach Berlin schickte, so lag sie am 22. Juli vormittags auf dem Tisch des Reichskanzlers und des Staatssekretärs.

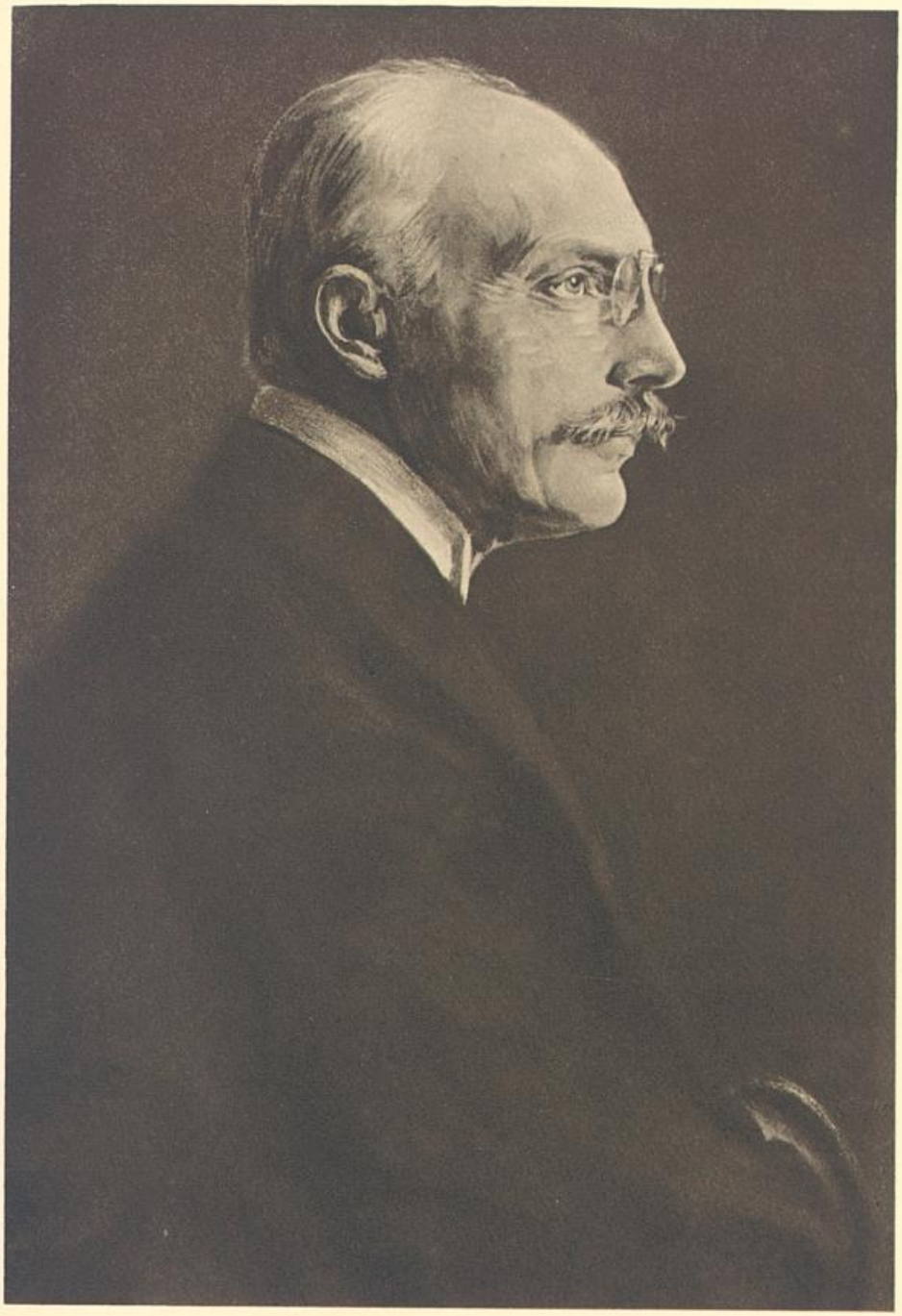
Die Note an Serbien

Wir hatten also noch achtzehn Stunden Zeit, die Übergabe des Ultimatums in Belgrad aufzuhalten, die erst am 23. Juli, nachmittags sechs Uhr, erfolgte. Wobei zweierlei nicht zu vergessen ist: Erstens, daß das Auswärtige Amt den Inhalt des Ultimatums in Wirklichkeit schon früher kannte, wie dies aus dem bekannten Bericht des bayrischen Geschäftsträgers in Berlin, des Legationsrats von Schön, und aus einer ebenso bekannten, gleichzeitigen Äußerung des bayrischen Ministerpräsidenten Hertling gegenüber dem französischen Gesandten in München, Herrn Allizé, hervorgeht. Übrigens ist noch die Frage, was politisch der schlimmere

Fehler gewesen wäre: dem Wiener Kabinett die Absendung einer derartigen Note an Serbien in voller Kenntnis ihres Inhalts zu erlauben oder Österreich-Ungarn einen Blanko-Wechsel für seine Politik gegenüber Serbien auszustellen. Der kluge Ballin hat mir mehrmals gesagt, daß er die zweite Alternative für die noch größere Dummheit hielte. Wenn er die Absicht habe, seinem Sozius zu erlauben, ihr gemeinschaftliches Kapital in Monte Carlo auf Rot oder Schwarz, Pair oder Impair zu setzen, so wolle er wenigstens selbst dabei sein, wenn sein Kompagnon den Coup riskiere. Daß er aber seinen Sozius allein nach Monte Carlo reisen lasse und dessen eigenem Ermessen alles Weitere anheimstelle, sei das Allerdämlichste. Noch unverzeihlicher war, ich muß auch dies wiederholen, daß Bethmann und Jagow, nachdem sie Zeit gehabt hatten, das Ultimatum gründlich zu studieren, nicht wenigstens in Wien kategorisch erklärten, der Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen Österreich-Ungarn und Serbien und gar ein militärisches Vorgehen Österreichs gegen Serbien dürfe keinesfalls erfolgen, bevor wir die serbische Antwort sorgsam geprüft hätten. Im Gegenteil: Je gefährlicher die Situation sich zuspitzte, um so mehr gerieten Bethmann und Jagow, Wilhelm Stumm und Diego Bergen in immer größere, schließlich blinde Abhängigkeit vom Wiener Ballplatz, wo Graf Leopold Berchtold thronte. Bei Jagow spielte hierbei, wie ich schon andeutete, kleinjunkerliche Voreingenommenheit für die „ehrwürdige und heilige" habsburgische Monarchie mit. Den anderen Mitgliedern der Berliner Zentrale, die das waren, was adliger Hochmut „Roturiers" nennt, imponierte ein Vollblutaristokrat, Vliesritter und großer Kavalier wie Berchtold, der einen Rennstall hielt, glänzende Jagden gab und von sich zu sagen pflegte, daß es für ihn als Minister nur zwei wirklich angenehme Augenblicke gäbe: den Moment seiner Ernennung, wo er als Nachfolger des Fürsten Clemens Metternich und des Fürsten Felix Schwarzenberg die Glückwünsche seiner Standesgenossen entgegengenommen habe, und den Tag, wo er seinen Abschied einreichen werde, um sich nur noch der Jagd und seinem Rennstall zu widmen. Von einem solchen Schwachmatikus ließen sich Bethmann und seine Mitarbeiter in Krieg und Verderben verstricken. Ohne den Krieg zu wollen, nur aus Einfältigkeit.

1908 und 1914

Nur einmal im Laufe jener verhängnisvollen Entwicklung hat sich Bethmann Hollweg zu einer einigermaßen klaren Verwahrung aufgerafft, als er am 29. Juli von Österreich die Wiederaufnahme der abgebrochenen direkten Besprechungen mit St. Petersburg mit den Worten forderte: „Wir sind zwar bereit, unsere Bündnispflicht zu erfüllen, müssen es aber ablehnen, uns von Wien leichtfertig und ohne Beachtung unserer Ratschläge in einen Weltbrand hineinziehen zu lassen." Nachdem Bethmann, Jagow und mit ihnen leider auch Wilhelm II. von Anfang an Österreich Carte



v. Tschirschky und Bögendorff, Deutscher Botschafter in Wien

blanche gegeben und es in seinem weiteren Vorgehen bestärkt und ermuntert hatten, mußte diese um zehn Tage verspätete Warnung wirkungslos verpuffen.

Es scheint, daß Bethmann der Gedanke vorschwebte, meine Taktik während der bosnischen Krisis, die sich fast sechs Jahre vor dem Weltkrieg abgespielt hatte, mit dem Ultimatum an Serbien nachzuahmen. Nun gibt es aber in der auswärtigen Politik nichts Bedenklicheres, als, um mit dem Fürsten Bismarck zu reden, nach einem Simile zu arbeiten, denn diplomatische Situationen gleichen sich nie vollständig. Die Umstände, die in Frage kommenden Persönlichkeiten, die Stimmungen und Strömungen sind immer verschieden. Der Polizeipräsident, der eine Verordnung für den Marktverkehr ausarbeitet, mag nach einem Simile greifen. Wer Politik treiben will, muß eigene Gedanken haben. Schon Kiderlen war in den Fehler verfallen, mit dem Panthersprung nach Agadir die Politik nachahmen zu wollen, mit der ich durch den Kaiserbesuch in Tanger den damals für uns und den Weltfrieden gefährlichsten Gegner, Delcassé, für viele Jahre mattsetzte. Mit Tanger erreichte ich diesen Zweck. Agadir mißlang. Es glich jenem Vorgang, der sich gelegentlich bei Feuerwerken ereignet: Statt gerade in die Luft zu steigen, fährt die Rakete den Umstehenden zwischen die Beine und richtet Verwirrung und Schaden an. Noch weit verfehlter als der Kiderlensche Panthersprung war der Gedanke Bethmanns, mit seiner Ultimatumspolitik meine Behandlung der bosnischen Krise zu imitieren. Bethmann wollte endlich einmal auch einen politischen Erfolg haben. Wie Sasonow im April 1914 mit Recht an den russischen Botschafter in Rom geschrieben hatte, lagen aber die Verhältnisse 1914 total anders als 1908, sechs Jahre früher. Rußland war 1908 durch eine Reihe von vertraulichen Noten und Verabredungen gebunden, insbesondere durch einen Brief seines Ministers des Auswärtigen, Iswolski, der eine nicht wegzuleugnende Invite an Österreich enthielt. 1908 hatte ich Österreich fest in der Hand und war sicher, daß es die ihm von mir gezogene Grenze nicht überschreiten würde. Ich verlor weder die Fühlung mit Rußland noch auch die mit Italien. Um mich französisch auszudrücken: Je jouais sur le velours. 1914 hatte Bethmann keine anderen Atouts in seinem diplomatischen Spiel als die durch die Ermordung des Erzherzogs Franz Ferdinand erweckte Entrüstung, die sich verflüchtigte, als die eigentlichen Motive und wahren Ziele der Berchtold und Conrad von Hötzendorf zutage traten und damit die Möglichkeit eines Weltbrandes. Si duo faciunt idem, non est idem. Das gilt namentlich für die Politik, wo alles fließt.

Ich weiß wohl, daß die Meinung weit verbreitet ist, der Weltkrieg würde, auch wenn er 1914 vermieden worden wäre, 1915 oder 1916 doch gekommen sein. Der Weltkrieg wäre ein unentrinnbares Fatum gewesen. Ich halte

diese Auffassung für grundfalsch. Ich glaube nicht an die zwangsläufige Entwicklung. Ich halte es mit Napoleon, der einem geschlagenen Unterbefehlshaber erwiderte, der sich mit der „fatalité" entschuldigte: „La fatalité, l'excuse des incapables et des maladroits." Wir konnten mit einer ruhigen und gewandten Hand 1914 ebensogut den Frieden wahren, wie wir ihn 1888, 1905 und 1909 erhalten hatten. Jedenfalls brauchte sich das Deutsche Reich nicht unter einer derartig ungünstigen Konstellation, in so ungeschickter Weise, am Wiener Gängelband in diesen furchtbaren Krieg verstricken zu lassen.

Die U-Boot-Waffe

Es ist begreiflich, daß ich, der ich an dem Ausbau unserer Flotte einen großen Anteil gehabt habe, ihrer Betätigung im Kriege mit Spannung, mit hohen Erwartungen entgegensah. Die Tüchtigkeit unserer Matrosen, die Intelligenz und der glänzende Geist unserer Seeoffiziere, die Stimmung in der Heimat, die mit vollem Vertrauen auf unsere blauen Jungen blickte, berechtigten zu stolzen Hoffnungen. Ich war, wie ich schon ausgeführt habe und wie ziemlich allgemein bekannt ist, bei aller Hochachtung für die ungewöhnliche Persönlichkeit des Großadmirals von Tirpitz, sein Organisationstalent und seine Tatkraft doch seit dem Beginn des methodischen Ausbaus der Flotte, der mit der Ernennung von Tirpitz zum Staatssekretär des Reichsmarineamtes und meiner Ernennung zum Staatssekretär des Auswärtigen Amts zusammenfällt, nicht ganz damit einverstanden, daß Tirpitz das Hauptgewicht gar so sehr auf den Bau großer Kampfschiffe legte. Ich hätte es lieber gesehen, wenn Tirpitz, dem ihm vom greisen Bismarck erteilten Rat folgend, mehr Kreuzer auf Kiel gelegt, wenn er später, als die neue Waffe aufkam, rechtzeitig und in möglichst großer Zahl U-Boote gebaut, wenn er eifriger für Flugzeuge gesorgt hätte. Laie auf diesem Gebiet und weit entfernt, in eine mir fernliegende Materie dilettantisch einzugreifen, hatte ich doch das instinktive Gefühl, daß wir mit einem forcierten Bau von Groß- und Schlachtschiffen die Engländer immer mißtrauischer machten, sie schwer reizten, ohne sie doch überflügeln zu können. Das U-Boot erschien meinem Laienverstand als die Schleuder, mit welcher der kleine David, wenn ihm Wagemut und Glück nicht fehlen, den großen Goliath bezwingt. Nach dem Ende des Weltkrieges schrieb der englische Admiral Scott: „Wenn Kaiser Wilhelm im Herbst 1914 den Vorschlag, England durch U-Boote zu blockieren, angenommen hätte, so würde damals eine solche Blockade in kürzester Zeit den Zusammenbruch herbeigeführt haben." Und als im Dezember 1914 der Kaiser den Admiral Ingenohl, der unter sehr günstigen Gefechtsbedingungen den Kampf mit einem englischen Geschwader aufnehmen wollte, zwang, abzudrehen und nach Wilhelmshaven zurückzukehren, schrieb Admiral Scheer, der spätere Sieger von Skagerrak: „Der Eindruck, eine selten günstige Gelegenheit

versäumt zu haben, blieb haften, die Wiederkehr einer solchen Gelegenheit war kaum zu erwarten." Und Tirpitz erklärte direkt: „Am 16. Dezember hatte Ingenohl das Schicksal Deutschlands in der Hand."

Die Nichteinsetzung der Schlachtflotte

Woran lag es, daß unsere Schlachtflotte nicht rechtzeitig eingesetzt wurde? Von Generalstabsoffizieren ist mir versichert worden, daß Schlieffen wie Moltke auf eine sofortige und offensive deutsche Kriegführung auf hoher See immer großen Wert gelegt hätten. Der Großadmiral Tirpitz stand auf dem gleichen Standpunkt und wünschte grundsätzlich eine baldmöglichste Entscheidung zur See, nicht nur, weil er sich von einer solchen vollen Erfolg versprach, sondern auch, um zu beweisen, daß die von ihm geschmiedete Waffe schlagfertig und schlagkräftig sei. Aber der Kaiser, das lahme Auswärtige Amt und der schwankende, ängstliche Reichskanzler dachten anders. Wilhelm II. hatte von Anfang an, seitdem er begann die Flotte zu bauen, der Gedanke ganz ferngelegen, seine Marine kriegerisch zu verwenden. Eine möglichst starke deutsche Seemacht sollte nur eine Schutzwehr gegen Friedensstörungen sein. Sie sollte auch gelegentlich die Möglichkeit zu prächtigen Manövern bieten. Mehr nicht. Der Kaiser kannte jedes einzelne seiner Kampfschiffe. Er hatte auf jedem seine besondere Kabine, jede Kabine mit Komfort eingerichtet, mit allen Toilettengegenständen, die ihm sein biederer Leibjäger, Vater Schulz, aufgebaut hatte, mit allen Bildern seiner Lieben an der Wand. Diese seine schönen, ihm ans Herz gewachsenen Schiffe dem Untergang auszusetzen, brachte er nicht über sich. Das kam ihm ähnlich vor, als wenn man einem Rennstallbesitzer vorgeschlagen hätte, seine edelsten Rennpferde vor die Erntewagen zu spannen mit der Gefahr, daß sie lahmgefahren würden. Der Kaiser wollte die Flotte „schonen", Bethmann Hollweg wollte die Engländer „nicht reizen". So begegneten sich beide in der Formel, daß die Flotte bis zum Friedensschluß unversehrt erhalten werden müsse, um dann bei den Friedensverhandlungen in die Waagschale gelegt zu werden. Das Ende war Scapa Flow.

Die Lage an der Westfront

Ich habe schon darauf hingewiesen, daß die Vorwürfe, welche die retrospektive militärische Kritik dem Generaloberst Moltke macht, auch demjenigen, der nie die karmoisinroten Streifen des Generalstäblers trug, berechtigt erscheinen. Der Vorwurf, der ihm vor allem gemacht werden muß, ist, daß er die Zügel am Boden schleifen ließ, daß er die Armeeführung nicht in der Hand behielt, daß sein Standort, erst Koblenz, dann Luxemburg, von dem entscheidenden rechten deutschen Flügel zu weit entfernt war, daß er nicht einmal für bessere Verständigungsmöglichkeiten zwischen sich und den betreffenden Hauptquartieren des rechten Flügels gesorgt hatte. Die einzelnen Armeen leisteten Glänzendes, aber es fehlte die zentrale Leitung, die einheitliche Hand, die alle Einzelhandlungen in Überein-

stimmung brachte. Als die Lage an der französischen Front immer kritischer wurde, hätte Moltke selbst die drei Armeen des rechten Flügels aufsuchen müssen, um sich de visu über den Stand der Dinge zu unterrichten und die Einheitlichkeit der Kampfhandlung sicherzustellen. Statt dessen entsandte er in der entscheidenden Stunde, am 8. September, einen Abteilungschef seines Stabes, den Oberstleutnant Hentsch, zu den drei Armeen des rechten Flügels, legte die Entscheidung in dessen Hand, erwähnte in seiner letzten mündlichen Instruktion an ihn die Möglichkeit eines Ausweichens, gab sogar Hinweise für die Richtung eines erforderlich werdenden Rückzuges. Von allen Offizieren seines Stabes war Hentsch derjenige, bei dem die angeborene Farbe der Entschließung am meisten von des ängstlichen und schwankenden Gedankens Blässe angekränkelt war. Gerade darum war er dem Chef sympathisch. Als Hentsch, dem das Schicksal der Schlacht, des Feldzuges, der Armee, des Landes in die Hand gegeben war, bei dem Oberkommando der zweiten Armee eine ungünstige Auffassung der Lage vorfand, empfahl er deren Führer, dem Generalfeldmarschall von Bülow, Zurückgehen in nordöstlicher Richtung. Unmittelbar nachher drängte er den Oberkommandierenden der ersten Armee, den Generaloberst v. Kluck, den er inzwischen aufgesucht hatte, gleichfalls zum Rückmarsch. Die Franzosen und Engländer fühlten sich so wenig als Sieger, daß sie den Rückzug der Deutschen nicht störten. Erst später konstruierten französische Ruhmredigkeit und französische Gewandtheit das „Marne-Wunder", „Le Miracle de la Marne", das Frankreich und, wie die Franzosen behaupten, die ganze Welt vor deutscher Raubsucht und Eroberungslust gerettet habe.

Statt Moltkes Falkenhayn

Wohl mußte den Franzosen, deren Regierung am 2. September, vierundvierzig Jahre nach dem Tage von Sedan, fluchtartig Paris verlassen und ihren Sitz nach Bordeaux verlegt hatte, der plötzliche Rückzug der Deutschen wie ein Mirakel erscheinen. Wunderbar, verwunderlich und entsetzlich war aber vor allem, daß der Nachfolger von Moltke I und Schlieffen so gar nicht auf der Höhe seiner Vorgänger stand. Unter dem Druck der auf ihm lastenden Verantwortung war er zusammengebrochen. Seinen kraftlosen Händen war im entscheidenden Augenblick die Führung entglitten. Truppe und Unterführer hatten gesiegt, die oberste Heeresleitung hatte versagt. Moltke soll gehofft haben, daß die Zurücknahme des rechten Flügels nach einigen Tagen durch eine neue Offensive wettgemacht werden könnte. Ich hörte, daß er mit der dritten, vierten und fünften Armee die Vorwärtsbewegung wieder in Gang bringen wolle. Aber schon am 10. September wurde dieser Gedanke wieder aufgegeben, am 11. September erschien ihm sogar das Ausharren dieser Armeen in ihren augenblicklichen Stellungen untunlich, und auch für sie wurde der Rückzug

angeordnet. Moltke hat mir später mit Tränen in den Augen erzählt, daß die seelischen Schmerzen, die er in diesen Tagen, gleichzeitig körperlich leidend, durchgemacht hätte, „unsägliche" gewesen wären. Der Kaiser, an seinem langjährigen Freund irre geworden und nach seiner Art von einem Extrem in das andere fallend, hatte ihm mit barschen Worten die Leitung der Operationen entzogen und sie dem Kriegsminister General von Falkenhayn übertragen. Nach außen sollte aber der Wechsel vorläufig nicht bekanntwerden, um die Heimat nicht zu beunruhigen. So mußte, de facto völlig ausgeschaltet, Moltke doch pro forma an allen militärischen Beratungen teilnehmen, wurde aber weder gefragt noch gehört noch irgendwie beachtet. Stumm saß er neben seinem bisherigen Rivalen und nunmehrigen Nachfolger. „Ich glaube nicht", äußerte Moltke später zu mir, „daß unter den Qualen der Hölle, von denen Dante in seinem Inferno berichtet, auch nur eine an das seelische Martyrium heranreicht, das ich durchgemacht habe."

Die Schlacht bei Tannenberg

Die Heimat wurde von diesem Zusammenbruch stolzer Hoffnungen und gewaltiger militärischer Anstrengungen im Westen vorerst nicht berührt, denn sie stand noch unter dem Eindruck des Sieges von Tannenberg. Das Städtchen Tannenberg, wo fünf Jahrhunderte früher das deutsche Volk eine der schwersten Niederlagen seiner Geschichte erlitten hatte, war jetzt der Schauplatz eines der größten deutschen Siege aller Zeiten geworden. Der Cannae-Gedanke, den Moltke im Westen zu realisieren versuchte, aber nicht vermochte, war hier mit höchster Kühnheit und zugleich mit genialer Sicherheit verwirklicht worden. Neunzigtausend Russen waren gefangen, noch mehr erlagen dem deutschen Feuer oder ertranken in den Masurischen Seen. Und als die Nebel, die über den Masurischen Seen lagerten, sich verzogen hatten, erkannte das Volk in dem Sieger der Schlacht den General von Hindenburg, einen seiner Großen. Deutsch bis in die Knochen. Deutsch auch in seiner äußeren Erscheinung, der Mann mit den breiten Schultern, dem schweren, festen Gang, den großen, gütigen Augen, der vollkommenen Natürlichkeit, verbunden mit nicht gewollter, nicht beabsichtigter, in seinem Wesen liegender und von seinem Wesen ausgehender Würde. Streng, wo es nottat, aber immer menschlich und gütig, nie eitel, nie persönlich, nie kleinlich. Groß vor allem durch die sittliche Stärke, die den hervorstechendsten Zug seines Wesens bildet, verkörpert der Generalfeldmarschall von Hindenburg alle guten und herrlichen Eigenschaften des deutschen Volkes und insbesondere der preußischen Armee. So steht er in unserer Geschichte als ein ganz Großer. Seine Größe zeigte sich auch in seinem Verhältnis zu seinem Generalstabschef, dem General Ludendorff. Die vollkommene Neidlosigkeit, mit der Hindenburg den genialen, aber oft stürmischen, nicht immer bequemen Ludendorff

nicht nur neben sich ertrug, sondern ihn hielt und stützte, erinnert an das Verhältnis des alten Blücher zu seinem Gneisenau. Alle vier gehören für alle Zeiten in die deutsche Ruhmeshalle.

War Verdun ein Fehler?

Der durch den katastrophalen Ausgang der Marneschlacht notwendig gewordene Wechsel in der obersten Heeresleitung führte den preußischen Kriegsminister von Falkenhayn an die Stelle des Generalobersten von Moltke. Erich von Falkenhayn war, was Goethe und nach ihm Spielhagen eine problematische Natur genannt haben, ein Typus, der im französischen, russischen, spanischen, selbst im österreichischen Heere nicht selten, aber in der preußischen Armee, wenigstens an den höchsten Stellen, kaum vertreten war. Sohn einer alten pommerschen Adelsfamilie, mit allen guten Eigenschaften des aus dem Junkertum hervorgegangenen Offiziers, wagemutig, kräftig, nie ängstlich oder gar erschrocken, äußerlich anzuschauen wie ein Kriegsgott, hatte er schon als junger Infanterieoffizier wegen Schulden den Dienst quittieren müssen, war nach China gegangen und hatte sich dort mit der Ausbildung chinesischer Rekruten ziemlich kümmerlich durchgeschlagen, aber sich den Weltwind um die Ohren gehen lassen. Durch den Feldmarschall Waldersee, dem sein gutes Aussehen, seine Anstelligkeit und seine Brauchbarkeit auffielen, nach Deutschland zurückgebracht, machte er von da an eine ungewöhnlich rasche Karriere. Er wurde vom Generalobersten von Moltke protegiert, der sich damit freilich wenn auch nicht gerade eine Schlange am Busen, so doch den zukünftigen Nachfolger erzog. Mit seinen Vorzügen wie mit seinen Schwächen war der General von Falkenhayn ganz der Mann, Kaiser Wilhelm II. zu gefallen. Wenn Moltke, körperlich schon sehr verbraucht, mit starker Neigung zu mystischen Spielereien und zu theosophischem Grübeln, den Kaiser, sobald sich das Glück von uns abzuwenden schien, eher deprimiert hatte, so hob der frische, resolute, nie um eine Auskunft oder einen Ausweg verlegene, forsche Falkenhayn sogleich die Stimmung Seiner Majestät. Da war doch Nervenkraft und Verantwortungsfreudigkeit. Ich enthalte mich eines Urteils über die militärischen Leistungen des Generals von Falkenhayn. War Verdun ein Fehler? War Ypern ein Fehler? Beide kosteten Ströme von Blut, beide brachten keinen durchschlagenden Erfolg. Sicher scheint, daß Falkenhayn, dem die streng sachliche, wohl auch die ethische Größe von Hindenburg abging, durch die Lässigkeit, um nicht zu sagen eifersüchtige Engherzigkeit, mit der er wiederholt das dringende Ersuchen von Ober-Ost um Verstärkung behandelte, eine schwere Verantwortung auf sich genommen hat. Dagegen erfordert die Gerechtigkeit, anzuerkennen, daß Falkenhayn für politische Fragen, Zusammenhänge und auch Gefahren mehrfach mehr Verständnis zeigte als Ludendorff. Niemals darf das deutsche Volk die Helden vergessen, die vor Verdun in einem Höllenfeuer

aushielten. Ewig wird die Erinnerung fortleben an die Begeisterung, mit der an der Yser und bei Ypern die jungen Korps, meist Studenten, zum Teil Gymnasiasten, mit dem Gesang der Wacht am Rhein und des Deutschlandliedes stürmend dem Tode entgegengingen und mit ihren jungen Leibern die blutgedüngte Walstatt deckten. An diesem Teil der belgischen Nordseeküste, an die jetzt kein Deutscher ohne Wehmut denken kann, hatte ich, wie ich seinerzeit erzählt habe, im Hochsommer 1889, ein Vierteljahrhundert vor den Schlachten an der Yser und bei Ypern, in dem kleinen Nordseebad Nieuport schöne Wochen mit meiner Frau verlebt, nicht ahnend, daß hier einst die Blüte unseres Volkes verbluten sollte.

Italien und die Mittelmächte

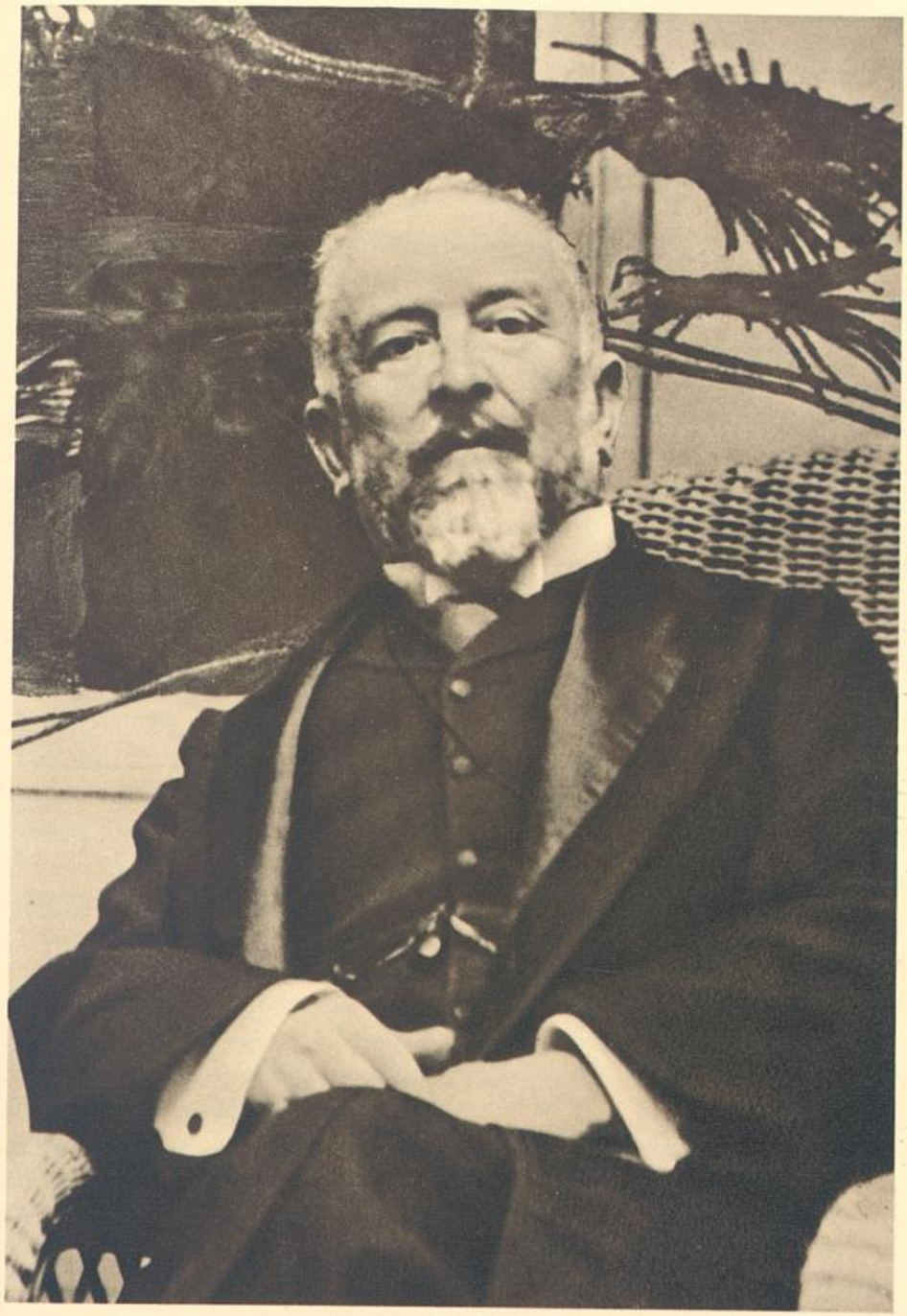
Zu den schweren Fehlern, die sich unsere politische Leitung im Hochsommer 1914 zuschulden kommen ließ, gehört auch ihre Taktik gegenüber Italien. An diesem Mikrokosmus läßt sich nur zu deutlich die Zerfahrenheit und Unbeholfenheit, die Schwäche und Unbesonnenheit, die aus Perfidie und Naivität seltsam gemischte Unzulänglichkeit der deutschen Diplomatie von 1914 nachweisen, die unser tüchtiges und friedliebendes Volk in den Krieg hineinstolpern und uns den Krieg verlieren ließ. Wie aus den von den Bolschewisten veröffentlichten Geheimberichten hervorgeht, wurde noch Ende Mai 1914 bei den Beratungen des russischen Admiralstabes über die abzuschließende russisch-englische Marinekonvention von russischer Seite an die Engländer die Forderung gestellt, daß sie, um einen österreichisch-italienischen Angriff auf das Schwarze Meer zu verhindern, den russischen Schiffen die englischen Flottenstützpunkte zur Verfügung stellen müßten. Damals rechneten Russen wie Engländer noch damit, daß Italien im Kriegsfall an der Seite der Mittelmächte bleiben werde. Als das Gewitter des Ultimatums am Horizont aufstieg, erklärte am 14. Juli 1914 der italienische Minister des Äußern, der Marquis San Giuliano, dessen politische Ambitionen von jeher auf die Ausbreitung des italienischen Einflusses im Mittelmeer und insbesondere an der nordafrikanischen Küste gerichtet waren und der deshalb bis dahin ein Anhänger des Dreibundes und auch korrekter Beziehungen zwischen Italien und Österreich gewesen war, in einer Unterredung mit dem deutschen Botschafter Flotow, Italien könne exorbitante österreichisch-ungarische Forderungen an Serbien nicht unterstützen.

Drei Tage später wiederholte der Minister dem deutschen Botschafter, Italien werde Österreich territoriale Eroberungen in Serbien nicht erlauben. Statt sich diesen zweifellos auch an die Wiener Adresse gerichteten Wink zur Warnung dienen zu lassen, empfahl der österreichisch-ungarische Botschafter in Rom, Herr von Merey, dem Grafen Berchtold, die italienische Regierung mit der Aktion gegen Serbien zu „überrumpeln".

Es war verhängnisvoll, daß sowohl Österreich-Ungarn wie Deutschland vor Beginn des Weltkrieges in Rom schlecht vertreten waren. Herr von Merey hatte sich durch sein kassantes Wesen, seine kaum verhüllte Abneigung und Gereiztheit gegen das neue Italien, seine beständigen Quengeleien und Nadelstiche allgemein verhaßt gemacht. Sein persönliches Verhältnis zu dem weltmännischen, kulanten San Giuliano war allmählich so gespannt geworden, daß beide sich kaum noch sahen und der italienische Minister erwog, ob er die gesellschaftlichen Beziehungen zu dem Vertreter der habsburgischen Monarchie nicht besser ganz einstellen solle.

Flotow und Barrère

Der deutsche Botschafter Flotow war zu furchtsam, um aggressiv oder gar beleidigend aufzutreten. Dafür hatte er sich weder politisch noch sozial eine Stellung gemacht. Mit einer Vollblutrussin verheiratet, die kaum Deutsch sprach und in ihrem Salon eine große, übrigens schöne Bronzebüste Iwans des Schrecklichen aufstellte, die von biederen deutschen Besuchern für das Konterfei des Alarich, Theoderich oder eines anderen Helden der germanischen Völkerwanderung gehalten wurde, war der deutsche Botschafter gesellschaftlich eine halbkomische Figur geworden, ohne politischen Einfluß. Dazu kam, daß Flotow, der von jeher ein Malade imaginaire war, sich nicht entschließen konnte, in der Sommerhitze in Rom auszuharren, wie dies 1914 die drei Entente-Botschafter Barrère, Sir Rennel Rodd und Krupenski als Selbstverständlichkeit betrachteten, sondern nach dem ziemlich weit von Rom entfernten Badeort Fiuggi geflüchtet war. Gegenüber seinem Busenfreunde Jagow und dem Kanzler Bethmann hatte Flotow dies damit motiviert, daß er in Fiuggi die beste Gelegenheit habe, San Giuliano zu sprechen. Die Sache lag gerade umgekehrt. Der wirklich kränkliche, ja schwerkranke San Giuliano brachte auf ärztlichen Rat zu seiner Erholung die Nächte in Fiuggi zu, wollte aber dort von neun Uhr abends bis sieben Uhr morgens nicht gestört werden. Jeden Abend versuchte Flotow sich an den für den Minister im Speisesaal reservierten Tisch heranzuschlängeln, wurde aber zur Belustigung aller Badegäste von San Giuliano regelmäßig abgewiesen mit der Bemerkung, er stünde in Rom den ganzen Tag zur Verfügung aller Diplomaten, wolle aber in Fiuggi während der Abend- und Nachtstunden in Ruhe gelassen werden. Während Flotow sich nicht einmal dazu entschließen konnte, in Rom dem Begräbnis des Anfang Oktober verstorbenen San Giuliano beizuwohnen, verließ sein gefährlichster Gegenspieler, der Franzose Barrère, Rom auch nicht eine Stunde, machte den ganzen Tag Besuche, bearbeitete Senatoren, Deputierte, Minister und Journalisten. Obgleich infolge eines Automobil-Unfalls körperlich schwer leidend, wohnte Barrère der Beisetzung von San Giuliano bei. Er wurde während der Trauermesse ohnmächtig, aber er tat seine Pflicht.



Marchese Antonio di San Giuliano, italienischer Minister des Äußern

Es stellte sich bald heraus, daß eine Kooperation zwischen Italien und den Zentralmächten nur möglich war, wenn Österreich den Italienern Kompensationen bot. Ich glaube noch heute, daß es bei Beginn des Krieges mit solchen Kompensationen möglich gewesen wäre, Italien zum Vorgehen auf unserer Seite zu bewegen. Unser militärisches Prestige war vor dem Marne-Rückzug gewaltig. Ein großer Teil der maßgebenden Italiener stand mit ihren Sympathien auf deutscher Seite. Wenn Österreich den Italienern damals die Abtretung des Trentino und die Autonomie von Triest zugestanden hätte und wenn wir ihnen gleichzeitig Tunis und Nizza in Aussicht stellten, so hätten wir Italien mitbekommen. Das publizistische Organ von Sidney Sonnino, der später Italien ins Entente-Lager führte, forderte damals täglich mit stürmischer Heftigkeit, daß Italien an der Seite von Deutschland in den Krieg treten müsse, um seine Zukunft zu sichern. Der Florentiner Sonnino mag an den Rat des großen Segretario seiner Heimatstadt gedacht haben, sich immer an den Stärkeren zu halten, denn dort finde man Ruhm, Ehre, Geld und alle guten Dinge dieser Welt. Damals hielt man uns noch für den Starken, für den Stärkeren. Bethmann machte einen schwächlichen Versuch, den Grafen Berchtold zu einer zuvorkommenderen Haltung gegenüber Italien zu bewegen, wurde aber von diesem hochmütig abgewiesen, obwohl wir durch unsere weitere Behandlung der österreichischen Aktion gegen Serbien das denkbar stärkste diplomatische Druckmittel in der Hand hatten. Berchtold wies den österreichischen Botschafter in Rom an, der italienischen Regierung nur „oberflächliche" Kenntnis von den an Serbien gestellten Forderungen zu geben, ohne Bekanntgabe der einzelnen Punkte. Merey entledigte sich dieses Auftrages in salopper, beinahe beleidigender Form. Der italienische Gegenzug war, daß der italienische Ministerpräsident und der italienische Minister des Äußern erklärten, sie mißbilligten das österreichische Vorgehen und behielten sich freie Hand vor. Während diese Erklärung schon in nuce die spätere Neutralitätserklärung und die nachfolgende Kriegserklärung Italiens an Österreich enthielt, glaubten die Berliner besonders schlau zu handeln, indem sie Österreich, das doch in seiner Aktion gegen Serbien völlig von uns abhing, gegenüber Italien freie Hand ließen.

Die Frage der Kompensationen

Inzwischen hatte der Generalsekretär im italienischen Ministerium des Äußern De Martino dem französischen Botschafter gesagt, die italienische Regierung würde die österreichische Note an Serbien nicht gebilligt haben, wenn sie ihr vorher mitgeteilt worden wäre. Gleichzeitig erklärte De Martino dem Botschafter Merey, Italien sei in keiner Hinsicht gebunden, da es von der österreichischen Aktion gegen Serbien nicht vorher unterrichtet worden sei. Durch diese Erklärung nicht belehrt, riet Merey seiner Regierung, alle italienischen Kompensationsansprüche a limine abzulehnen.

Unter dem Einfluß von Moltke, der eine Verständigung Österreich-Ungarns mit Italien aus militärischen Rücksichten für dringend wünschenswert hielt, fand Bethmann am 26. Juli den Mut zu einem Telegramm nach Wien, beruhigte sich aber bald, als Berchtold ihn kühl und hochmütig abfallen ließ. Der Staatssekretär Jagow, noch austrophiler als sein Chef, erklärte dem österreichischen Botschafter Szögyényi, Berchtold habe eigentlich ganz recht, den italienischen Forderungen gegenüber die kalte Schulter zu zeigen.

Am 29. Juli eröffnete San Giuliano dem österreichischen wie dem deutschen Botschafter, daß, wenn Österreich sich nicht sehr bald zu Kompensationen an Italien entschließe, sein Vorgehen Italiens Interessen verletzen und der italienischen Regierung die Unterstützung Wiens unmöglich machen würde. Mit kaltblütiger Offenheit, mit einer „Desinvoltura", die den Beifall des Macchiavelli gefunden hätte, fügte San Giuliano hinzu, Italien könne sich nur von seinen Interessen leiten lassen. Das hätte sich Wien und hätte sich namentlich Berlin von vornherein sagen müssen. Anders hatte sich die italienische Regierung auch während des Deutsch-Französischen Krieges nicht verhalten, wo sie, unbekümmert um früher gegen Frankreich eingegangene Verpflichtungen, die Franzosen im Stiche ließ, als das italienische Interesse, das damals die Krönung der italienischen Einheit durch die Besitzergreifung Roms bot, diese Schwenkung empfahl. „Pour un diplomate, il est fort important de savoir retirer à temps son épingle du jeu", pflegte der kluge Marquis Emilio Visconti-Venosta zu sagen. Und Bismarck hat es, wie ich schon früher erwähnt habe, als die Pflicht eines leitenden Ministers bezeichnet, sich in tunlichst guter Form den Verpflichtungen eines Bündnisses zu entziehen, wenn durch deren Erfüllung das eigene Staatsinteresse geschädigt würde.

An demselben 29. Juli sagte der Privatsekretär Greys, Mr. Tyrrell, warnend dem deutschen Botschafter Lichnowsky, Italien werde sich im Falle einer Ausdehnung des Konfliktes zwischen Österreich-Ungarn und Serbien vom Dreibund abwenden. Vierundzwanzig Stunden später riet der österreichische Botschafter Merey, von Berchtold um seine Ansicht befragt, seinem Chef dringend ab, sich auf irgendwelche italienischen Kompensationswünsche einzulassen. Direkte Telegramme des Kaisers Wilhelm nach Wien und Rom, in denen er gleichzeitig an die Bundestreue des Königs Viktor Emanuel appellierte und dem alten Kaiser Franz Josef Entgegenkommen gegenüber den Wünschen Italiens anriet, blieben ohne Erfolg. Persönliche Kundgebungen des Kaisers Wilhelm II. waren seit sechsundzwanzig Jahren zu häufig bald in dieser, bald in jener Richtung erfolgt, um noch wirken zu können. Unbeeindruckt durch das kaiserliche Eingreifen, erklärte San Giuliano dem Botschafter Flotow, Italien könne den Bündnisfall nicht anerkennen, da das Vorgehen Österreichs gegen Serbien ein

aggressives sei und somit dem Grundgedanken des Dreibundes widerspräche, überdies auch die italienischen Interessen schädige. Der Minister ließ dabei einfließen, daß auch Rumänien ebenso wie Italien seine Interessen durch das gewaltsame Vorgehen Österreich-Ungarns gegen Serbien bedroht sähe.

Die Neutralitätserklärung

Am 3. August richtete König Viktor Emanuel ein Telegramm an Kaiser Wilhelm, um ihm endgültig mitzuteilen, daß nach Ansicht seiner Regierung der Casus foederis nicht vorliege. Gleichzeitig überreichte der italienische Botschafter in Berlin die Neutralitätserklärung Italiens. Der gleiche Schritt erfolgte in Wien, wo Graf Berchtold dem italienischen Botschafter, dem Herzog von Avarna, wutschnaubend erwiderte, Italien treibe eine „unkluge" Politik, die es „bitter" bereuen werde. Es sollte leider umgekehrt kommen. Nachdem wir Rußland den Krieg erklärt hatten, wollte Wien, jetzt der Knochen des Pommerschen Grenadiers ganz sicher, weniger denn je von Kompensationen für Italien etwas wissen. Graf Berchtold ließ durch den österreichischen Botschafter in Berlin dem Kanzler sagen, die Neutralität Italiens genüge ihm, und er werde über Kompensationen überhaupt nicht mehr verhandeln. Zu dieser schroffen Erklärung hatte ein Telegramm von Merey beigetragen, der nach Wien gemeldet hatte, daß San Giuliano ausdrücklich auf den Italienisch sprechenden Teil von Tirol, das Gebiet des ehemaligen Fürstbistums Trient, hingewiesen hätte.

Das deutsche Volk war nicht nur mit Entschlossenheit, sondern mit voller Zuversicht auf Erfolg und Sieg in den Krieg eingetreten. Die stolzen Erinnerungen der preußischen Geschichte, die Erinnerung an den Siebenjährigen Krieg, wo der große König an der Spitze des damals weit kleineren Preußen drei Großmächten widerstanden hatte, an die Erhebung gegen Napoleon, wo nach Jena und Tilsit das geschwächte und ausgesogene Preußen mit heldenhafter Anstrengung die Ketten des korsischen Zwingherrn zerbrochen hatte, vor allem die Erinnerung an die drei siegreichen Kriege der Bismarckschen Ära ließen dauernde Mißerfolge oder eine wirkliche Niederlage der Mehrheit des deutschen Volkes fast unmöglich erscheinen. Trotz des Rückzuges an der Marne und der furchtbaren Opfer vor Verdun und an der Yser blieb die Stimmung der Nation eine hochgemute. Einen schönen Ausdruck gab ihr das Reiterlied von Rudolf Alexander Schröder, dessen erste Strophen lauten:

Wir reiten von Wäldern und Schluchten verborgen,
Wir traben hinein in den dämmernden Morgen,
Deutschland, Deutschland!
Es wiehert und stampfet der Scheck und der Schimmel,
Es klappert und trappelt der Hufe Gewimmel,
Rot leuchtet der Himmel.

Und deutet die blutige Röte Verderben,
Für dich will ich leben, für dich will ich sterben,
Deutschland, Deutschland!

Und wenn sie mit Eisen und Stahl dich umklammern,
Wir schlagen die Bresche, wir brechen die Klammern,
Deutschland, Deutschland!
Wir kommen wie Geier vom Felsen gestoßen,
Wir kommen wie Wasser vom Berge geschossen,
Wie Hagel und Schloßen!
Da klirren der Stahl und das Eisen in Scherben;
Für dich will ich leben, für dich will ich sterben,
Deutschland, Deutschland!

XV. KAPITEL

Bülows römische Mission 1914/1915 • Brief Bethmanns, Antwort Bülows • Reise nach Rom Mitte Dezember 1915 • Jagow-Flotow gegen Bülow • Brief Ballins • Für Bülow freundliche Stimmen aus der Heimat

Vor Bülows Entsendung nach Rom

Trotz der patriotischen Haltung der weit überwiegenden Mehrheit des deutschen Volkes und der jedes Lob überragenden Leistungen der Armee konnten ruhige, welterfahrene Beobachter sich nicht verhehlen, wie ungeheuer schwierig die Aufgabe war, vor die, dank einer bereits in ihren ersten Demarchen unglücklichen Diplomatie, Armee und Volk sich gestellt sahen. England, auf dessen Neutralität Bethmann mit der größten Bestimmtheit gerechnet hatte, focht gegen uns. Es entfaltete Kräfte, die weit stärker waren, als dies der arme Moltke angenommen hatte, der nach der englischen Kriegserklärung gleichmütig meinte, er habe die englische Armee lieber vor sich als Gegner, wo er sie mühelos schlagen könne, als in zweifelhafter und lauernder Neutralität. Die Besorgnis, daß Italien und Rumänien, die sich ihrer Bündnispflicht entzogen hatten, schließlich die Waffen gegen uns erheben könnten, griff bei Klarerblickenden mehr und mehr um sich. In weiten Kreisen trat der Wunsch hervor, daß die Regierung mich nach Rom entsenden möge, um einen letzten Versuch zu machen, Italien von einem Vorgehen gegen unsere österreichischen Bundesgenossen abzuhalten.

Im Reichstag begegneten sich in diesem Wunsche alle Parteien, von der Rechten bis zu den Sozialisten. Andererseits taten Jagow und Bethmann, was ihnen möglich war, um, ohne sich selbst allzu sehr zu dekuvrieren, meine Entsendung nach Rom zu verhindern. Einem der Führer der Konservativen, dem Grafen Schwerin-Löwitz, der dem Staatssekretär des Äußern meine baldmöglichste Entsendung nach Rom ans Herz legte, erwiderte Jagow mit gespieltem Erstaunen: „Aber gerade aus Rücksicht für die Konservativen war ich gegen die Entsendung des Fürsten, da ein solcher Schritt nach dem Zerwürfnis zwischen dem Fürsten und den Konservativen von Ihnen und Ihren Freunden als ein Affront aufgefaßt werden könnte." Schwerin-Löwitz, ein Patriot und ein Ehrenmann, erwiderte, daß er die Brouille zwischen dem Fürsten und den Konservativen lebhaft bedauere, die Schuld an dem Zerwürfnis aber, wie mancher andere Konservative,

nicht dem Fürsten Bülow allein zumesse. Jedenfalls wären die Konservativen zu gute Patrioten, als daß sie sich in Lebensfragen der auswärtigen Politik von innerpolitischen Rankünen leiten ließen: Die Konservativen wünschten lebhaft und einmütig, daß die Regierung mich nach Rom schicken möge. Jagow schwieg betreten. Auch der Versuch, den Groll des Kaisers neu gegen mich zu beleben und dadurch meine Entsendung nach Rom unmöglich zu machen, hatte keinen Erfolg.

Brief Bethmanns

Von Parlamentariern und Militärs, von allen Seiten scharf getrieben, entschloß sich Bethmann nach langem Zögern, am 30. November 1914 den nachstehenden Brief an mich nach Hamburg zu richten, wo ich im Hotel Atlantic weilte: „Als wir kurz nach Ausbruch des Krieges die Verhältnisse in Italien miteinander besprachen, erklärten Sie sich im Prinzip bereit, nach Rom zu gehen und Ihren Einfluß dort zur Geltung zu bringen, sobald sich eine Gelegenheit zu einer besonderen Mission bieten würde. Diese Gelegenheit hat sich jetzt geboten. Unser Botschafter, dessen, wie Sie wissen, an sich nicht starke Gesundheit unter den Aufregungen und Anstrengungen dieses Sommers noch mehr gelitten hat, hat mir geschrieben, er müsse mir pflichtgemäß mitteilen, daß die Ärzte zur Wiederherstellung seiner Kräfte dringend von ihm verlangt hätten, Rom für einige Monate zu verlassen und sich auszuruhen. Ich sehe selbst ein, daß, so gut Herr von Flotow unsere Interessen in Italien bisher vertreten hat, demselben mit einer Ablehnung dieses Gesuches wenig gedient wäre, denn auch das beste Wollen und die besten Fähigkeiten würden durch das Versagen der physischen Kräfte paralysiert werden. Bei der Bedeutung des römischen Postens im jetzigen Moment könnte natürlich nur eine besonders geeignete Persönlichkeit für die Vertretung unserer dortigen Interessen in Frage kommen. Daß Sie, mein lieber Fürst, infolge Ihrer Stellung in der Welt, Ihrer Lokalkenntnisse und langjährigen Beziehungen diese Persönlichkeit sein würden, brauche ich nicht hervorzuheben. Da ich nun von verschiedenen Seiten höre, daß Sie auch jetzt noch bereit wären, in patriotischer Hingebung eine Mission in Italien zu übernehmen, möchte ich nach Einholung der Genehmigung Seiner Majestät des Kaisers die Bitte an Sie richten, als außerordentlicher Botschafter nach Rom zu gehen und die Geschäfte unserer dortigen Botschaft ad interim zu übernehmen. Ich hoffe, daß, abgesehen von der Arbeit und Mühe, die eine solche Mission auferlegt, das von Ihnen und der Frau Fürstin zu bringende Opfer im jetzigen Moment auch insofern ein geringeres sein wird, als ja die Jahreszeit gekommen ist, wo Sie in anderen Jahren und unter normalen Verhältnissen Ihren Wohnsitz in der schönen Villa Malta zu nehmen pflegen. Was von Italien überhaupt noch zu erreichen ist, werden Sie jedenfalls erreichen! Darf ich Sie bitten, lieber Fürst, mir telegraphisch Ihre Entscheidung mitteilen zu wollen? Ich würde dann

im Falle Ihrer Annahme Ihnen dankbar sein, wenn Sie zu einer persönlichen Rücksprache während meines kurzen hiesigen Aufenthaltes nach Berlin kommen würden. Da ich während der nächsten zwei Tage fast ganz durch den Reichstag in Anspruch genommen bin, darf ich mir einen Vorschlag über den Tag unserer Besprechung noch vorbehalten. Heute möchte ich nur eines hervorheben: Es ist bereits der Gedanke aufgetaucht, den Krieg durch eine Konferenz zu beenden. Sowohl uns wie unseren österreichischen Verbündeten wäre hiermit, wie Sie selbst am besten erkennen werden, wenig gedient. Es wird Ihnen jedenfalls ein leichtes sein, dem Konferenzgedanken, wenn er in Rom Fuß fassen sollte, a limine vorzubeugen. Aber auch hierfür möchte ich mir noch mündlichen Gedankenaustausch vorbehalten. In der aufrichtigen Hoffnung, verehrter Fürst, daß Sie mich keine Fehlbitte tun lassen, sondern bereit sind, dem Vaterland in schwerer Zeit einen großen Dienst zu leisten, bin ich in alter Verehrung Euer Durchlaucht stets ergebenster von Bethmann Hollweg."

Ich las diese gewundenen und unaufrichtigen Ausführungen meines Nachfolgers mit gemischten Empfindungen. Zu deutlich sprach für den, der zwischen den Zeilen zu lesen verstand, aus diesem Brief, wie ungern der Kanzler mich nach Rom schickte, wie er vor allem bestrebt war, den Busenfreund des Staatssekretärs Jagow, den von ihm selbst hochgeschätzten bisherigen Botschafter Flotow zu schonen. Ich sah voraus, daß bei solcher Stimmung der Berliner Zentrale ich in Rom einen schweren Stand haben würde. Nichtsdestoweniger zögerte ich keinen Augenblick, mich zur Verfügung zu stellen. Mehr als das. Auch meinen guten Namen, wie der mir wohlgesinnte König Ludwig III. von Bayern damals zum Grafen Hertling sagte. Ich gedachte anfänglich, Bethmann bei Annahme der Mission schriftlich darüber aufzuklären, daß ich mir der Schwierigkeit der Situation in Rom wie der Undankbarkeit meiner Aufgabe klar bewußt sei.

Antwort Bülows

Mein für den Kanzler bestimmter Brief lautete: „Selbstverständlich folge ich dem an mich gerichteten Ruf, die Leitung der Botschaft in Rom zu übernehmen. Daß ich schon vor einundzwanzig Jahren in Rom als Botschafter wirkte, seitdem während zwölf Jahren unsere auswärtige Politik leitete und neun Jahre Reichskanzler war, fällt für mich in keiner Weise ins Gewicht. Persönliche Empfindlichkeit, Eitelkeit und Ambitionen liegen mir fern. Ich zögere um so weniger, als nach allem, was ich aus Italien, und zwar von sicherer Seite, höre, wir dort in den letzten zwei Jahren sehr an Boden verloren haben. Die Wahl von Flotow war keine glückliche. Ich darf dies um so offener aussprechen, als ich und meine Frau uns bemüht haben, ihm eine freundliche Aufnahme in Rom zu bereiten und seine Aufgabe zu erleichtern. Er hat es nicht verstanden, die wünschenswerten Verbindungen anzuknüpfen, Einfluß zu gewinnen und sich eine Stellung zu

machen. Als der Krieg zwischen uns und Rußland ausbrach, geriet Flotow als Gatte einer mit allen Erinnerungen, Gewohnheiten und Traditionen eines langen Lebens und auch pekuniär ganz und gar in Rußland wurzelnden Frau und mit einem im russischen Heer gegen Deutschland fechtenden Stiefsohn gegenüber der deutschen Kolonie in eine peinliche, gegenüber der italienischen Gesellschaft und seinen Kollegen in eine mindestens seltsame Situation. Dies und sein Gesundheitszustand, mag es sich nun in letzterer Beziehung um imaginäre oder um reelle Krankheit handeln, haben jedenfalls seine Leistungsfähigkeiten so sehr eingeschränkt, daß er den Schwierigkeiten der Lage nicht gewachsen war. Dies gilt insbesondere von den kritischen Wochen unmittelbar vor und nach der Kriegserklärung, wo es, wie mir von kompetenten Beurteilern versichert wurde. bei größerer Tatkraft und besserer persönlicher Position unseres Vertreters in Rom wohl möglich gewesen wäre, eine aktive italienische Kooperation zu erreichen. Seitdem haben wir fortgesetzt an Terrain verloren. In diesem Sinne haben sich mir gegenüber eine Reihe wirkliche Kenner der italienischen Verhältnisse mit Bestimmtheit ausgesprochen. Es scheint, daß schon Verhandlungen zwischen Italien und England im Gange, wenn nicht abgeschlossen sind, damit Italien im Frühjahr unter dem Vorwand, der türkische Vormarsch gegen Ägypten gefährde seine Interessen in Erythräa, der Cyrenaïka und in Tripolis, der Türkei den Krieg erkläre und so automatisch an die Seite unserer Gegner geführt werde. Ich habe aber nie zu den Schwarzsehern gehört, und wenn ich mir auch nicht verhehle, daß jetzt unter vielfach trügerischer Oberfläche die wirkliche Sachlage in Italien keineswegs eine sichere und erfreuliche ist, so ist das für mich nur ein Sporn und ein Grund mehr, zu tun, was in meinen Kräften steht, um verlorenes Gebiet zurückzuerobern und jedenfalls das Schlimmste abzuwenden. Ich rechne hierbei auf Ihre freundschaftliche Unterstützung und bin in alter Gesinnung Ihr aufrichtig ergebener Fürst von Bülow."

Es war Ballin, der, als ich ihm diesen bereits unterschriebenen Brief zeigte, mich beschwor, den ohnehin nur allzu unentschlossenen, furchtsamen Reichskanzler nicht auch noch wegen Italien zu ängstigen und dadurch ganz zu demoralisieren. So begnügte ich mich, Herrn von Bethmann zu telegraphieren: „Brief erhalten. Selbstverständlich bin ich bereit, die Absicht, während der Kriegsdauer im Vaterland zu bleiben, aufzugeben, wenn ich mich in Rom nützlich machen kann. Indem ich dem Ruf, als außerordentlicher Botschafter nach Rom zu gehen, folge. nehme ich an, daß die Dauer nicht davon abhängt, wann sich Herr von Flotow wieder gesund meldet, sondern daß es sich um Mission bis zum Friedensschluß handelt. Zu näherer Verständigung auch über Form und Zeitpunkt der Verlautbarung meiner Mission bin ich jederzeit bereit, nach Berlin zu kommen."

Den vorher erwähnten Brief an Herrn von Bethmann deponierte ich bei meinem Generalbevollmächtigten in Hamburg, Herrn Heinrich Meinecke, in dessen Safe er geruht hat, bis ich ihn mir jetzt, während ich meine Denkwürdigkeiten diktiere, wiedergeben ließ. Ich will schon hier erwähnen, daß Bethmann und Jagow nur sehr ungern darauf verzichteten, die Rückkehr des Herrn von Flotow auf den römischen Botschafter-Posten dessen eigenem Ermessen anheimzustellen. Am liebsten wäre es ihnen gewesen, wenn Flotow sich nach wenigen Wochen gesund gemeldet und die Zügel der Botschaft wieder in die eigene kräftige Faust genommen hätte. Da dies nicht mehr anging, wurde Flotow wenigstens ermächtigt, in Italien zu bleiben und alles Weitere in dem milden Klima von Neapel am schönen Posilipo abzuwarten. Von dort hat Flotow während meiner ganzen Tätigkeit in Rom Privatbriefe an Jagow und Bethmann gerichtet. Das Thema seiner Ausführungen war: Italien denke gar nicht daran, zu den Waffen zu greifen. Fürst Bülow schildere die Lage gefährlicher, als sie in Wirklichkeit sei, um sich auf diese Weise einen bequemen und leichten Erfolg zu konstruieren. Jagow sekundierte seinem geliebten Freunde nach Kräften.

Der Trentino

Als unsere gute Kaiserin in Gegenwart ihrer Oberhofmeisterin, meiner Kusine, der Gräfin Therese Brockdorff, am Tage meiner Abreise nach Rom Herrn von Jagow, der eine Audienz bei ihr nachgesucht hatte, die innige Hoffnung aussprach, es werde mir gelingen, Italien neutral zu halten, erwiderte der Staatssekretär des Äußern: „Aber, Euer Majestät, die Aufgabe ist so leicht! Wir haben dem Fürsten Bülow den Trentino in seinem Koffer mitgegeben. Damit kann jetzt jeder Italien vom Kriege abhalten."

Das war eine Unwahrheit. Wir hatten hinsichtlich des Trentino von Wien noch nicht die geringste bindende Zusage erhalten. Im Gegenteil: Jagow hat auch später, und zwar während der ganzen Dauer meiner Mission, durch mündliche Äußerungen gegenüber dem österreichischen Botschafter in Berlin, durch Briefe an den deutschen Botschafter in Wien und endlich durch die Entsendung des gehässig antiitalienischen und dabei mir, gerade weil er mir früher in unwürdiger Weise geschmeichelt hatte, jetzt doppelt feindlich gesinnten Grafen Anton Monts nach Wien, die Österreicher von einem raschen und ehrlichen Entgegenkommen gegenüber den italienischen Kompensationswünschen abgehalten. Herr von Flotow seinerseits hatte wohl nur im Sinne seines Chefs und Freundes, des Staatssekretärs Jagow, gehandelt, wenn er, bevor er Rom verließ, um sich nach der bella Napoli zurückzuziehen, zu dem Botschaftsrat von Hindenburg, einem vornehm gesinnten, pflichttreuen und wahrheitsliebenden Ehrenmann, wörtlich sagte: „Fürst Bülow hat es durch allerlei

Intrigen erreicht, daß er nach Rom geschickt wird. Aber Kanzler und Staatssekretär haben nur ungern dem unvernünftigen Drängen urteilsloser Parlamentarier und Journalisten nachgegeben. Als Ihr Freund mache ich Sie darauf aufmerksam, daß die Berliner Zentrale ein Erfolg des Fürsten Bülow nicht gerade beglücken würde." Als Hindenburg erstaunt und betreten erwiderte, er wisse nicht, wie er diese Äußerung verstehen solle, es sei doch seine Pflicht, Amts- und Anstandspflicht, auch seinen neuen Chef zu unterstützen, meinte Flotow lächelnd: „Sie wollen mich nicht verstehen, lieber Hindenburg! Ich kenne die Welt und spreche als Ihr väterlicher Freund. Surtout pas trop de zèle im Dienste des Fürsten Bülow! Es würde dies nicht gerade für Ihre Karriere förderlich sein." Den Italienern sagte Flotow, ich hätte mich in Berlin anheischig gemacht, Italien nicht nur neutral zu erhalten, sondern an unserer Seite in den Krieg gegen Frankreich und England zu treiben, d. h. zu einer Aktion, von der nach der Marne-Schlacht nicht mehr die Rede sein konnte, an die in Italien niemand mehr dachte. Es handelte sich, als ich nach Rom geschickt wurde, nur noch um das Dilemma: Fortsetzung der italienischen Neutralität oder kriegerisches Vorgehen der Italiener gegen Österreich.

Bülow an Ballin

Bevor ich mich von Hamburg, wo mich die Aufforderung des Kanzlers Bethmann erreicht hatte, nach Berlin begab, richtete ich an meinen Freund Albert Ballin einen vertraulichen Brief, in dem ich der Überzeugung Ausdruck gab, daß, wenn man mich nach Rom schicken wollte, dies in würdiger Form schon im August hätte geschehen sollen. Seither sei dort viel Terrain verlorengegangen. Man würde mich wohl auch nicht ohne Nutzen in der Zeit zwischen dem Ultimatum an Serbien und unserer Kriegserklärung an Rußland befragt haben, wie man die Sache fingern müsse, um Italien mitzubekommen. Es würde überhaupt nicht geschadet haben, wenn man mich zu jener Zeit über die Gesamtlage befragt hätte. Ich würde dann den Finger auf die Punkte gelegt haben, die im Ultimatum zu modifizieren waren, wenn wir — natürlich in allen Ehren! — um einen so furchtbaren Krieg herumkommen wollten, und ich hätte auch die Wege angegeben, wie wir selbst nach Überreichung dieses Ultimatums ohne Einbuße an Prestige für uns oder für Österreich und sogar mit einem diplomatischen Erfolg (wie 1908/09) den Frieden erhalten konnten. Einen praktischen Erfolg versprach ich mir nicht von diesem Brief, aber ich hatte das Bedürfnis, mir Gedanken und Sorgen, die mich während Monaten gequält hatten, einmal vom Herzen zu schreiben.

Albert Ballin, obschon von Hause aus eine optimistische Natur, neigte seit Ausbruch des Krieges zu einer pessimistischen Beurteilung unserer Lage. Er hatte mir vor Antritt meiner Mission geschrieben: „Ich war beim Kaiser und fand ihn zuversichtlich, aber von Zorn erfüllt gegen England,

eine Stimmung, welche von der Kaiserin besonders verstärkt wurde. Es werden Leidenschaft und private Gefühle in die Politik hineingetragen; das halte ich für sehr gefährlich! Beim Kaiser wie beim Kanzler fand ich eine zu rosige Auffassung unserer militärischen Situation. Meines Erachtens bleibt die Partie ziemlich gleich. Wir haben Belgien, England hat die Nordsee, Rußland hat Galizien, die Japaner haben Kiautschou usw. Es ist ja, selbst wenn man weiß, daß es noch viel besser hätte kommen können, wenn nicht in der Führung Fehler gemacht worden wären, eine großartige Leistung des Heeres, daß es gelungen ist, den Krieg, von einigen kleinen Einbrüchen in Ostpreußen und im Elsaß abgesehen, in Feindesland zu halten, und daß wir überhaupt gegen diese Welt von Feinden immerhin noch so vortrefflich dastehen und durch die letzten Hindenburgschen Erfolge weitere günstige Perspektiven sich eröffnen. Aber wie der Friede gestaltet werden soll, ist mir vorläufig rätselhaft. Natürlich können wir nur auf dem Wege des Separatfriedens mit den einzelnen Parteien vorwärtskommen, und unter diesen Parteien ist Rußland diejenige, welche am leichtesten zu bewegen wäre, sich von den Vereinbarungen mit England loszulösen. Solche Verständigung mit Rußland würde, wenn sie nicht ohne weiteres Frankreich mit sich zöge, uns die Möglichkeit bringen, aus dem Osten Hindenburg und einen großen Teil seiner Armeen frei zu machen und der Sache im Westen ein glückliches Ende zu bereiten. Der ganze Gedanke ist beinahe zu gut, um Wahrheit zu werden, und ich glaube auch deshalb vorläufig nicht daran. Wir werden vielmehr guttun, uns darauf vorzubereiten, daß man uns zwingen wird, diesen Krieg weiterzuführen."

Bülow in Berlin

In Berlin eingetroffen, fand ich den Kanzler Bethmann in verlegener, zwiespältiger Geistesverfassung. Mein Wiedererscheinen auf der politischen Bühne war ihm offenbar nichts weniger als erwünscht. Beinahe naiv erkundigte er sich, ob ich die Absicht hätte, vor meiner Abreise nach Rom Abgeordnete und Journalisten zu empfangen, und riet mir in „alter Treue und Verehrung", wie er sich ausdrückte, davon Abstand zu nehmen, um nicht die „leider" noch bestehende Gereiztheit Seiner Majestät gegen mich neu zu beleben. Das wäre ja auch der Grund gewesen, warum er, der Kanzler, meiner Mission nach Rom gern den Charakter einer nur temporären Vertretung des erkrankten Botschafters Flotow habe geben wollen. Daß die Gereiztheit des Kaisers gegen mich, die übrigens von meinem Nachfolger nach Kräften genährt wurde, nicht so groß war, wie er vorgab, ging daraus hervor, daß ich noch in Hamburg ein direktes Telegramm Seiner Majestät erhielt, in dem es hieß: „Ich würde es freudig begrüßen, wenn Eure Durchlaucht baldigst nach Rom gehen und Ihren großen persönlichen Einfluß bei den Italienern in unserem Interesse geltend machen könnten. Viele Grüße an die Frau Fürstin." Andererseits war Bethmann ängstlich

bemüht, mich davon zu überzeugen, daß ich auf seine loyale Unterstützung bauen könne.

Den kleinen Jagow fand ich in giftiger Stimmung. Er hatte kurz vorher dem Fürsten Wedel, der bei ihm für meine Entsendung nach Rom plädiert hatte, gesagt, niemand könne von ihm verlangen, daß er seinem liebsten Freunde, Hans von Flotow, bitteres Herzeleid bereite. Mir gegenüber meinte er, ich würde wohl selbst von der mir zugedachten Aufgabe nicht sehr begeistert sein. Besser als Flotow könne es niemand machen, das habe erst kürzlich der „Corriere della Sera" anerkannt und sich für das Bleiben von Flotow ausgesprochen. Als ich erwiderte, daß das genannte Blatt das deutschfeindlichste in ganz Italien wäre, schwieg Jagow und machte dabei ein bis zum Komischen verlegenes Gesicht.

Von allen Seiten hörte ich, daß Reichskanzler und Auswärtiges Amt alles ihnen Mögliche versucht hätten, um meine Entsendung nach Rom zu verhindern. So hatte mir der Mitarbeiter des „Berliner Lokalanzeigers" Herr Eugen Zimmermann schon im November geschrieben: „Im Auswärtigen Amt erklärte das Pressebüro auf Anfrage des Scherl-Verlages, Eure Durchlaucht hätten es abgelehnt, die Leitung der römischen Botschaft zu übernehmen; vielleicht sei es auch besser, während des Krieges keinen Wechsel in Rom eintreten zu lassen. Von anderer Seite hörte ich, Jagow habe im Einvernehmen mit dem Kanzler Bethmann sich geweigert, für Euer Durchlaucht Entsendung nach Rom auch nur einen Finger zu rühren. Der Kanzler habe auch den Kaiser in diesem Sinne bearbeitet. Sicher scheint mir, daß man ganz allgemein Angst hat, Fähigere als die augenblicklichen Machthaber ans Licht zu lassen. So begreiflich das menschlich ist, so bedenklich ist es für die Sache und namentlich in so schwerer Zeit! Jeder müßte lieber heut als morgen auf den Platz gestellt werden, auf dem er am meisten helfen und nützen kann, sonst können wir diesen Kampf nicht gewinnen." Um dieselbe Zeit schrieb mir ein damals ganz rechts gerichteter Journalist, Herbert von Berger, der ein im orthodox-konservativen Geist gehaltenes Buch über den konservativen Staatsrechtslehrer Stahl geschrieben hatte, der Wunsch, mich nach Rom gehen zu sehen, sei nun auch in die Presse gekommen. Leider! müsse man sagen, angesichts der Stimmung an maßgebender Stelle, beim Reichskanzler und im Auswärtigen Amt. In der „Frankfurter Zeitung" heiße es offiziös, Fürst Bülow werde ohnehin nach Rom gehen, auch ohne besondere Mission. Darauf wolle man hinaus: meine Rückkehr nach Rom zum gewohnten Winteraufenthalt gegenüber der deutschen öffentlichen Meinung auszunützen und aus ihr möglichsten Vorteil zu ziehen, ohne doch zu offizieller Bekräftigung und Bestätigung zu schreiten. Diese Denkweise in ihrer „listigen Halbheit" sei unendlich bezeichnend für Bethmann Hollweg und seine Leute. „Euer

Durchlaucht werden das schon durchschaut haben und auf dem Ganzen bestehen. Und sicherlich wünsche ich, als Euer Durchlaucht treuest ergebener Anhänger, wie jetzt selbst Eurer Durchlaucht alte Gegner, daß bald zu lesen ist, Euer Durchlaucht seien dem Reichsdienst wiedergegeben."

Ende November 1914 schrieb mir Fürst Wedel, er habe den Generaladjutanten von Plessen auf die „völlige Unzulänglichkeit" der deutschen Vertretung in Rom hingewiesen. Er habe dabei die „direkt skandalöse Tatsache" betont, daß Frau von Flotow sich in Stockholm verstecke, weil sie sich nicht zu ihrem deutschen Manne zu bekennen wage, daß sie dort in enger Fühlung mit der russischen Gesandtschaft stehe und daß der Stiefsohn unseres römischen Botschafters in den Reihen unserer Feinde gegen uns kämpfe. Jagow sträubte sich noch immer gegen die Abberufung seines „Busenfreundes". Aber die Zeiten wären so ernst, daß alle Mann an Bord gehörten. Loebell schrieb: „Durch Annahme der Berufung nach Rom bringen Sie ein großes Opfer, aber ich bin überzeugt, es wird gern gebracht, denn zu allen Zeiten war das Wohl des Vaterlandes die einzige Richtschnur Ihrer Handlungen. Es will mir scheinen, als ob die Stimmung in Italien gerade jetzt wieder viel zu wünschen übrig läßt. Es ist dort gar zu viel verdorben und zu viel Unheil angerichtet worden, was doch hätte vermieden werden können." Mein verständiger und abgeklärter Bruder Alfred schrieb mir, sobald er von der Möglichkeit meiner Entsendung nach Rom hörte, ich dürfe mich trotz aller Schwierigkeiten, trotz aller gegen mich gerichteten Umtriebe und Intrigen, trotz der Unzuverlässigkeit und Unaufrichtigkeit der Berliner Leitung einem Rufe des Kaisers nicht entziehen. Er fügte hinzu: „Gebe Gott, daß in einer so schwerwiegenden, so ernsten, unser Land und sein Wohl betreffenden Frage bei der Leitung unserer auswärtigen Angelegenheiten nur vaterländische Gesichtspunkte und nicht persönliche Engherzigkeit und Interessiertheit eine Rolle spielen werden! Das wäre unverantwortlich. Übrigens ist die Mißstimmung gegen unsere derzeitigen Diplomaten und das derzeitige Auswärtige Amt in Deutschland eine große. Man macht den Witz: Die französische Regierung hätte sondiert, welche Friedensbedingungen wir stellen würden. Wir hätten erwidert, Regulierung der Vogesengrenze, Schleifung von Toul, Nancy, Verdun usw. Darauf wären die Franzosen eingegangen. Dann hätten wir aber die Forderung gestellt, die Franzosen müßten fünf oder sechs unserer gegenwärtigen hohen Diplomaten übernehmen. Auf diese Bedingung hätten aber die Franzosen erklärt auf keinen Fall eingehen zu können."

Vertrauens-Kundgebungen

Über die Erbärmlichkeit der gegen mich gesponnenen Intrigen und die Jämmerlichkeit der Berliner politischen Leitung hoben mich die Kundgebungen des Vertrauens und der Sympathie hinweg, die mir spontan von vielen Seiten zugingen. Großherzogin Luise von Baden telegraphierte mir

nach Berlin: „Darf ich meiner aufrichtigen Freude Ausdruck geben, daß Ihre Mitarbeit in dieser ernsten und schweren Zeit wiederum für die Wahrung unserer vaterländischen Interessen in Aussicht steht." Ernst Bassermann telegraphierte: „Mit freudiger Genugtuung begrüße ich mit allen meinen Freunden, daß Euer Durchlaucht sich erneut an wichtigster Stelle in den Dienst des Reichs stellen." Bald nachher schrieb er mir: „Meiner großen Freude, daß Sie sich entschlossen haben, Rom anzunehmen, muß ich nochmals Ausdruck geben. Italien: das ist und bleibt eine Gefahr, und wenn jemand dort für uns Gutes wirken kann, sind Sie es. Daß Bethmann die geeignete Persönlichkeit für einen Frieden großen Stils ist, bezweifelt das Volk. Einstweilen stecken wir im Westen in Wasser und Sumpf und kommen nicht weiter. Im Westen fehlt die einheitliche, zielbewußte Führung, das ist mein Eindruck aus vielen Besprechungen. Moltke schied in Uneinigkeit mit S. M.; Falkenhayn ist nicht aus der obersten Generalstabskarriere hervorgegangen, entbehrt der nötigen Autorität, vielleicht auch der Begabung großen Stils. Daneben gehen im Großen Hauptquartier viel Intrigen hin und her. So erfährt man viel Unerfreuliches. Statt an das große Ziel zu denken, wie es unser Volk in rührender Aufopferung tut, ringt man um persönlichen Einfluß. Ich will das Thema nicht vertiefen, da Euer Durchlaucht diese Luft der Intrige leider aus eigener Erfahrung genügend kennen." Meine Jugendgespielin, die Gräfin Christa Eickstedt, die langjährige Freundin des Bismarckschen Hauses, die am Sterbebette des großen Fürsten gestanden hatte, schrieb mir: „Lieber Fürst Bernhard, eben erfahre ich, daß Sie noch einige Tage in Berlin sind, da kann ich's nicht lassen, Ihnen meine innigsten und treuesten Segenswünsche zu senden für alles, was Sie jenseits der Alpen im Dienst unseres geliebten Vaterlandes tun werden. Ich habe mich unbeschreiblich gefreut über Ihre Annahme dieser Mission, und ich glaube, Ihr großer Freund und Vorgänger, der Fürst Bismarck, würde diese Freude teilen — sein Segen möge Sie geleiten — einen besseren Wunsch wüßte ich Ihnen nicht mitzugeben. Ihnen und der Fürstin sendet die herzlichsten Grüße Ihre alte getreue Freundin aus der Kinderzeit Christa Eickstedt." Hocherfreut, daß ich mich bereit erklärt hätte, die Leitung der römischen Botschaft zu übernehmen, trotz aller Schwierigkeiten und der zu erwartenden Intrigen, schrieben mir Schwerin-Löwitz und Clemens Schorlemer. Die Witwe des Reichstagspräsidenten Udo Stolberg gab in einem Brief an meine Frau ihrer dankbaren Freude darüber Ausdruck, daß ich trotz aller Ränke und Widerwärtigkeiten, auf die sie nicht näher eingehen wolle, dieses großes Opfer gebracht hätte. „In dieser großen Zeit bringt jeder gern ein Opfer." Natürlich fehlte der Hoftheologe Adolph Harnack nicht mit einem begeisterten Glückwunsch „aus freudigem Herzen" und in der Hoffnung, daß mir seinerzeit

auch die Leitung der Friedensverhandlungen übertragen werden möge. Ehrlicher waren die Wünsche des Musikers Engelbert Humperdinck, des liebenswürdigen Komponisten der reizenden Märchenoper „Hänsel und Gretel", der uns während seines zweimaligen Winteraufenthaltes in der „Villa Falconieri" in Frascati ein lieber Freund geworden war. Und am meisten freute mich ein Gedicht, das mir der Schriftleiter des „Kladderadatsch", Paul Warncke, in seinem Blatt widmete. Warncke war mir, wie sein Vorgänger Trojan, ein guter Freund. Der „Kladderadatsch", dessen sämtliche Jahrgänge seit 1848 meine Bibliothek zieren und der meinem großen Amtsvorgänger Bismarck auch über das Grab hinaus die Treue hielt, hat mir, solange ich im Amte war, nach dem Rat des Horaz, ridendo dicere verum, oft lachend die Wahrheit gesagt. Dem Entamteten blieb das älteste und beste Organ deutschen Humors und der Berliner Satire wohlwollend und freundlich gesinnt.

Ich möchte noch ein Briefchen der Witwe des hochverdienten Ministers Rudolph Delbrück, des Mitarbeiters Bismarcks in großer Zeit, erwähnen, die meiner Frau schrieb: „Groß ist die Freude in allen Kreisen, den Fürsten wieder als unseren offiziellen Vertreter nach Rom gehen zu sehen, gemeinsam mit Eurer Durchlaucht. So ist nun endlich erfolgt, was wir seit langer Zeit für unser Vaterland erhofft und ersehnt hatten, und es drängt mich, meine innige Befriedigung und Freude darüber auszusprechen! Gott wolle Sie beide segnen, zum Wohle Deutschlands und zu Ihrer eigenen hohen Befriedigung in der Arbeit für unser Vaterland!" Walter Rathenau telegraphierte mir: „Hocherfreut, daß Euer Durchlaucht sich entschlossen haben, in schwerer Zeit in die Staatsgeschäfte einzugreifen, vertraue ich alter Kraft und neuem Glück." Die deutsche Presse, ohne Unterschied der Partei, gab ihrer Genugtuung über meine Entsendung Ausdruck. Mit Recht konnte der Leiter der agrarischen „Deutschen Tageszeitung", der Reichstagsabgeordnete Dr. Georg Oertel, mir schreiben: „Ich wünsche von ganzem Herzen, daß die Tätigkeit Eurer Durchlaucht erfolgreich sein möge. Das ist nicht nur mein tiefempfundener Wunsch, sondern der des ganzen Volkes ohne jeden Unterschied der Partei."

XVI. KAPITEL

Audienz bei Kaiser Wilhelm II. • Abschiedsbesuch bei Moltke • Abreise nach Rom • Flotow bleibt in Italien und intrigiert weiter gegen Bülow • Erzbergers Ankunft in Rom, dessen loyales Verhalten • Aus den Akten der römischen Botschaft • Tätigkeit des Fürsten in Rom • Briefe aus Deutschland • Stimmung des Kaisers • Die deutsche Kolonie • Graf Greppi • Ersetzung des österreichisch-ungarischen Botschafters von Mercy durch den Freiherrn von Macchio

Bei Wilhelm II. im Schloß Bellevue

Vor meiner Abreise empfing mich der Kaiser im Schloß Bellevue. Nicht ohne innere Bewegung trat ich durch den alten Park in dies Palais, das so viel gesehen hat, wo Prinz Louis Ferdinand vor Saalfeld Abschied nahm von seiner Schwester, der Fürstin Radziwill, und ihr seine Kinder ans Herz legte, wo Ernst Moritz Arndt nach Jena die schweigsamsten Wege aufsuchte, um in schwerer Zeit über die Not des Vaterlandes und dessen Rettung nachzusinnen. Hier sollte, vier Jahre später, als das tragische Schicksal Deutschlands mit dem Scheitern unserer letzten großen Offensive im Westen sich zu erfüllen begann, Kaiser Wilhelm dem General Ludendorff mit harten und barschen Worten den Abschied erteilen. Jetzt war der Kaiser in zuversichtlicher und gehobener Stimmung. Im freundschaftlichsten Tone, als ob zwischen uns niemals Meinungsverschiedenheiten bestanden oder Friktionen stattgefunden hätten, entwickelte er mir seine Auffassung über die Entstehung des Krieges: Sein Vetter, der König von England, und sein Vetter, der Kaiser von Rußland, hätten sich im Mai 1913, während der Hochzeitsfeierlichkeiten anläßlich der Vermählung der Prinzessin Viktoria Luise mit dem Herzog von Braunschweig, gegen ihn verschworen. Die Geschichte aller Zeiten kenne keine größere Niedertracht. Tücke und Verrat im Herzen, hätten die beiden „Vettern und Kollegen" sein armes Kind zu Gottes Altar geführt. Dafür werde sie Gottes Strafe treffen. Als er am Tage vor der Hochzeit im Berliner Schloß unvermutet bei dem König von England eingetreten sei, habe er ihn im Tête-à-tête mit dem Zaren überrascht. Beide wären erschrocken aufgefahren. Damals hätten sie die letzten Verabredungen für den Überfall auf Deutschland getroffen. Die Undankbarkeit des Zaren, dem er immer ein treuer Freund gewesen wäre und dem er so viele vortreffliche Ratschläge erteilt hätte, schreie zum Himmel. Über das Benehmen von „Georgie" könne er nur

sagen, ihre gemeinsame Großmutter, die Königin Victoria, hätte sich sicher im Grabe umgedreht, als ihr englischer Enkel ihrem deutschen Enkel den Fehdehandschuh hingeworfen habe.

Es berührte mich schmerzlich, daß selbst die bitteren Lehren der ersten Kriegsmonate Wilhelm II. nicht zu sachlicher und nüchterner Beurteilung der Ereignisse hatten bringen können. Als ich darauf hinwies, daß die englische Politik, namentlich seit der Thronbesteigung des Königs Georg V., von den Ministern mit dem Parlament gemacht würde, sah mich der Kaiser einen Augenblick gereizt an, meinte aber dann, wieder mit freundlichem Ausdruck und indem er mich unter den Arm faßte, jetzt wollten wir zu seiner Frau gehen, die sehr wünsche, mich wiederzusehen. Nichts konnte friedlicher sein als die Stimmung, in der wir drei einige Minuten später um den Teetisch der Kaiserin saßen, von der eine Atmosphäre der Güte und der Behaglichkeit ausging, die alle Dissonanzen verscheuchte.

Bei Moltke

Einige Tage vor meiner Audienz bei Seiner Majestät hatte ich den Generalobersten von Moltke aufgesucht. Er war aus dem Schloß in Homburg v. d. H. in das Generalstabsgebäude übergesiedelt, den „roten Kasten" am Königsplatz, gegenüber der Siegessäule, das Haus, an das sich so große Traditionen knüpfen, ein Haus, an dem ich heute nicht ohne melancholische Erinnerungen an eine bessere, eine glückliche und stolze Vergangenheit vorbeigehen kann. Ich fand Moltke im Bett. Er sah krank aus, bleicher als sein Bettuch. Mit melancholischem Lächeln winkte er mir zu: „Erinnern Sie sich noch, als wir zusammen um den Wasserturm am Hippodrom ritten? Ich hatte doch recht, als ich den Posten nicht annehmen wollte." Im übrigen kam aus seinem Munde kein Wort weder der persönlichen Rechtfertigung noch der Anklage gegen andere, sondern nur Äußerungen seiner Besorgnisse für die Zukunft, für das Schicksal des Vaterlandes, seiner heißen Liebe für das Vaterland. Er gab dem lebhaften Wunsche Ausdruck, daß ich an die Stelle von Bethmann treten möge, der zum Steuermann des Reichsschiffes in diesem Weltsturm in keiner Weise geeignet sei.

Als ich das Schlafzimmer Moltkes verließ, erwartete mich vor der Tür seine Frau. Sie entstammte der dänisch-schwedischen Linie der Familie Moltke. Sie war eine hübsche, begabte, ihrem Gatten treu ergebene Frau, hatte sich aber leider mit spiritistischem und theosophischem Unfug abgegeben und damit auch ihren Mann angesteckt, der ohnehin zu Mystizismus neigte. Eliza von Moltke, Lizzie, wie sie in der Familie genannt wurde, zitterte vor Erregung über das Schicksal ihres Mannes, vor Entrüstung über diejenigen, denen sie die Schuld an seinem Zusammenbruch zuschob. Der Kaiser habe ihrem Gatten die Leitung der Operationen in dem Augenblick entzogen, wo er im Begriffe stand, auf dem westlichen Kriegs-

schauplatz alles wieder in Ordnung zu bringen und zum Guten zu wenden. Der Kaiser und Falkenhayn hätten auch nicht auf die Ratschläge gehört, die ihnen Moltke für die Verproviantierung des Landes gegeben habe. Diese Klage war nicht unbegründet. Moltke hatte mit Clemens Delbrück zu denjenigen gehört, die schon früh erkannten, daß wir beizeiten gegen die uns drohende Hungerblockade Vorsorge treffen mußten.

Moltke über den Krieg

Schon vor diesem Besuch hatte ich mit Moltke Briefe gewechselt. Ich hatte dem alten Freund, dessen hartes Schicksal mir naheging, Worte der Teilnahme und Sympathie geschrieben. Ich gebe seine Antwort wieder: „Euer Durchlaucht haben mir mit Ihren freundlichen und, wie ich wohl sagen darf, freundschaftlichen Zeilen vom 24. d. M. eine sehr große Freude gemacht. Nicht das, was Euer Durchlaucht über unsern Aufmarsch sagen, ist es, denn dafür gebührt die Anerkennung nicht einem einzelnen, sie gebührt der Gesamtarbeit des Generalstabs, der Pflichterfüllung und Arbeit aller Offiziere, die an dem gewaltigen Werk des Aufmarsches eines Millionenheeres beteiligt waren, in erster Linie den über alles Lob erhabenen Leistungen der Eisenbahnabteilung. Die Siege, die dem Aufmarsch folgten, sind aber das Verdienst der todesmutigen Tapferkeit unserer Soldaten und ihrer Führer vom ersten bis zum letzten Mann. Es ist unser Volk selbst, das Volk in Waffen, das diese Siege mit Hingabe seines Herzblutes errungen hat, ihm gebührt die Ehre. Und nicht nur das Volk in Waffen, auch die Gesamtheit der Nation, die tapfer und zu jedem Opfer bereit hinter dem Heere steht, hat ihren Anteil an dem bisher Errungenen. Sie ist es, aus der das Heer sich immer neue Kraft holt, mit der es innig verbunden ist mit Millionen Fäden, die ihren Geist, ihre hochgemute Gesinnung in einem immer belebenden Strom dauernd in das Heer einfließen läßt und ihm Stärke verleiht. Das ganze deutsche Volk führt diesen Kampf um das Heiligste, was es hat, um seine nationale Selbständigkeit, um den Schutz des Vaterlandes vor Vergewaltigung und Vernichtung. Und in diesem großen Volksganzen von siebzig Millionen lebt das Bewußtsein, daß es den Kampf nicht nur im eigenen, sondern im Interesse der gesamten Menschheit führt, daß es gilt, für diese das deutsche Geistesleben zu erhalten, das allein die Gewähr bietet, die Menschheit weiter zu führen auf dem Wege geistiger Kultur. Man müßte an jeder Weiterentwicklung verzweifeln, wenn diese höchsten Güter von russischer Barbarei, von englischem Materialismus überwältigt und vernichtet werden sollten. Daher bin ich mit Ihnen der gewissen Zuversicht, daß unser Volk unbesiegbar ist und sein muß. Wie ich Ihre Worte las über die mangelhafte diplomatische Vorbereitung dieses Krieges, mußte ich an so manche Unterhaltung denken, die wir in früheren Zeiten gehabt haben. Seit Euer Durchlaucht die diplomatische Leitung niedergelegt haben, hat nur ein Gedanke dieselbe beherrscht: Erhaltung

des Friedens um jeden Preis! Daß es die höchste Aufgabe der Diplomatie sein muß, den Staat so zu führen, daß er eventuell unter möglichst günstigen Vorbedingungen in einen Krieg eintreten könne, war völlig vergessen. Und doch stand dieser Krieg seit Jahren fast greifbar deutlich vor der Tür. Wir wollten ihn nicht haben, wir wollten ihn nicht vorbereiten, wir wollten ihn nur verhindern. Daß die Weltentwicklung einer neuen Phase zustrebte, daß das Gewitter des europäischen Krieges sich entladen mußte, wurde nicht erkannt. Wie wäre es sonst möglich gewesen, daß so schwere Schläge wie das Versagen Rumäniens und Italiens uns unvorbereitet treffen konnten. Ich bin der Überzeugung, daß der Krieg schon jetzt siegreich für uns erledigt sein würde, wenn es gelungen wäre, diese beiden Staaten an unserer Seite zu erhalten. Daß dies nicht geschehen ist, wird die Geschichte einst als schwersten Fehler verurteilen. Auch über diese Dinge haben wir früher öfter gesprochen. Sie lebten lebendig in Ihnen, Durchlaucht, und die Befürchtung, daß die für das Deutsche Reich von so überragender Bedeutung wichtigen Ziele vergessen werden könnten, war es, die mir das Herz schwer machten, als Sie schieden. Wenn es Gottes Wille ist, daß wir trotzdem siegreich aus diesem Riesenkampf hervorgehen, so wird es vor allem auf eins ankommen: Die ethischen Kräfte, die er in unserem Volk hat aufleben lassen, der hohe Idealismus, der es durch alle Volksschichten hindurch erfüllt, die herrliche Einheit der Nation, die Klassen- und Parteiunterschiede ausgelöscht hat, das alles sind geistige Güter höchster Art. Das brennende Feuer des Schmerzes hat in der Volksseele das Gold höchster idealer Gesinnung herausgeschmolzen, es hat sie von dem materiellen Zug abgewendet, der in den Jahren des Wohllebens und Gedeihens diese Volksseele zu ersticken drohte und der parteiischen Hader, Zwietracht und Neid in die Massen trug. Hier ist durch den Krieg ein Schatz aus den Tiefen des Volkes gehoben worden von allergrößtem Wert und Bedeutung. Wenn der höchste Wille, der die Geschicke der Menschheit leitet, es gut mit uns meint, so gebe er uns Männer, die nicht nur mit materiellen Ergebnissen des Friedens rechnen, sondern die es verstehen, dem Deutschtum das geistige Gut zu erhalten, das der Krieg ihm gegeben hat. Das ist mein heißer Wunsch und zugleich meine Besorgnis. Der Staatsmann, der es jetzt nicht versteht, in die Tiefe unserer Volksseele zu blicken, ihren lebendigen Odem zu spüren, wird das Volk nicht der Bestimmung entgegenführen, die ihm vorgezeichnet ist. Sie wissen, Durchlaucht, wie sehr ich Sie verehre, aber nicht nur diesem Empfinden entspringt mein sehnlicher Wunsch, daß Sie es sein mögen, der diese Aufgabe zu lösen berufen ist. Ich weiß, daß Sie Verständnis für die hier angeregten Fragen haben. Sie haben schon einmal an den Idealismus unseres Volkes appelliert, und Sie haben den Erfolg unserer damaligen schwierigen Ver-

hältnisse gehabt. Ich weiß keinen anderen Mann, der Sie ersetzen könnte. Verzeihen Sie die Länge meines Briefes. Ich bin durch meine Erkrankung aus der Mitarbeit am Kriege ausgeschaltet und sitze einsam im alten Homburger Schloß. Aber mein Herz und meine Seele sind verknüpft mit den Geschehnissen dieser großen, heiligen Zeit. Und der heiße Wunsch, daß unser Volk durch Kampf und Nacht zum Licht geführt werden möge, lebt in mir mit heißer Gewalt. Das Wort Vaterland umschließt all mein Denken und Fühlen, und ich weiß, daß in Ihnen dieselben Gedanken leben. Gott gebe uns den Sieg, und er gebe unserm Volk einen Frieden, der ihm seine höchsten Güter wahrt. Ihr treu ergebener Moltke."

Ein kritischer Beurteiler des vorstehenden Briefes wird an ihm manches auszusetzen haben: Meinem Nachfolger Bethmann war nicht so sehr vorzuwerfen, daß er den Frieden um jeden Preis gewollt hätte, als das Ungeschick, mit dem er sich in den Krieg hatte verstricken lassen. Es war auch nicht richtig, daß das Gewitter eines Weltkrieges sich notwendig und unentrinnbar entladen mußte. Das war die leidige, die schwächliche Fatalitätstheorie, an die Bismarck ebensowenig glaubte wie an die Notwendigkeit prophylaktischer Kriege. Zutreffend dagegen war die Bemerkung, daß wir den Krieg rasch hätten gewinnen können, wenn wir von vornherein Italien und Rumänien auf unserer Seite gehabt hätten. Daß wir dies nicht erreichten, war tatsächlich die Schuld der Wiener und der Berliner Diplomaten. Im großen und ganzen ist der Brief von Moltke mehr die von hohem Idealismus inspirierte und von edler Weltauffassung getragene Betrachtung eines Professors der Ethik als das Bekenntnis und Testament eines Feldherrn. Aus den Schriften des großen Königs und dem „Mémorial de Sainte-Hélène" weht ein anderer Geist. Unser Verhängnis hat gewollt, daß bei Beginn des größten aller Kriege die beiden wichtigsten Posten nicht mit tatenfreudigen und tatkräftigen, nicht mit klugen, gewandten, geschickten Männern besetzt waren, sondern mit Philosophen. Ich füge noch hinzu, daß das Urteil der Geschichte, und mit Recht, über Bethmann strenger und härter ausfallen wird als über seinen Schicksals- und Leidensgenossen Moltke.

Ankunft Bülows in Rom

Am 14. Dezember 1914 fuhr ich mit dem Schnellzug nach Rom. Dort erhielt ich wenige Tage später den Brief eines dem Auswärtigen Amt nahestehenden Journalisten, der mir schrieb: „Staatssekretär von Jagow sagte hier, unmittelbar nach Ihrer Abfahrt von Berlin, jedem, der es hören wollte, Italiens wären wir völlig sicher. Es werde eingreifen, und zwar auf deutscher Seite. Darüber sei kein Zweifel." Die Absicht, mir in die Suppe zu spucken, trat klar zutage. In Rom erwartete mich das Personal der Botschaft an der Bahn, aber ohne den Botschafter Flotow. Ich stieg in meiner Villa Malta ab, nicht im Palazzo Caffarelli, der mich vierzig Jahre früher als Attaché

und zwanzig Jahre früher als Botschafter beherbergt hatte. Am Nachmittag ließ sich Flotow melden. Haltung und Ausdruck hätten jedem Schauspieler als Vorbild dienen können, dem die Rolle des Sekretärs Wurm in Schillers „Kabale und Liebe" zugefallen wäre. „Ist mir's doch", meint der redliche Stadtmusikant und Kunstpfeifer Miller in dem „bürgerlichen Trauerspiel" des jugendlichen Schiller über den Haussekretär des Präsidenten von Walter, „wie Gift und Operment, wenn ich den Federfuchser zu Gesichte krieg." Herr von Flotow betonte, daß er mit ausdrücklicher Ermächtigung des Reichskanzlers und des Staatssekretärs Italien nicht verlassen, sondern seinen Urlaub dort verleben und seinen Wohnsitz „bis auf Weiteres" nach Neapel verlegen werde.

Bekanntschaft mit Erzberger

Wenige Tage später traf der Abgeordnete Erzberger in Rom ein. Seit meinem Zerwürfnis mit dem Zentrum hatte mich kein Mitglied dieser Partei schärfer angegriffen als er. Von ihm namentlich war das Märchen ausgegangen, das von dem früheren Regierungsrat Martin und dem Chefredakteur des Pariser „Figaro", Gaston Calmette, weitergesponnen wurde, daß ich den Plan verfolgt hätte, den Kaiser zur Abdankung zu zwingen und mich zum Präsidenten der deutschen Republik proklamieren zu lassen. Die persönliche Bekanntschaft von Erzberger hatte ich noch nicht gemacht. Als er in mein Arbeitszimmer trat, sah ich einen mittelgroßen, untersetzten Mann vor mir stehen, unbeholfen in Bewegungen und Gesten, mit derben Gesichtszügen. „Er sieht aus wie ein Bierstöpsel", meinte eine ungarische Gräfin, der ich ihn bald nachher vorstellte. Aber in der Unterhaltung, die sich nun entspann, trat mir ein Mann von rascher und beweglicher Auffassungsgabe entgegen, nicht geistreich, noch weniger gebildet, aber nicht aufs Maul gefallen. Der Gerber Kleon würde in Erzberger einen ihm verwandten Demagogentypus erkannt haben, bei aller sonstigen Verschiedenheit zwischen dem Athener und dem Buttenhäuser. Albert Ballin sagte mir einmal von Erzberger, er sei tüchtig, aber es fehle ihm das eigentliche Fundament. Der feingebildete Abt-Primas des Benediktiner-Ordens, Freiherr von Stotzingen, meinte nach einer längeren Unterredung mit Erzberger: „Es fehlen ihm die Humaniora." Papst Benedikt XV. gab, wie ich gelegentlich schon erwähnte, nachdem er ihn in Audienz empfangen hatte, seinem Erstaunen darüber Ausdruck, daß der Signor Erzberger, der im Parlament vielleicht ganz gut am Platze wäre, sich als Diplomat betätigen wolle, wozu er sich in keiner Weise eigne. Matthias Erzberger hat während der letzten Jahre des Krieges und auch nach dem Umsturz viele und schwere politische Fehler begangen. Er hat großen Schaden angerichtet. Um so mehr ist es Pflicht, hervorzuheben, daß sein Verhalten in Rom loyal war, daß er dort gute Dienste geleistet hat.

Er fing damit an, mir zu sagen, daß er mich nur aus Parteirücksichten angegriffen, sich aber dabei gar nichts Böses gedacht habe und jetzt Verehrung und Bewunderung für mich empfinde. Ich könne mich vollständig auf ihn und seine Ehrlichkeit verlassen. Bethmann und Jagow hätten ihn aufgefordert, nach Rom zu fahren, ihm auch eine besondere Chiffre mitgegeben und ihm gesagt, er möge über seine Beobachtungen namentlich über mein Verhalten ihnen rückhaltlos berichten. Natürlich wären die Absichten des Kanzlers und des Staatssekretärs bei dieser Aufforderung nicht gerade freundlich für mich gewesen. Er würde aber nach Berlin nichts telegraphieren noch schreiben, was er mir nicht vorher gezeigt hätte. Diesem seinem Versprechen ist Erzberger treu geblieben. Er hat mir alle seine Berichte und Meldungen nach Berlin vorher vorgelegt, mich auch über seine in Rom geführten politischen Gespräche genau informiert. Als er, nicht ohne Grund, für seine persönliche Sicherheit fürchtete, weil seine häufigen Besuche im Vatikan von der italienischen Presse abfällig kritisiert worden waren, forderte ich ihn auf, bei mir in der Villa Malta Wohnung zu nehmen, und zeigte gleichzeitig der Consulta an, daß der Abgeordnete Erzberger von mir der Botschaft interimistisch attachiert worden sei. Der gute Matthias schien dies als eine erfreuliche Vorbedeutung für künftigen diplomatischen Aufstieg aufzufassen. Ich räumte ihm zwei schöne Zimmer im zweiten Stock ein, von wo er einen herrlichen Rundblick auf die Ewige Stadt, die mächtige Kuppel der Peterskirche und die Berge hatte, die Rom umkränzen. Er war mir und meiner Frau ein angenehmer Hausgenosse. Er war natürlich und behaglich, er konnte auch drollig sein, wenn er, gemütlich schwäbelnd, von Berlin erzählte. Er wisse selbst nicht, warum der Reichskanzler einen solchen Affen an ihm gefressen hätte. Er müsse mindestens einmal wöchentlich bei ihm speisen. Neulich habe „der Herr Kanschler" zu ihm gesagt: „Wie fangen Sie es nur an, um so viele gute Einfälle zu haben? Mir fällt nie etwas ein." Erzberger erzählte das ohne jede Ironie.

Als der Arme später ein so trauriges Ende fand, übersandte mir seine Witwe die Traueranzeige mit seinem Bild, das als Unterschrift die Worte des Apostels Paulus trug: „Ich habe den guten Kampf gekämpft, ich habe Glauben gehalten." So erschien er nicht nur seiner Familie, seinen näheren Freunden, seinen Landsleuten in Buttenhausen, sondern auch einem großen Teil des klerikalen wie des demokratischen Deutschland. Ein anderer Teil des Volkes sah in ihm einen Schädling, ja einen Verbrecher. Ein deutscher Gerichtshof, ehrenhafte und in jeder Beziehung hochstehende Richter haben ihm Ausbeutung seiner politischen Stellung für private Erwerbszwecke bescheinigt. Der Advokat seines Gegners Helfferich schlug auf die vor ihm liegende Mappe und rief zu Erzberger gewandt: „Hier ist Material, mit dem jeder Assessor ein Dutzend Prozesse gegen Sie anstrengen und

gegen Sie gewinnen könnte!“ Erzberger schwieg. Vor Immanuel Kant und dessen strenger Moral würde er nicht bestehen. Aber kann er sich nicht auf den Schächer am Kreuz berufen? Hoffentlich hat er schließlich doch noch ein Plätzchen im Paradies gefunden.

Keine Konzessionen Österreichs

Auch in Rom erhielt ich während des schweren Winters von 1914 auf 1915, wo ich, von Berlin schlecht unterstützt, noch weniger von Wien sekundiert, gegen viele feindliche und widerwärtige Einflüsse zu kämpfen hatte, von Moltke ab und zu Briefe, aus denen ebensosehr seine freundschaftliche Gesinnung für mich wie sein Patriotismus sprachen. Ich glaube, daß nur wenige mir so aufrichtig und innig für meine römische Mission Erfolg wünschten wie Hellmuth Moltke. Solcher Wünsche und Gebete bedurfte ich in der Tat. Bei meiner ersten Unterredung mit dem Botschaftsrat Hindenburg verglich ich mich mit dem Arzt, der zu spät an das Krankenbett berufen wird. Dieser Vergleich war zutreffend. Wenn im Juli 1914 die militärische Kooperation Italiens bei geschickter deutscher Politik denkbar gewesen war, vor dem Marne-Rückzug wenigstens volle und sichere Neutralität, so war jetzt selbst die Neutralität nur zu erreichen, wenn Österreich sofort, rückhaltlos und avec un beau geste den Trentino opferte und die Autonomie von Triest konzedierte. Aber weder wollten die Österreicher sich zu den unerläßlichen Konzessionen entschließen, noch ermannten sich Bethmann und Jagow dazu, einen energischen Druck auf das Wiener Kabinett auszuüben. Nachdem wir ohne Zögern, vorbehaltlos unsere Zustimmung zu dem Strafverfahren Österreichs gegen Serbien gegeben und dem Wiener Kabinett die Wahl der anzuwendenden Mittel überlassen hatten, glaubten sich die Österreicher unserer Rückendeckung absolut sicher und uns gegenüber an keine Rücksicht gebunden. Mit unserer Blankovollmacht in der Tasche setzten sie sich an den Spieltisch, wo es leider nicht nur um ihr, sondern auch um unser Geld ging. Wir hatten ihnen ja von vornherein erlaubt, es gegenüber Serbien bis zum Äußersten, bis zum Kriege mit allen seinen Konsequenzen zu treiben.

Brief des Prinzen Stolberg

In Rom fand ich bei den Akten einen Brief des Botschaftsrats in Wien, Prinzen Stolberg, der während einer kurzen Abwesenheit seines Chefs, des Botschafters von Tschirschky, etwa acht Tage vor der Überreichung des Ultimatums, Mitte Juli 1914, nach Berlin meldete: er habe in Ausführung des ihm erteilten Auftrages den Grafen Berchtold gefragt, ob das Wiener Kabinett an dem Gedanken festhalte, scharfe Sühneforderungen für den Mord von Sarajewo an die serbische Regierung zu stellen. Auf die bejahende Antwort des Ministers habe er auftragsgemäß weiter gefragt, was geschehen würde, wenn Serbien alle österreichischen Forderungen annähme. Lächelnd (Berchtold wie Jagow liebten zu lächeln) habe der k. und k. Minister erwidert: er halte es für ausgeschlossen, daß selbst eine

Regierung wie die serbische solche Forderungen schlucke. Sollte dies aber doch der Fall sein, so bleibe eben nichts anderes übrig, als auch nach Annahme aller Forderungen Serbien so lange zu reizen, bis Österreich die Möglichkeit erhalte, in Serbien einzumarschieren. Weiter befanden sich bei den römischen Akten Abschriften zweier Briefe des Staatssekretärs Jagow aus dem Großen Hauptquartier an den Unterstaatssekretär Zimmermann, die mir einen neuen melancholischen Einblick in die Kopf- und Ziellosigkeit des Auswärtigen Amtes vom Sommer 1914 gewährten. In dem einen vor dem Marne-Rückzug geschriebenen Brief ermahnte Jagow das Auswärtige Amt und die Kaiserliche Botschaft in Rom, sich Italien gegenüber nur ja nicht zu engagieren, weder durch Versprechungen und Zusagen noch durch Konversationen über etwaige Kompensationen. Wir dürften uns für die zukünftigen Friedensverhandlungen Italien gegenüber in keiner Weise die Hände binden. Das erinnerte an den französischen Minister des Äußern von 1870, den Duc de Gramont, der, als ihm gemeldet wurde, daß die süddeutschen Staaten mit Preußen gegen Frankreich gehen würden, mit heiterer Ruhe erwidert hatte: „Tant mieux! Nos armées se déployeront à leur aise dans les plaines de l'Allemagne méridionale, et nous aurons les coudées franches pour les négociations de la paix." Nach dem Marne-Rückzug, einige Wochen später, war ein händeringendes Schreiben desselben Jagow in Rom eingetroffen, in dem er bat, alles aufzubieten, damit Italien sich uns anschließe.

Pessimismus Ballins

Wenn ich, wie jeder, der im öffentlichen Leben steht, bisweilen geirrt habe, vielleicht sogar, wie meine Gegner behaupten, oft irrte, so kann ich doch mit gutem Gewissen sagen, daß ich nie einem anderen Leitstern gefolgt bin als der Staatsräson. Seit ich als Kriegsfreiwilliger bei den Bonner Königshusaren eintrat und König und Vaterland Treue schwur, habe ich meine körperlichen und seelischen Kräfte, ohne Schonung meiner Person, in den Dienst des Landes gestellt, niemals bewußter und rückhaltloser als während meiner römischen Mission im Winter 1914/15. Gerade weil ich mir keine Illusionen über die lebensgefährliche Lage machte, in die wir fünf Jahre nach meinem Rücktritt durch die Unfähigkeit meines Nachfolgers und seiner Mitarbeiter geraten waren, spannte ich jeden Nerv an, um dem schon von so vielen und starken Feinden umringten, von allen Seiten bedrängten Deutschen Reich einen neuen und nicht zu unterschätzenden Gegner zu ersparen. Was ich aus der Heimat hörte, bestärkte mich in meiner ernsten Beurteilung der Lage. Albert Ballin schrieb mir bald nach meinem Eintreffen in Rom: „Ich vermag der ganzen Situation kein freundliches Gesicht aufzuzwingen. Der Gedanke einer Unterseeboot-Blockade, die, wenn sie glückte, uns die Aussicht schaffen würde, England mürbezumachen, stößt bei den Juristen und den führenden Geistern des

Auswärtigen Amtes auf hundert Bedenken. In der Türkei sieht es nicht rosig aus. Munitionsmangel, hervorgerufen durch Rumäniens Weigerung, unsere bezüglichen Transporte durchzulassen. Weder am Suezkanal noch in Ägypten irgendein Ziel für eine erfolgreiche Operation. Wie die Lage sich gestalten wird, ist es gar nicht zu verstehen, warum wir nicht mit dem größten Nachdruck in Wien dahin wirken, daß man sich auch unter erheblichen Opfern mit Italien verständigt. Es ist für Österreich eine bittere Notwendigkeit, die an der italienischen Grenze gehaltenen Streitkräfte für die endliche Bewältigung der Serben frei zu machen. Daß es Österreich nicht gelang, schnell mit den Serben fertig zu werden, hat m. E. die militärische Lage für uns sehr verschlechtert. Hätten die Österreicher die Serben schnell zu Boden geworfen, so hätten sie durch Konzessionen diese kleine, tüchtige Macht sich verbünden können und damit eine Situation schaffen, die dem Zaren vielleicht den Vorwand für einen Separat-Frieden gegeben hätte. Gott besser's! Ich gehe bald für einige Zeit nach Berlin und werde Zimmermann zu einer energischen Aktion gegen Österreich zwecks Einigung mit Italien dringend raten. Militärische Erfolge, die wir erreichen, werden den Dreiverbandsmächten zu noch stärkerem Werben in Rumänien und Italien den Anlaß geben. Militärische Mißerfolge werden die ohnehin bestehende Neigung, gegen Österreich vorzugehen, dort und in Bukarest erhöhen. Wir sind also between the devil and the deep sea und sollten suchen, bald einen ehrenvollen Frieden zu machen. Was wir erreichen, ist ja an sich groß! Gegen diese Welt von Feinden den Krieg im Feindesland konzentrieren und sich so glänzend halten, ist sicherlich eine große Leistung."

Brief von Eugen Zimmermann

Der Generaldirektor des Scherlschen Verlages, der mit dem Großen Hauptquartier enge Fühlung hatte und häufig dort weilte, Herr Eugen Zimmermann, der drei Jahre später Wilhelm II. bei der Abfassung seines Buches „Gestalten und Erscheinungen" unterstützen sollte, hatte mir schon vor meiner Abreise nach der Ewigen Stadt geschrieben: „Über die Kriegslage macht sich allgemein eine pessimistische Auffassung bemerkbar. Es geht sehr langsam und nur mit enormen Verlusten vorwärts. Die Gegner gewinnen viel Zeit, Gegenmaßregeln zu treffen. Russische Artillerie wird durch japanische ergänzt. Die Franzosen ziehen immer mehr Farbige heran. Die Engländer bilden fieberhaft aus. An der Yser verloren wir bis zum 1. November rund fünfzigtausend Offiziere und Soldaten. Fünfzigjährige Oberleutnants und Kompagnieführer sind durchaus keine Seltenheit an der Front. Der Kampf kommt immer mehr auf die Entscheidung durch brutale Gewalt heraus. Die Kriegskunst tritt zurück. Eine operative Überlegenheit ist nicht bemerkbar. Unsere Überlegenheit an Zahl im Westen (zirka dreihundertfünfzigtausend Mann) dringt nicht durch. Trotz allem kann und muß man auf den endlichen Erfolg hoffen. Aber je mehr er der Armee, dem

Volk, dem einzelnen Mann, je weniger überlegener Führung schließlich zugeschrieben werden müßte, je größer werden die Forderungen der Demokratie nach dem Kriege sein. Wenn man hier Herren der Regierung spricht, ist man entsetzt über die Unkenntnis aller Vorgänge im Volk.“ Der damals noch auf dem rechten Flügel der konservativen Partei stehende Publizist Herbert von Berger schrieb mir: „Hoffentlich erlebt die heute geborene Generation eine Zeit, in der von der Jugend des preußischen Adels Kopf und Herz und nicht nur das Blut in der Stunde der Not genutzt wird. Mit den wenigen verwundeten Gardeoffizieren, die hier sind, etwa achtzig Prozent sind ja gefallen, bin ich oft zusammen, sie meinen, das stolze Vorrecht, vor dem Feinde zu sterben, dies Vorrecht des Adels wäre ihm reichlicher zugeschoben worden, als notwendig gewesen ist. Ganze Geschlechter sind ja vernichtet. Und bitter fragte mich neulich ein Verstümmelter, ein höherer Offizier, ob vielleicht aus politischen Gründen eine Ausrottung des preußischen Militär- und Beamten-Adels beabsichtigt sei. Ich mußte dabei unwillkürlich an das geistreiche Wort eines bekannten Historikers denken, daß Rom zu Grunde gehen mußte, weil seine Aristokratie untergegangen war. Es ist überhaupt eigenartig, wie diese Zeit, die das Größte und Beste im Deutschen wieder zu Ehre und zur Geltung bringt, einen trüben, ja verdrießlichen Unterton in den wertvollsten Kreisen hat. Es ist da doch der Mangel an Führung und Führern von Charakter und Kraft zu empfinden. Der eine Hindenburg kann schließlich nicht für alle aufkommen. Und endlich scheint man an den maßgebenden Stellen besorgt zu sein, keinen derer in den Vordergrund zu lassen, die Staatsmann und nicht nur Beamter sein können. Nach Euer Durchlaucht fragen Politiker im Offiziersrock und im Bürgergewand. Es gibt nicht einen nachdenklichen und politisch einigermaßen urteilsfähigen Deutschen, der nicht weiß, daß der gegenwärtige Kanzler bei Friedensschluß versagen wird, wie er bei Kriegsausbruch versagt hat. Und doch steht dieser Mann fest, nur weil er ein bequemer Diener ist. Darf man sich wundern, wenn in einem Volk, das willig und gern so Ungeheures leistet, allmählich die Frage laut wird, ob es nicht an der Zeit sei, in Erwägung tief einschneidender, verfassungsrechtlicher Änderungen einzutreten, das Ministerernennungsrecht auf eine breitere Basis zu stellen als den monarchischen Willen. Es ist eben nicht zu leugnen: schwache und gedankenarme Minister wie Bethmann und Jagow sind nicht nur eine Gefahr für das Land nach außen, sondern auch für seine Verfassung im Innern.“

Brief des Generaladjutanten v. Chelius

Im Gegensatz zu solchen warnenden und ernsten Stimmen patriotischer Besorgnis schrieb mir aus dem Schloß Bellevue der diensttuende Generaladjutant von Chelius über die Allerhöchste Stimmung: „Der Kaiser will noch immer nicht glauben, daß man in Italien Ernst mache gegen Öster-

reich, und hofft, daß Rumänien, wo sich eine Stimmung für die Zentralmächte Bahn zu brechen scheint, Italien von einem verhängnisvollen Schritt abhalten werde. Ganz vertraulich möchte ich noch hinzufügen, daß man hier die Meinung hat, der Papst werde im Frühjahr den Frieden anbahnen und vermitteln. Dieser Gedanke ist Seiner Majestät sehr sympathisch. Natürlich könne das aber nur auf der Basis des militärischen Status quo erfolgen. Dieser Weg wäre denkbar, da ein Friedensbedürfnis in Frankreich und England zweifellos vorhanden sei. England geht man mit der Marine tüchtig zu Leibe, natürlich nicht ohne Gefahr für die eigene Zufuhr, besonders für Belgien. Seine Majestät ist guter Dinge und erwartet mit Zuversicht die Operationen im Osten, die vielleicht einen Wendepunkt militärisch und politisch in sich tragen."

Eine große Freude war für mich das Vertrauen, das mir die in Italien lebenden Landsleute vom ersten bis zum letzten Tage meiner Mission entgegenbrachten. Zahlreiche Briefe und Telegramme aus Rom und Florenz, Mailand und Neapel lieferten mir hierfür mich tief rührende Beweise. Aus der deutschen Kolonie in Rom wurde mir telegraphiert: „Ganze Kolonie beglückt und erlöst." Aus Mailand telegraphierte mir der seit langem dort ansässige, angesehene Bankier Joel, ein geborener Danziger: „Mit wärmster Genugtuung begrüßen wir den hochherzigen Entschluß Eurer Durchlaucht, in der zuversichtlichen Hoffnung, daß er segensreiche Folgen für alle Teile haben werde." Der erste meiner italienischen Freunde, dem ich nach meiner Ankunft in Rom auf dem Pincio begegnete, war Graf Giuseppe Greppi. Er war damals schon fünfundneunzig Jahre alt. Mailänder von Geburt, war er als siebzehnjähriger Attaché 1836 in den österreichischen diplomatischen Dienst eingetreten. Er hatte in Parma bei der Witwe des Kaisers Napoleon, der Kaiserin Marie Louise, gefrühstückt und lobte deren schöne Büste und zierliche Füßchen. Er hatte in Rom im Palazzo Bonaparte, auf dem Corso, gegenüber dem „Gesù", der Mutter des großen Korsen, Madame Mère, die Hand geküßt. Er hatte vor König Friedrich Wilhelm III. von Preußen und vor dem letzten römischen Kaiser deutscher Nation, vor Franz II., vor Wellington und vor dem Erzherzog Karl, dem Sieger von Aspern, gestanden. Er war zwei Jahre lang Kabinettschef des Staatskanzlers Clemens Metternich für die italienischen Angelegenheiten gewesen und schilderte anschaulich, wie der damalige Lenker der österreichischen und bis zu einem gewissen Grade der europäischen Politik abends in seinem Salon seinen Untergebenen und den ihn besuchenden Verehrern, an eine Säule gelehnt, in feierlicher Haltung und in feierlichem Ton Vorträge hielt über die großen Prinzipien der Legitimität, der streng monarchischen Ordnung und des weisen Stillstandes, nach denen regiert werden müsse. Solche Vorträge des Staatskanzlers, des „Cocher de l'Europe", wie

Graf Greppi

er von seinen Verehrern genannt wurde, pflegten mit der selbstbewußten Versicherung zu schließen: „Je suis le rocher de l'ordre politique et social." Graf Greppi hatte mit Chateaubriand und mit Alfred de Musset gesprochen, er hatte dem Gesang der Henriette Sontag gelauscht, er sah die göttliche Fanny Elßler tanzen. Als es 1848 zum Kriege zwischen der habsburgischen Monarchie und der von dem Hause Savoyen geführten italienischen Nationalbewegung kam, verließ Greppi den österreichischen Dienst. Einige Jahre später in die italienische Diplomatie aufgenommen, fungierte er als Botschafter des Königreichs Italien in Madrid und St. Petersburg. Er hatte viel erlebt und viel gesehen, ohne sich je in seinem Gleichmut stören zu lassen. Als ich ihn einmal frug, wie er es angefangen habe, um so alt zu werden, antwortete er mir: „Ich habe mich niemals und über nichts geärgert." Mit feinem Lächeln fügte er hinzu: „Einmal, aber wirklich nur einmal, bin ich diesem meinem Grundsatz untreu geworden. Das kam so: Ich befand mich Ende der achtziger Jahre, damals italienischer Botschafter in St. Petersburg, auf Urlaub in Rom. Ich hatte bei Gianette Doria in seinem schönen Palazzo gegessen und sehr gut gegessen. Als ich nach dem Diner das Haus verließ und auf den Corso trat, wurden die Abendzeitungen ausgerufen. Ich kaufte mir die ‚Tribuna' und fand an der Spitze der Nummer in gesperrtem Druck die Nachricht, daß der Botschafter in St. Petersburg, Graf Greppi, in den Ruhestand versetzt worden sei. Das war ein brutaler Akt von Crispi, qui n'en faisait jamais d'autres. Er hatte den guten König Humbert das Dekret, durch das ich in den Ruhestand versetzt wurde, unterschreiben und dieses Dekret sofort veröffentlichen lassen, ohne mich auch nur zu informieren. Einen Augenblick, ich schäme mich, es zu sagen, war ich verstimmt, ich ärgerte mich. Aber das dauerte nicht lange. Sehr bald machte ich mir klar, daß ich mich im Ruhestand glücklicher und freier fühlen würde als in den Fesseln des Dienstes und zufriedener in Rom, in Mailand und am Comersee als auf ausländischen Posten. Ne jamais se faire du mauvais sang, voilà la vraie Eau de Jouvence." Greppi ist 103 Jahre alt geworden. Am Nachmittag des Tages, wo er am Abend ohne Todeskampf in seinem väterlichen Palais in Mailand das Haupt senken und verscheiden sollte, hatte er in bester Stimmung den Rennen beigewohnt. An seinem hundertsten Geburtstage, am 26. März 1919, hatte er für die hundert nach seiner Meinung schönsten Damen in Rom ein Diner im Grand Hôtel gegeben. Jede Dame fand auf ihrem Kuvert eine prachtvolle Rose.

An jenem Dezembertag 1914, an dem ich dem Grafen Greppi nach meinem Eintreffen in Rom auf dem Pincio begegnete, sagte er mir: „Cette gurre est différente de toutes les autres guerres que j'ai vues dans ma longue vie: la guerre de Crimée, la guerre de 1859 entre l'Autriche et la France, vos guerres avec l'Autriche en 1866 et avec la France en 1870, les

Antonio Salandra, italienischer Ministerpräsident

guerres de la Russie avec la Turquie et avec le Japon, la guerre entre l'Espagne et les Etats-Unis. La guerre actuelle n'est pas à proprement parler une guerre, c'est un terremoto, un immense tremblement de terre, qui changera non seulement la carte de l'Europe mais politiquement et socialement la face du monde."

Als ich die Geschäfte der Botschaft übernahm, war Herr von Merey soeben abberufen worden, da sein persönliches Verhältnis zu den italienischen Ministern allmählich unmöglich geworden war. Sein Nachfolger, der bisherige Erste Sektionschef im Wiener Ministerium des Äußern, Herr von Macchio, war ein echter Typus des österreichischen Beamten der alten und ältesten Schule. Langsam in jeder Bewegung und insbesondere mit jedem Gedanken, durch und durch Formalist, indolent, ohne Initiative, ohne eigene Meinung.

Botschafter Baron Macchio

In jeder Unterredung, die ich während meiner römischen Mission mit dem Minister des Äußern, Sonnino, hatte, sagte ich diesem, ich würde tun, was in meinen Kräften stünde, damit die Österreicher sich zur Abtretung des Trentino verstünden. Wenn aber der Minister den Baron Macchio, der nach mir bei ihm einzutreten pflegte, frug, ob er ihm etwas über den Trentino zu sagen hätte, erwiderte der k. und k. Botschafter mit steifem Gesicht: er wisse nicht, was der Minister meine. Es war bei Macchio eine Art System, das zweifellos auf Wiener Direktiven zurückging, der italienischen Regierung ungefähr das Gegenteil von dem zu sagen, was ich Sonnino gegenüber ausgeführt hatte. Zu dieser Haltung des k. und k. Botschafters mag auch beigetragen haben, daß, wie ich später erfuhr, Jagow sich ein Vergnügen daraus machte, einige meiner vertraulichen Berichte, in denen ich mich mit pflichtgemäßer Offenheit über die Unzulänglichkeit der k. und k. Vertretung in Rom ausgesprochen hatte, entweder den österreichischen Botschafter in Berlin, den Prinzen Gottfried Hohenlohe, lesen oder durch Tschirschky in Wien bekanntgeben zu lassen. Gegen eine solche Allianz hätte ein Halbgott vergebens gekämpft.

XVII. KAPITEL

Sidney Sonnino, italienischer Minister des Äußern • Propaganda der Entente in Italien Ausbeutung der Invasion Belgiens von seiten der Entente • König Vittorio Emanuele III Königin Margherita, vertrauliche Äußerungen der Königin-Mutter zur Fürstin Bülow Botschaftsrat von Hindenburg • Giolittis „Parecchio" • Papst Benedikt • Klägliche politische Zügelführung in Berlin • Brief Bethmanns an Bülow • Flotow taucht wieder in Rom auf • Abschiedsaudienz Bülows beim König Viktor Emanuel III. • Erzbergers Optimismus

Bülow bei Sonnino

Am Tage nach meiner Ankunft in Rom suchte ich den Minister des Äußern, Sidney Sonnino, in der Consulta auf. Dieser herrliche Palast, dessen einfache, große und schöne Formen so wohl zu dem Charakter der Ewigen Stadt passen, beherbergte damals das italienische Auswärtige Amt, das erst nach dem Weltkrieg in den am Corso gelegenen Palazzo Chigi übersiedelte, den früheren Sitz der Vertretung des inzwischen zertrümmerten habsburgischen Reichs. Oft war ich die zweiarmige Doppeltreppe der Consulta emporgestiegen. In dem großen, mit gelbem Damast tapezierten Empfangszimmer hatte ich als junger Attaché im Winter 1874/75 Visconti-Venosta thronen sehen, der sich aus einem Sekretär des Verschwörers und revolutionären Agitators Mazzini in einen politisch ausgesprochen Konservativen, religiös gut katholischen Staatsmann verwandelt hatte, später erblickte ich dort den Grafen Robilant, den Sohn einer preußischen Mutter, einer Gräfin Waldburg-Capustigall. Der hatte als junger piemontesischer Offizier in der Schlacht von Novara am 23. März 1849 einen Arm verloren und den blutigen Stumpf emporgehoben mit dem Rufe: „Viva il Re!" Er wurde in den achtziger Jahren italienischer Botschafter in Wien, wo er eine Österreicherin, eine Tochter des Fürsten Clary, heiratete. Während meiner ersten Botschafterzeit in Rom, von 1894 bis 1897, konferierte ich in der Consulta mit dem feurigen Baron Blanc, dem klugen Marchese Rudini und wiederum mit dem inzwischen zweiundzwanzig Jahre älter und noch vorsichtiger und reservierter gewordenen Visconti-Venosta. Jetzt fand ich hier Herrn Sidney Sonnino.

Als ich in das Wartezimmer des Ministers eintrat, von dem aus man einen herrlichen Blick auf die Kolosse des Kastor und Pollux mit ihren Pferden hat, ein Ausblick, nach dem sich Wilhelm von Humboldt noch in

Berlin und in Tegel zurücksehnte, stand ich vor den drei Botschaftern der Entente: Barrère, Sir Rennel Rodd und Krupenski. Ihr Verhalten mir gegenüber war charakteristisch für den Geist ihrer Völker. Der gute Krupenski stürzte auf mich zu und versicherte mir, daß seine persönlichen Gefühle der Freundschaft für mich sich in keiner Weise verändert hätten. Der kluge und feine Rodd reichte mir die Hand mit den Worten: „I wish to shake hands with you and to beg you to give my very best compliments to Princess Bülow." Von den drei Ententebotschaftern war Camille Barrère mein ältester Freund. Aber als er mich erblickte, hob er beide Arme gen Himmel mit dem jedem Franzosen angeborenen schauspielerischen Talent. Er sah mich entsetzt an, dann legte er die Hände vor die Augen und wandte sich ab. „C'était la France elle-même qui se dressait irréconciliable devant l'ennemi", würde ein französischer Zuschauer gesagt haben.

Mit dem Minister Sidney Sonnino war ich seit vielen Jahren persönlich befreundet. In der Levante als Sohn eines italienischen Israeliten und einer englischen Mutter geboren, vereinigte er britische Zähigkeit, aber auch britischen Eigensinn mit jüdischer Verstandesschärfe und Dialektik. Es ist, nebenbei gesagt, ein schöner Beweis für die italienische Weitherzigkeit und Großzügigkeit, daß niemand in Italien etwas dabei fand, daß in entscheidendster Stunde die Leitung der italienischen Politik in den Händen eines Juden lag, der zwar als Kind zum Christentum übergetreten war, aber nicht zum Katholizismus, dem die ungeheure Mehrheit der Italiener angehört, sondern zum Protestantismus. Kein italienisches Blatt, nicht einmal das Sprachrohr der Kurie, der„ Osservatore romano", hat je darauf hingewiesen, daß der Minister des Äußern sich zu einer Konfession bekannte, die in Italien bei fast vierzig Millionen Einwohnern kaum hundertdreißigtausend Anhänger zählt. Noch weniger wurde je die jüdische Abstammung des Ministers releviert. Bei meiner Besprechung der Kaiserreise nach England, 1899, habe ich auf die Assimilationskraft hingewiesen, mit der das englische Volk fremdartige Bestandteile aufsaugt und dabei an das Wort Goethes erinnert, daß die Kraft einer Sprache sich nicht im Abstoßen, sondern im Verschlingen zeige. Das gilt auch für das Verhältnis eines Volkes zu den innerhalb seiner Grenzen lebenden jüdischen Mitbürgern, die es zu assimilieren gilt, nicht abzustoßen. Sonnino hatte sich bei Beginn des Krieges für das Zusammengehen Italiens mit den Zentralmächten eingesetzt. Er wollte vor allem, daß Italien nicht ohne Vergrößerung seines Territoriums aus dem Weltkrieg hervorgehe. Es hatte 1866, es hatte auch 1870 Vorteil aus den Kriegen anderer gezogen, das sollte auch diesmal geschehen. *Sonnino*

Neben Sonnino spielte der Ministerpräsident Salandra eine verhältnismäßig sekundäre Rolle. Er besaß weder die Geistesschärfe, noch den Ernst, *Salandra*

noch den Charakter des Ministers des Äußern. Er wollte lediglich bei dem großen Wirrwarr der Welt, bei dem ungeheuren Durcheinander, irgend etwas für sein Land profitieren. Seine Stellung im Parlament beruhte darauf, daß er über die Suada des Südländers verfügte, während Sidney Sonnino unbeholfen sprach, meistens, was in den Parlamenten romanischer Völker eine große Seltenheit ist, nicht frei, sondern mit dem Konzept der vorher von ihm ausgearbeiteten Rede in der Hand.

Erklärungen Sonninos

Sonnino setzte mir von vornherein seine Auffassung der Situation mit Klarheit und Offenheit auseinander: Die Entente stelle Italien alle von Italienern bewohnten österreichischen Gebietsteile als Kriegsziel in Aussicht. Wenn eine kriegerische Auseinandersetzung zwischen Italien und der habsburgischen Monarchie vermieden werden solle, müsse Österreich auch seinerseits Zugeständnisse machen, in konkreter, in bindender Form. Solche Zugeständnisse müßten auch in anständiger Form erfolgen. Sie dürften Italien nicht hingeworfen werden, wie man einem lästigen Bettler ein Almosen zuwerfe. Sie müßten der Ausdruck des aufrichtigen Wunsches sein, zwischen den alten Gegnern Österreich und Italien ein festes, sicheres, klares und dauerhaftes Freundschaftsverhältnis herzustellen. Sie müßten vor allem so bald als möglich erfolgen. Das Minimum solcher Zugeständnisse wäre der Trentino, der überdies nicht althabsburgischer Besitz sei, sondern bis zum Wiener Kongreß erst ein selbständiges Bistum, dann ein Teil des vom Vizekönig Eugen Beauharnais regierten Königreichs Italien gewesen wäre. Natürlich werde von vielen Italienern die Angliederung der überwiegend von Italienern bevölkerten Stadt Triest gefordert. Gegen die Vereinigung von Triest mit Italien sprächen aber mancherlei Bedenken: entweder würde ein aufblühendes Triest das ihm so nahe gelegene Venedig schädigen, dessen Handel gerade in den letzten Jahren von der italienischen Regierung mit Mühe und beträchtlichen Summen gefördert worden wäre, oder Triest würde verkümmern, das bei der Vereinigung mit Italien sein jetziges Hinterland verlöre. Gegen die Erwerbung von Istrien und noch mehr von Dalmatien spräche die Erwägung, daß in diesen Teilen der habsburgischen Monarchie das italienische Element gegenüber dem serbisch-kroatischen ganz in der Minderheit sei. Die sofortige und vorbehaltlose Abtretung des rein italienischen Teils von Tirol, des Trentino, Autonomie für Triest im Rahmen der habsburgischen Monarchie sowie eine bessere Behandlung der Italiener in Istrien und in Dalmatien seien jedoch unerläßlich.

Sonnino erinnerte mich bei diesem Anlaß daran, daß, nicht allzu lange vor dem Beginn des Weltkrieges, österreichische Ungeschicklichkeit mit der plötzlichen Ausweisung zahlreicher italienischer Staatsangehöriger aus Triest in Italien eine Erbitterung hervorgerufen hätte, die beim Beginn des

Weltkrieges noch nachgezittert habe. Tatsächlich war jede österreichische Maßnahme ein betrübendes Symptom für die Zerfahrenheit der österreichischen Politik und die am Wiener Hofe sich durchkreuzenden Intrigen und Ambitionen gewesen. Ich habe schon erwähnt, daß die Verlobung des Erzherzogs Franz Ferdinand mit der hübschen Hofdame der Erzherzogin Friedrich, der Gräfin Sofie Chotek, der Ausgangspunkt gespannter und unfreundlicher Beziehungen zwischen dem Hofe des Erzherzogs Friedrich und namentlich zwischen dessen Gemahlin, der Erzherzogin Isabella, einer geborenen Prinzessin Croy, und dem Erzherzog Franz Ferdinand, dem künftigen Kaiser, und Soferl Chotek wurde, die inzwischen zur Herzogin von Hohenberg avanciert war und ihren Gemahl völlig beherrschte. Nachdem aus ihrem Plane, ihre Tochter mit dem zukünftigen Kaiser von Österreich zu vermählen, nichts geworden war, akzeptierte die Erzherzogin Isabella als nach ihrer Auffassung ziemlich dürftigen Ersatz den Prinzen Gottfried Hohenlohe. Der gehörte zu jenen österreichischen Aristokraten, die durch Leichtsinn und Unfähigkeit viel zum Sturz des habsburgischen Reiches beigetragen haben. Ebenso ambitiös wie unbrauchbar, litt er unter der Abneigung des leidenschaftlichen und jähzornigen Erzherzogs Franz Ferdinand, der nicht nur die Erzherzogin Isabella, sondern auch deren Angehörige mit seiner Ungnade strafte. Er sann darüber nach, wie diesem ihn sehr bedrückenden Zustand ein Ende bereitet werden könnte, als ihm ein rettender Gedanke kam. Gottfried Hohenlohe hatte einen Bruder, den späteren Oberhofmeister Konrad Hohenlohe, der damals Statthalter von Triest war. Beide Brüder Hohenlohe kannten die an Idiosynkrasie streifende Abneigung des Erzherzogs Franz Ferdinand gegen das moderne Italien. Darum riet Gottfried seinem Bruder Konrad, die erste Gelegenheit zu ergreifen, um als Statthalter von Triest mit möglichstem Aufsehen und Lärm auf die Italiener zu hauen. Das tat denn auch der Statthalter Konrad Hohenlohe, und zwar gerade in dem Moment, wo die Beziehungen zwischen Italien und Österreich sich wirklich gebessert hatten und von italienischer Seite zu dem Jubiläum der österreichischen Militärakademie in Wiener-Neustadt als besonderer Abgesandter des Königs von Italien ein italienischer General entsandt worden war, der seine militärische Ausbildung in dieser Akademie erhalten hatte und bei der Feier eine für das kaiserliche Heer achtungsvolle und schmeichelhafte Ansprache hielt. Das Vorgehen des Statthalters Hohenlohe unmittelbar nach diesem italienischen Entgegenkommen wurde natürlich in Italien als Affront empfunden und machte böses Blut. Doch der Erzherzog Franz Ferdinand war entzückt über das Verhalten des Statthalters Konrad Hohenlohe. „Das hat der Konrad brav gemacht!“ sagte er, während dreier Tage froh gelaunt, zu jedem, dem er begegnete, und seine verbesserte

Prinz Gottfried Hohenlohe

Stimmung gegenüber der Familie Hohenlohe versetzte diese in Wonne. Aber die politische Konsequenz dieses Knabenstreiches war übel, doppelt übel so kurze Zeit vor der Ultimatums-Aktion.

Bülows Intervention

Ich gewann in allen Unterredungen mit dem Minister Sonnino ebenso wie aus den Äußerungen meiner Freunde und Bekannten in Rom den Eindruck, daß es vor allem darauf ankäme, rasch zu handeln, wenn es gelingen sollte, ein Vorgehen der Italiener gegen Österreich noch im letzten Augenblick zu verhindern. „Bis dat qui cito dat", wiederholte ich dem österreichischen Botschafter Macchio und in meinen Berichten und Briefen nach Berlin. Ich konnte nicht genau bestimmen, wie weit, und vor allem, wie fest sich Italien vor meiner Ankunft gegenüber der Entente gebunden hatte. Ich fühlte, daß die vorbereitenden Besprechungen und Verhandlungen schon sehr weit gediehen waren, daß aber noch keine endgültige und unwandelbare Bindung vorlag. Es kam also darauf an, baldmöglichst bei den maßgebenden italienischen Staatsmännern die Überzeugung zu erwecken, daß Österreich ohne Hintergedanken das Minimum der italienischen Forderungen erfüllen würde, und gleichzeitig im italienischen Volk eine Bewegung hervorzurufen, die eine Befriedigung der italienischen Aspirationen auf dem Wege friedlicher Verhandlungen dem Würfelspiel des Krieges vorzog. Was ich in diesem Sinne tat, die Entschlossenheit, mit der ich mein persönliches Ansehen einsetzte, um den Ausbruch des Krieges zwischen Italien und Österreich zu verhindern, sollte nicht den Interessen der habsburgischen Monarchie, sondern denen meines deutschen Vaterlandes dienen, das schon gegen so viele Feinde kämpfte.

Ich sah voraus, daß ein Krieg zwischen Italien und Österreich uns mit einer schweren militärischen Hilfsaktion belasten würde. Ich bin übrigens noch heute der Meinung, daß Italien, wenn es 1915 nicht in den Krieg gegen Österreich eingetreten wäre, später mehr als eine Gelegenheit gefunden hätte, ohne Kampf, Opfer und Blutvergießen den Trentino, die Autonomie von Triest und eine bessere Behandlung der Italiener in Österreich zu erreichen. Wäre Italien neutral geblieben, so hätte es während des Weltkrieges allen ein Asyl bieten und nach allen Seiten exportieren können. Die Lira stünde dann heute so hoch wie der Schweizer Franken. Ich glaube weiter, daß Italien, als es im Frieden von Versailles aus den Händen der Entente große, von Deutschen und Südslawen bewohnte Gebietsteile entgegennahm, nicht nur gegen das Nationalitätsprinzip verstieß, auf das es sich selbst so oft berufen hatte, sondern auch gegen sein eigenes, wahres und dauerndes Interesse. Ohne das Eintreten von Italien in den Krieg wäre es schwerlich zu dem Frieden von Versailles gekommen, der, wenn nicht die völlige Vernichtung, so doch die Verkrüppelung, eine namenlose Schwächung Deutschlands, der die Aufhebung des europäischen Gleich-

gewichts und die Hegemonie Frankreichs auf dem europäischen Kontinent wie im Mittelmeer und in Nordafrika bedeutet. Diese traurigen Folgen des Versailler Vertrages entsprechen nicht dem wohlverstandenen Interesse Italiens. Weder Crispi, noch Minghetti, noch Cavour würden von einem solchen Ergebnis nach den schweren von Italien gebrachten Blut- und Geldopfern befriedigt gewesen sein.

Die Entente arbeitet

Die Propaganda der Entente arbeitete gerade in Rom nicht nur mit Hochdruck, sondern auch mit Geschick. Ihre wirksamste Waffe war und blieb die Verletzung der belgischen Neutralität durch uns, unter, wie immer wieder hervorgehoben wurde, Nichtachtung und Bruch alter, feierlicher Verträge. Als ich bald nach meiner Ankunft in Rom über die Piazza di Spagna ging, bemerkte ich in dem Schaufenster einer Buchhandlung auf einem in Evidenz gestellten Karton mein Wappen. Die Aufschrift des Kartons in roten Lettern lautete: „Le chiffon de papier!" Als ich näher zusah, handelte es sich um den Abdruck jenes Artikels des Londoner Protokolls von 1831, der die Unabhängigkeit und Neutralität von Belgien stabilierte. Das Abkommen war unterzeichnet von den damaligen Vertretern der Großmächte in London, deren Unterschriften und Wappensiegel folgten. Für Rußland hatte, wenn ich mich nicht irre, Pozzo di Borgo, für Frankreich Talleyrand, für Österreich Apponyi, für Großbritannien Palmerston und für Preußen mein Großonkel, Heinrich Bülow, unterzeichnet. Die belgische Propaganda bediente sich aber auch drastischer, auf die Psyche eines in seinen unteren Schichten naiven Volks berechneter Mittel. So wurden kleine Statuetten der Madonna verteilt, vor der ein Kind mit abgehackten Händen kniet. „Heilige Mutter Gottes, laß mir die Hände wieder wachsen, die mir die barbarischen und grausamen Deutschen abgeschnitten haben." Natürlich hat nie ein deutscher Soldat ein belgisches oder französisches Kind verstümmelt. Ich glaube, daß nie ein Heer strammere Manneszucht hielt, nie ein Heer im innersten Kern humaner und edler war als unser Heer im Weltkriege. Ich hatte am 23. November 1900 gegenüber Angriffen, die von deutschen Sozialdemokraten gegen das Verhalten der deutschen Soldaten in China im Reichstag erhoben wurden, zu Herrn Bebel gewandt erklärt: „Ich stelle fest, daß bei aller Energie der Kriegführung der deutsche Soldat sich auch an Manneszucht und an Menschlichkeit von keinem anderen Soldaten der Welt übertreffen läßt. Dafür bürgt der Charakter des deutschen Soldaten, dafür birgt der Genius des deutschen Volkes, das in seiner tausendjährigen Geschichte noch immer gewußt hat, Humanität mit Heroismus zu verbinden*." Diese Worte gelten für das deutsche Heer in Belgien und in

* Fürst Bülows Reden, Große Ausgabe I, 154; Kleine Ausgabe I, 174.

Frankreich, wie sie für die deutschen Truppen in China gegolten und der Wahrheit entsprochen hatten. Aber unsere Nichtachtung des Vertrags- und Völkerrechts gegenüber Belgien, noch verschärft durch die plumpe Bethmannsche Rede vom 4. August 1914 und durch seine tölpelhafte Wendung, daß völkerrechtliche Verträge nur Papierfetzen bedeuteten, hatte uns überall, auch in Italien, unermeßlichen Schaden zugefügt. Es wurde den belgischen Sendboten, unter denen sich gleichzeitig einer der eloquentesten Führer der Sozialisten und ein berühmter Kanzelredner, Pater Jansens O. S. B., durch ihre Redegabe hervortaten, nicht schwer, Mitleid für das „überfallene“ Belgien und damit Zweifel an der Gerechtigkeit der deutschen Sache zu wecken.

Audienz bei König und Königin-Mutter

Als ich vom König Viktor Emanuel III. zur Überreichung meiner Kreditive empfangen wurde, begrüßte er mich mit den Worten: „Si vous étiez resté au pouvoir, toutes ces bêtises ne seraient pas arrivées.“ Im weiteren Verlauf der Audienz setzte mir der König mit Ruhe und in rein sachlichem Ton auseinander, daß, nachdem Italien mit der Ultimatums-Aktion überrumpelt worden sei, es für jede italienische Regierung unmöglich gewesen wäre, an der Seite der Zentralmächte in den Krieg zu treten. Überdies hätte Deutschland von sich aus Frankreich wie Rußland den Krieg erklärt, nachdem es schon durch sein Gewährenlassen der österreichischen Aktion den Geist des Bündnisvertrages verletzt hätte. Er wisse wohl, daß von deutscher Seite hierbei keine Perfidie vorgelegen habe. Das hätte auch der bisherige italienische Botschafter in Berlin, Herr Bollati, immer wieder hervorgehoben. Aber in der Politik wirke Ungeschicklichkeit oft noch schädlicher als Bosheit. Der König sprach höflicherweise nicht von „maladresse“, sondern nur von einem „certain manque d'habileté“. Jetzt komme es darauf an, daß Österreich die nötigen Konzessionen bald mache. „Fatte presto.“

Am nächstfolgenden Tage wurde ich mit meiner Frau von der Königin-Mutter Margherita empfangen. Vor dem Kriege hatten wir, meine Frau und ich, als Privatleute oft ihre Gastfreundschaft genossen, in ihrem schönen römischen Palais wie in ihrem Schloß Stupinigi bei Turin. Sie liebte ernste Gespräche. Vor dem Weltkrieg war sie, die Tochter einer deutschen Mutter, einer Prinzessin von Sachsen, einer Schwester der Könige Albert und Georg von Sachsen, ebenso deutschfreundlich wie ihr ritterlicher Gemahl, der König Humbert. Sie sprach und schrieb Deutsch wie eine Deutsche. Aber die Ultimatumsaktion, die Bethmannschen rednerischen Entgleisungen und die Invasion von Belgien hatten nach dem, was ich gehört hatte, ihr sehr mißfallen. Als ich in Rom eintraf, war ihr von alten Dienern ihres Hauses längst gesagt worden, daß sie sich vor allem nicht in Widerspruch zu den italienischen nationalen Aspirationen setzen dürfe.

Entwurf eines Telegramms Bethmann Hollwegs an Bülow, dem deutschen Botschafter in Rom (22. Mai 1915)

(Zu Seite 235)

Wenn Italien seine Beziehungen zu Österreich abbricht und E. D. dann von dortiger Regierung auch Ihre Pässe fordern, bitte ich beim Abschied Baron Sonnino zu erklären: Sie müßten ihn darauf aufmerksam machen, daß überall die österreichischen Heeresverbände mit deutschen Truppen gemischt wären ein Angriff gegen österreichische Truppen sich also zugleich gegen deutsche richten würde. Zu E. D. vertraulichen Orientierung: wir würden auf diese Weise automatisch in Krieg eintreten und vermeiden denselben formell an Italien zu erklären.

Das Konzept stammt von der Hand des Staatssekretärs des Auswärtigen von Jagow, trägt am Schluß das Zeichen des Reichskanzlers v. Bethmann Hollweg und (rechts) das des Unterstaatssekretärs Zimmermann

A S 2511, pr. 22. Mai 19

B. 22. Mai 15:

A 1925

Rom No. 824

Eingang: Ztg

a. 0004/K

D. Z. 22. MAI

A 2511, pr. 22. Mai 1915. a. a. E.o. 1 Rückumschl

B. 22. Mai 15.

A 12558

Rom N. 824

Dringend.

a. 6004/K

Zu A 12511 B.

Sal. i. B.

36.

~~Sal. Baron Aehrenthal~~ ~~Spitzmüller~~ ~~Baron Giesl~~

Wenn Italien seine Erklärungen zu Bestimmung ehrlich und strikt (auch von Seiten Regierung) Ihr Posten fort konnen, bitte ich beim Abschied Baron Sonnino zu erklären: Wir müssten ihn bedauern aufmerksam machen, dass überall in österreichischen Land, verbunden mit dessen Grenzen Gemüth ändern

16389

g. Tel. Ank. 22/5. 11[35] Vm
An. 1 (mit Rl) 63

Deutschland 128

Russland 104

Als Königin müsse sie noch ehrgeiziger für Italien sein als irgendeine andere Italienerin. Das brauchte der Königin übrigens kaum gesagt zu werden, die ohnehin eine leidenschaftliche italienische Patriotin war. Bei unserer Audienz führte sie die Unterhaltung mit dem Takt und der Liebenswürdigkeit, die ihr eigen war. Über den Krieg bemerkte sie, sie bedaure, daß Heiraten zwischen deutschen Prinzessinnen und Prinzen einerseits, russischen und englischen Fürstenkindern andererseits durch die jetzigen Ereignisse sehr erschwert würden. Ich erwiderte, daß die Politik großer Länder nicht, wie dies früher bisweilen der Fall gewesen sei, durch fürstliche Heiraten bestimmt werden könne. Die Königin erinnerte mich daran, und sie hatte recht, daß fürstliche Heiraten zwischen Deutschland und Rußland, Deutschland und England dem Weltfrieden und auch den deutschen Interessen überwiegend förderlich gewesen seien. Als eine zweite unerfreuliche Folge des Krieges bezeichnete die hohe Frau die Gefahr, daß durch den Weltkrieg vielleicht überall, sicherlich aber in Deutschland, Rußland und Österreich die demokratischen Ideen sehr gefördert werden würden. Sie sei, wie ich wisse, in keiner Weise „una codina", eine Reaktionärin, aber ein weiteres Anschwellen der demokratischen und namentlich der sozialistischen Flut habe doch seine Bedenken.

Bevor die Königin Margherita die Audienz aufhob, nahm die Königin meine Frau zur Seite, mit der sie seit ihrer beider Jugend eng befreundet war. Sie sagte zu ihr: „Sage mir die Wahrheit, Maria, ihr habt den Krieg gewollt!" Meine Frau erwiderte, sie könne bei allem, was ihr heilig wäre, bei der heiligen Mutter Gottes schwören, daß weder der Kaiser noch das deutsche Volk den Krieg gewollt hätten. „Dann", erwiderte die Königin, „sind die deutschen Diplomaten und Minister, die im Sommer 1914 im Amte waren, die größten Esel, die je die Welt gesehen hat." Vorgreifend will ich schon jetzt erzählen, daß ich diese Äußerungen der Königin Margherita fast zwei Jahre später bei der einzigen Gelegenheit, die mir von Kaiser Wilhelm seit meiner Abreise nach Rom geboten wurde, ihn zu sehen, Seiner Majestät erzählte. Es war im Herbst 1916. Ich war, mir unerwartet, ohne besonderen Anlaß zum Kaiser in das Neue Palais befohlen worden. Er frug mich nach der Königin Margherita, für die er früher heftig geschwärmt hatte. „Was sagt sie zum Krieg?" Die Bemerkung der Königin über die Vorteile, die fürstliche Heiraten auch in politischer Beziehung haben könnten, erregte nicht den Widerspruch Seiner Majestät. Um so weniger war er mit der Ansicht der Königin einverstanden, daß der Weltkrieg der Demokratie zugute kommen werde. „Das gerade Gegenteil ist der Fall", rief der Kaiser, nicht ohne Gereiztheit mich unterbrechend, „ich höre von allen Seiten, daß die Berliner finden, sie wären nie besser regiert worden als von Isaak. Wenn man das Volk gewähren ließe, so würde es die

Schwatzbude im Reichstag schließen, die Minister für ziemlich überflüssig erklären und bitten, auch fernerhin von Kommandierenden Generälen regiert zu werden." Isaak war der Spitzname des Generals von Kessel, eines besonderen Lieblings Seiner Majestät, der während des Krieges als stellvertretender Kommandierender General des Gardekorps und Gouverneur von Berlin fungierte. Die Zukunft hat leider nicht Wilhelm II. recht gegeben, sondern der Königin Margherita.

v. Hindenburg

Eine gute Stütze war mir während der schweren Wintermonate der Botschaftsrat von Hindenburg. Er war ein Sohn des damals schon verstorbenen Generals von Hindenburg, eines alten Gardeschützen, der ein leiblicher Vetter des großen Feldmarschalls war. Durch seine Mutter war der Botschaftsrat von Hindenburg ein Enkel des langjährigen Botschafters in Paris und London, des Fürsten Herbert Münster. Er selbst war vermählt mit einer Engländerin, die sich mit Takt, mit Würde und Herzensgüte in die schwierige Lage fand, in die sie durch den Krieg zwischen ihrer Heimat und dem Lande ihres Mannes geriet. Militärattaché war der Major

v. Schweinitz

von Schweinitz, der Sohn des ehemaligen deutschen Botschafters in Wien und in St. Petersburg. Wie viele Hoffnungen wurden durch den Krieg und seine Folge, die Revolution, zerstört! Wilhelm von Schweinitz war ein hervorragend tüchtiger, dabei hochgebildeter Offizier, dem eine schöne Zukunft winkte. Er hätte einen gleich guten Kommandierenden General wie Botschafter, Generaladjutanten wie Oberhofmarschall abgegeben. Wenn ich ihn ansah, dachte ich an das Wort von Goethe, daß die größten Vorteile in der Gesellschaft ein gebildeter Offizier genieße. Wilhelm Schweinitz vereinigte die Vorzüge zweier Rassen. Von väterlicher Seite entstammte er einer alten schlesischen Adelsfamilie und besaß alle guten Eigenschaften des preußischen Junkers. Von seiner amerikanischen Mutter hatte er weiten Blick und praktischen Sinn geerbt. Als Wilhelm von Schweinitz geboren wurde, es war in der ersten Hälfte der siebziger Jahre, hatte der Vater, der damalige deutsche Botschafter in Wien, seinen Schwiegervater, den amerikanischen Gesandten Mr. Jay, indem er auf die Wiege blickte, in welcher der Knabe lag, gefragt: „Was soll nun der Junge werden, Kaiser von Amerika oder Präsident der deutschen Republik?" Die erste Eventualität dürfte ganz ausgeschlossen sein, die zweite nicht wahrscheinlich. Wilhelm Schweinitz und Herbert Hindenburg waren mir loyale und treffliche Mitarbeiter. Vor allem fand ich eine nie versagende Stütze an dem einige Wochen vor meiner Ankunft in Rom der bayrischen Gesandtschaft beim Quirinal zugeteilten bayrischen Kämmerer und Geheimen

v. Stockhammern

Legationsrat Franz Xaver von Stockhammern, der mir und dem Vaterlande durch seine Vertrautheit mit italienischer Sprache und Kultur, seine Arbeitskraft und Arbeitslust, noch mehr durch seinen zuverlässigen

und vornehmen Charakter in meiner in jeder Beziehung schwierigen und gefährdeten Stellung die wertvollsten Dienste leistete.

Die italienische Gesellschaft zeichnete sich durch den Takt und das feine Gefühl aus, die alten Kulturvölkern eigen zu sein pflegen. Während der fünf Monate meiner Tätigkeit in Rom wurde mir von allen Seiten, sowohl von denen, die den Krieg mit Österreich wollten, den sogenannten Guerrifondaji, wie von den Gegnern des Krieges mit gleicher Höflichkeit und Achtung begegnet. Dem entsprach die Haltung des Volkes. Selbst in den Tagen, wo Presse, Parlament und Straße die Kriegsfrage in der heftigsten und leidenschaftlichsten Weise erörterten, wurde ich bei meinen täglichen Spaziergängen auf dem Corso, in der Villa Borghese oder auf dem Pincio niemals bedroht oder auch nur durch Neugierde belästigt.

Gespräch mit dem General Morra

Wenige Tage vor der italienischen Kriegserklärung an Österreich aß einer der ausgesprochensten Anhänger der Kriegspolitik an meinem Tisch, der General Graf Morra. Er hatte in der Schlacht von Novara, 1849, als blutjunger Offizier in den Reihen der piemontesischen Armee gekämpft. Er hatte den König Carlo Alberto vor sich gesehen, wie dieser durch die Reihen des Heeres ritt in der schwermütigen Haltung, mit der der Herrscher auf seinem Monument nahe dem Quirinal dargestellt ist. Als der König den jungen Morra erkannte, den Sohn seines Hofmarschalls, reichte er ihm freundlich die Hand und sagte zu dem Jungen, er habe ihm Grüße von seinem Vater zu bringen, dem er Ehre machen möge. Aus dem Leutnant von Novara wurde mit der Zeit ein General, später der Erzieher des Königs Viktor Emanuel III. und endlich der Botschafter in St. Petersburg. Sein Standpunkt, den er gegenüber seinem früheren Zögling und dessen Mutter vertrat und den er auch mir im Winter 1914/15 nicht verhehlte, war: Das Haus Savoyen muß, gleichgültig gegen alle anderen Erwägungen, unbeirrt durch Widerspruch und Zweifel, immer mit der italienischen Nationalidee gehen. In den bangen Tagen, wo Carlo Alberto schwankte, ob er, treu den bisherigen Traditionen seines Hauses, mit den Österreichern gehen solle oder gegen die Österreicher mit der national-revolutionären Bewegung, sagte der zu Melancholie neigende Monarch zu seinem Hofmarschall Morra: „Je suis entre le poignard des Carbonari et le chocolat des Jésuites." Er ging mit den Carbonari, wurde bei Novara besiegt, starb im Exil in einem portugiesischen Kloster, in Oporto, behielt aber doch recht. Und sein Sohn hatte recht, trotz Novara die nationale Politik fortzusetzen. Die Politik von Cavour wurde von dem größeren Teil des piemontesischen Adels und fast der ganzen Geistlichkeit heftig bekämpft. Sie hat uns aber nach Mailand, Florenz, Neapel, Palermo und schließlich nach Rom geführt. Der Einmarsch in Rom stieß auch in Norditalien, und gerade in Piemont, wo seit jeher die Kirche großen Einfluß ausübte, auf Tadel und Widerspruch. Aber trotz

aller Gegenströmungen, Hindernisse und Rückschläge sitzt das Haus Savoyen noch immer auf dem Thron, während die Bourbonen und Habsburger, die sich der italienischen Nationalidee widersetzten, aus Neapel und Florenz, aus Parma und Modena verjagt wurden. So Graf Morra.

Es gab übrigens bis zu dem Augenblick der Kriegserklärung, wie ich ausdrücklich hervorheben möchte, nicht nur in der römischen Gesellschaft, sondern auch im ganzen Lande viele gute Patrioten, die für die Aufrechterhaltung der Neutralität plädierten. Die kriegerisch gesinnten Elemente machten den größeren Lärm, aber die Anhänger der Neutralitätspolitik waren im Grunde in der Majorität. Noch Mitte Mai 1915 erzählte mir ein befreundeter Abgeordneter, der Minister des Innern habe ihm gesagt, daß bei einer Volksabstimmung die Mehrheit gegen den Krieg votieren würde.

Giolitti Der mächtigste Politiker in Italien war seit Jahren Giovanni Giolitti. Er hatte, wie alle unsere Freunde im Ausland, unsere Ultimatumspolitik überaus ungeschickt gefunden. Auch Giolitti wünschte und forderte nach dem Ausbruch des Weltkrieges den Trentino und Garantien für eine bessere Behandlung der Italiener in Österreich. Er hatte in einem an seinen Freund, den Abgeordneten Peano, gerichteten Brief für die italienischen Forderungen die berühmt gewordene Formel vom „Parecchio“ (Einiges) geprägt. Aber er glaubte, daß sich diese Forderungen auch ohne voraussichtlich schwere Opfer an Blut und Gut und ein immerhin gewaltiges Risiko verwirklichen lassen würden. Auch er war von Anfang an der Ansicht, daß der Krieg nur zu vermeiden sei, wenn Österreich die nötigen Konzessionen ohne Hintergedanken, in guter Form und rasch mache. Je länger Österreich zögerte, je schwankender, schwächlicher und undurchsichtiger unsere Politik war, um so näher rückte die Gefahr des Krieges.

Mit Weisheit und Güte, mit Klugheit und Festigkeit wirkte Papst

Papst Benedikt XV. Benedikt XV., ohne die Grenzen seines geistlichen Amtes irgendwie zu überschreiten, für den Frieden, als ein wahrer Vertreter des ewigen Friedensfürsten. Ich werde es mir immer zur Ehre anrechnen, daß Benedikt XV. meine Friedensbemühungen warm unterstützte. Er wünschte die Erhaltung des habsburgischen Reiches, der letzten katholischen Großmacht. Er sah aber vollkommen ein, daß sich der Krieg nur vermeiden ließe, wenn Österreich nicht länger zögere, mindestens den Trentino zu opfern. Der Papst, der Italien liebte, wünschte die Erfüllung der italienischen nationalen Aspirationen bis zu der Grenze, die mit dem Fortbestand des habsburgischen Reiches verträglich war. Er betrachtete es vor allem als seine Pflicht, dem entsetzlichen Blutvergießen des Weltkrieges möglichst bald ein Ende zu setzen und jedenfalls zu verhindern, daß der Weltbrand noch weiter um sich griff. Er beauftragte den Erzbischof von Wien, den Kardinal Piffl, in diesem Sinne mit dem alten Kaiser Franz Josef zu

sprechen. Der damals schon vierundachtzigjährige Kaiser ließ den Kardinal, der ihm schüchtern und bescheiden den Wunsch des Heiligen Vaters vortrug, gar nicht ausreden. Zornige Röte bedeckte sein Greisenantlitz. Er ergriff den Kardinal beim Arm und schob ihn buchstäblich zur Tür hinaus. Kaiser Franz Josef war ein treuer Sohn seiner Kirche, deren Vorschriften er gewissenhaft befolgte. Aber das fürstliche Bewußtsein war in ihm noch stärker als das religiöse Empfinden.

Als das Osterfest sich näherte, übersandte der Papst meiner Frau den Apostolischen Segen und ließ ihr gleichzeitig sagen, er bete für den Erfolg der Mission ihres Gatten. In Erwiderung auf ein Schreiben, in dem ich dem Heiligen Vater meinen ehrfurchtsvollen Dank für die mir gewährte erleuchtete Unterstützung aussprach, erhielt ich von ihm den nachstehenden eigenhändigen Brief: „Eccelenza, Accogliemmo con particolare gradimento la pregiata lettera che l'Eccelenza Vostra si compiaceva indirizzarci in data de 21 corrente. Teniamo ora a significare personalmente all'Eccelenza Vostra quanto noi abbiamo apprezzato le nobili espressioni, nelle quali si traduceva l'ossequio cordiale che Ella professa alla Nostra persona ed a questa Sede apostolica su cui, in circostanze così calamitose, volle il Signore collocarci; manifestazioni dell'animo di Lei grande e delicato, delle quali serberemo caro e perenne il ricordo. L'alta stima, inoltre, che Noi sempre Le portammo ed il riconoscimento delle doti esiemie che L'adornano e delle non poche benemerenze che Ella, nelle lunga Sua vita politica, seppe acquistarsi verso la Sua patria, avrebbero reso a Noi sommamente accetto l'omaggio che l'Eccelenza Vostra, insieme con la degnissima sua Consorte si riprometteva di presentarci personalmente alle Sua partenza da questa citta, qualora le circostanze l'avessero consentito. Ad ogni modo, accetiamo con animo grato l'augurio cortese che Ella, Signor Principe, sul finire della lettera affidava Provvidenza Divina, perchè propizzia assista questa Sede, e alla Nostra volta Noi amiamo di volgerla con pieno ricambio del Nostro affetto paterno, alla di Lei Nazione, a Vostra Eccelenza stessa ed alla nobilissima Sua Sposa, Cui altresi concediamo ben di cuore la implorata benedizione apostolica. Benedictus P. P. XV. Roma, 30. Maggio 1915." („Durchlaucht! Wir empfangen mit besonderer Genugtuung das geschätzte Schreiben, das Eure Durchlaucht am 21. ds. Mts. an Uns zu richten die Güte hatten. Wir legen Wert darauf, Eurer Durchlaucht zu bekunden, wie sehr Wir die edeln Gefühle gewürdigt haben, in denen die aufrichtige Huldigung zum Ausdruck kam, die Sie Unserer Person und dem Apostolischen Stuhl darbringen, auf den Uns der Herr unter so beklagenswerten Umständen berufen wollte, eine Kundgebung Ihres großen und feinsinnigen Geistes, der Wir allzeit ein gutes Andenken bewahren werden. Die hohe Achtung, die Wir immer für Sie hegten, und die Anerkennung der

Der Papst an Bülow

hervorragenden Talente, die Sie zieren, und der nicht geringen Verdienste, die Sie in Ihrem langen politischen Leben sich um Ihr Vaterland zu erwerben wußten, hätten Uns die Huldigung in hohem Grade genehm gemacht, die Eure Durchlaucht zugleich mit Ihrer verehrten Frau Gemahlin Uns vor Ihrer Abreise aus dieser Stadt persönlich zu erweisen gedachten, sofern die Umstände es gestattet hätten. Auf jeden Fall nehmen Wir dankbar den tiefgefühlten Wunsch entgegen, den Eure Durchlaucht am Schlusse Ihres Briefes an die göttliche Vorsehung richtete, sie möge gnädig dem Heiligen Stuhl beistehen. Wir Unsererseits erwidern diese Wünsche in väterlicher Liebe für Ihre Nation, für Eure Durchlaucht und für Ihre erlauchte Gemahlin und gewähren gleichfalls aus vollem Herzen den von ihr erbetenen Apostolischen Segen.“)

Brief der Fürstin Wittgenstein

Der friedliche und edle Geist, in dem dieser Brief des Oberhauptes der katholischen Kirche gehalten ist, sprach auch aus einem Schreiben, das die Fürstin Leonille Wittgenstein bald nach meinem Eintreffen in Rom an meine Schwiegermutter, Donna Laura Minghetti, gerichtet hatte. Die Fürstin Leonille war damals schon 99 Jahre alt. Sie sollte beinahe ebenso alt werden wie Graf Greppi. Sie starb erst 1918, 101 Jahre alt, in Ouchy bei Lausanne. Dort hatte sie dem heiligen Josef eine Kapelle errichtet und sich daneben eine Villa erbaut. Sie war die Schwiegermutter meines Amtsvorgängers Chlodwig Hohenlohe. Ich war ihr in seinem Hause während meiner Pariser Dienstzeit in der ersten Hälfte der achtziger Jahre oft begegnet. Wir hatten viel und über vieles zusammen gesprochen. Sie war mir eben so gütig gesinnt wie ihr Schwiegersohn. Russin von Geburt, eine Prinzeß Bariatinsky, war sie als Gattin des am Rhein ansässigen Fürsten Louis von Sayn-Wittgenstein unter dem Einfluß rheinischer Kirchenglocken und rheinischer Frömmigkeit zur katholischen Kirche übergetreten und eine sehr treue Katholikin geworden. Sie schrieb an Donna Laura: „Chère et très charmante Donna Laura, Bonne année, année réparatrice! Après celle-ci effroyable qui finit noyée dans le sang et les torrents de larmes! Je grille de vous dire un mot tout petit, mais tout brûlant du sentiment qui l'inspire. Je vous le confie afin que vous le transmettiez à votre illustre et très aimé gendre le Prince de Bülow. Au milieu du chaos qui bouleverse le monde et creuse des abîmes entre les peuples, la réapparition du Prince est un coup de grâce de la Providence et le signe évident de sa prédestination à l'accomplissement, du salut de l'humanité, de sa dignité, de son honneur, et de son équilibre. Je prie Dieu, seul juste, bon et tout puissant de présider aux inspirations du Prince de l'assister et de bénir ses efforts. Je vous quitte sur cette pensée et vous embrasse aussi tendrement que je vous aime.“

In traurigem Gegensatz zu dieser großzügigen Beurteilung der Weltlage stand die Kleinlichkeit der Berliner politischen Leitung. Ein trübseliges

Symptom hierfür bot der Brief, den Herr von Bethmann Hollweg am 16. März 1915 an mich unter Bezugnahme auf einen Bericht des Militärattachés von Schweinitz richtete, dessen freimütige und klare Art ihm auf die Nerven gegangen zu sein schien. Er schrieb mir: „Im Begriff, Ihnen zu schreiben, erhalte ich Ihr interessantes Telegramm über Ihre Unterredung mit Herrn Sonnino. Leider scheint die Haltung der italienischen Regierung den Befürchtungen bis zu einem gewissen Grade recht zu geben, die von österreichischer Seite immer wieder geäußert worden sind, nämlich daß ein Eingehen auf die italienischen Wünsche immer steigende Forderungen Italiens zur Folge haben werde. Das Verlangen der sofortigen Mise en effet des Abtretungsvertrages ist natürlich für Österreich-Ungarn und auch für uns — ich betone dies ausdrücklich — unannehmbar. Es gibt auch für die Konzessionen, die wir der in der Geschichte wohl ohne Beispiel dastehenden Erpressungspolitik Italiens machen können, eine Grenze, die nicht ohne schwerste Beeinträchtigung der nationalen Würde und des internationalen Ansehens der beiden im siegreichen Kampfe stehenden verbündeten Kaisermächte überschritten werden kann. Ich bin mir bewußt, daß Eure Durchlaucht diesen Standpunkt vollkommen teilen, und ich weiß, daß Sie Ihre ganze Tatkraft und Ihre durch mehr als ein Menschenalter bewährte diplomatische Geschicklichkeit daran setzen, um die italienische Regierung zu einem Verzicht auf ihre Forderungen zu bringen, ohne den, wie ich nicht verkenne, der Anschluß Italiens an unsere Gegner unvermeidlich werden würde. Von hier ist alles Menschenmögliche geschehen, um das Wiener Kabinett dazu zu bringen, den ursprünglich in der Trentino-Frage angenommenen und mit großer Zähigkeit festgehaltenen intransigenten Standpunkt aufzugeben. Der schließlich erzielte Erfolg beweist die Richtigkeit und die Zweckmäßigkeit des dabei beobachteten Vorgehens. Wenn der Erfolg nicht so schnell eintrat, als das im Hinblick auf die politische Gesamtlage wohl wünschenswert gewesen wäre, so sind Ihnen die Gründe dafür bekannt. Sie lagen in dem bekannten österreichisch-italienischen Gegensatz, der ein Opfer an Italien dem österreichischen Stolz und Hochmut besonders schwer und schmerzlich macht. Es lag an der gänzlich verkehrten und irreführenden Berichterstattung des österreichisch-ungarischen Botschafters in Rom, es lag schließlich an den zu hoch gespannten Erwartungen, die an die militärischen Erfolge der verbündeten Armeen im Osten geknüpft wurden. Bei dieser Lage der Dinge muß es mich um so mehr befremden, daß der Militärattaché der Botschaft, Major von Schweinitz, in seiner Berichterstattung über diese Frage eine Kritik an der Wien gegenüber befolgten Politik zum Ausdruck bringt, über deren Kompetenz und guten Geschmack ich mich eines Urteils enthalte, die aber durch Wendungen wie ‚mit etwas mehr Energie' oder ‚Berlin est faible'

Bethmann an Bülow

gekennzeichnet wird. Die Sprache des Majors von Schweinitz findet ja vielleicht eine Erklärung in seiner geringen Vertrautheit mit politischen Dingen und dem sich daraus ergebenden fehlenden Augenmaß für das mit Mitteln diplomatischen Drucks Erreichbare. Wir sind in Wien mit unserer Sprache bis an die Grenze dessen gegangen, was bei einem Bundesgenossen zulässig war, den Drohungen schließlich nur dazu gebracht haben würden, die Flinte ins Korn zu werfen und uns den Kampf mit unseren Gegnern allein zu überlassen. Ich habe persönlich in Teschen auf jede Weise auf Baron Burian einzuwirken gesucht, aber meinen Bemühungen konnte damals ein Erfolg um so weniger beschieden sein, als der Standpunkt des Ministers von dem anwesenden Chef des österreichisch-ungarischen Generalstabes nachdrücklich unterstützt wurde, trotzdem er mit seinem deutschen Kollegen der Ansicht Ausdruck gab, daß ein Eingreifen Italiens und Rumäniens auf der Seite unserer Gegner mit dem Verlust des ganzen Krieges für uns gleichbedeutend sein würde. Das scheint auch Herr von Schweinitz zu übersehen, dem Eure Durchlaucht anscheinend von dem Verlauf der Teschener Besprechung Kenntnis gegeben haben, wenn er unter Hinweis auf die Stellungnahme der beiden Generalstabschefs Baron Burian in einem seiner Berichte als unseren größten Feind bezeichnet. Gerade an dem Vorgehen Italiens hat Herr von Schweinitz ein mit Händen zu greifendes Beispiel vor Augen, welche Grenzen der diplomatischen Kunst gezogen sind, wenn sie sich nicht auf den realen Hintergrund verfügbarer militärischer Macht zu stützen vermag. Ich hoffe, daß er in Zukunft seine Aufgabe vornehmlich darin erblicken wird, neben Wahrnehmung seiner rein militärischen Obliegenheiten die politische Aktion Eurer Durchlaucht an Ort und Stelle durch Einwirkung auf die militärischen und gesellschaftlichen Kreise, mit denen er in Berührung kommt, nachdrücklich zu unterstützen. In alter Verehrung bin ich mit den herzlichsten Grüßen Ihr treu ergebener Bethmann Hollweg."

Herr von Bethmann Hollweg fühlte offenbar nicht, welche Verurteilung seiner mit dem Ultimatum an Serbien eingeleiteten Politik darin lag, daß er der Besorgnis Ausdruck geben mußte, Österreich könne im Falle eines zu weit gehenden deutschen Druckes sich bewogen fühlen, „die Flinte ins Korn zu werfen" und „uns den Kampf mit unseren Gegnern allein zu überlassen", diesen fürchterlichen Kampf, in den er uns doch nur wegen Österreich geführt hatte. Und wenn der deutsche und der österreich-ungarische Generalstabschef übereinstimmend erklärten, ein Eingriff Italiens und Rumäniens auf der Seite unserer Gegner würde für uns mit dem Verlust des ganzen Krieges gleichbedeutend sein, so war es die verdammte Pflicht und Schuldigkeit des deutschen Kanzlers, einer solchen Eventualität mit allen Mitteln und um jeden Preis vorzubeugen.

Papst Benedikt XV.

Ende März erschien unvermutet Flotow aus Neapel in Rom. Er stieg im Palazzo Caffarelli ab, wo er sich meine Berichte vorlegen ließ und sich auf Grund dieser Berichte Notizen machte, selbstverständlich zu dem Zweck, meine Ausführungen, Ratschläge und Forderungen in seiner Privatkorrespondenz mit dem Staatssekretär von Jagow kritisieren und zerpflücken zu können. Er stattete auch dem österreichischen Botschafter, Herrn von Macchio, zwei längere Besuche ab und setzte diesem, wie ich bald nachher von Herren der Botschaft, die mit ihren österreichischen Kollegen auf gutem Fuß standen, erfuhr, mit Nachdruck auseinander, daß die italienische Regierung gar nicht den Mut finden würde, dem mächtigen Österreich-Ungarn den Krieg zu erklären. Was Sonnino und Salandra sagten, sei „Spiegelfechterei", die Sprache der italienischen Blätter „Theaterdonner". Herr von Flotow deutete dem k. und k. Botschafter auch an, daß dessen Regierung und insbesondere Seine Kaiserliche und Königliche Apostolische Majestät es ihm nie verzeihen würden, wenn er bei der Abtretung des Trentino an Italien sich beteilige oder auch nur dazu rate. Mich suchte Herr von Flotow während seines zehntägigen Aufenthaltes in Rom überhaupt nicht auf, sondern begnügte sich damit, überall anzudeuten, daß ich in dem, was ich sagte und täte, gar nicht meine Regierung hinter mir hätte. *v. Flotow in Rom*

Ex post finde ich, daß ich einen Fehler beging, als ich gegenüber solchen unqualifizierbaren Treibereien nicht telegraphisch meinen Abschied in Berlin einreichte. Jedenfalls wundere ich mich heute über meine damalige Langmut. Durch meinen verewigten Vater und in der Bismarckschen Schule zu unbedingter Pflichterfüllung gegenüber dem Lande unter Zurückstellung aller persönlichen Empfindungen erzogen, wollte ich, nachdem ich so lange an der Spitze des diplomatischen Dienstes gestanden hatte, auch bei dieser meiner letzten Mission ein Vorbild unbeirrbarer Pflichttreue geben. Ich sah aber die Folgen der Flotow-Jagowschen Haltung voraus und richtete vertraulich ein Zirkular an die kaiserlichen Konsulate, durch das ich die in Italien lebenden Reichsangehörigen auffordern ließ, sich auf die Eventualität eines Krieges zwischen Italien und den Zentralmächten einzurichten. Vierzehn Tage später wiederholte ich diese eindringliche Warnung.

Ende April fühlte ich in meinen Gesprächen mit dem Minister Sonnino, daß er den Rubikon überschritten hatte. Ich konnte dafür keinen Beweis erbringen, aber ich hörte es seinen Worten an, ich las es in seinen Augen. Ich gedachte aber des alten Bülowschen Wahlspruches: „Nil desperandum", ich erinnerte mich an das schöne Wort des französischen Seehelden Jean Bart, das auf dessen Denkmal in Dünkirchen steht: So lange noch eine Kugel im Laufe wäre, müsse diese abgefeuert werden. Ich

nötigte am 9. Mai den k. und k. Botschafter, Baron Macchio, in einer Unterredung, zu der ich ihn in die Villa Malta einlud, in meiner Gegenwart und unter meinem Diktat eine Erklärung zu redigieren, die der italienischen Regierung noch am gleichen Tage auf vertraulichem Wege zugeleitet wurde und die besagte, Österreich-Ungarn sei bereit, den von Italienern bewohnten Teil Tirols abzutreten, ebenso Gradisca und das westliche Ufer des Isonzo, so weit die Bevölkerung rein italienisch sei; Triest solle zur Kaiserlichen Freien Stadt gemacht werden mit italienischer Universität und italienischer Munizipalität. Österreich anerkenne die italienische Souveränität über Valona und erkläre seine eigene politische Uninteressiertheit hinsichtlich Albaniens.

Italien kündigt den Dreibund-Vertrag

Es hatte für mich einer starken Pression bedurft, um den ängstlichen Macchio endlich zu einem Schritt zu bewegen, der noch im Januar, als das „Parecchio" Giolittis die Situation beherrschte, die gewünschte Wirkung gehabt hätte. Aber das bekannte Wort des großen Napoleon, daß Österreich stets im Rückstande wäre und daß dort alles „trop tard" erfolge, traf wieder einmal zu. Die italienische Regierung hatte sich der Entente gegenüber bereits am 24. April 1915 im geheimen gebunden. Sie hatte acht Tage später durch Note vom 3. Mai den Dreibund-Vertrag öffentlich gekündigt. Der Eindruck der österreichischen Anerbietungen auf die breite Masse des italienischen Volkes war nicht unbeträchtlich, aber doch nicht mehr stark genug, um eine wirkliche Volksbewegung hervorzurufen, zumal die Kriegspartei mit jedem Tage ihre Anstrengungen verdoppelte und nun auch die Straße mobil machte. Es kam hinzu, daß Macchio, nachdem er sich, von mir eingeschüchtert und nur unter meinem persönlichen Druck, zur Veröffentlichung der genannten österreichischen Konzessionen herbeigelassen hatte, seine Nachgiebigkeit bereute, seinen Schritt als ein Mißverständnis hinstellte und insbesondere betonte, das Einverständnis seiner Regierung habe nicht vorgelegen und sei auch inzwischen nicht erfolgt. Die ganze Trentino-Frage würde definitiv erst in dem künftigen Friedensvertrag geregelt werden. Die Sekretäre der beiden österreichischen Botschaften sprachen sich im gleichen Sinne aus, wo immer sich ihnen Gelegenheit bot, ihre Weisheit leuchten zu lassen.

Aus Berlin erhielt ich die Weisung, eine nochmalige Audienz bei König Viktor Emanuel nachzusuchen, um ihm ein Schreiben Kaiser Wilhelms II. zu überreichen, in welchem ein letzter Appell an seine Bundestreue und seine persönliche Freundschaft gerichtet wurde. Ich erbat und erhielt sogleich diese Audienz. Der König empfing mich in freundlicher Weise. Er war in ruhiger, aber offenbar ganz entschlossener Stimmung. Es unterlag keinem Zweifel, daß er die Schiffe hinter sich verbrannt hatte. Er meinte, es gebe Situationen, wo ein konstitutioneller Monarch nicht gegen die wohl-

erwogene Meinung seiner Minister handeln könnc, wenn diese nicht nur die Mehrheit im Parlament, sondern auch, wie sie überzeugt wären, die öffentliche Meinung, die Tradition und die höchsten Interessen des Landes auf ihrer Seite hätten. Der König dankte mir für die loyale Art und Weise, wie ich meine Mission erfüllt hätte. „An Ihnen liegt es jedenfalls nicht, wenn es doch zum Kriege kommt."

Inzwischen wollte der österreichische Botschafter, Baron Macchio, noch immer nicht an die Möglichkeit eines Krieges glauben. Als ich ihm in der ersten Maiwoche sagte, die Kriegserklärung Italiens an Österreich-Ungarn werde zweifellos innerhalb der nächsten vierzehn Tage erfolgen, meinte er: „Ach, die Italiener sind halt immer so aufgeregt! Sie werden sich schon wieder beruhigen."

Das Berliner Auswärtige Amt war nicht weniger blind. Wenige Tage vor der Kriegserklärung Italiens an Österreich-Ungarn wurden mir vom Amt zu meiner Orientierung und Direktive die Reiseeindrücke eines angeblich besonders scharfsinnigen und intelligenten deutschen Reisenden übersandt, der auf seiner ganzen Fahrt von der italienisch-österreichischen Grenze bis nach Neapel nirgends ernsthafte Symptome für kriegerische Absichten der Italiener wahrgenommen haben wollte. Es waren dies die unruhvollen Tage, in denen von früh bis spät große Pferde- und Mannschaftstransporte die Straßen der italienischen Städte durchzogen und in der Hauptstadt ein so reges militärisches Leben herrschte, wie es dem Ausmarsch bei großen Manövern oder einer Mobilmachung vorauszugehen pflegt.

Vor der Kriegserklärung

Drei Tage vor der italienischen Kriegserklärung an Österreich frug ein höherer Beamter im Wiener Ministerium des Äußern, Graf Nemes, der soeben aus Wien in Rom angekommen war, telephonisch bei mir an, wann er mir seine Aufwartung machen könnte. Ich lud ihn zum Frühstück ein. Graf Nemes begrüßte mich mit der Bemerkung, er sei sehr perplex. Der österreichische Minister des Äußern, Graf Burian, habe ihn beauftragt, mir seine angelegentlichen Empfehlungen zu übermitteln und mir gleichzeitig seinen Wunsch auszusprechen, ich möge das Opfer bringen, den Sommer über in Rom zu bleiben, um meine „verdienstvolle Friedensarbeit" weiter fortzusetzen. Der Minister zweifle nicht daran, daß es meiner „bewunderungswürdigen Dialektik" gelingen würde, die Italiener nach und nach ganz zu beruhigen. Dies sei die Wiener Auffassung, betonte Graf Nemes. In Rom sei die Stimmung aber offenbar eine andere. Graf Nemes war bei seiner italienischen Schwiegermutter, der Gräfin Gabriele Spaletti, in deren römischem Villino abgestiegen. Sie hatte ihn unter Tränen umarmt und ihn gefragt, was er eigentlich in Rom wolle, der Krieg stünde ja unmittelbar vor der Tür, unter dem sie, als Italienerin und gleichzeitig Mutter einer mit

einem österreichischen Diplomaten vermählten Tochter, doppelt leide. Sie riet ihrem Schwiegersohn, seine Koffer gar nicht erst auszupacken. Ich konnte Graf Nemes nur empfehlen, dem Rat seiner Frau Schwiegermutter zu folgen.

Der Abgeordnete Erzberger hatte mich nicht nur in Rom durch seine Verbindungen mit dem Vatikan in meinen auf die Erhaltung des Friedens gerichteten Bemühungen wacker unterstützt, sondern auch in seinen Berichten nach Berlin meine Wünsche vertreten und meine Bemühungen des höchsten Lobes gewürdigt. Seine Absichten waren die besten, aber seine politische Urteilslosigkeit trat auch hier zutage. Auch er wollte nicht an die Möglichkeit des Krieges glauben. Trotz meiner Abmahnung schrieb er nach Berlin, ich hätte den Frieden gerettet, alles sei in bester Ordnung. Als er wenige Tage vor der italienischen Kriegserklärung München passierte, suchte er die dort wohnende Mutter meines ausgezeichneten Mitarbeiters, des Legationsrats von Stockhammern, auf. Wie ein Wirbelwind fuhr er in das Empfangszimmer der Generalin. „Ich bringe Ihnen Grüße von Ihrem Sohn. In zwei Tagen wird er selbst hier sein. Er hat mitgeholfen, den Frieden zu erhalten, der jetzt völlig gesichert ist." Als die kluge alte Dame vierundzwanzig Stunden später in den „Münchener Neuesten Nachrichten" die italienische Kriegserklärung an Österreich las, schrieb sie ihrem Sohn: „Daß ein so konfuser Mensch wie dieser aufgeregte Schwabe jetzt eine große Rolle in Berlin spielen kann, macht mich ganz tiefsinnig."

Abreise Bülows

Am 25. Mai verließ ich Rom mit dem Personal der kaiserlichen Botschaft. Alle Geheimakten hatte ich schon vierzehn Tage früher durch Feldjäger nach Berlin geschickt. Meine Abreise erfolgte ohne jeden Zwischenfall. Die Leute, die um die Villa Malta herumstanden und in den Straßen, durch die ich nach dem Bahnhof fuhr, grüßten mich in der höflichsten Weise. Eine Stunde vor meiner Abreise hatte ich Abschied von meiner Schwiegermutter genommen, die ich nicht wiedersehen sollte, deren großes Herz auf der Höhe ihres glänzenden Geistes stand und die mir eine zweite Mutter geworden war. Auch von meinem Schwager, dem Fürsten Paolo Camporeale, nahm ich für dieses Leben Abschied. Er starb, wie meine Schwiegermutter, im Laufe des Krieges. Er war das einzige Mitglied des italienischen Parlaments, das gegen den Krieg stimmte.

Ich verließ Italien mit tiefem Schmerz darüber, daß es mir nicht gelungen war, den Krieg zwischen Italien und den Zentralmächten zu verhindern. Ich sah rückschauend mit voller Klarheit, daß die Situation, die im Dezember bei größerer Energie und, ich muß leider hinzufügen, bei größerer Loyalität von seiten Berlins noch zu retten war, durch das Hinundherschwanken Bethmanns, Berchtolds und Burians und die Taktik Jagows und Flotows in die Brüche hatte gehen müssen. Wie bei

Einleitung der wahnwitzigen Aktion gegen Serbien hatte man auch nach Ausbruch des Krieges, lediglich senilen Empfindlichkeiten zuliebe, die italienischen Bundesgenossen en quantité négligeable behandelt, und erst als Italien durch den Patto di Londra bereits gebunden war, hatte man mir die Hände freigegeben. Es war zu spät.

XVIII. KAPITEL

Zurück nach Berlin • Diner bei Bethmann Hollweg • Kein Empfang des Fürsten durch den Kaiser • Brief Bethmanns an Bülow • Antwort des Fürsten und Duplik Bethmanns Empfang in Hamburg • Die kriegerischen Ereignisse • Bethmann Hollweg nimmt Stellung zum polnischen Problem mit der Absicht, ein selbständiges polnisches Reich zu errichten

Urteile über Bülows Mission

Im Berliner Auswärtigen Amt herrschte eine andere Stimmung. Während meiner Amtszeit war unter dem Titel „Kaiser Wilhelm II. und die Schwarzseher" ein Buch erschienen, das manche nicht unzutreffenden Bemerkungen enthielt. Nach dem Kriege wurde eine Neuauflage des Buches veranstaltet. Der Verfasser soll ein angesehener Publizist gewesen sein, ein Herr Nebel, der einerseits im Berliner Auswärtigen Amt verkehrte, andererseits während des Winters 1914/15 mehrere Wochen in Rom geweilt hatte. Ich entsinne mich nicht, ihm begegnet zu sein oder seine persönliche Bekanntschaft gemacht zu haben. In der 1919 publizierten Neuauflage seines Buchs hieß es über meine römische Mission: „Der Geist des Auswärtigen Amtes konnte nicht schärfer gekennzeichnet werden, als daß allgemein behauptet wurde, in der Wilhelmstraße sei man während des ganzen Krieges nie so vergnügt gewesen wie an dem Tage, an dem Italien sich gegen uns gekehrt und dadurch dem Klüngel die Waffen geliefert habe, sich des Fürsten Bülow endgültig zu entledigen, der seine ganze Persönlichkeit und seine ganzen großen Beziehungen in Rom eingesetzt hatte, um Deutschland wenigstens diesen neuen Feind vom Leibe zu halten, und der dabei von der Wilhelmstraße aus den allerpersönlichsten Gründen aufs schmählichste im Stiche gelassen worden war." Nicht mit Unrecht fügt der „Schwarzseher" hinzu, daß das deutsche Auswärtige Amt im Weltkrieg zur Beute eines kleinen Klüngels subalterner Beamter geworden wäre, die einzig und allein darauf bedacht gewesen seien, sich durch Führung der auswärtigen Geschäfte des Reichs persönlichen Einfluß, persönliche Macht, Ehre, Würden und Titel zu verschaffen. Ein französischer Diplomat und Historiker, Raymond Recouly, veröffentlichte nach dem Ende des Weltkrieges unter dem Titel „Das Duell zwischen Bülow und Barrère" eine Betrachtung, in der es hieß: „Das Duell war von sehr großer Heftigkeit. Politisch, das müssen wir heute zugeben, hätte Bülow die Partie vielleicht

gewonnen, aber psychologisch war sie von vornherein verloren. Gegenüber der von der Wiener und Berliner Diplomatie geschaffenen Lage mußte auch das diplomatische Genie eines Fürsten Bülow ergebnislos verpuffen."

Rückkehr nach Berlin

Bei meiner Rückkehr nach Deutschland wurde ich bei meiner Durchreise durch die Schweiz an der Grenze von den Schweizer Behörden mit großer Courtoisie begrüßt. In Karlsruhe erwartete mich ein Vertreter der Frau Großherzogin Luise, um mir ihre Grüße und ihren Dank für meine patriotische Wirksamkeit zu überbringen. In Berlin hatte der Staatssekretär Jagow die Nachricht in Umlauf gesetzt, daß meine Ankunft noch nicht so bald erfolgen würde, um auf diese Weise jede Begrüßung am Anhalter Bahnhof zu verhindern, die ich gar nicht wünschte. Am nächsten Tage ließ das Auswärtige Amt in einigen ihm zugänglichen Blättern höhnisch melden, daß sich zu meinem Empfang außer dem Besitzer des Hotels Adlon nur ein Lohndiener eingefunden hätte. Eugen Zimmermann hatte mir schon früher geschrieben: „Herr Staatssekretär von Jagow sagte bei Erörterungen, die über Ihre mögliche Wiederkehr auf den Kanzlerposten gepflogen wurden, das ginge nicht, weil Ihnen niemand glaube. Das hat er u. a. auch dem Grafen Schwerin-Löwitz gesagt. Diese Torheiten sind um so überflüssiger, als Sie ja gar nicht den Wunsch haben, wiederzukommen. Von dem, was Herr von Jagow über Sie erzählt hat, und zwar nicht um Ihnen zu nützen, möchte ich nur das Amüsanteste herausgreifen: Sie könnten am Tage höchstens eine halbe Stunde arbeiten, die übrige Zeit müßten Sie schlafend auf der Chaiselongue verbringen." Es sei selbstverständlich, fügte Eugen Zimmermann hinzu, daß er solchem Klatsch, wo er ihm begegne, den Stempel der Lächerlichkeit aufdrücke. Es erscheine ihm aber besser, ich wüßte solche Gemeinheiten, als daß ich ihnen wehrlos gegenüberstünde. Die Klatschereien über meine Lebensweise und Gesundheit stammten von Flotow und wurden von Jagow in Berlin verbreitet. In Wirklichkeit habe ich in meinem arbeitsreichen Leben nie mehr gearbeitet, auch nie mehr Menschen empfangen, gesehen und gesprochen als in Rom im Winter 1914/15. Zu den Gegenständen, die ich niemals besessen habe, gehört außer dem Schlafrock die Chaiselongue. Wäre das Gegenteil der Fall, so würde ich mich in keiner Weise schämen, dies einzugestehen. Kein Geringerer als Fürst Bismarck pflegte als älterer Mann nach dem Essen auf der Chaiselongue zu liegen und in dieser Lage behaglich seine Pfeife zu rauchen. In jüngeren Jahren trug er am Vormittag im Hause gern einen Schlafrock, sogar einen geblümten Schlafrock. Ich sehe ihn in diesem Schlafrock noch vor mir. Er sah altväterisch und dabei doch ebenso gewaltig aus wie im Koller der Halberstädter Kürassiere. Der Botschafter Schweinitz erzählte mir einmal, daß ihn Bismarck unmittelbar nach seiner Ernennung zum Ministerpräsidenten und Minister des Äußern im Schlaf-

rock empfangen hätte. Mit den Quasten des Schlafrockes spielend, habe er ihm gegenüber sein damaliges Regierungsprogramm in die Worte zusammengefaßt: „In der inneren Politik bin ich Royalist bis in die Knochen. Wenn es sein muß, gehe ich für den König in die Vendee und fechte für ihn mit den altmärkischen Bauern. In der auswärtigen Politik werde ich auch vor revolutionären Mitteln nicht zurückschrecken. Flecters si nequeo superos, Acheronta movebo."

Ich hätte diese meine Niederschrift über die gewaltigen und für Deutschland unglücksschwangeren Ereignisse, die während meiner römischen Mission an mir vorüberzogen, nicht mit der Schilderung unterirdischer Intrigen und der Wiedergabe unwürdiger Klatschereien beschwert, wenn es sich nur um meine Person handeln würde. Aber diese Umtriebe waren nur Symptome eines Übels, das tiefer saß, Symptome einer Verrottung der Gesinnung, die in den Amtsstuben der Berliner Wilhelmstraße um sich fraß und die erbärmlichen Interessen kleinlichen Strebertums vor die Sache des Landes stellte, und das zu einer Zeit, wo an den Fronten Offiziere und Soldaten zu Tausenden und Tausenden ihr Leben heldenmütig in die Schanze schlugen.

Bei Bethmann

Am Abend meiner Ankunft in Berlin folgte ich einer Einladung des Kanzlers Bethmann zum Abendessen. Herr von Bethmann dankte mir mit großem Pathos, fast überschwenglich, für meine „hingebenden Bemühungen". Jagow, der neben meiner Frau saß, sagte ihr, er begriffe nicht, wie ich Österreich zur Abtretung des Trentino habe raten können. Als meine Frau erwiderte, ich sei wohl überzeugt gewesen, daß durch rechtzeitige österreichische Konzessionen der Ausbruch des Krieges zwischen Italien und Deutschland zu verhindern gewesen wäre, meinte Herr von Jagow: „Sie vergessen, daß die Abtretung des Trentino dem ehrwürdigen Kaiser Franz Josef, Seiner Apostolischen Majestät, dem ältesten Souverän in Europa, das Herz gebrochen haben würde. Sie vergessen, daß Österreich der letzte Hort konservativer Prinzipien und wahrhaft vornehmer Traditionen ist, Italien aber ein demokratisches und revolutionäres Gebilde." Nach Tisch näherte sich mir Herr von Jagow, den ich bis dahin nicht beachtet hatte, in krummer Haltung und mit einem verlegenen Gesicht, aus dem ein sehr schlechtes Gewissen sprach. Ich drehte ihm vor allen Anwesenden den Rücken. Ich gestehe, daß ich selten innerlich eine größere Befriedigung empfunden habe. Einem unerfreulichen Menschen die Empfindungen, die er in uns erweckt, auch äußerlich zu erkennen zu geben, ist ein erlesener Genuß. Am nächsten Tage suchte Herr von Jagow meinen Freund, den Fürsten Karl Wedel, unter dem er einige Jahre als Sekretär gedient hatte, mit der Bitte auf, für ihn bei mir ein gutes Wort einzulegen. Er wisse wohl, was er mir zu verdanken habe, nämlich seine ganze Karriere.

Eigenhändiger Brief Papst Benedikts XV. an Bülow

(Zu Seite 229)

Eccellenza,

Accogliemmo con particolare gradimento la pregiata lettera che l'Eccellenza Vostra si compiaceva indirizzarci in data del 21 corrente.

Teniamo ora a significare personalmente all'Eccellenza Vostra quanto noi abbiamo apprezzato le nobili espressioni, nelle quali si traduceva l'ossequio cordiale che Ella professa alla Nostra persona ed a questa Sede Apostolica su cui, in circostanze così calamitose, volle il Signore collocarci; manifestazioni dell'animo di Lei grande e delicato, delle quali serberemo caro e perenne il ricordo.

L'alta stima, inoltre, che noi sempre Le portammo ed il riconoscimento delle doti esimie che L'adornano e delle non poche benemerenze che Ella, nella lunga sua vita politica, seppe acquistarsi verso la Sua patria, avrebbero reso a Noi sommamente accetto l'omaggio che l'Eccellenza Vostra, insieme con la degnissima sua Consorte, si riprometteva di presentarci personalmente alla Sua partenza da questa città, qualora le circostanze l'avessero consentito.

Ad ogni modo, accettiamo con animo grato l'augurio cortese che Ella, signor Principe, sul finire della lettera, affidava alla Provvidenza Divina, perchè propizia assista questa Sede, e alla Nostra volta Noi amiamo di volgerlo, con pieno ricambio del Nostro affetto paterno, alla di Lei Nazione, a Vostra Eccellenza stessa ed alla nobilissima Sua sposa, Cui altresì concediamo ben di cuore la implorata benedizione apostolica.

Benedictus PP. XV.

Roma, 30 Maggio 1915

(Deutsche Übersetzung umseitig)

Durchlaucht,

Wir empfangen mit besonderer Genugtuung das geschätzte Schreiben, das Eure Durchlaucht am 21. ds. Mts. an Uns zu richten die Güte hatten.

Wir legen Wert darauf, Euer Durchlaucht zu bekunden, wie sehr Wir die edeln Gefühle gewürdigt haben, in denen die aufrichtige Huldigung zum Ausdruck kam, die Sie Unserer Person und dem Apostolischen Stuhl darbringen, auf den Uns der Herr unter so beklagenswerten Umständen berufen wollte, eine Kundgebung Ihres großen und feinsinnigen Geistes, der Wir allzeit ein gutes Andenken bewahren werden.

Die hohe Achtung, die Wir immer für sie hegten, und die Anerkennung der hervorragenden Talente, die Sie zieren, und der nicht geringen Verdienste, die Sie in Ihrem langen politischen Leben sich um Ihr Vaterland zu erwerben wußten, hätten Uns die Huldigung in hohem Grade genehm gemacht, die Eure Durchlaucht zugleich mit Ihrer verehrten Frau Gemahlin Uns vor Ihrer Abreise aus dieser Stadt persönlich zu erweisen gedachten, sofern die Umstände es gestattet hätten.

Auf jeden Fall nehmen Wir dankbar den tiefgefühlten Wunsch entgegen, den Eure Durchlaucht am Schlusse Ihres Briefes an die göttliche Vorsehung richtete, sie möge gnädig dem Heiligen Stuhl beistehen. Wir Unsererseits erwidern diese Wünsche in väterlicher Liebe für Ihre Nation, für Eure Durchlaucht und für Ihre erlauchte Gemahlin und gewähren gleichfalls aus vollem Herzen den von ihr erbetenen Apostolischen Segen.

Rom, den 30. Mai 1915 *Benedictus P. P. XV.*

Eccellenza,

Accogliamo con particolare gradimento la pregiata lettera che l'Eccellenza Vostra si compiaceva indirizzarci in data del 21 corrente.

Veniamo ora a significare personalmente all'Eccellenza Vostra quanto Noi abbiamo apprezzato le nobili espressioni, nelle quali si traduceva l'ossequio cordiale che Ella professa alla Nostra persona ed a questa Sede Apostolica tuttavia in circostanze così calamitose, volle il Signore collocarci; manifestazioni

dell'animo di Lei grande e delicato, della quali serberemo caro e perenne il ricordo.

L'alta stima, inoltre, che Noi sempre Le portammo ed il riconoscimento delle doti esimie che L'adornano e delle non poche benemerenze che Ella, nella lunga sua vita politica, seppe acquistarsi verso la Sua patria, avrebbero reso a Noi sommamente accetto l'omaggio che l'Eccellenza Vostra, insieme con la degnissima sua Consorte, si riprometteva di presentarci personalmente alla Sua partenza da

questa città, qualora le circostanze
l'avessero consentito.

Ad ogni modo, accettiamo con animo
grato l'augurio cortese che Ella, signor
Principe, sul finire della lettera, affida-
va alla Provvidenza Divina, perché pro-
pizia assista questa Sede, e alla Nostra
volta Noi amiamo di volgerlo, con pieno
ricambio del Nostro affetto paterno, alla
di Lei Nazione, a Vostra Eccellenza stessa
ed alla nobilissima Sua sposa, Cui altresì
concediamo benedicendo la implorata
benedizione apostolica.

Benedictus PP. XV

Roma 30 Maggio 1915

Ich wäre sein „Wohltäter" gewesen, aber Flotow wäre sein „Herzensfreund". Mit diesem Bittgang hatte Jagow bei mir kein Glück. Ich habe ihn auch weiter überall geschnitten, namentlich im Herrenhause, in das ihn der Kaiser auf den Vorschlag von Bethmann berufen hatte, obwohl er in dies Haus und zu dessen patriotischen und großen Traditionen paßte wie Pilatus ins Credo.

Bald nach meiner Ankunft in Berlin wurde mir von einem Flügeladjutanten mit der Bitte um absolute Diskretion erzählt, daß der Kaiser mich nach meiner Rückkehr aus Rom habe empfangen wollen, um mir für meine Bemühungen zu danken. Bethmann und Jagow hätten Seiner Majestät aber gesagt, daß mein Empfang und nun gar eine Auszeichnung für mich einen schlechten Eindruck in Wien hervorrufen würde. Es läßt sich unschwer denken, mit welcher Genugtuung der von dem Hofmarschall Reischach ständig auf dem laufenden gehaltene österreichische Botschafter Gottfried Hohenlohe über diese meine Brüskierung nach Wien berichtete und wie sehr die Schwächlichkeit Bethmanns die Dreistigkeit des Wiener Kabinetts ermutigen mußte. In den nächsten Tagen beehrte die Kaiserin meine Frau und mich mit einer Einladung zum Frühstück, bei dem außer uns nur ihre Tochter, die Herzogin von Braunschweig, und deren Gemahl zugegen waren. Die Kaiserin dankte mir in rührender Weise für meine Tätigkeit in Rom. Sie verschwieg mir nicht, daß der Kanzler und der Staatssekretär des Äußern ihren hohen Gemahl verhindert hätten, mich zu empfangen.

Nicht lange nachher erhielt ich von Bethmann den nachstehenden Brief: „Verehrter Fürst, in der Unterhaltung, die ich unlängst in meinem Hause mit Ihnen führen durfte, habe ich einige Details für den Grad des Druckes angeführt, den wir im Verlauf der italienischen Krisis auf das Wiener Kabinett ausgeübt haben. Nach dem Mißerfolg, mit dem die Krisis geendet hat, sucht die politische Diskussion begreiflicherweise nach dem Schuldigen und ist, wie ich höre, geneigt, ihn weder in Wien noch in Rom, sondern in Berlin zu finden. Ich fürchte, daß solche Betrachtungen dem Vaterlande nicht zum Nutzen gereichen. Die fest begründete Stellung, die Eure Durchlaucht in der Wertung der öffentlichen Meinung einnehmen, schützt, wie die Haltung der gesamten Presse und der laute vom Reichstag meinen Worten gespendete Beifall zeigt, vor jeglicher Anzweiflung Ihrer rastlosen in Rom entfalteten Tätigkeit. Sie bedarf keines Schutzes. Dem Wiener Kabinett sein voll gerütteltes Maß an Verantwortlichkeit in der Öffentlichkeit zuzuschieben, verbietet mir und allen offiziellen Persönlichkeiten während der Dauer des Krieges die einfachste politische Räson. Jetzt kann ich nicht auf die schweren Fehler der österreichischen Politik gegenüber Italien hinweisen lassen, die bis in die letzten Jahrzehnte zurückreichen,

Bethmann befürchtet Kritik

nicht auf die Grenze, die unseren Druckmitteln auf Wien gezogen war, nachdem Österreich bedeutende Truppenmassen unter Preisgabe Ostgaliziens zum Schutze Schlesiens abgezweigt hatte, nicht auf den Starrsinn der österreich-ungarischen Minister, die bis in die letzten Tage der Krisis allen unseren Vorstellungen die mit Eurer Durchlaucht Meldungen unvereinbaren Berichte ihrer römischen Vertreter entgegenhalten konnten, nicht auf die schroff ablehnende Haltung Kaiser Franz Josefs, der sich den Briefen und Missionen unseres Allergnädigsten Herrn und selbst dem persönlichsten Einfluß des Papstes unzugänglich erwies. So ist Berlin jetzt verurteilt, auf alle Vorwürfe, die ihm gemacht werden, zu schweigen, bis eine spätere Zeit das Sprechen gestatten wird. Die Schädigungen aber, die der moralischen Widerstandskraft Deutschlands zugefügt werden, wenn sich Kreise bilden, die den italienischen Krieg auf mein und meiner Mitarbeiter Schuldkonto setzen, wachsen sich zu einer Erschütterung aus, wenn die Kritik, den einmal eingeschlagenen Weg verfolgend, mit der gleichen Tendenz bis zur Vorgeschichte des Krieges hinaufsteigt. Behauptungen wie die, daß der Krieg hätte vermieden oder doch in günstigerer Konstellation hätte ausgefochten werden können oder daß er doch nahe an einen Präventivkrieg streife, lassen, wo sie hinfallen, einen Stachel sitzen und schmeicheln sich um so fester bei den weniger Nachdenklichen ein, je mehr sie von den großen geschichtlichen Zusammenhängen absehen. Was der weiter zurückliegenden Vergangenheit angehört, was mit und ohne unsere Schuld zu der großen Koalition gegen uns führte, was bei fortschreitendem Niedergang Österreichs und stetiger Erstarkung der Entente die Kräfte Deutschlands immer bedrohlicher isolierte, was uns seit dem Jahre 1905 in der Marokko-Frage, später in der bosnisch-herzegowinischen Krisis, dann wiederum in der Marokko-Frage zu einer Politik äußersten Risikos, und zwar eines sich mit jeder Wiederholung steigernden Risikos, zwang — alle diese Vorgänge gehen in den gewaltigen Eindrücken der Gegenwart unter, bis die Zeit nach dem Frieden allmählich die Ursachen eines Weltverhängnisses klarer erkennen lassen wird, das viel zu gewaltig ist, als daß es singuläre Ereignisse zum Ursprung haben könnte. Daß ich Dinge ausspreche, die Eure Durchlaucht mit Ihren weiten politisch-historischen Kenntnissen noch klarer und richtiger durchschauen, als ich es vermag, geschieht aus der vaterländischen Sorge, die mir durch mancherlei auch ernste politische Kreise beherrschende Gespräche erweckt wird. Aus der Macht, die Eure Durchlaucht mit Ihrer Person und Ihrem Wort auf die Menschen ausüben, wissen Sie zu genau, wie das Empfinden und Denken des Volkes und der Öffentlichkeit geleitet und gelenkt werden kann. Um so mehr werden Eure Durchlaucht, wie ich hoffe, meine Bitte würdigen, mit dahin zu wirken, daß nicht durch die Vorwegnahme einer Kritik, die jetzt noch nicht offen und frei,

sondern nur bruchstückweise und deshalb falsch geübt werden könnte, die Kräfte der Einheit und Geschlossenheit gelähmt werden, deren wir zum siegreichen Durchhalten nicht entraten können. In alter Verehrung bin ich Euer Durchlaucht ergebener von Bethmann Hollweg."

Bülows Erwiderung

Ich erwiderte auf dieses Schreiben, aus dem Empfindlichkeit, noch größere Ängstlichkeit und ein unruhiges Gewissen sprachen: „Verehrter Freund, Ihrem gestern erhaltenen Schreiben entnehme ich mit Bedauern, daß die Quertreibereien, die mir bereits während meiner vorübergehenden amtlichen Tätigkeit in Rom wiederholt entgegengetreten waren, auch nachdem ich in das Privatleben zurückgekehrt bin, ihren Fortgang nehmen. Ich habe mich seit meinem vor bald sechs Jahren erfolgten Rücktritt einer politischen Zurückhaltung befleißigt, wie sie gewissenhafter und peinlicher nicht möglich ist. Ich habe, wie gerade Sie wissen, an dieser Zurückhaltung festgehalten, als ich der Gegenstand sinnloser und unwürdiger Verleumdungen war. Ich habe auch jetzt bei Gesprächen über die Entwicklung der italienischen Verhältnisse, und ganz besonders soweit Österreich und die österreichische Politik in Frage kommen, in Rom wie hier nichts gesagt, was die Kreise unserer Politik stören könnte. Dafür bürgt nicht nur mein persönliches Taktgefühl, das mich in keiner Lebenslage verlassen hat, sondern auch meine richtige politische Einschätzung unseres Bündnisses mit Österreich, dem, wie Sie mir gern zugeben werden, während meiner Amtsführung nicht nur äußere und bedeutsame Erfolge, sondern auch innerliche Neubelebung und Kräftigung beschieden waren, obschon ich dafür Sorge trug, innerhalb des deutsch-österreichischen Bündnisses der führende Teil zu bleiben. Auch in Rom bin ich nicht nur mit großem Nachdruck für politisch vernünftige österreichische Gesichtspunkte eingetreten, sondern ich habe es als einen wesentlichen Teil meiner Aufgabe betrachtet, Schaden von Österreich abzuhalten und die österreichischen Lebensinteressen sicherzustellen, wenn auch selbstverständlich die preußische und deutsche Staatsräson mein Leitstern war. Das Recht darf ich für mich in Anspruch nehmen, über Vorgänge, die publici juris sind und die von allen Kennern der italienischen Verhältnisse, mag es sich um Mitglieder unserer Missionen in Rom, um die Vertreter neutraler Länder, um dauernd oder vorübergehend in Rom weilende deutsche Landsleute oder um deutschfreundliche Italiener handeln, gleichmäßig beurteilt werden, meine Meinung zum Ausdruck zu bringen. Daß dies immer mit der nötigen diplomatischen Diskretion und dem nötigen diplomatischen Feingefühl geschehen ist und noch geschieht, werden Sie, wie ich hoffe, nicht bei einem Mann bezweifeln, der, Sohn eines Staatssekretärs des Äußern und selbst mit vierundzwanzig Jahren in den diplomatischen Dienst eingetreten, diesem Dienst sechsunddreißig Jahre angehört und zwölf Jahre an der

Spitze dieses Dienstes gestanden hat. Unter Wahrung dieser Diskretion bin ich der von mir wohlbekannter Seite verbreiteten tendenziösen und unwahren Behauptung entgegengetreten, als ob ich nach meinem Eintreffen in Rom die Verhältnisse zu schwarz gemalt hätte, wenn ich pflichtgemäß auf die Gefahr eines italienischen Vorgehens gegen Österreich hinwies. Die Tatsache, daß es mir trotz der größten Schwierigkeiten und allem, was vor meinem Eintreffen in Rom versäumt und verdorben worden war, gelungen ist, dieses italienische Vorgehen um Monate hinauszuschieben, darf ich wohl als Beweis dafür gelten lassen, daß meine persönliche Position in Rom, die ich rückhaltlos in den Dienst des Landes gestellt habe, eine bessere war, als mündlich und schriftlich von einer anderen, Ihnen ebenfalls bekannten Stelle, vor meiner Entsendung nach Rom verbreitet wurde. Wenn Sie, lieber Herr von Bethmann, auf angebliche Äußerungen von mir über die Vorgeschichte des Krieges hindeuten, so bitte ich, mir diejenige Person zu nennen, die gewagt hat, zu behaupten, daß ich in meinen Worten gerade über diesen Gegenstand Unzutreffendes gesagt und die Grenzen überschritten hätte, die mir mein Patriotismus, meine Vergangenheit und meine persönliche Würde ziehen. Ich weise jede derartige Insinuation mit der größten Entschiedenheit zurück. Es bedarf für mich nicht der Erinnerung, daß in dem furchtbaren Kampf, in den die Nation hineingeführt worden ist, Einheit und Geschlossenheit nottun. Daß solche Geschlossenheit und Einheit die Vorbedingung wie des Sieges so eines würdigen Friedens sind, ist mir wohl bewußt, und wo ich Gelegenheit fand, habe ich gerade dies betont. Wenn Ihnen hinterbracht sein sollte, ich hätte geäußert, dieser Krieg streife nahe an einen Präventivkrieg, u. ä., so ist der Denunziant entweder nicht imstande, die Tragweite einer politischen Äußerung richtig einzuschätzen, oder er sagt bewußt die Unwahrheit. Was aber meine eigene Amtsführung anlangt, so möchte ich hier nicht auf diesen Gegenstand ausführlicher eingehen und beschränke mich auf den Hinweis, daß Sie mit den Vorgängen von 1905 und 1908/1909 naturgemäß nicht näher vertraut sein können. Ich will hier nur daran erinnern, daß es mir gelungen ist, unter Aufrechterhaltung des Friedens mit Frankreich, Japan und vor allem mit England, guter Beziehungen zu Rußland, unter Erhaltung der österreichischen Machtstellung wie der Integrität der Türkei die Vorbedingungen für den Bau unserer Flotte in zwölf sehr kritischen Jahren zu schaffen, während deren sich Wohlstand und Machtstellung des Reichs zu schöner Blüte entfalteten. Das werden Sie gewiß anerkennen, der Sie während der fünf Jahre zwischen dem Juni 1909 und dem Juli 1914 oft hervorgehoben haben, daß wir trotz gelegentlicher Differenzen in dieser oder jener Einzelfrage in friedlichen und freundlichen Beziehungen zu Rußland wie zu England und sogar zu Frankreich stünden, die in der Begegnung

von Potsdam, Ihrer Reise nach Rußland, dem Kongo-Vertrag mit Frankreich und den projektierten Abmachungen mit England ihren Ausdruck fänden und günstige Aspekte für die Zukunft eröffneten. Die Ursache des furchtbaren Krieges, der inzwischen ausgebrochen ist, liegt zum Teil natürlich weit zurück. Der englisch-deutsche Gegensatz mußte sich verschärfen, seitdem unsere Industrie und unser Handel sich in früher nicht geahnter Weise entfaltet hatten, seitdem wir zur See gegangen waren und namentlich seitdem wir uns eine Flotte bauten. Das deutsch-russische Verhältnis war seit der ersten großen Orientkrisis, die zum Berliner Kongreß und zur Zuspitzung der Gegensätze zwischen Österreich-Ungarn und Rußland führte, mancher schwierigen Belastungsprobe unterzogen worden, und vollends der deutsch-französische Gegensatz ließ sich seit dem Frankfurter Frieden und der Annexion von Elsaß-Lothringen nicht mehr aus der Welt bringen. Mit diesem Schwergewicht belastet, hat die deutsche Politik trotzdem während langer Jahre den Frieden zu wahren vermocht. Die Frage, ob es notwendig war, mit dieser Politik zu brechen, wird sich schwerlich für immer ausschalten lassen. Ich stimme mit Ihnen aber ganz darin überein, daß gegenwärtig unser Sinnen und Denken ganz auf den Sieg gerichtet sein muß und auf einen Frieden, würdig so heroischer Anstrengungen und würdig der ungeheuren Opfer, die unser Volk mit bewunderungswürdiger Hingebung bringt. Seien Sie versichert, daß hiervon niemand mehr durchdrungen ist als ich und daß, so weit für mich die Gelegenheit geboten wird, von meiner Seite alles geschieht, um dieses Ziel zu erreichen."

Bethmanns Duplik

Auf dieses Schreiben erhielt ich umgehend von Bethmann die nachstehende Duplik: „Eurer Durchlaucht Schreiben vom 12. d. Mts., das ich gestern erhielt und für dessen eingehende Ausführungen ich meinen aufrichtigen Dank ausspreche, bestärkt mich in der Gewißheit, daß in dem, was sich mir gegenwärtig als der Kernpunkt darstellt, unsere Ansichten kaum auseinandergehen. Auch Sie wünschen, wie ich es tue, daß die einmütige Hingabe der Nation durch die uns Deutschen so tief im Blut steckende Neigung zur Kritik nicht in einem Zeitpunkt geschwächt werde, der eine ungebrochene Frontstellung unser aller erfordert, und ich kann nur meinen wärmsten Dank dafür aussprechen, daß Eure Durchlaucht in vollem Einklang mit der Stellung, die Sie seit dem Jahre 1909 im nationalen Interesse unter persönlichen Opfern eingenommen haben, auch Ihrerseits allen auf dieses Ziel gerichteten Bestrebungen Ihre tätige Unterstützung leihen wollen. Ihr in aufrichtiger Verehrung treu ergebener von Bethmann Hollweg."

Als ich diesen Briefwechsel mit meinem Nachfolger meinem Freunde Albert Ballin vertraulich mitteilte, erwiderte mir der kluge Mann: „Ich bitte um die Erlaubnis, Eurer Durchlaucht in der Anlage die Briefe zurückreichen

zu dürfen, welche Sie die große Güte hatten mir zur Kenntnisnahme anzuvertrauen. Ich fand den Inhalt ebenso interessant wie bezeichnend für die Gemütsverfassung unserer Berliner Geschäftsführer." Ich hatte schon früher Zustimmung bei Ballin gefunden, als ich meine Eindrücke über unsere Lage in die Worte zusammenfaßte: „Haltung und Geist der Bevölkerung Ia — politische Führung Vb."

Aufenthalt in Flottbek

In Hamburg eingetroffen, wurde ich von dem Regierenden Bürgermeister Herrn von Melle freundlicherweise zu einem Essen eingeladen, zu dem er eine größere Anzahl Senatoren und Mitglieder der Bürgerschaft gebeten hatte und bei dem er mir in zu Herzen gehender Rede im Namen der Stadt Hamburg für meine Tätigkeit in Rom dankte. Nicht lange nachher bezog ich die Elbparkvilla, wo mir ein schöner Empfang bereitet wurde. Aus der ganzen Elbgegend hatte sich eine große Menschenmenge eingefunden. Meiner Frau wurden Blumensträuße überreicht. Die Frauen der Flottbeker Kriegerhilfe und eine zahlreiche Kinderschar erfreuten uns mit Gesängen. Der Landrat des Kreises Pinneberg hielt eine Ansprache. In meiner Antwort gab ich der Freude Ausdruck, wieder dorthin zurückzukehren, wo ich das Licht der Welt erblickt hätte, wo ich einen großen Teil meiner Jugend verlebt hätte, wo ich jeden Baum und jeden Stein kenne. Wie oft wäre ich auf der Straße, die an der Elbparkvilla vorbeiführe und die mein verstorbener Freund, der Dichter Detlev von Liliencron, mit Recht die schönste Straße der Welt genannt hätte, am Sonntagmorgen mit meinen seligen Eltern zur Kirche gegangen, elbaufwärts nach Ottensen, oder elbabwärts nach Nienstedten. Als guter Preuße, der ich sei und bis an mein Lebensende bleiben werde, freute ich mich, in Flottbek auf preußischem Boden zu stehen. Ich freute mich aber auch der Nähe Hamburgs. In einer Stunde trüge das Schiff mich nach dem Hamburger Hafen, und ich sähe das Bismarckdenkmal vor mir, das gewaltige Standbild, das dem gewaltigsten Sohn des deutschen Volkes errichtet worden wäre, ich erblickte die hochragenden, spitzen Türme der Stadt, an die mich soviel Erinnerungen knüpften, verwandtschaftliche Beziehungen und warme Sympathien, wo mir treue Freunde lebten, wo ich immer gern weilte, wo sich auch meine Frau wohlfühle, die das Land der Eichen und Buchen geradeso liebte wie ich. Ich dankte den um mich Versammelten, ganz besonders den Kindern, deren Väter im Felde stünden. Mit tiefer Bewegung hätte ich an der Flottbeker Bahnstation die Namen derjenigen Flottbeker gelesen, die in diesem Kriege gefallen wären und mit ihrem Blut die holsteinische Treue für König und Vaterland, für Kaiser und Reich bezeugt hätten. Ich schloß mit einem Hoch auf Seine Majestät den Kaiser und König.

Die Leistungen der Armee während des Sommers 1915 erfüllten mich mit immer neuer Bewunderung. Auf dem westlichen Kriegsschauplatz

wehrten in der Loretto-Schlacht unsere Truppen trotz ihrer weit geringeren Zahl den mit den größten Mitteln unternommenen Durchbruchsversuch des Marschalls Joffre mit Heldenmut ab. In der Champagne und im Artois blieben alle Vorstöße der Franzosen und Engländer erfolglos. Schwere Sorgen aber erweckte in mir die Haltung des Kanzlers Bethmann in der polnischen Frage. Schon im August 1915 gab er ganz überflüssigerweise in einer Reichstagsrede der Hoffnung Ausdruck, daß unsere Besetzung der polnischen Grenzen gegen Osten den Beginn einer Entwicklung darstellen würde, welche die alten Gegensätze zwischen Deutschen und Polen aus der Welt schaffen und das vom russischen Joch befreite polnische Reich einer glücklichen Zeit entgegenführen würde, in der es die Eigenart seines Nationallebens pflegen und entwickeln könne. Eine solche Entwicklung erschien Herrn von Bethmann als das vornehmste deutsche Kriegsziel. Diese von ihm eingeleitete „glückliche Entwicklung" hat dahin geführt, daß wir uns an unserer Ostgrenze künstlich einen Todfeind schufen und großzogen, der uns weite und reiche, seit über hundert Jahren in deutschem Besitz befindliche Gebietsteile raubte, der die Deutschen ausplündert, mißhandelt und, als Soldknecht Frankreichs, die Hand an unsere Gurgel hält. Ich hörte schon 1915, daß Bethmann seine unvernünftige und unheilvolle polenfreundliche Rede, trotz dem Abraten aller preußischen Minister und den Gegenvorstellungen der Konservativen, der Nationalliberalen und auch einsichtiger Freisinniger und Zentrumsleute, gehalten hatte.

Das selbständige Polen

Ihrer üblen Gewohnheit entsprechend, haben sich Bethmann und Jagow, als sich nur zu bald die schlimmen Folgen der Errichtung eines selbständigen polnischen Reiches herausstellten, bemüht, die Verantwortung für ihre kopflose Aktion auf andere, in diesem Falle auf den Feldmarschall Hindenburg und seinen Generalstabschef Ludendorff, abzuschieben. Als sich mein langjähriger Freund und Kollege, der Kultusminister Studt, bei dem Feldmarschall brieflich erkundigte, ob an dieser Entschuldigung etwas Wahres wäre, richtete Hindenburg am 24. September 1917 den nachstehenden Brief an ihn, den ich im Original in der Hand gehabt habe und von dem ich mir mit Ermächtigung des Staatsministers Studt eine Abschrift nahm:

„Wie ich höre, hat man in Berlin das Gerücht verbreitet, die Schaffung des Königreichs Polen sei auf meinen und Ludendorffs Wunsch hin erfolgt. Ich bitte, diese Unrichtigkeit gütigst bei jeder sich bietenden Gelegenheit zu widerlegen. Das Königreich Polen ist am 12. und 13. August 1916 zwischen Bethmann und Burian beschlossen worden. Erst am 29. August wurde ich Chef des Generalstabes und erfuhr daher noch einige Zeit später die Schaffung dieser Mißgeburt, als Beseler zu einer Besprechung nach Pleß herüberkam. Er versprach uns damals bis zum Frühjahr 1917 an

ausgebildeten polnischen Truppen als Folge der Schaffung des Königreichs fünf Divisionen bei freiwilligem Eintritt, eine Million bei allgemeiner Wehrpflicht. Dieser Zuwachs konnte uns für 1917 nur erwünscht sein, und haben wir daher lediglich auf diese Neuformationen wiederholt hingewiesen und gedrückt. Wie sehr Beseler geirrt hatte, beweist die Tatsache, daß in diesem Sommer erst dreitausend Polen in der polnischen Legion standen, die übrigen neuntausend waren von Österreich eingeschmuggelte Galizier, die nur hinter der Front verwandt werden konnten. Für diese Gesellschaft habe ich natürlich gedankt. Das ist meine und Ludendorffs wahre und einzige Beziehung zum Königreich Polen. Die Oberste Heeresleitung wurde immer vorgeschoben, wenn man fühlte, eine Dummheit begangen zu haben. Und forderten wir dann Richtigstellung durch die Presse, dann hieß es: Die O. H. L. dürfe nicht der öffentlichen Kritik preisgegeben werden."

Im Januar 1918 erklärte in einer öffentlichen Versammlung in Hannover der Oberbürgermeister dieser Stadt, der Stadtdirektor Tramm, mit ausdrücklicher Ermächtigung des Generalfeldmarschalls, die Behauptung, daß die Gründung des neuen polnischen Staats auf Wunsch der Obersten Heeresleitung und mit deren vollem Einverständnis erfolgt sei, für „absolut unwahr". Herr Tramm führte weiter aus: „Der politische Vertrag über Polen ist zwischen den Reichsleitungen Deutschlands und Österreich-Ungarns beschlossen worden, mehrere Wochen bevor Hindenburg und Ludendorff an die Spitze der deutschen Heeresleitung berufen wurden. Sie haben nichts davon gewußt. Das einzige, was sie getan haben, ist folgendes: In dem Vertrag war vorgesehen, daß die polnische Nation unserer Armee zweihundertfünfzigtausend Freiwillige zuführen würde, und als sie ans Ruder kamen, sagten sie: ‚Wenn das richtig ist, dann können wir sie jetzt gut gebrauchen.' Man stand vor der rumänischen Kriegserklärung, und die Brussilowsche Offensive war im Gange. Da sagten die Heerführer: ‚Habt ihr soviel Truppen zur Verfügung, dann schafft sie uns auch heran.' Ich weiß nicht, ob Sie alle das traurige Resultat wissen. Ich kenne die Zahl auch nicht genau, aber ich glaube, es sind noch keine zehntausend Freiwillige eingestellt. Also an dieser Gründung des polnischen Staats war die Oberste Heeresleitung durchaus unbeteiligt." Mit Recht fügte der Stadtdirektor Tramm hinzu: Es könne gar nicht genug nach außen verbreitet werden, daß die Oberste Heeresleitung an der Gründung des polnischen Staats durchaus unbeteiligt sei. Mit der Ausstreuung der gegenteiligen Behauptung werde versucht, an Stelle der Männer, die den Fehler begangen hätten, einen ganz schweren Fehler, die populärsten Männer und Helden unseres Volkes in minderem Lichte erscheinen zu lassen. Nicht scharf genug könne man sich gegen solche Vorstellungen wenden, damit das Bild unserer beiden Heerführer uns klar und rein erhalten bleibe.

Richtig ist, wie ich meinerseits hinzufügen will, daß der von uns eingesetzte Generalgouverneur in Warschau, der General von Beseler, sich von den Polen hat umgarnen und einfangen lassen. Er war polnischer Doppelzüngigkeit und List nicht gewachsen. Aber auch Beseler lenkte völlig erst in das polnische Fahrwasser ein, als er vom Reichskanzler Bethmann in jeder Weise in dieser Richtung bestärkt und ermutigt wurde. Beseler mußte seinen Irrtum erkennen und, wie ich hoffen will, bereuen, als, sobald sich das Schlachtenglück gegen uns wandte, die Polen, die ihn bis dahin umschmeichelt hatten, von heute auf morgen in das Lager der Entente übergingen, mit der sie schon seit langem hinter unserem Rücken Fühlung genommen hatten. Und wieder einmal behielt Fürst Bismarck recht, der vom ersten bis zum letzten Tage seiner politischen Laufbahn den Polen als den unverbesserlichen, geborenen und gefährlichsten Gegner des preußischen Staats und des Deutschtums bezeichnet hatte. *Beseler*

Ich will übrigens einräumen, daß der arme Bethmann in seiner unsinnigen Polenpolitik von zweien seiner Vertrauten, dem Geheimrat Riezler (alias Ruedorffer) und dem Dr. Hans Delbrück bestärkt und immer weiter vorwärts getrieben wurde. Der Erstgenannte vertrat die Thesis, daß der schlechte Eindruck, den unser völkerrechtswidriger Einmarsch in Belgien in der Welt hervorgerufen hatte, durch die Wiederaufrichtung Polens „moralisch“ gutgemacht werden könnte. Dr. Hans Delbrück habe ich schon mehrfach erwähnen müssen. Am besten hat ihn meines Erachtens die arme Kaiserin Friedrich charakterisiert. Sie kannte ihn wohl, denn er hatte mehrere Jahre als Erzieher ihres jung verstorbenen Sohnes, des Prinzen Waldemar, in ihrem Hause geweilt. Es war bei einem Mittagessen im Kronprinzenpalais, zu dem auch ich eingeladen war. Hans Delbrück, der sehr schlechte Manieren hatte, diskutierte mit krähender Stimme über den Tisch hinweg mit seinem Gegenüber. Dabei stemmte er beide Ellbogen auf den Tisch, in der einen Hand hielt er sein Messer, in der anderen seine Gabel. Der damalige englische Botschafter in Berlin, Lord Ampthill, ein kluger, fein gebildeter Mann mit den besten Formen, sah mißbilligend auf den schlecht erzogenen Hauslehrer. Begütigend sagte die Frau Kronprinzessin zu ihm mit leiser Stimme: „He is not a bad man, but he is awfully tactless.“ (Er ist kein böser Mensch, aber er ist schrecklich taktlos.) Gefährlicher als die gesellschaftliche Taktlosigkeit des Dr. Hans Delbrück war leider seine politische Direktionslosigkeit, sein Mangel an politischem Feingefühl, politischer Voraussicht und an gesundem Menschenverstand.

XIX. KAPITEL

Winter 1915/1916 in Luzern • Graf Ledochowski, General S. J. • Initiative des Kaisers für Friedensangebot der Zentralmächte, Verfehltheit dieses ungeschickten Schrittes • Letzte Begegnung des Fürsten Bülow mit Wilhelm II. • Umsichgreifen des Defaitismus in Deutschland • Energie der französischen Regierung gegenüber ähnlichen Erscheinungen in Frankreich • Pamphlet des Fürsten Lichnowsky • Unterredung mit Bethmann Hollweg • Allgemeine Wehrpflicht in England

Reise nach der Schweiz

Im Dezember 1915 begab ich mich mit meiner Frau, der von ärztlicher Seite ein längerer Aufenthalt in reiner Bergluft angeraten worden war, nach der Schweiz. Den einst von mir so sehr geliebten Genfer See wollte ich wegen der fanatischen, um nicht zu sagen ridikülen Franzosen-Schwärmerei der Waadtländer nicht aufsuchen. Die Mehrheit im Canton de Vaud rühmte sich, noch antideutscher zu sein und die „Boches" noch mehr zu hassen, als dies selbst in Frankreich der Fall wäre: „Paris peut pardonner, Lausanne jamais!" Das Engadin war uns in dieser ernsten Zeit zu unruhig und zu weltlich. Wir entschieden uns für Luzern, an das mich Kindheitserinnerungen knüpften. Zweimal war ich mit meinen lieben Eltern als kleiner Junge dort gewesen. Ich erinnerte mich gut der alten Brücke mit ihren Totentänzen, ihren Bildern aus der Stadtgeschichte und ihren treuherzigen Inschriften. Ich erinnerte mich an den Löwen von Thorwaldsen, den ich als Gesamteindruck nur mit dem Hamburger Bismarckdenkmal vergleichen kann. In der gut gewählten Umgebung, an dunkler Felsenwand über dem kleinen Weiher ist der sterbende Löwe, der mit seiner Tatze die Lilie deckt, eine schöne Verherrlichung soldatischer Treue bis in den Tod. Noch immer befuhr den See der alte „Vierwaldstätter", der Raddampfer, den ich schon sechzig Jahre früher erblickt hatte.

Friedensabsichten des russischen Ministerpräsidenten Stürmer

Ich enthielt mich während unseres Aufenthaltes in Luzern jeder politischen Betätigung. Die Sorgen, denen sich Bethmann aus angeborener Ängstlichkeit und auch weil er mir gegenüber kein reines Gewissen hatte, hingab, waren unbegründet. Aber ich verfolgte den Gang der Ereignisse mit Aufmerksamkeit in der großen europäischen Presse. Ich las, um mich über die Stimmung in England und in Frankreich zu orientieren, die „Times" und den „Temps". Gern sahen meine Frau und ich die Herren der deutschen Gesandtschaft in Bern sowie meinen alten Freund, den früheren Unter-

staatssekretär im Auswärtigen Amt und späteren Gesandten beim Päpstlichen Stuhl, Herrn von Mühlberg, der aus Lugano, wo er sich niedergelassen hatte, öfter zum Besuch zu uns nach Luzern kam. Auch sonst erfuhr man in diesem neutralen Lande, in dem Stimmungsberichte und Informationen aus allen Ländern zusammenliefen, manches von Interesse. So erhielt ich auf vertraulichem Wege Nachricht über die Auffassung und das Urteil des Grafen Ledochowski, des Generals der Gesellschaft Jesu, der sich nach Ausbruch des Krieges mit der Zentralleitung seines Ordens in Zizers bei Chur etabliert hatte. Als im Februar 1916 der Zar einen ausgesprochenen Konservativen, das Reichsratsmitglied Stürmer, zum Ministerpräsidenten ernannte, sagte Graf Ledochowski zu einem meiner Schweizer Bekannten: „Jetzt scheint mir eine Friedensmöglichkeit gegeben. Ich höre, daß Kaiser Nikolaus dringend den Frieden wünscht, natürlich nicht aus Liebe für die Zentralmächte, sondern weil er bei weiterer Fortsetzung des Krieges für seinen Thron, sogar für sein Leben fürchtet. Stürmer, der trotz seines deutsch klingenden Namens ein Vollblutrusse ist, teilt die Ansicht seines Souveräns. Auch Stürmer ist überzeugt, daß, wenn der Krieg fortdauert, der Sturz des Hauses Romanow sicher ist." Graf Ledochowski schloß: „Jetzt kommt alles darauf an, daß von Berlin und natürlich auch von Wien diese große Chance schnell und geschickt benutzt wird." Über die Auffassung des Grafen Ledochowski, dessen Informationen in Berlin verständigerweise sehr hoch hätten bewertet werden müssen, war Herr von Bethmann Hollweg eingehend unterrichtet worden. Das war im Februar 1916. Zwei Monate später, als der neue russische Ministerpräsident sich kaum im Sattel zurechtgesetzt hatte, hielt Bethmann mit dem Eigensinn des unbelehrbaren Doktrinärs am 5. April eine Rede, in der er ausführte: „Das Polen, das der russische Tschinownik, noch rasch Bestechungsgelder erpressend, das der russische Kosak brennend und raubend verlassen hat, das alte von den Russen unterjochte Polen ist ein überwundener Standpunkt. Den Status quo ante kennt nach so ungeheuren Geschehnissen die Geschichte nicht. Selbst die Russen werden anerkennen müssen, daß die Welt sich die Rückkehr des Tschinownik an den Platz, wo inzwischen ein Deutscher, ein Österreicher, ein Pole redlich für das unglückliche Polen gearbeitet haben, nicht vorstellen kann. Niemals wird Deutschland die von ihm befreiten Völker zwischen der baltischen See und den wolhynischen Sümpfen wieder dem reaktionären russischen Regiment ausliefern, möge es sich nun um Polen, Balten, Litauer oder Letten handeln."

Auf diesen Fußtritt für Stürmer und dessen unglücklichen Monarchen folgte ein halbes Jahr später am 5. November 1916 die gemeinsame Erklärung Deutschlands und Österreich-Ungarns über die Errichtung eines selbständigen Reiches Polen. Vierzehn Tage später mußte gegenüber der

durch dieses Vorgehen nicht nur in der Duma, sondern in ganz Rußland hervorgerufenen Erbitterung Kaiser Nikolaus den Ministerpräsidenten Stürmer entlassen. Gegenüber einem ihm nahestehenden, zum Frieden geneigten Russen äußerte, wie ich von zuverlässiger Seite hörte, damals Nikolaus II.: „Après ce coup de pied de Guillaume la paix devient impossible." Nachfolger des friedlich gesinnten Stürmer wurde ein Anhänger der Kriegspartei, der General Trepow. Als der kluge Graf Ledochowski von dieser Wendung erfuhr, meinte er: „In Berlin hat man entweder die Nerven oder den Kopf oder vielleicht auch beide gleichzeitig verloren." Ein nicht zu hartes Urteil. Talleyrand charakterisierte bekanntlich die durch Napoleon verfügte Erschießung des Herzogs von Enghien mit den Worten: „C'est pire qu'un crime, c'est une faute." Die Wiedererrichtung Polens, noch dazu in dem Augenblick, wo die Möglichkeit vorhanden war, mit Rußland zu einem verständigen Frieden zu kommen, war einerseits eine namenlose Dummheit, andererseits ein Verbrechen am Vaterland. Von verschiedenen Seiten ist mir später bestätigt worden, daß der Zar und sein Ministerpräsident Stürmer während der Amtszeit des letzteren aufrichtig und ehrlich den Frieden angestrebt hätten.

Graf Ledochowski

Acht Jahre später hatte ich in Rom den Vorzug, die persönliche Bekanntschaft des Grafen Ledochowski zu machen. Er bewohnte in der Via San Nicola di Tolentino den dritten Stock eines einfachen, nüchternen Hauses, sehr verschieden von den prächtigen Kirchen und Palästen, von den malerischen Klöstern des übrigen kirchlichen Roms. Ein langer Korridor führte zum Appartement des Leiters der S. J. An den Wänden des Korridors Bilder seiner Amtsvorgänger, darunter manch interessanter Kopf. Auch die Vikare, die die Restbestände des Ordens von der Aufhebung 1773 bis zur Wiedererrichtung 1814 durch die Fährlichkeiten der Zeiten hindurchgesteuert hatten, befanden sich dabei. Ein dienender Bruder, der sich als Oberpfälzer zu erkennen gab und seinen Dialekt noch nicht verlernt zu haben schien, führte mich in den schmucklosen Raum, in dem Graf Ledochowski mich empfing. Nur eine Madonna und einige Papstbilder unterbrachen die Einförmigkeit seines Zimmers. Der General ist ein Mann von mittlerer Größe, mit ungewöhnlich klugen Augen, mit den Zügen und der durchgearbeiteten Stirn eines Gelehrten, aber mit den sicheren Allüren eines geborenen Aristokraten. Er sprach sich über die Weltlage in ruhigen und abgewogenen Worten aus, mit Offenheit, ohne Versteckspiel und Finasserien. Er schien über die Verhältnisse aller Länder wie über die treibenden Kräfte innerhalb der Völker ausgezeichnet orientiert. Seine Worte verrieten Scharfblick und persönliches Urteil. Unter seinen Ausführungen frappierte mich die Bemerkung, daß im letzten Ende die Ideen immer stärker seien als alle materiellen Kräfte. Die Gewalt finde bald ihre

Grenze. Ideen setzten sich schließlich durch. Das gelte auch von verderblichen und irrigen Ideen wie der marxistischen. Ich stand unter dem Eindruck, einen Mann von großen Horizonten vor mir zu haben. Und ich begriff, warum noch jeder Jesuitengeneral auf den Purpur verzichtet hat. Diese Stellung ist interessanter, umfassender und einflußreicher als die der meisten römischen Kardinäle.

Das Friedensangebot der Mittelmächte

Die Errichtung eines selbständigen Polenreichs, die überdies gerade in diesem Moment die Zerstörung der Aussicht auf einen Sonderfrieden mit Rußland bedeutete, hat sich bald genug als ein fürchterlicher Fehler herausgestellt. Ich kann ohne Übertreibung sagen: wohl als der größte politische Fehler, den je ein deutscher Minister, den irgendein leitender Staatsmann begangen hat. Unser Friedensangebot vom 12. Dezember 1916 war inopportun und ungeschickt. Das Handschreiben Kaiser Wilhelms II. an Bethmann vom 31. Oktober 1916, mit dem er den Frieden herbeizuführen hoffte, war nicht schlecht gemeint, aber zu sentimental, zu naiv, beinahe kindisch. Das Kindische ist aber in der Politik selten wie im „Don Carlos" des Dichters „göttlich schön". Das Handschreiben des Deutschen Kaisers klang auch, wie so manche Kundgebung Wilhelms II., zu eitel. „Zu einer solchen Tat gehört ein Herrscher, der ein Gewissen hat und sich Gott verantwortlich fühlt und ein Herz für seine und die feindlichen Menschen, der unbekümmert um Mißdeutungen den Willen hat, die Welt von ihren Leiden zu befreien. Ich habe den Mut dazu! Ich will es auf Gott wagen! Legen Sie mir schnell die Noten vor und machen Sie alles bereit." Das war nicht staatsmännisch. Die Freude, die dieses kaiserliche Handschreiben und das am 12. Dezember 1916 erfolgte Friedensangebot der Mittelmächte in Deutschland hervorriefen, die Harmlosigkeit, mit der selbst in Berlin weitere Kreise das Ende des Krieges gekommen wähnten, zeigte einerseits unseren Gegnern, daß in dem bisher für entschlossen, für hart und unbeugsam geltenden Deutschland die Kriegsmüdigkeit und damit die innere Auflösung schon weiter fortgeschritten war, als sie bis dahin angenommen hatten; andererseits war eine öffentliche, wehleidige und melodramatische Kundgebung nicht der Weg, zu einer Verständigung mit kalten, kühlen und entschlossenen Feinden zu gelangen.

Bülow im Neuen Palais

Ich habe schon erwähnt, daß ich seit meiner Entsendung nach Rom im Dezember 1914 nur einmal die Ehre gehabt hatte, von Kaiser Wilhelm empfangen zu werden. Es war im Spätherbst 1916, daß ich die Aufforderung erhielt, den Abend im Neuen Palais in Potsdam zu verbringen. Ich hatte mich jedesmal, wenn ich nach Berlin kam, in der üblichen Weise bei Seiner Majestät gemeldet, wurde aber regelmäßig dahin beschieden, daß wichtige Geschäfte den Kaiser zu seinem Bedauern verhinderten, mich zu sehen. Gleichzeitig mußte ich besorgten Äußerungen von Freunden aus der

Umgebung des hohen Herrn entnehmen, daß er auch in der Kriegszeit sein gewohntes Leben fortsetze, wenig arbeite, sich nach Möglichkeit zerstreue und nur zu viel Allotria triebe. Bei jener einzigen Einladung, die während der letzten vier Kriegsjahre an mich erging, fand ich den Kaiser allein, ohne die Kaiserin und ohne irgendeinen Herrn der Allerhöchsten Umgebung. Außer mir war noch der Generalgouverneur von Belgien, der General der Kavallerie Freiherr von Bissing, eingeladen. Der Kaiser war in guter Stimmung. Ich hatte den Eindruck, daß er mir gegenüber vor allem den starken Mann spielen wollte. Nachdem er, wie ich vorgreifend schon erzählt habe, der Überzeugung Ausdruck gegeben hatte, daß das Volk vom Parlamentarismus nichts wissen wolle, den Reichstag „bis an den Hals" hätte und am liebsten von stellvertretenden Kommandierenden Generälen regiert würde, kam der hohe Herr, angeregt durch die Anwesenheit von Bissing, auf seine Stellung zur belgischen Frage zu sprechen. Er entwickelte dem General von Bissing, der für einen Anhänger der Annexion von Belgien galt und dies wohl auch war, daß er den König von Belgien nicht zu entthronen beabsichtige. Er sei vor allem Legitimist. Er bedaure, daß sein Großvater unter dem Einfluß des bösen alten Bismarck 1866 die legitimen Herrscher von Hannover, Kurhessen und Nassau entthront habe. Ein Monarch von Gottes Gnaden dürfe eigentlich nie abgesetzt werden. Als Bissing und ich den Kaiser erstaunt ansahen, der sich in Hannover seit Jahrzehnten ganz als Herrscher fühlte und Wiesbaden und Wilhelmshöhe mit Vorliebe besuchte, meinte Seine Majestät: „Was geschehen ist, ist geschehen. In Hannover, Hessen und Nassau bleibt alles beim alten. Aber Albert soll in Belgien bleiben, denn auch er ist ein Herrscher von Gottes Gnaden. Natürlich wird er nach meiner Pfeife tanzen müssen. Ich denke mir sein künftiges Verhältnis zu mir etwa so wie das Verhältnis des Khedive von Ägypten zum König von England." Das war die letzte politische Äußerung, die ich in meinem Leben von Kaiser Wilhelm II. gehört habe. Dann lenkte der Kaiser die Unterredung auf die angenehmen Eindrücke, die er im Schloß Pleß, der prächtigen Residenz des Fürsten Hans Heinrich Pleß, empfangen hätte. Der Fürst habe alle Waschtische seines Schlosses mit deliziösen Fransen umsäumt, die er, der Kaiser, auf seinen vielen Schlössern auch einführen wolle. Bissing und ich wurden verhältnismäßig früh entlassen.

Wir hatten etwa eine Stunde, von neun bis zehn Uhr, im Neuen Palais, der herrlichen Schöpfung des großen Königs, wohl dem schönsten aller preußischen Schlösser, geweilt. Hier war es, wo ich Kaiser Wilhelm II. zum letztenmal sah, mit dem ich im Guten wie im weniger Guten so manches durchgemacht habe. Zum erstenmal hatte ich den Kaiser in demselben Neuen Palais, in demselben Saal, einundvierzig Jahre früher gesehen. Er war

damals der sechzehnjährige Prinz Wilhelm, ich der sechsundzwanzigjährige Attaché von Bülow. Ich war mit meinen Eltern zum Abendessen ins Neue Palais befohlen. Wie deutlich sehe ich die herrliche Gestalt, die ritterliche und freundliche Haltung, das gütige Auge des späteren Kaisers Friedrich vor mir! Als ob es gestern gewesen wäre, klingt die lebhafte, geistvolle Konversation der Kronprinzessin Viktoria an mein Ohr. Ich höre den Prinzen Wilhelm, der mit lauter, vielleicht zu lauter Stimme und in etwas vorlauter Weise den Anwesenden einen Vortrag über die beiden deutschen Großschiffahrtslinien, den Bremer Lloyd und die Hamburger Paketfahrt-Aktien-Gesellschaft, hielt. Das Interesse für Seefahrt, Seeschiffe und Seemacht war echt in ihm, war ihm angeboren, war vielleicht der stärkste Trieb in ihm. Welch lange Spanne Zeit, wieviel Ereignisse lagen zwischen meinem ersten und meinem letzten Zusammentreffen mit Wilhelm II.!

Graf Max Montgelas

Unter den Deutschen, denen ich in Luzern begegnete, war mir der bayrische General Graf Max Montgelas eine interessante Erscheinung. Aus dem Generalstab hervorgegangen, in dem er bis kurz vor dem Ausbruch des Weltkrieges in der Operationsabteilung tätig gewesen war, hatte er im Kriege eine Division geführt, und tapfer geführt. Sein persönlicher Mut war ebenso zweifellos wie sein Patriotismus, daher setzte es mich in Erstaunen, als er mich frug, ob ich ihm einen Vorwurf daraus mache, daß er an den letzten Vorbereitungen für den völkerrechtswidrigen Einmarsch in Belgien teilgenommen habe. Ich erwiderte ihm natürlich, daß, wie man auch über die politische Seite dieser Aktion denken möge, der Soldat lediglich der Fahne zu folgen habe. Noch mehr als für jeden anderen gelte für den Offizier das Wort: „Right or wrong, my country!“ Montgelas hatte auch Bedenken gegen die Anwendung giftiger Gase und gegen Zeppelinangriffe. Ich verhehlte Graf Montgelas nicht, daß ich die Erschießung von Miß Edith Cavell ebenso wie die des Kapitäns Fryatt für Akte hielte, deren Nutzen in keinem Verhältnis zu dem dadurch angerichteten Schaden stünde, also für Fehler. Ich gab überhaupt der Meinung Ausdruck, daß die Frightfulneß als Prinzip der Kriegführung große Bedenken habe. Es sei aber Sache und Pflicht der obersten politischen Leitung, Fehlern der militärischen Instanzen entgegenzutreten. Der Reichskanzler habe zu leiten, nicht nur zu leiden, er müsse führen, nicht sich beiseiteschieben lassen. Die Militärs hätten zu kämpfen. Wenn ich richtig beobachtet habe, so hat der General Graf Montgelas im Laufe des Krieges mehr und mehr die anfängliche Blässe des Gedankens überwunden und in seiner Polemik gegen Kautsky den nationalen und patriotischen Standpunkt würdig und mutig vertreten.

Es ist betrübend, feststellen zu müssen, daß sich in Deutschland, und nur in Deutschland, eine Anzahl von Leuten fand, die dem eigenen Volke

während seines Kampfes auf Leben und Tod feige und verräterisch in den Rücken fielen. Unter diesen stand in erster Linie Grelling mit seinem von der Entente in Hunderttausenden von Exemplaren im feindlichen und neutralen Ausland und tunlichst auch in Deutschland verbreiteten Buch „J'accuse".

Fürst Lichnowsky

Es wäre sehr ungerecht, die Broschüre des Fürsten Lichnowsky „Meine Londoner Mission" in einen Topf mit derartigen Pamphleten zu werfen. Er hat nicht gewollt, daß sie in die Öffentlichkeit gelangen solle. Er hätte aber eine solche Schrift niemals verfassen dürfen, die, von ihrer Gesinnung ganz abgesehen, inhaltlich ohne Wert war. Als das Herrenhaus über die Ausschließung des Fürsten Lichnowsky debattierte, wurden ernste und gewichtige Vorwürfe gegen ihn erhoben. Es wurde aber zu seiner Entschuldigung auch manches gesagt, was sich hören ließ. Am durchschlagendsten wirkte in letzterer Richtung, daß der inzwischen verstorbene Fürst Alexander Münster, der Sohn unseres vieljährigen Botschafters in London und Paris, statt jeder Apologie die Eingangssätze der Lichnowskyschen Broschüre vorlas. Sie fing ungefähr so an: Zu den Fehlern des Fürsten Bismarck in seiner auswärtigen Politik gehöre auch der Berliner Kongreß, ohne den es keinen Weltkrieg gegeben hätte. Den Baron Marschall nach London als Botschafter zu schicken, sei kein glücklicher Einfall des Berliner Auswärtigen Amts gewesen, eine gute Idee dagegen der Gedanke des Kaisers, ihn, den Fürsten Lichnowsky, auf diesen wichtigsten Posten zu setzen. Als Fürst Alexander Münster mit dem Vorlesen des Lichnowskyschen Buches so weit gekommen war, wurde er durch allgemeines Gelächter unterbrochen, und als er mit den Worten schloß, das Haus werde hoffentlich nicht so grausam sein, eine infamierende Strafe über ein Herrenhausmitglied zu verhängen, dessen politische Harmlosigkeit so klar auf der Hand liege, beschloß eine größere Anzahl würdiger Männer, unter denen auch ich mich befand, eine weiße Kugel in die Abstimmungsurne zu werfen. Die Mehrheit hat sich allerdings schließlich doch für die Ausstoßung des armen Lichnowsky entschieden, dem infolgedessen auch das Recht zum Tragen seiner preußischen Militäruniform entzogen wurde.

Die Ansprüche der Parteien

Es war vorauszusehen, daß in Deutschland, einem Lande, das seit jeher die Neigung hatte, den Teil über das Ganze, den Fraktionsstandpunkt über das allgemeine Wohl zu stellen, der Krieg, und noch dazu ein so schwerer und lange dauernder Krieg, die Ansprüche der Parteien steigern würde. Dem war nur dadurch zu begegnen, daß alle mit der Salus publica vereinbarten Zugeständnisse sofort erfolgten, daß Angehörige aller Parteien, auch Freisinnige und Klerikale, auch Sozialisten in leitende Stellungen berufen wurden, daß aber von da ab mit fester Hand regiert wurde. Ich hätte es ganz

Reichskanzler Theobald v. Bethmann Hollweg
im Gespräch mit dem Vizekanzler Dr. Karl Helfferich. Dahinter der
Staatssekretär des Äußern Gottlieb von Jagow

in der Ordnung gefunden, wenn am 4. August 1914 alle Ausnahmegesetze, also insbesondere das Jesuitengesetz und das Enteignungsgesetz, aufgehoben worden wären. Eine derartige Neuorientierung unserer inneren Politik wäre die natürliche Folge und die beste Illustrierung des schönen Kaiserwortes gewesen, daß das Oberhaupt des Reichs, der Führer der Nation, keine Parteien mehr kenne. Gleichzeitig aber mußte, wie dies in Frankreich und in England geschah, allen Bestrebungen, den kriegerischen Geist und den Verteidigungswillen der Nation zu zersetzen, den Umsturz im Innern vorzubereiten, mit großer Wachsamkeit und nötigenfalls mit unbeugsamer Energie entgegengetreten werden. Es mußte ein scharfer Strich gezogen werden zwischen patriotischen Sozialisten, deren es eine große Anzahl gab, und denjenigen Sozialdemokraten, die nur von dem Wunsch erfüllt waren, aus dem Weltkrieg Nutzen für ihre selbstsüchtigen Partei-Bestrebungen zu ziehen. Während Wolfgang Heine, Südekum, David, Noske und manche andere treffliche und tüchtige Sozialisten sich rückhaltlos in den Dienst des Vaterlandes stellten und die große Mehrheit der deutschen Arbeiter mit deutscher Treue und Tapferkeit der deutschen Fahne folgte, zeigte sich bald genug, daß es unter den deutschen Sozialdemokraten, und nur unter diesen, nicht unter französischen, englischen, italienischen oder belgischen Sozialisten, Vaterlandsverräter gab. Karl Liebknecht stimmte als einziger Reichstagsabgeordneter am 2. Dezember 1914 gegen die Kriegskredite. Das war damals der isolierte Fall eines Fanatikers. Aber nicht lange danach äußerte der Vorsitzende der Sozialdemokratischen Partei, der Abgeordnete Haase: „Wir werden die Armee untergraben, um die Weltrevolution in Gang zu bringen." Es ist Haase und seinen Mitschuldigen leider gelungen, bei einzelnen Truppenteilen und auch bei einem Teil der Marine die Disziplin zu untergraben. Die Weltrevolution haben diese Nichtswürdigen nicht herbeizuführen vermocht, sondern schließlich nur ihr eigenes Land vor die Füße französischer Generäle und englischer Admiräle geworfen. Im Februar 1915 erklärte der sozialdemokratische Abgeordnete Stroebel, Redakteur des „Vorwärts", im Preußischen Abgeordnetenhause: „Ich bekenne ganz offen, daß ein voller Sieg des Deutschen Reiches dem Interesse der Sozialdemokraten nicht entsprechen würde." Nie hat im Laufe des ganzen Weltkrieges ein französischer, ein englischer, ein italienischer, ein belgischer Sozialist ein solches Bekenntnis abgelegt, dessen Niedertracht nur von seiner Stupidität übertroffen wurde. Die Erklärungen von Haase und Stroebel erfolgten in derselben Zeit, wo in Frankreich, Belgien, Italien und England die Demokratie mit Einschluß ihres äußersten linken Flügels alle Parteiwünsche und Ansprüche zurückstellte, da es für sie nur noch ein einziges Ziel gab: der volle Sieg des eigenen Landes.

Hunger- und Friedens-demonstra-tionen

Am 20. März 1915 hatten im Reichstag schon zwei Abgeordnete, außer Liebknecht der dem Kommunismus nahestehende Sachse Otto Rühle, ein kaum dreißigjähriger Schriftsteller, gegen die zweiten Kriegskredite gestimmt. Im Januar 1916 beschloß die damals noch gut gesinnte Mehrheit der sozialistischen Partei, den Abgeordneten Liebknecht aus der sozialdemokratischen Fraktion auszuschließen. Er rächte sich durch die heimliche Herausgabe der „Spartakusbriefe", in denen er gemeinsam mit der russischen Nihilistin Rosa Luxemburg für die kommunistischen Bestrebungen Propaganda machte. Im Frühjahr veranstaltete Liebknecht auf dem Potsdamer Platz in Berlin eine revolutionäre Kundgebung mit der Parole: „Nieder mit dem Krieg! Nieder mit der Regierung!" Er wurde zu zweieinhalbjähriger Zuchthausstrafe verurteilt. Aber seine Anhänger veranstalteten weiter in Berlin und in anderen deutschen Städten Hunger- und Friedensdemonstrationen. Es wurde offen ausgesprochen, daß die Revolution ausbrechen solle, sobald die Lage an der Front bedrohlich würde. Darauf, daß sie baldmöglichst bedrohlich werde, wurde durch Agitation bei den Ersatztruppen, in den Lazaretten und Genesungsheimen, auf der Straße und von Mund zu Mund kräftig hingearbeitet. Von seiten der Regierung geschah dagegen nichts. Herr von Bethmann Hollweg war nur damit beschäftigt, sich gegen die Broschüren zu verteidigen, die der Generallandschaftsdirektor Kapp und einige andere bedeutungslose Alldeutsche gegen ihn geschrieben und die den empfindlichen Mann völlig aus dem Häuschen gebracht hatten. Er hielt im Parlament gegen die „Piraten der öffentlichen Meinung", wie er sie nannte (der Ausdruck war ihm von Riezler-Ruedorffer souffliert worden, der sich nicht wenig darauf einbildete), die kräftigste Rede, die er je gehalten hat, die einzige, die von einem gewissen Schwung, fast von Leidenschaft erfüllt war. „Bethmann gehört offenbar zu den Ministern", sagte mir damals ein liberaler Abgeordneter, „die nur dann vom Leder ziehen, wenn die eigene werte Haut geritzt wird." Niemals hatte sich Bethmann zu einer so energischen Sprache gegen unsere ausländischen Feinde, geschweige denn gegen die Umsturzbestrebungen im Innern aufgerafft.

Das allgemeine Wahlrecht in Preußen

Zu den Zugeständnissen, die unbedingt sofort nach Ausbruch des Krieges gemacht werden mußten, gehörte vor allem die seit langem notwendig gewordene, aber von Bethmann seit meinem Rücktritt immer vertagte Reform des preußischen Wahlrechts. Im letzten Jahr meiner Amtsführung wäre eine verständige Umbildung des Preußischen Landtags mit Unterstützung nicht nur der Nationalliberalen, sondern auch der Freisinnigen durchaus möglich gewesen. Nach Kriegsausbruch hätte sofort die allgemeine, geheime Wahl der preußischen Abgeordneten zugestanden werden müssen, vielleicht mit einigen Korrekturen hinsichtlich des Alters für die aktive und

passive Wahlberechtigung und der Bestimmungen über die erforderliche Länge des Aufenthaltes am selben Wohnsitz für den Wähler. Bethmann rührte aber in der Frage des preußischen Wahlrechts auch während der ersten drei Kriegsjahre keinen Finger. Erst als ihm im Frühjahr 1917 das Wasser bis zur Kehle stieg, erlebte die Welt das Schauspiel, daß derselbe Staatsmann, der seine Tätigkeit als preußischer Ministerpräsident mit einer pathetischen Philippika gegen die „Verschleppung Preußens in das Lager des Parlamentarismus" und gegen eine bescheidene Ausdehnung des Wahlrechts begonnen hatte, von heut auf morgen das geheime und unmittelbare Wahlrecht für das preußische Abgeordnetenhaus durch eine feierliche „Osterbotschaft" des Königs dem erstaunten Lande ankündigte. Wie so mancher andere Entschluß Bethmanns war auch dieser hervorgegangen aus Angst, die nun einmal politisch die allerschlechteste Ratgeberin ist. Bethmann sah in plötzlicher Nachgiebigkeit und völligem Zurückweichen das einzige Mittel, die Sozialdemokraten noch einige Zeit bei der Stange zu halten. Er erreichte aber damit nur, daß die sozialdemokratische „Arbeitsgemeinschaft" sich als „Unabhängige Sozialdemokratische Partei Deutschlands" konstituierte, die berüchtigte U. S. P. D., die sofort offen den Kampf gegen die Fortführung des Krieges und für den Umsturz aufnahm und unter den Totengräbern deutscher Macht, Wohlfahrt und Größe in erster Linie steht. Nicht zufrieden mit der „Osterbotschaft", ließ Bethmann ihr noch eine „Julibotschaft" des Königs von Preußein folgen, in der verkündet wurde, daß der Gesetzentwurf für die Abänderung des Wahlrechts zum Abgeordnetenhause auf die Grundlage des gleichen Wahlrechts zu stellen sei. Die Vorlage sei jedenfalls so frühzeitg einzubringen, daß schon die nächsten Wahlen nach dem neuen Wahlrecht stattfinden könnten.

Während bei uns die Hals über Kopf gemachten Konzessionen schon deshalb keinen nachhaltigen Eindruck hervorriefen, weil zu deutlich zutage trat, daß sie Bethmann nur machte, um sich noch einige Zeit im Amte zu halten, zogen namentlich in Frankreich die leitenden Staatsmänner die Zügel straff und immer straffer an. Der Geist und die harte Faust des Konvents und des großen Napoleon wurden an der Seine wieder lebendig. Im Mai 1917 waren infolge der verheerenden Wirkung der verunglückten Frühjahrsoffensive des Generals Nivelle, des „Buveur de sang" (des Bluttrinkers), wie ihn seine Soldaten nannten, im französischen Heere ernste Meutereien ausgebrochen. Die Soldaten verweigerten den Gehorsam, bildeten Soldatenräte nach russischem Muster, verschanzten sich in ihren Unterkunftsorten und entfalteten rote Fahnen mit dem Ruf: „Nieder mit dem Krieg!" Die französische Regierung griff sofort ein und mit der größten Energie. Es wurden Massenerschießungen vorgenommen und die Bewegung in kurzer Zeit niedergedrückt. Gleichzeitig brachte die Regierung einen

Gesetzentwurf ein, der „die defaitistische Friedenspropaganda“ mit den schärfsten Strafen bedrohte. Der Leiter des friedensfreundlichen, sozialistischen „Bonnet rouge“, Almereyda, wurde verhaftet und einige Tage später tot im Gefängnis vorgefunden. Wahrscheinlich ist er erdrosselt worden. Der französische Minister des Innern, Malvy, der von Clemenceau beschuldigt wurde, der Friedenspropaganda nicht scharf genug entgegenzutreten, wurde verbannt. Der ehemalige Außenminister und Ministerpräsident Caillaux wurde als Flaumacher eingesperrt und fürchtete längere Zeit nicht ohne Grund für sein Leben. Bolo Pascha, ein in Ägypten zu Vermögen gelangter Bankier, der Bruder eines höheren Prälaten, ein Mann in angesehener Stellung, wurde verhaftet, weil (übrigens mit Unrecht) ihm nachgesagt wurde, er hätte, von Deutschland bestochen, für den Frieden gewirkt. Unter begeistertem Jubel der Zuhörer wurde er vom Kriegsgericht zum Tode verurteilt und vierundzwanzig Stunden später in Vincennes erschossen.

Gespräche mit Bethmann

Als Herr von Bethmann den Kaiser zum Erlaß der Osterbotschaft bewog, sagte mir Albert Ballin: „Der Kanzler Bethmann kommt mir vor wie ein Kaufmann, der weiß, daß er bankrott ist, der aber seinen Zusammenbruch nicht eingestehen will und deshalb, um nach außen hin noch einige Wochen in der alten Weise auftreten zu können, ein Depot angreift.“ Ich habe, wenn ich von Flottbek oder auch von einem Besuch bei meiner Frau in Luzern nach Berlin zurückkehrte, regelmäßig Bethmann aufgesucht. Er wußte, daß ich ebenso wie dem Kaiser auch ihm, dem Kanzler, zu jeder Zeit und für jede Frage zur Verfügung stand, hat aber meinen Rat niemals in Anspruch genommen. Seinen Ausführungen, ich sollte eigentlich sagen, seinen Vorträgen, über die Lage war zu entnehmen, daß er immer noch auf ein Einlenken Englands hoffte. „Die Engländer werden doch die ersten sein, die uns kommen!“ So hat er mehr als einmal zu mir gesprochen. Ich verhehlte ihm nicht meine abweichenden Ansichten. „Ich glaube“, sagte ich ihm, „daß bei richtig geleiteter Politik der Friede mit England aufrechtzuerhalten war. Aber nachdem England in den Krieg mit uns eingetreten ist, wird es nicht von heut auf morgen locker lassen. Der Engländer ist wie sein Bulldog.“

Der arme Bethmann konnte es nicht lassen, von Zeit zu Zeit Andeutungen über die „schwere politische Erbschaft“ zu machen, die er bei seiner Geschäftsübernahme angetreten habe. Ich ließ solche Geschichtsklitterung natürlich nicht durch. Ich sagte ihm, es sei vielleicht bequem, aber dilettantisch und ungerecht, die Folgen selbstbegangener Fehler dem Vorgänger zuzuschieben. „Habe ich als Staatssekretär und Reichskanzler gegenüber den Schwierigkeiten, denen auch ich zu begegnen hatte, mich auf Fehler meiner Vorgänger, zum Beispiel das durch die

Nichterneuerung des Rückversicherungsvertrages herbeigeführte russisch-französische Bündnis, oder auf die Krüger-Depesche oder den ostasiatischen Dreibund ausgeredet? Ich trachtete, to make the best of it, mich mit der gegebenen Lage so gut als möglich abzufinden. Übrigens ist, wenn ich nicht irre, vor einiger Zeit von Ihnen, mein lieber Bethmann, in einem an die Presse gerichteten Zirkular darauf hingewiesen worden, daß die auswärtige Politik von Seiner Majestät geführt werde und daß somit eine Kritik derselben sich gegen die Allerhöchste Person richten würde. Ob diese Auffassung an und für sich nicht ihre Bedenken hat, steht dahin. Jedenfalls darf sie nicht zum Schutze eines einzigen Reichskanzlers angerufen werden. Vor allem aber kann ich die sachliche Berechtigung Ihrer Rekriminationen hinsichtlich der von Ihnen angetretenen Erbschaft in keiner Weise zugeben. Mit dieser Erbschaft und dank dieser Erbschaft haben Sie doch noch volle fünf Jahre — und fünf Jahre, mein lieber Bethmann, sind auch im Leben der Nationen ein gewisser Zeitraum — gute Beziehungen zu Rußland unterhalten können, die in der Potsdamer Begegnung und in Ihrer Reise nach Petersburg und Moskau zutage traten und von Ihnen laut gerühmt wurden. Sie haben mir nach dem Abschluß des Marokko-Kongo-Vertrages eine bis zur Möglichkeit einer Entente gehende Besserung der deutsch-französischen Beziehungen angekündigt, und mit England verhandelten wir unmittlbar vor dem Ausbruch des Krieges über zwei wichtige Fragen: die Bagdadbahn und die portugiesischen Kolonien. Die in Aussicht genommenen Verträge, für welche ich die Grundlage geschaffen hatte, standen Ende Juli 1914 vor ihrer Ratifizierung. Die Besserung unserer Beziehungen zu den Westmächten ist gerade in den letzten Jahren vor dem Kriege von Ihnen mit Emphase proklamiert worden." Bethmann schwieg und machte ein zwar pikiertes, aber mindestens ebenso verlegenes Gesicht, als ich ihn, nach wie vor im freundlichen Tone eines wohlmeinenden Gönners, ersuchte, bei der Rechnungsablegung über den Krieg das eigene Konto nicht dadurch zu entlasten, daß er die Konten anderer Leute zu Unrecht belaste. Sein Gesicht hellte sich wieder auf, als ich ihm sagte, ich hielte es leider nicht für ausgeschlossen, daß England sich zur Annahme der allgemeinen Wehrpflicht entschließen würde. Er betrachtete mich mit einem fast teilnahmsvollen Blick, in dem ich den Gedanken las: „Der gute Fürst fängt an recht alt zu werden, er vertrottelt." Dann zu mir gewandt: „Aber mein hochverehrter Fürst, haben Sie nie die englische Geschichte Ihres Hamburger Landsmanns Johann Martin Lappenberg gelesen? Macaulay? Die grundlegenden Schriften von Gneist? Niemals wird sich das englische Volk unter das Joch der allgemeinen Wehrpflicht beugen."

Ernsthafte Schweizer Finanzkreise, auch Vertreter der Kurie, die während des Krieges in der Schweiz residierten, hatten damals schon

Informationen erhalten, die dahin lauteten, England werde demnächst zur allgemeinen Wehrpflicht übergehen, und sie hatten, wie ich in Luzern erfuhr, an der Richtigkeit dieser Nachricht nicht gezweifelt. Dem verantwortlichen Leiter der deutschen Politik blieb es vorbehalten, gestützt auf die Weisheit verstaubter Bücherregale, England auch in diesem Wendepunkt des Krieges falsch einzuschätzen. Wenige Wochen nach unserer Unterredung ist die allgemeine Wehrpflicht Gesetz in England geworden.

XX. KAPITEL

Der U-Boot-Krieg • Unterredung des Kronprinzen mit führenden Männern des Reichstags Rücktritt Bethmanns • Frage der Rückberufung des Fürsten Bülow • Berlin-Wiener Intrigen gegen Bülow • Diplomatische Friedensmöglichkeiten • Unterstaatssekretär Michaelis Reichskanzler • Denkschrift des Grafen Czernin • Friedensresolution des Reichstags • Erzberger • Erste Zersetzungssymptome bei der Flotte in Kiel • Staatssekretär Zimmermann • Ersetzung von Michaelis durch Hertling • Staatssekretär Kühlmann • Der Friede von Brest-Litowsk • Stimmung in Berlin • Adolf von Harnack

Der unbeschränkte U-Boot-Krieg

Herr von Bethmann hoffte, sich durch immer weiter gehende Konzessionen nach links über Wasser zu halten. Dem Kaiser hatte er durch den eng mit ihm befreundeten Kabinettsrat Valentini einreden lassen, er, der Kanzler Bethmann, sei der beste, ja der einzige Deich, der Seine Majestät vor der revolutionären Flut schütze. Am verhängnisvollsten waren die Bethmannschen Schwankungen in der Frage des U-Boot-Krieges. Grade hier galt für seine Haltung das oft von mir zitierte Sendschreiben, das in der Apokalypse an den Engel der Gemeinde zu Laodicea ergeht: „Ach, daß du kalt oder warm wärest! Weil du aber lau bist und weder kalt noch warm, werde ich dich ausspeien aus meinem Munde."

Die schweren Bedenken, die gegen den U-Boot-Krieg sprachen, lagen auf der Hand. Wenn man sich trotzdem dazu entschloß, mußte wenigstens die Führung des Krieges in die Hand des Schöpfers der Flotte, des Großadmirals Tirpitz, gelegt werden, unserer ersten Autorität auf marinetechnischem Gebiet. Statt dessen führte Bethmann mit Hilfe der verschwägerten Admiräle Müller und Holtzendorff beim Kaiser einen unterirdischen Feldzug gegen Tirpitz, der zu dessen mitten im Kriege in ungnädiger Form telegraphisch durch den Kaiser erfolgter Verabschiedung führte. Als der richtige Augenblick für den Beginn des U-Boot-Krieges verpaßt worden war, erfolgte der gefährliche Schritt nicht nur zu spät, sondern auch in möglichst ungeschickter Art. Als im Schloß Pleß in Abwesenheit des Kanzlers der unbeschränkte U-Boot-Krieg beschlossen wurde, wollte Bethmann, der von diesem Schritt erst post festum erfuhr, seinen Abschied einreichen, ließ sich aber vom Kaiser leicht und gern bewegen, sein Entlassungsgesuch wieder zurückzunehmen.

Als die Frage, ob wir uns zum verschärften U-Boot-Krieg entschließen

sollten oder nicht, auf des Messers Schneide stand, frühstückte ich mit Albert Ballin im Berliner Hotel Continental. Ballin wurde während unseres Frühstücks herausgerufen und kam erst nach einer Viertelstunde wieder, mit sorgenvollem Gesicht. „Nun ist der verschärfte U-Boot-Krieg doch beschlossen worden. Er ist zu spät beschlossen worden. Wenn man den U-Boot-Krieg wollte, so hätte er früher eingesetzt werden müssen. Dann hätte man auch Tirpitz behalten sollen. Jetzt hat England zwei Jahre Zeit gehabt, durch Bewaffnung fast aller seiner Dampfer, durch U-Boot-Jäger und U-Boot-Fallen, Motorboote, Flieger, Luft- und Horchschiffe, mit Wasser-Bomben und -Minen seine Abwehr zu organisieren." Ich frug Ballin, ob Bethmann unter solchen Umständen, nachdem er seit Jahr und Tag den U-Boot-Krieg bekämpft hatte, im Amte bleiben würde. Die Antwort lautete: „Denken Sie, der Unglücksmann bleibt! Er hat mir soeben sagen lassen, im Interesse des Vaterlandes müsse er weiter ausharren." Herr von Bethmann hat selten oder nie soviel Willenskraft an den Tag gelegt, wie er im Sommer 1917 im Haften am Amt bewies. Ich muß zugeben, daß sich der Kaiser nur sehr ungern von ihm trennte, nicht allein weil ihm eingeredet worden war, daß Bethmann, einzig Bethmann ihn vor Umsturz, Revolution und Abdankung retten könne, sondern auch in dem Gefühl, einen ihm so unterwürfigen Kanzler nicht leicht wieder zu finden.

Der Kampf um Bethmann

In der Kronratssitzung, in der die preußische Wahlrechtsreform beraten wurde, begründeten Anhänger und Gegner derselben ihren Standpunkt in längeren Vorträgen. Der Kaiser war so entzückt von den Reden seiner Minister, daß er laut ausrief: „Ich wußte gar nicht, daß ich so kluge Minister habe!" Am verständigsten sprach der Minister des Innern, Staatsminister von Loebell, der die Wahlrechtsreform als einen ernsten und schweren Schritt bezeichnete, der aber, alles wohl erwogen, notwendig geworden sei. Nur möge diese Maßregel nicht von den müden und verbrauchten Händen des gegenwärtigen Ministerpräsidenten Bethmann durchgeführt werden. Der junge, feurige Wein dürfe nicht in alte Schläuche gefüllt werden. Ich bemerke ausdrücklich, daß Herr von Loebell seine Stellungnahme in der Kronratssitzung in keiner Weise mit mir verabredet oder auch nur vorher mit mir besprochen hatte und daß er ganz aus eigener Initiative handelte und sprach. Er hat mir den Verlauf der Kronratssitzung erst später erzählt. Nach der Aufhebung des Kronrats herrschte die Meinung vor, daß Herr von Bethmann die Partie gewonnen habe. Er selbst nahm im Laufe des Tages die Glückwünsche seiner Freunde entgegen und drückte den ihm weniger wohlgesinnten Kollegen, insbesondere Herrn von Loebell, sein Bedauern aus, sich von ihnen trennen zu müssen.

Wer hat schließlich den Anstoß zur endlichen Beseitigung Bethmanns

gegeben? Der Kronprinz hatte erkannt, daß wir mit Bethmann weder den Krieg gewinnen, noch mit ihm zum Frieden gelangen würden. Die Oberste Heeresleitung, Hindenburg und Ludendorff, waren der gleichen Ansicht. Im Grunde dachten auch die Parteien nicht anders. Das hatte der Kronprinz aus einer Reihe von Unterredungen erkannt, die er Anfang Juli mit leitenden Parlamentariern geführt und bei denen er durch seinen Takt und seine klugen Fragen allgemein gefallen hatte. Erzberger hatte bei diesen Konferenzen seine Meinung nicht übel so formuliert: „Bethmann kann sich mit seiner ganz bekleckerten Weste unmöglich an einen Konferenz- oder Friedenstisch setzen." Es ist Matthias Erzberger gewesen, der dem Reichskanzler Theobald Bethmann den letzten, den entscheidenden, den Todesstoß versetzte. Als Bethmann erfuhr, daß der Kaiser ihn fallen ließe, rief er nicht, wie angeblich Bismarck: „Le Roi me reverra!", sondern seufzte: „Nun ist die Revolution unabwendbar."

Die Nachfolge Bethmanns

Als es feststand, daß Bethmann abtreten sollte, sagte der Kaiser zu dem Grafen August Eulenburg: „Gehen Sie zu meiner Frau und sagen Sie ihr, daß sie ihren Bülow wiederkriegt." Der Kaiser wußte, daß sowohl seine hohe Gemahlin wie auch sein Hausminister Graf Eulenburg meine Rückkehr zu den Geschäften wünschten. Wäre eine solche ein Glück für mich gewesen? Oder vielmehr, da es natürlich in keiner Weise auf mein individuelles Glück, sondern lediglich auf die Salus publica ankam, hätte meine Wiederernennung zum Reichskanzler im Interesse des Landes gelegen? Natürlich würde ich, wieder Reichskanzler geworden, es als meine Aufgabe betrachtet haben, einen annehmbaren Frieden zustande zu bringen. Vor der unsinnigen Wiederherstellung von Polen war ein Separatfriede mit Rußland möglich und damit entweder eine aussichtsvolle Fortführung des Krieges gegen die Westmächte oder noch besser ein guter Gesamtfriede. Ich würde mich vor der polnischen Dummheit keinen Augenblick besonnen haben, mit der russischen Regierung auf der Basis zu verhandeln, daß wir dem Zarenreich alle unsere im Weltkrieg in Polen gemachten Eroberungen wieder herausgaben. Hätte die Wiener Regierung Schwierigkeiten erhoben, so würde ich den Russen auch noch Galizien in Aussicht gestellt und das Weitere abgewartet haben. Mit einem zufriedengestellten Rußland im Rücken waren wir der Rumänen und Italiener sicher. 1917 war die Gesamtlage schon viel schwieriger, aber nicht hoffnungslos. Ohne mich in Konjekturalpolitik zu verlieren, will ich hinzufügen: Der Friede war noch 1917 möglich, wenn wir nach außen keine Schwäche durchblicken ließen, also kein allzu sichtbares Friedensbedürfnis, keine kindischen Friedensmanifestationen oder einfältigen Friedensresolutionen. Nach außen mußten wir im vollsten Sinne des Wortes unser Gesicht wahren, ein ernstes und festes, ja trotziges Gesicht, dem unsere innere Entschlossenheit entsprechen mußte. Gleichzeitig

aber mußten wir durch einen geeigneten Vermittler der Entente unsere Bereitwilligkeit zu erkennen geben, zu einem Ausgleichs- und Verständigungsfrieden zu gelangen.

Der Papst als Vermittler

Der beste Friedensvermittler wäre an und für sich der Papst BenediktXV. gewesen, dessen freundliche Gesinnung für das Deutsche Reich und dessen österreichisch-ungarischen Bundesgenossen ebenso unzweifelhaft war wie seine aufrichtige Friedensliebe und seine erleuchtete Weisheit. Nachdem jedoch die italienische Regierung im Patto di Londra, durch den sie ihren Anschluß an die Entente vollzog, die Zusicherung erhalten hatte, daß der Papst keinesfalls zu den Friedensverhandlungen zugezogen werden würde, mußte hiervon abgesehen werden. Es blieb uns aber noch die Wahl zwischen der Königin von Holland, dem Präsidenten der Schweizer Eidgenossenschaft und den Königen von Spanien, von Schweden und von Dänemark. Jedenfalls mußte ein ernsthafter Friedensschritt auf ordnungsgemäßem diplomatischem Wege erfolgen, denn, das will ich hier einfügen, an Versuchen mit Friedensfühlern hat es Bethmann nicht fehlen lassen. Leider waren es durchweg Versuche mit untauglichen Mitteln, d. h. mit politisch und diplomatisch unerfahrenen Mittelsmännern, die durch plumpes Auftreten die Sache, die sie führen sollten, von vornherein kompromittierten.

Meine Bedingungen wären etwa folgende gewesen: Völlige Wiederherstellung der belgischen Unabhängigkeit, Integrität und Selbständigkeit, erneute feierliche Bekräftigung der belgischen Neutralität mit großzügiger Entscheidung für Belgien, Abtretung des Trentino an Italien und Autonomie für Triest, Wiederherstellung und erneute Anerkennung der Unabhängigkeit und Neutralität des Großherzogtums Luxemburg. Im Notfall Abtretung von Französisch-Lothringen nach erfolgter Schleifung der Festung Metz. Im äußersten Notfall Konstituierung von Elsaß-Lothringen als selbständiger, völkerrechtlich anerkannter, entmilitarisierter Pufferstaat. Nach zahlreichen Unterredungen, die ich inzwischen mit Neutralen, aber auch mit Politikern der feindlichen Länder gehabt habe, glaube ich, daß auf dieser Basis ein Friede möglich war. Noch sicherer ist mir freilich, daß, wenn ich einen solchen Frieden erreicht hätte, man in Deutschland mit faulen Äpfeln nach mir geworfen hätte. In Hunderten von Leitartikeln wäre ausgeführt worden, daß ich mit der schlappen Feder verdorben hätte, was durch das forsche Schwert ruhmvoll errungen war. Die Leitartikel hätte ich leicht verschmerzt und die faulen Äpfel freudig ertragen, wenn nur das Vaterland vor völliger und endgültiger Niederlage, vor Zusammenbruch und Umsturz bewahrt worden wäre.

Bevor ich in diesen meinen Erinnerungen von Herrn von Bethmann Abschied nehme, möchte ich die letzte politische Äußerung wiedergeben, die ich von ihm hörte. Nicht lange vor seinem Rücktritt kehrte ich von einem

Spaziergang im Tiergarten in das Hotel Adlon zurück, in dem wir abgestiegen waren. Ich fand Bethmann bei meiner Frau, der er liebenswürdigerweise einen Besuch abstattete. Als ich eintrat, erzählte er ihr und mir das nachstehende Erlebnis während einer Reise an die Front. Er habe in Charleville die brave Bürgersfrau aufgesucht, bei der er im ersten Kriegsjahr im Quartier gelegen habe. „Revenez souvent nous voir quand la paix sera rétablie", habe sie ihm gesagt, „Monsieur le Chancelier, vous trouverez chez nous des mains prêtes à serrer votre main, des cœurs qui vous estiment et vous aiment." Theobald von Bethmann fügte hinzu: „Das sagte mir mehr über die wirkliche, die innerste Stimmung der Franzosen als alles Zeitungsgerede. Und in England und in Belgien sieht es nicht anders aus." In einem alten französischen Lustspiel heißt es: „Faut de la naiveté, pas trop n'en faut."

Michaelis wird Kanzler

Wie ist Kaiser Wilhelm auf den Entschluß verfallen, in einem hochkritischen Augenblick den Unterstaatssekretär Michaelis zum Kanzler des Deutschen Reiches zu ernennen, den, wie ich seinerzeit erzählt habe, der Kabinettsrat Lucanus, ein langjähriger und gründlicher Kenner des preußischen Verwaltungsdienstes, wenige Jahre früher der Stellung eines Oberregierungsrates in Breslau nicht für gewachsen hielt? Von einem Herrn aus der Umgebung Seiner Majestät wurde mir nachstehendes erzählt: „Wir Flügeladjutanten unterhielten uns im Marmorsaal über die Frage, wer wohl Nachfolger des unmöglich gewordenen Bethmann werden könnte. Es wurde hin und her geraten, da riß der Generaladjutant von Plessen die Tür auf und rief in den Saal: ‚Ich habe einen Reichskanzler! Wie er heißt, habe ich vergessen. Michel oder ähnlich. Er macht in Brotlieferungen und hat neulich eine famose Rede gehalten, in der er sagte, er renne jedem den Degen durch den Leib, der ihm in den Weg träte.' Da erhob sich im Hintergrund der Kabinettsrat Valentini, der bis dahin geschwiegen hatte: ‚Der Mann heißt zwar nicht Michel, sondern Michaelis, er treibt auch kein Brotgeschäft, sondern ist Staatssekretär für das Ernährungswesen in Preußen. Er hat auch nicht gesagt, daß er jedem den Degen in den Bauch stoßen wolle, sondern er betonte, er halte die Waffe des Gesetzes in der Hand und werde sie rücksichtslos anwenden. Den zum Reichskanzler zu machen, wäre gar kein so übler Einfall. Ich fahre sofort zu Seiner Majestät nach dem Schloß Bellevue. Der Kaiser wird froh sein, wenn ich ihn um die Zurückberufung des Fürsten Bülow herumbringe.' Eine Viertelstunde später stand Valentini in dem historischen Schloß Bellevue vor Wilhelm II. und proponierte Seiner Majestät den bisherigen Unterstaatssekretär Michaelis als Reichskanzler. Der Kaiser erwiderte gut gelaunt: ‚Es wird mich sehr interessieren, ihn kennenzulernen. Vorläufig habe ich keine Ahnung, wie und wer er ist.' Sofort herbeigerufen, erschien der zum fünften Nachfolger des

Fürsten Bismarck erkorene Dr. Michaelis. Der Kaiser schüttelte ihm die Hand und frug, ob er Lust habe, das höchste Amt im Reich zu übernehmen. Michaelis hielt während einiger Augenblicke die Hand vor die Augen, dann mit feierlicher Stimme: ‚Ich fühle, daß die Unterstützung von oben mir nicht fehlen wird. Ich nehme an.‘ “ Michaelis war ein kreuzbraver Mann. Als Unterstaatssekretär im Finanzministerium war er mir durch seine biedere Art aufgefallen. Ein Unterstaatssekretär nahm an Staatsministerialsitzungen nur teil, wenn sein Chef, der Staatsminister, am Erscheinen verhindert war. Wenn Dr. Michaelis seinen Minister, den Freiherrn von Rheinbaben, zu vertreten hatte und ich ihm das Wort erteilte, so erhob er sich und legte beide Hände an die Hosennaht. Dann begann er mit etwas schnarrender Stimme: „Mit gnädiger Erlaubnis Seiner Durchlaucht des Fürsten Reichskanzlers und in Vertretung meines hohen Chefs, Seiner Exzellenz des Staats- und Finanzministers Freiherr von Rheinbaben, habe ich das Nachstehende ganz gehorsamst zu erklären.“ Wie Dr. Michaelis in Bundesratskreisen eingeschätzt wurde, zeigt nachstehende kleine Episode. Graf Hertling, der zu jener kritischen Zeit zu Bundesratsverhandlungen in Berlin weilte, speiste mit dem bayrischen Gesandten, dem Grafen Hugo Lerchenfeld, und einigen anderen Herren im Restaurant Borchardt, als ein jüngerer Beamter der bayrischen Gesandtschaft sich dem Grafen Lerchenfeld näherte und ihm meldete, Seine Majestät der Kaiser habe den Unterstaatssekretär Michaelis zum Reichskanzler ernannt. Graf Hertling frug seinen Freund Lerchenfeld, was für ein Mann das eigentlich sei, er habe nie etwas von ihm gehört. In seiner bayrischen Art erklärte Graf Lerchenfeld zur allgemeinen Heiterkeit: „Dieser Doktor Michaelis ist, wie wir Münchner sagen, ein Viech mit Haxn. Mehr weiß ich nicht.“ Der Unterstaatssekretär Michaelis war nicht nur ein korrekter Beamter, sondern auch ein frommer Mann. Er gehörte der Gesellschaft für entschiedenes Christentum an, einer pietistisch gerichteten Vereinigung treuer Christen, die auf ihren Knöpfen und auf ihrem Briefpapier die Buchstaben E. C. trugen. Von auswärtiger Politik, von internationalen Beziehungen und Verhältnissen, von der Welt hatte er keine Ahnung.

Der Kaiser verlieh dem Kabinettsrat Valentini zum Dank dafür, daß er nicht auf mich zurückzugreifen brauchte, den hohen Orden vom Schwarzen Adler. Vom Auswärtigen Amt war gegen meine Rückkehr mit besonderem Eifer gearbeitet worden. Zu diesem Zweck wurde Wien in Bewegung gesetzt. Das Auswärtige Amt hatte, sobald Bethmann ins Wackeln geriet, an die Wiener Botschaft telephoniert:

Das Auswärtige Amt befragt Wien

Erstens: Wünscht die k. und k. Regierung das Bleiben des Kanzlers Bethmann?

Zweitens: Wünscht sie die Zurückberufung des Fürsten Bülow?

Die Antwort der Wiener, durch den Botschafter Botho Wedel gern übermittelt, lautete:

Ad eins: Ja!

Ad zwei: Nein!

Gerade weil in Wien mehr und mehr die Tendenz hervortrat, sich auf unsere Kosten mit der Entente zu verständigen, wünschte man dort nicht meine Rückkehr. Von mir wußte Wien, daß ich dieses Spiel durchschauen und nach Kräften verhindern würde. Sowohl die Allerhöchsten Damen, die seit dem Regierungsantritt des Kaisers Karl die Situation beherrschten, als die k. und k. Minister des Äußern waren mir gegenüber von innerlichem Mißtrauen erfüllt. Die einen, weil sie fühlten, die anderen, weil sie wußten, daß ich Österreich-Ungarn binnen vierundzwanzig Stunden an die Kandare nehmen würde. Die Mutter des einfältigen Kaisers Karl, die Erzherzogin Maria Josefa, eine sächsische Prinzeß, seine Schwiegermutter, die Herzogin von Parma, und seine Gemahlin Zita waren gleichmäßig von tiefer Abneigung gegen das Deutsche Reich, gegen Preußen und die Hohenzollern erfüllt. Der bayrische Gesandte in Wien, Freiherr von Tucher, der tüchtige und kluge Sohn einer alten Nürnberger Familie, in deren Stammhaus Hans Sachs und Albrecht Dürer verkehrt hatten, ein Mann, der kein Blatt vor den Mund nahm, charakterisierte mir die nach dem am 21. November 1916 erfolgten Tode des alten Kaisers Franz Josef am Wiener Hofe maßgebend gewordenen drei Damen wie folgt: „Die Maria Josefa ist dumm wie Bohnenstroh. Zita ist eine fesche kleine Intrigantin, und ihre Mutter ist einfach ein Mistviech."

Graf Ottokar Czernin

Am Wiener Ballplatz, dem alten Sitz der österreichischen Minister des Äußern, war im Laufe des Weltkrieges auf den Grafen Berchtold, der einer der Hauptschuldigen bei der Ultimatumsaktion gewesen war, der Ungar Baron, später Graf Burian gefolgt. Berchtold war ein leichtsinniger und unfähiger Kavalier, Burian ein tüchtiger, gewissenhafter Beamter, aber politisch ein mittelmäßiger Kopf. Im Dezember 1916 wurde Burian durch den Grafen Ottokar Czernin ersetzt, der seine beiden Vorgänger geistig zweifellos überragte. Den Unsinn der Ultimatumsaktion würde er nicht mitgemacht haben. Aus dem intimen Kreise des Erzherzogs Franz Ferdinand hervorgegangen, begriff er die Gefahren, die ein zu starkes Überwiegen des magyarischen Einflusses auf die auswärtige Politik der Doppelmonarchie mit sich brachte. Als mehrjährigem Gesandten in Bukarest war ihm klar geworden, daß Österreich bestrebt sein müsse, die Reibungsfläche zwischen der Doppelmonarchie und Rumänien möglichst zu verringern. Er kannte das „Konglomerat", wie die Österreicher scherzhaft ihr Vaterland zu nennen pflegten, und wußte, wie wenig Verlaß im Grunde auf die Polen, die Tschechen, die Südslawen war. Er wollte baldmöglichst zum Frieden

gelangen, aber gemeinsam mit Deutschland. Er hätte es gern gesehen, wenn wir durch die Abtretung von Elsaß-Lothringen an Frankreich die Möglichkeit des Friedens herbeigeführt hätten. Aber den nackten Verrat des Bundesgenossen, der sich für Österreich in den fürchterlichen Krieg gestürzt hatte, wollte Czernin nicht. Er traute weder dem Kaiser Karl noch den fürstlichen Damen, unter deren Einfluß der dümmerliche Nachfolger des alten Kaisers Franz Josef stand. Aber Graf Czernin beging den Fehler, sich, um seinen Friedenswünschen Eingang in Berlin zu verschaffen, der Hilfe des Reichstagsabgeordneten Erzberger zu bedienen. Er vermittelte die Einladung des Buttenhäusers an den steifsten aller europäischen Höfe. Matthias Erzberger war berauscht, als er in der Wiener Hofburg stand. Als ihm die hübsche Kaiserin Zita, der Graf Czernin gesagt hatte, sie müsse sich für eine kleine Stunde die Gesellschaft des „ordinären Schwaben" gefallen lassen, es liege das im Interesse des Hauses Habsburg, die Hand zum Kuß reichte, war er überwältigt. Als ihm gestattet wurde, gemeinsam mit den Habsburger Majestäten in der Kapelle der Hofburg einer Messe beizuwohnen, war er vollkommen eingeseift.

Die Friedensresolution des Reichstags

Czernin hatte kurz vor dem Besuch Erzbergers in Wien in einem Immediatbericht an seinen Kaiser der Meinung Ausdruck gegeben, daß Österreich außerstande sei, den Krieg noch lange fortzusetzen. Es habe nur die Wahl zwischen baldigem Frieden und völligem Untergang. Der Bericht war nur für Kaiser Karl und durch ihn für Kaiser Wilhelm II. und die deutsche Oberste Heeresleitung bestimmt, um auch sie für einen Verständigungsfrieden zu gewinnen. Es ist so gut wie sicher, daß die Herzogin von Parma den Czerninschen Bericht, der ihr von ihrem Schwiegersohn mitgeteilt worden war, dem Abgeordneten Erzberger zugesteckt hat. Erzberger verlas diesen Bericht in einer Versammlung von Zentrumsleuten, die bald nachher in Frankfurt a. M. stattfand. Obwohl Erzberger hierbei den streng vertraulichen Charakter seiner Mitteilung betont hatte und trotz seines Verbotes, Notizen zu machen, gelang es einigen Zuhörern, Teile des Berichts mitzustenographieren. Diese Abschriften gelangten in die Schweiz und von dort zur Kenntnis der Entente, deren Siegeszuversicht dadurch in hohem Grade gesteigert wurde. Als später der Reichstag mit zweihundertvierzehn Stimmen des Zentrums, des Freisinns und der Sozialdemokratie gegen einhundertsechzehn Stimmen und siebzehn Enthaltungen eine Friedensresolution annahm, worin erklärt wurde, der Reichstag erstrebe einen Frieden der Verständigung und der dauernden Versöhnung der Völker, mit dem erzwungene Gebietserwerbungen, politische, wirtschaftliche und finanzielle Vergewaltigungen unvereinbar wären, wurden Frankreich und England endgültig in ihrem Entschluß bestärkt, den Kampf gegen Deutschland bis zu seiner völligen Entscheidung fortzusetzen. Die

Friedensresolution von 1917 hat das Terrain für den Frieden von Versailles vorbereitet, der im direkten Gegensatz zu den kindlichen Erwartungen der drei „regierenden" Parteien, der Sozialdemokratie, des Freisinns und des Zentrums, nicht „die dauernde Versöhnung der Völker" herbeiführte, sondern Deutschland unerhörte, schmerzliche Gebietsabtretungen auferlegte und eine schmähliche politische, wirtschaftliche und finanzielle Vergewaltigung unseres armen Volkes bedeutete.

Schon im Juli 1917 war es zu einer Matrosenmeuterei in der deutschen Flotte gekommen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß sie planmäßig seit langem von der U.S.P.D. vorbereitet worden war. Erfahrene und einsichtige Marineoffiziere sind der Ansicht, daß es zu einem solchen Aufstand nicht gekommen wäre, wenn die Flotte sofort nach Beginn des Krieges in den Kampf geführt worden wäre. Die lange Untätigkeit, der langweilige, zum Teil wohl auch mit unnötiger Pedanterie betriebene Friedensdienst während des größten aller Kriege habe den Geist entwickelt, aus dem die Meuterei der Matrosen hervorging und jedenfalls die Wühlarbeit der U.S.P.D., der Haase, Vogtherr und Dittmann, erheblich erleichtert.

Zimmermann Staatssekretär

In der Leitung der auswärtigen Politik war vor dem Sturz des Kanzlers Bethmann ein Wechsel eingetreten. Gottlieb Jagow war im November 1916 endlich seiner Stellung als Staatssekretär des Äußern enthoben worden, in der er soviel Schaden angerichtet hatte. Sein Nachfolger wurde der bisherige Unterstaatssekretär Zimmermann. Von den besten Absichten erfüllt und, wie immer wieder betont werden muß, ein Ehrenmann und Patriot, behandelte Zimmermann doch gerade unser immer wichtiger werdendes Verhältnis zu Amerika mit wenig Geschick. Er gehörte zu den Deutschen, die bei reinem Willen und zweifelloser Tüchtigkeit doch nicht begreifen, daß der Diplomat in erster Linie geschickt sein und wissen muß, „wie es gemacht wird". Das sagte vor mir im Januar 1874, drei Monate nachdem ich in das Auswärtige Amt eingetreten war, der Reichskanzler Fürst Bismarck zu meinem Vater, und dasselbe meinte bei einem Diner, zu dem mich in Paris 1879 der gütige Graf Roger du Nord eingeladen hatte, der damalige Abgeordnete Léon Gambetta. Der biedere Zimmermann versicherte dem amerikanischen Botschafter Gerard, daß Deutschland den unbeschränkten U-Boot-Krieg nicht ohne vorherige Verständigung mit Amerika proklamieren würde. Er veranlaßte den Botschafter, auf einem Festessen der amerikanischen Handelskammer in Berlin in einer feierlichen Rede zu erklären, die Beziehungen zwischen Deutschland und Amerika wären nie bessere gewesen als jetzt. „Solange Männer wie Doktor Solf und Helfferich, wie Hindenburg und Ludendorff, wie die Admiräle von Müller, von Capelle und von Holtzendorff und der Staatssekretär Zimmermann an der Spitze der zivilen, militärischen und maritimen Verwaltung Deutschlands

stehen, wird es sicher möglich sein, diese guten Beziehungen aufrechtzuerhalten." Drei Wochen später wurde von uns der unbeschränkte U-Boot-Krieg ohne rechtzeitige Benachrichtigung der amerikanischen Regierung proklamiert. Gleichzeitig richtete der Staatssekretär Zimmermann an den deutschen Gesandten in Mexiko einen Erlaß, in dem er dieser von inneren Kämpfen zerrissenen, ganz oder halb verfaulten Republik, die längst völlig von den Vereinigten Staaten abhing, ein Bündnis auf folgender Basis vorschlug: Mexiko solle die früher an Amerika verlorenen Gebiete von Texas, Neu-Mexiko und Arizona (zusammen fünfhunderttausend englische Quadratmeilen mit fast fünf Millionen Einwohnern) zurückerhalten, dagegen versuchen, Japan für das deutsch-mexikanische Bündnis zu gewinnen; gemeinsame Kriegführung, gemeinsamer Friedensschluß, weitgehende finanzielle Unterstützung Mexikos durch Deutschland. Als dieses groteske Angebot, das zudem technisch mangelhaft redigiert worden war, in die Hände der Amerikaner fiel und von diesen entziffert und veröffentlicht wurde, sagte mir ein Schweizer Freund, mit dem ich, damals wieder vorübergehend in Luzern weilend, am Ufer des Vierwaldstätter Sees spazierenging: „Der Gedanke, den amerikanischen Koloß mit Hilfe des mexikanischen Zwergs zu überrennen, kommt mir gerade so vor, als wenn ich Ihnen vorschlagen wollte, die englische Flotte mit den drei kleinen Dampfern zu vernichten, die vor unseren Augen zwischen Luzern und Flüelen hin und her fahren."

Kühlmann Zimmermanns Nachfolger

Auf Zimmermann folgte als Staatssekretär des Äußern am 5. August 1917 Herr von Kühlmann, der, wie ich anläßlich der Tangerfahrt des Kaisers erwähnte, durch sein gewandtes Hinauf- und Hinabklettern an einer Strickleiter der „Hohenzollern" das Herz Seiner Majestät gewonnen hatte. Die übrigens nur vorübergehende Sympathie des Kaisers für den jungen Diplomaten wurde dessen Unglück, weil sie ihn verführte, seine Tätigkeit als Staatssekretär ganz auf die nicht immer glücklichen Einfälle Seiner Majestät einzustellen.

Als sich Michaelis nicht nur unmöglich, sondern geradezu lächerlich gemacht hatte, stand Wilhelm II. wiederum vor der Notwendigkeit des Suchens nach einem neuen Kanzler, dem sechsten seit Bismarck. Der Kaiser, der glücklich gewesen war, Bismarck loszuwerden, der Caprivi keine Träne nachweinte, Hohenlohe gleichgültig und mich mit Vergnügen gehen ließ, trennte sich nur höchst ungern von Michaelis. Im Grunde ist ihm nächst Bethmann Hollweg kein anderer Reichskanzler so sympathisch gewesen. Michaelis gefiel ihm so gut, daß er, wie mir ein Ohrenzeuge erzählt, wenige Wochen nach dessen Erhebung auf den Stuhl von Bismarck zu dem König von Sachsen in freudiger Stimmung sagte: „Zu Michaelis darfst du mir gratulieren! Der ist der beste Kanzler, den ich während meiner ganzen

Regierung gehabt habe!“ Wilhelm II. machte sogar den Versuch, Michaelis wenigstens als preußischen Ministerpräsidenten zu behalten, stieß damit aber auf so allseitigen Widerspruch, daß er den Gedanken aufgab. Aber wer sollte nun an die Stelle des Dr. Georg Michaelis treten, den die „Times“ nach seiner Ernennung mit einem Artikel begrüßt hatte, in dem es etwa hieß: „Als Herr von Bethmann mit demselben plumpen (clumsy) Ungeschick, mit dem er in den Krieg hineingestolpert war, aus dem Reichskanzleramt herausstolperte, ließ Wilhelm einen im In- und Ausland völlig unbekannten, mittelmäßigen Beamten kommen, der weder im Parlament noch im Lande irgendwelche Stellung hatte, und sagte zu ihm: Ich ernenne Sie zum Major, mehr bedarf es nicht, damit Sie mit Gottes Hilfe ein ausgezeichneter Reichskanzler werden.“ Leider hatte die nach seiner Erhebung zum Kanzler in der Tat erfolgte Ernennung zum Major der Landwehr nicht genügt, um Michaelis vor einem frühen politischen Tod zu bewahren.

Reichskanzler Freiherr v. Hertling

Wieder sollte Wilhelm II. einen neuen Steuermann für das in schwerem Kriegssturm von den Wellen hin und her geworfene Reichsschiff finden. Wiederum von dem eigensinnigen Wunsch geleitet, um mich herumzukommen, verfiel der Kaiser auf den bayrischen Ministerpräsidenten Hertling, an den bereits im Juli 1917 herangetreten worden war, der aber damals mit Rücksicht auf seinen schlechten Gesundheitszustand gebeten hatte, von ihm abzusehen. Es war das derselbe Hertling, den der Kaiser zwei Jahrzehnte früher nur mit Widerstreben auf einem Hofball einer kurzen Ansprache gewürdigt hatte, leider auch derselbe Hertling, von dem am Schauplatz seiner bisherigen Tätigkeit in München seine Kollegen, seine Untergebenen und alle, die mit ihm in Berührung kamen, überzeugt waren, er würde seinem dortigen, nicht allzu aufreibenden Amt, das jedenfalls viel, sehr viel bequemer war als das des Reichskanzlers, nicht mehr lange gewachsen sein. Ich möchte nicht falsch verstanden werden. Hertling war nicht nur bis zum letzten Atemzug ein gewissenhafter, ernster und vornehm gesinnter, sondern auch ein kluger und erfahrener Staatsmann. Aber er war über seine Jahre hinaus gealtert. Er war infolge einer rasch fortschreitenden Arteriosklerose körperlich verfallen. Schon in München war er nicht mehr imstande gewesen, länger als eine Stunde Vorträge entgegenzunehmen. Die Ernennung Hertlings erregte daher dort, wo man seinen körperlichen Zustand kannte, großes Erstaunen.

Ich stattete ihm bald nach seiner Amtsübernahme einen längeren Besuch ab, schon weil er der einzige Zentrumsabgeordnete gewesen war, der mir gegenüber, auch nachdem ich politisch mit dem Zentrum zusammengestoßen war, die gesellschaftlichen Formen wahrte. Ich fand ihn geistig klar, physisch völlig verbraucht. Als ich ihm riet, seine schöne Münchener

Bibliothek nach Berlin kommen zu lassen, damit er, ein großer Bibliophile, seine geliebten Folianten und Regesten um sich habe, erwiderte er mir: „Bis meine Bücher eintreffen, bin ich ja vielleicht schon in einer anderen und besseren Welt. Ich bin ein schwerkranker Mann." Er erzählte mir dann mit vollkommener Ruhe, daß er schon vor Monaten von München nach Berlin geschrieben habe, er sei nicht mehr in der Lage, einer etwaigen Berufung zum Reichskanzler Folge zu leisten. Trotzdem sei die kaiserliche Aufforderung an ihn ergangen. Nach seiner Ankunft in Berlin habe ihm Graf Lerchenfeld gesagt, er dürfe dem Kaiser unter keinen Umständen ein Kabinett mit Parlamentariern vorschlagen, davon wolle Seine Majestät absolut nichts wissen. Er habe geantwortet: „Dann werde ich es gerade tun!" Als er in der ihm von Seiner Majestät allergnädigst bewilligten Audienz damit angefangen habe, die Notwendigkeit einer Parlamentarisierung der Regierung zu betonen, hätte der Kaiser erwidert: „Tun Sie, was Sie nicht lassen können." Als er Seiner Majestät weiter gesagt habe, persönlich sei er, gerade weil er ein alter Parlamentarier wäre, im Grunde ein Gegner parlamentarischer Ministerien wie jeder Parteiherrschaft, da beides für Deutschland nicht passe, es bleibe aber nach Lage der Dinge nichts anderes übrig, als in den sauren Apfel zu beißen, habe der Kaiser nur genickt und alles Weitere ihm überlassen. Der Kaiser hätte sogar den Vorschlag akzeptiert, daß Hertling sich zunächst der Unterstützung aller Parteien vergewissern solle, eine Idee, die Seine Majestät bis dahin als eine für die Krone unerträgliche Demütigung bezeichnet hatte. Die Rücksprachen zwischen ihm, Hertling und den Parteiführern hätten denn auch stattgefunden. Alle Parteiführer bis auf einen, den Hertling nicht nannte, hätten ihm, dem alten Kollegen, ihre Unterstützung zugesagt. Nur einer habe ihm nicht verhehlt, daß seine Partei bei aller persönlichen Sympathie für den langjährigen Reichstagskollegen ihm politisch werde opponieren müssen. Diesem Kollegen habe er warm die Hand gedrückt mit den Worten: „Sie waren mir persönlich immer lieb, sind es mir aber jetzt noch mehr geworden, denn Sie erwecken in mir die Hoffnung, daß der bittere Kelch an mir vorübergehen wird." Er habe dann auch Seiner Majestät sagen lassen, er müsse endgültig auf die Übernahme des Reichskanzlerpostens verzichten, und gleichzeitig die Reichskanzlei gebeten, ihm den Salonwagen, in dem er aus München eingetroffen war, freundlichst für die Rückfahrt wieder zur Verfügung zu stellen. Daraufhin sei der Staatssekretär des Äußern, Herr von Kühlmann, bei ihm erschienen und habe ihm, gemeinsam mit dem Grafen Lerchenfeld, mit solchem Nachdruck auseinandergesetzt, er dürfe den Kaiser nicht im Stiche lassen, es sei Fahnenflucht, wenn er Berlin verlasse, daß er schließlich den Kanzlerposten angenommen habe. Es war Kühlmann, der vor allem die Ernennung von Hertling betrieb.

Er selbst ist nach ihm nicht in den großen Kasten Wilhelmstraße 77 gelangt. Aber auch in der kurzen Zeit seiner Amtsführung als Staatssekretär hat er mehr als einmal eine sehr unglückliche Hand bewiesen. Der Friede von Brest-Litowsk war ein schwerer Fehler. Es war kein Heldenstück, die Bolschewisten zu ganz exorbitanten Zugeständnissen zu bewegen, teils weil sie den Frieden um jeden Preis wollten, um sich ungestört der gründlichen Ausrottung ihrer inneren Gegner widmen zu können, teils weil Trotzki und Genossen sich am Vorabend der von ihnen mit gläubiger Zuversicht erwarteten Weltrevolution glaubten und deshalb jeden Friedensschluß nur als ein Provisorium betrachteten. Der Friede von Brest-Litowsk schadete uns in zwei Richtungen. Er erweckte in der ganzen Welt den Eindruck deutscher Brutalität und Unersättlichkeit. Er gab der französischen und englischen Propaganda die Möglichkeit, mit neuen Scheingründen das Märchen von den deutschen Weltherrschaftsplänen zu verbreiten. Dieser Friedensschluß mit seinen unsicheren Konturen und seinen unbegrenzten Zukunftsmöglichkeiten erweckte gleichzeitig in Deutschland an nur zu vielen Stellen die Hoffnung auf Landerwerb. Der württembergische Herzog von Urach wollte mit Hilfe des ihm befreundeten Matthias Erzberger König von Litauen werden, ein Gedanke, der dem Abgeordneten für Biberach beinahe ebenso sehr am Herzen lag wie die Feststellung einer neutralen Zone für den Papst zwischen der Città Leonina und Cività-Vecchia zwecks ganz freien Verkehrs des Heiligen Stuhls mit der Außenwelt. Der Prinz Friedrich Karl von Hessen, ein Schwager des Kaisers, bewarb sich um die Krone von Finnland. Kaiser Wilhelm, dem man von den prächtigen Auerochsen in den Wäldern von Kurland gesprochen hatte, wünschte für sich selbst als Hausgut und Jagdgrund das Herzogtum Kurland. Der Kaiser zeichnete recht hübsch und hatte schon das Wappen entworfen, das er als Herzog von Kurland führen wollte. Auch im Westen machten sich dynastische Ansprüche geltend: Bayern wünschte die Teilung des Reichslandes Elsaß-Lothringen in der Weise, daß Lothringen an Preußen, Elsaß aber an Bayern fallen solle. Württemberg erklärte, daß es in diesem Falle als Entschädigung den Regierungsbezirk Sigmaringen beanspruche. Sachsen wollte nicht leer ausgehen und ließ durchblicken, daß der Oberelsaß ganz wohl von Dresden aus regiert werden könne. Es war, als ob in den deutschen Fürstenhäusern kurz vor ihrem Zusammenbruch ihre jahrhundertealte Vergrößerungssucht und Leidenschaft des Landerwerbs als später Johannistrieb noch einmal zutage trat. Es betrübte mich, im Winter 1917/18 in Berlin zu beobachten, wie sehr trotz des ungeheuren Ernstes unserer Lage für viele, allzu viele, selbstsüchtige Bestrebungen, kleinliche Ambitionen im Vordergrund standen. Oben und unten: An den deutschen Fürstenhöfen wurden Fürstenhüte ausgeteilt wie an der Tafel

Der Friede von Brest-Litowsk

der Wallensteinschen Generäle in Schillers dramatischem Gedicht „Die Piccolomini".

Aus Bülows Tagebuch

In den niederen Sphären des damaligen Auswärtigen Amtes herrschte kein besserer Geist. Ich entnehme dem Tagebuch, das ich, wenn auch mit Lücken, seit dem Beginn des Weltkrieges führte, die nachstehenden zwei Aufzeichnungen, die ich während meines Berliner Aufenthaltes eintrug: „Frühstückte im Großen Saal des Hotels Adlon. Vor mir ein Tisch mit jüngeren Beamten des Auswärtigen Amtes. Ich höre, ohne es zu wollen, die nachstehende Konversation. A.: Was gibt es denn Neues an der Front? B.: Hören Sie auf mit Ihrem Quatsch von der Front! Ich möchte lieber wissen, ob Jagow wieder eine Botschaft bekommt! Ein an dem Tisch dieser hoffnungsvollen Jugend vorübergehender älterer Herr, seinem Aussehen nach ein pensionierter General, legt dem Frager die Hand auf die Schulter und meint mit grimmigem Humor: So ist es recht. Sie sind im Bilde!" Eine weitere Eintragung in mein Tagebuch: „X. erzählt mir, ein jüngerer Beamter des Auswärtigen Amtes hätte einen neben ihm frühstückenden Offizier gefragt, ob er wisse, wer am Tage vorher am Tische des Fürsten Bülow gesessen habe. Der Offizier antwortete: Fragen Sie doch den Oberkellner!" Von allen Seiten wird mir erzählt, daß mein Verkehr sorgsam überwacht wurde. Als Tirpitz mir im Hotel Adlon im Winter 1915/16 einen Besuch abstattete, sagte ihm Bethmann am nächsten Tage mit vorwurfsvollem Gesicht: „Sie waren schon wieder beim Fürsten Bülow!" In einer Staatsministerialsitzung zeigte Bethmann dem Minister des Innern, Herrn von Loebell, eine französische illustrierte Zeitung, die ein Bild von mir brachte, wie ich auf dem Luzerner Kai spazierenging. Ein betriebsamer Reporter hatte mich, ohne daß ich es merkte, abgeknipst. Sorgenvoll frug der Reichskanzler seinen Kollegen Loebell: „Wie kommt es, daß die auswärtige Presse sich noch immer mit dem Fürsten Bülow beschäftigt? Das ist doch im allgemeinen nicht der Fall bei zurückgetretenen Staatsministern." Als Loebell dem Kanzler versicherte, daß ich nicht nach seinem Posten strebe, schüttelte Bethmann melancholisch den Kopf: „Alle wollen sie an meine Stelle, dabei bin ich doch der einzige, zu dem Europa und insbesondere England trotz allem und allem noch immer Vertrauen haben."

Ich entnehme meinem Diarium weiter den nachstehenden, in Berlin eingetragenen längeren Passus: „Heute aß das Ehepaar Harnack bei uns. Ich hatte ihn zu Tisch gebeten, weil er eine schmerzliche Enttäuschung erlebt hat. Er strebt seit langem nach dem Kultusministerium. Bethmann hatte ihm in dieser Richtung bestimmte Zusicherungen gemacht. Der Kaiser, dem Harnack andauernder und, die Gerechtigkeit erfordert, es anzuerkennen, feiner und geistreicher schmeichelt als irgendein anderer, war

einverstanden. Da gelangt durch einen tückischen Zufall ein Brief in die Öffentlichkeit, den Harnack an eine in München lebende, hübsche, aber, wie es scheint, indiskrete Nichte gerichtet hatte. Es hieß in diesem Brief, der Kanzler Bethmann habe ihm, Harnack, anvertraut, daß er gern noch weiter nach links gehen möchte, er fürchte aber, dadurch nicht nur die Konservativen, sondern vor allem den Kaiser zu beunruhigen. Schlimmer war in diesem Brief die Wendung: ‚Ich, Adolf Harnack, halte den Willen zur Macht für Sünde.' Dabei hat gerade Harnack alle anderen deutschen Gelehrten während des Krieges an allzu lautem, gar zu übertriebenem Chauvinismus übertroffen."

Gewiß, auch andere deutsche Gelehrte haben gesündigt. Ich nenne nur den Professor Lasson, den letzten Vertreter der Hegelschen Philosophie an der Berliner Hochschule. Hegel soll gesagt haben, er habe nur einen einzigen Schüler gehabt, der ihn verstanden habe, und dieser hätte ihn mißverstanden. Ich weiß nicht, ob dieser den Meister mißverstehende Jünger der Professor Lasson war. Des tiefen und umfassenden Hegelschen Geistes hat Lasson jedenfalls keinen Hauch verspürt. Er schrieb bald nach Beginn des Krieges an einen holländischen Gelehrten, der ihm wohlgemeinte Gedanken für eine allmählich anzubahnende Versöhnung der sich bekämpfenden Völker durch einen Verständigungsfrieden unterbreitet hatte, ungefähr so: Wenn er, Lasson, Holländer wäre, würde er sich schämen, einem neutralen, im Wohlstand erstickenden Lande anzugehören. Wegen Deutschlands brauche der Holländer sich nicht zu beunruhigen. Von Kaiser Wilhelm II. gelte, was einst von Kaiser Titus gesagt wurde: Deliciae generis humani. Bethmann sei ein Staatsmann, um den uns künftige Jahrhunderte beneiden würden.

Auch der Nationalökonom Werner Sombart hätte meo voto besser getan, seinem Kriegsbuche nicht den Titel zu geben: ‚Helden und Händler'. Mit den Helden sind natürlich wir Deutsche gemeint, mit den Händlern die Engländer. Nun haben zweifellos auch die Engländer in ihrer Geschichte, und noch im Weltkrieg, Heldenmut an den Tag gelegt. Andererseits hat unser Volk Handelsgeist im besten Sinne in den Tagen der Hansa und von neuem seit der Wiedererrichtung des Reiches glänzend betätigt. Die Warnung des weisen Dulders Boethius in seinen ‚Consolationes' gilt auch für Sombart: „O si tacuisses, philosophus mansisses."

Aber allen seinen Kollegen tut es Adolf Harnack an Großspurigkeit zuvor. Im Höhepunkt des Krieges hielt er in München eine Rede, in der er erklärte, daß nur der Deutsche bereit sei, für den Staat zu sterben, wofür sich die uns feindlichen Völker bedankten. Im Anschluß hieran führte er aus, daß allein der Deutsche eine wirkliche Kultur besitze. Es entbehrt nicht eines gewissen pikanten Reizes, daß ein Mann, der in dieser Weise

nach Art der homerischen Helden den Gegner verhöhnte und herabwürdigte, nicht lange nachher den Willen zur Macht für Sünde erklärte. Die letztere Wendung war übrigens auch an und für sich eine Torheit. „Get thee to a nunnery! Geh ins Kloster, Ophelia!" hätten seine Studenten dem Hoftheologen zurufen sollen. Noch besser hätten sie ihn an ein prächtiges Wort erinnern können, das ein großer englischer Staatsmann, Disraeli, als Führer der konservativen Opposition im Unterhause sprach: „Professoren und Rhetoren erfinden Systeme und Prinzipien. Die wahrhaften Staatsmänner sind nur von dem Instinkt zur Macht und der Liebe zum Vaterland beseelt. Das sind die Gefühle und Methoden, die große Reiche schaffen." So im Parlament Benjamin Disraeli, Earl of Beaconsfield.

XXI. KAPITEL

Ungünstige Nachrichten aus Österreich • Der dortige deutsche Botschafter Graf Botho Wedel • Rumänien tritt in den Krieg ein • Hindenburg-Ludendorff • Der Gang der militärischen Operationen • Die große Offensive in Frankreich im Frühjahr 1918 • Symptome zunehmender Erschöpfung in Deutschland • Jämmerliche Schwäche der deutschen Regierung • Besuche Ballins in Klein-Flottbek, sein letzter Versuch, Wilhelm II. aufzuklären • Brief Heckschers an den Fürsten über den Zusammenbruch, Bülows Antwort Der Sowjet-Botschafter Joffe

Inzwischen stiegen immer schwärzere Wolken am politischen Horizont auf. Die Nachrichten aus und über Österreich lauteten besonders trübe. Nur unser neuer deutscher Botschafter in Wien, Graf Botho Wedel, sah nach wie vor alles in rosa. Seine Berichte waren eine fortlaufende Bestätigung der optimistischen Informationen, die er dem ahnungslosen Michaelis und dem überalterten Hertling anläßlich ihrer Besuche am Wiener Hof gegeben hatte und die zum Unglück Deutschlands die verantwortlichen Leiter unserer Politik hinsichtlich der Bundestreue Österreich-Ungarns in Sicherheit wiegten. Wedel war völlig dadurch eingeschläfert worden, daß seine Schwiegermutter, die Gräfin Luise Gröben, als sie ihre Kinder an der schönen blauen Donau besuchte, aus den eigenen Händen der Kaiserin Zita den österreichischen Elisabeth-Orden mit Brillanten erhielt, was, vom höfischen Standpunkt aus, eine seltene Auszeichnung war. *Die Sixtus-Affäre*

Dieser Allerhöchste Gnadenbeweis hatte aber nicht verhindert, daß Kaiser Karl um dieselbe Zeit Deutschland verriet, indem er dem Präsidenten der Französischen Republik Poincaré durch seinen Schwager, den Prinzen Sixtus von Parma, versprechen ließ, daß er mit allen Mitteln und unter Einsetzung seines ganzen persönlichen Einflusses die „gerechten" Rückforderungsansprüche, die Frankreich hinsichtlich Elsaß-Lothringens stelle, unterstützen werde. Gleichzeitig hatte Kaiser Karl um einen Sonderfrieden gebeten. Er hat diesen Brief und den Versuch, Deutschland zu verraten, ableugnen wollen, ist jedoch von Clemenceau in voller Öffentlichkeit durch Publikation des Faksimile seines Briefes der dreisten Lüge überführt worden. Dahin hatten die blinde Gefolgschaft von Bethmann und Jagow gegenüber Österreich, die falsch verstandene Ritterlichkeit des Kaisers Wilhelm für den greisen Kaiser Franz Josef geführt. Daß es nicht schon

1917 zu einem Abfall der Habsburger gekommen war, verdankte Berlin nur der Hartnäckigkeit, mit der Sonnino an der italienischen Forderung des Trentino und der Stadt Triest festgehalten hatte. Kaiser Karl wollte zwar, daß wir Elsaß-Lothringen abtreten sollten, er selbst aber war nicht geneigt, Trient und Triest den „gottlosen" Italienern zu überlassen.

Der Krieg mit Rumänien

Auch der Eintritt Rumäniens in den Krieg hatte die Lage der Zentralmächte erheblich belastet. Die ungarische Regierung konnte sich auch nach 1914 nicht entschließen, den im Bereich der Stefanskrone lebenden fast drei Millionen Rumänen eine bessere Behandlung und eine einigermaßen ihrer Zahl entsprechende Vertretung im ungarischen Parlament in Aussicht zu stellen. Die Berliner Politik hatte, wie vor einem Jahr gegenüber Italien, so auch gegenüber Rumänien versagt. Sie hatte es nicht vermocht, in Wien die unerläßlich gewordenen Zugeständnisse an Italien durchzusetzen; sie war ebensowenig imstande gewesen, Ungarn zu einer freundlicheren Haltung gegenüber Rumänien zu bewegen. Umsonst hatten bis zuletzt der tapfere Carp in Bukarest und der rumänische Gesandte in Berlin, der tüchtige Beldiman, mit direkten Berichten an den König von Rumänien für die deutsche Sache gekämpft. Die Anhänger der Entente, geführt von Take Jonescu und Nikolaus Philipescu, siegten, da sie sich darauf berufen konnten, daß, während die Zentralmächte Rumänien keinerlei Entgegenkommen zeigten, die Entente dem Königreich ganz Siebenbürgen, die Bukowina und das Banat in Aussicht stellte. Auf den italienischen Frontwechsel war die rumänische Schwenkung erfolgt. Am 27. August 1916 hatte der König Ferdinand von Rumänien Österreich-Ungarn den Krieg erklärt. Er, ein Hohenzoller, der im Ersten Garde-Regiment zu Fuß gestanden hatte, verriet Preußen, die Armee, sein Vaterland. Hindenburg und Ludendorff, die achtundvierzig Stunden nach der rumänischen Kriegserklärung endlich von Kaiser Wilhelm II. mit der obersten Heeresleitung betraut wurden, sorgten dafür, daß nicht nur der rumänische Angriff paralysiert wurde, sondern sie gaben der gesamten deutschen Kriegführung neue Impulse.

Während, von unseren Staatsmännern unbeachtet, das Geschwür des Verrats in der Wiener Hofburg um sich fraß, während im Innern Deutschlands eine in der Stille, aber mit Zähigkeit betriebene Propaganda an der Kampfkraft der Nation nagte, erfochten die deutschen Armeen unter dem Oberbefehl Hindenburgs auf allen Kriegsschauplätzen unsterbliche Siege. Es war ein tragischer Kontrast, der die Entwicklung des Jahres 1918 für Deutschland kennzeichnete: unvergleichliche militärische Leistungen an der Front, eine unheimlich um sich greifende Entmutigung, eine schleichende Erschöpfung in der Heimat. Die Kriegsgeschichte kennt kaum eine großartigere Leistung als die deutsche Offensive im März 1918, der Hindenburg das Ziel wies, durch eng zusammenhängende Teilschläge das feindliche

Generalfeldmarschall Paul von Beneckendorf und Hindenburg

Gebäude derartig zu erschüttern, daß es letzten Endes doch einmal zusammenbreche. In stürmischem Siegeslauf brach die deutsche Infanterie unter dem Schutz der vorwärtsrollenden „Feuerwalze" in die englischen Stellungen ein. Sie entriß den Engländern unter Einbringung großer Beute Bapaume, wo ich als junger Husar fast ein halbes Jahrhundert früher gefochten, sie erreichte Montdidier und Albert, wohin ich damals manche Patrouille geritten hatte. Aber bis Amiens kamen wir diesmal nicht. Obwohl zwei englische Armeen geschlagen waren, unsere Tapferen fast hunderttausend Gefangene gemacht, über tausend Geschütze erobert hatten, wurde ein strategischer Gewinn nicht erzielt. Zu groß war die Übermacht der Feinde, denen das Menschen- und Kriegs-Material fast der ganzen Welt zur Verfügung stand. Die letzte Entscheidung gaben die nach Europa transportierten amerikanischen Truppen.

Gegenüber so heroischen Leistungen des deutschen Heeres verstummt jede Kritik. Ich will jedoch nicht verhehlen, daß ich in jenen Tagen mich oft gefragt habe, ob es richtig war, daß wir an der Somme standen und an der Weichsel, in den Vogesen und in den Karpathen, in Kurland und in der Ukraine, am Isonzo und am Euphrat, daß wir in Rumänien und in Palästina fochten. Ich habe damals wiederholt gesagt und auch nach Berlin geschrieben, daß Napoleon trotz seines Genies und trotz des fast unerschöpflichen Menschenmaterials, das ihm die von ihm unterjochten Völker, die Deutschen und die Italiener, die Holländer und die Belgier, liefern mußten, schließlich doch unterlag, als er Moskau und Madrid, Rom und Amsterdam besetzt hielt. Qui trop embrasse, mal étreint. Es wäre besser gewesen, wenn wir uns aus dem Osten zurückgezogen und ganz auf den Westen konzentriert hätten. Mit äußerster Spannung, mit Herzklopfen verfolgte ich den zweiten deutschen Angriff in Frankreich, die Schlacht an der Lys, den dritten Angriff, die Eroberung von Soissons durch unseren tapferen Kronprinzen.

Der vierte deutsche Angriff mit dem Ziele Reims, das durch die Eroberung von Epernay im Westen und Châlons-sur-Marne im Osten umklammert, uns von selbst zufallen sollte, brachte im Juli 1918 die militärische und damit, wie die Dinge lagen, die welthistorische Wende. Der Marne-Übergang gelang glänzend. Aber die deutschen Pläne waren verraten worden. Der Feind hatte in Kenntnis unserer Absichten die Verteidigung in die zweite Stellung verlegt. Ich hörte sogleich, daß in jenen Tagen sich zum ersten Male Zeichen moralischer Zersetzung im Heere bemerkbar machten. Manche Truppenteile versagten den Gehorsam. Regimenter, die tapfer vorgingen, wurden von sozialistisch verseuchten Truppenteilen, denen sie begegneten, mit dem schmählichen Ruf „Streikbrecher" begrüßt. Es ist allgemein bekannt, daß ein angesehener englischer

General bald nach dem Kriege erklärt hat, das deutsche Heer sei durch den „Dolchstoß von hinten" besiegt worden, nicht durch den vor ihm stehenden Feind. Die deutsche Sozialdemokratie hat gegen diesen Vorwurf lebhaft protestiert, am lebhaftesten gerade diejenigen sozialdemokratischen Führer und Publizisten, die diesen Vorwurf am meisten verdienten. In voller Unparteilichkeit muß gesagt werden: So gewiß es ist, daß die sozialdemokratisch gerichteten Soldaten sich in ihrer großen Mehrheit gerade so tapfer geschlagen haben wie die nichtsozialdemokratischen, so ist doch nicht zu bestreiten, daß wenigstens die Führer des linken Flügels der Sozialdemokratie, die selbst den wärmenden Ofen nie verlassen hatten, sich wesentlich anders benahmen als ihre Genossen an der Front. Diese Radikalen arbeiteten um so blinder auf den Zusammenbruch hin, je näher im Weltkrieg die Entscheidung rückte, um so dreister, je mehr die aufeinanderfolgenden schwachen Reichskanzler die Zügel am Boden schleifen ließen.

Während in Frankreich, wie ich schon ausführte, mit Verbannung und Gefängnis, mit Pulver und Blei gegen Defaitisten und Pazifisten vorgegangen wurde, und das von radikalen und sozialistischen Ministern, während in England eine liberale Regierung die irländische Sinnfein-Bewegung blutig unterdrückte, zahlreiche Exekutionen vornahm und den Irenführer Sir Roger Casement im Londoner Tower, dem Schauplatz mancher blutigen Szene der englischen Geschichte, hinrichten ließ, während in den westlichen Ländern die strafgesetzlichen Bestimmungen nicht nur über Landesverrat, sondern auch gegenüber defaitistischen und pazifistischen Umtrieben fortgesetzt verschärft wurden, trat in Deutschland die Tendenz hervor, die staatlichen Abwehr- und Schutzmittel entweder abzustumpfen oder sie wenigstens möglichst selten in Anwendung zu bringen. In dieser Richtung überboten sich die ausschlaggebenden Parteien, die Sozialdemokratie, das Zentrum und die bürgerliche Demokratie, mit einem nur bei uns möglichen spießbürgerlichen und weltfremden Doktrinarismus. Es triumphierte in höchster Not, wo es um alles ging, jener „Standpunkt des Philisters", wie Bismarck diese während dreißig Jahren so oft von ihm bekämpfte Mentalität nannte. Der deutschen Menschheit ganzer Jammer erfaßte mich, wenn ich im Pariser „Temps" die Einzelheiten über Verurteilungen las, die erkennen ließen, wie wenig in Frankreich dazu gehörte, um vor das Kriegsgericht zu kommen, während sich bei uns Defaitismus und Pazifismus wie ein ekelhafter Hausschwamm einfraßen. In denselben Tagen, wo dieser Hausschwamm in Frankreich erbarmungslos mit der Wurzel ausgerottet und wie übles Gewürm zertreten wurde, erwiderte mir ein nicht untüchtiger Beamter des Auswärtigen Amtes, dem ich geschrieben hatte, er finde in dieser Zeit höchster Not und Gefahr wohl kaum einen Moment der Muße und des Ausruhens, mit großem Ernst: „Wir haben

jetzt in der Tat viel zu tun. Wir sind namentlich damit beschäftigt, brauchbare deutsche Vorschläge für den Völkerbund auszuarbeiten, der hoffentlich die beste Frucht dieses Krieges sein wird."

Ballin bei Bülow

In Flottbek, wo ich seit 1915 jeden Sommer mehrere Monate verbrachte, erhielt ich besonders im Herbst 1918 häufige Besuche von Ballin. Er war Ende August im Großen Hauptquartier gewesen, auf den ausdrücklichen Wunsch der O. H. L., die ihn gebeten hatte, Seiner Majestät endlich reinen Wein über den Ernst der Lage einzuschenken, was Hindenburg und Ludendorff bisher nicht gelungen war. Es war aber Ballin nicht möglich gewesen, den Kaiser ohne Zeugen zu sprechen. Die Kaiserin und der Kabinettsrat von Berg hatten jeden derartigen Versuch vereitelt. Herr von Berg war bald nach dem Rücktritt des Reichskanzlers Bethmann als Chef des Zivilkabinetts an die Stelle des Herrn von Valentini getreten. Der letztere hatte durch seine Beschränktheit, mehr noch durch seinen Mangel an Charakter, seinem kaiserlichen Herrn und dem Lande schweren Schaden zugefügt. Der Kaiser trennte sich trotzdem nur ungern von Valentini, der ein frommer Knecht war und in der Furcht des Herrn, dem er grundsätzlich nie widersprach. Auch Herr von Bethmann Hollweg hatte das ihm mögliche getan, um Valentini zu halten, der sein Jugendfreund war, mit dem ihn Seelenverwandtschaft und gegenseitiges Verständnis verbanden. Es war ein Verdienst des Kronprinzen, daß nach dem Rücktritt von Bethmann Hollweg auch Valentini endlich sein Bündel schnüren mußte. Herr von Berg, sein Nachfolger, war ein Altersgenosse und Korpsbruder Seiner Majestät, ein ostpreußischer Junker von der guten Sorte: ein anständiger und aufrechter Mann, der auch dem Kaiser gegenüber kein Blatt vor den Mund nahm, ein tüchtiger Beamter, vor allem ein Mann von sicherem Patriotismus. Er genoß das Vertrauen von Hindenburg und Ludendorff. Aber einer so schwierigen Situation wie derjenigen, in die er sich im Herbst 1918 versetzt sah, war Herr von Berg nicht gewachsen. Ballin, immer verständnisvoll für andere, meinte, als er mir von seinem Mißerfolg im Großen Hauptquartier erzählte: „Ich will weder die Kaiserin noch Berg tadeln. Die Kaiserin ist die beste Frau von der Welt, das Ideal einer deutschen Hausfrau. Berg ist ein anständiger und patriotisch gesinnter Mann. Aber beide sind der Überzeugung, daß der Kaiser, wenn er die Situation so sähe, wie sie in Wirklichkeit ist, vollständig zusammenbrechen würde, und sie fragen beide: ‚Was wäre uns mit einem solchen Kollaps geholfen?' Die Folge ist, daß der Kaiser mehr denn je in a fool's paradise lebt und ein großer, ja der größte Teil des deutschen Volkes mit ihm."

Es war bei unserer letzten Unterredung, daß Albert Ballin so zu mir sprach, mit dem ich während zwei Jahrzehnten oft Gedanken ausgetauscht, viel erlebt hatte. Wenige Menschen sind mir so sympathisch gewesen, für

wenige habe ich eine so aufrichtige Achtung gefühlt. Ballin war sehr klug, er hatte aber nicht nur einen scharfen Verstand, sondern auch, was in Deutschland seltener ist als in Italien, einen Verstand voll Ressourcen. Er suchte und fand meist einen Ausweg. Il était plein d'expédients, wie der Franzose sagt. Er war durch und durch praktisch, was der Deutsche seltener ist als der Engländer, als der Amerikaner und selbst als der Franzose, und dabei hatte er, ganz Autodidakt, tiefes Verständnis für geistige Kultur. Er hatte vor allem ein goldenes Herz, und groß ist die Zahl derjenigen, denen er mit Rat und Tat geholfen hat, ohne jemals eine Gegenleistung zu verlangen oder auch nur Aufhebens davon zu machen.

Hat Ballin Selbstmord begangen?

Ballin ist, wie ich vorgreifend hinzufüge, beim Ausbruch der Revolution plötzlich gestorben. Man sagt, er wollte sterben. Und doch war nach meiner Überzeugung von einem eigentlichen Selbstmord nicht die Rede. Der Zusammenbruch des Vaterlandes erschütterte ihn bis ins Innerste. Er glaubte, wie mir seine liebe und gute Frau nach seinem Tode sagte, sein Lebenswerk sei zerstört. Auch das Schicksal des Kaisers ging ihm nahe, mit dem er nicht immer einverstanden war, dem er aber trotz allem treu ergeben blieb, für den er, ich möchte sagen, väterliche Gefühle empfand. Daß aber Albert Ballin seinem Leben nicht mit Bewußtsein selbst ein Ende setzen wollte, dürfte schon daraus hervorgehen, daß er mir vierundzwanzig Stunden vor seinem Tod einen längeren Brief schrieb, in dem er die Grundlinien für den wirtschaftlichen Wiederaufbau Deutschlands, auch auf dem Gebiete der Schiffahrt, in großen Zügen skizziert hatte. Am Vormittag seines Todestages saß Ballin allein in seinem Arbeitszimmer in dem stattlichen, an der Binnenalster gelegenen Hapag-Gebäude, das die stolze Inschrift trug: „Mein Feld ist die Welt." Rohe Matrosen mit roten Schleifen und Kokarden drangen in sein Zimmer und bedrohten den feinfühligen, kränklichen Mann mit körperlicher Mißhandlung. Sie schrien ihm zu, die Republik sei proklamiert, jetzt breche eine neue Zeit an, eine herrliche Zeit, mit ihm, mit dem Kapitalismus und der Hapag sei es vorbei. Ballin, der an intensiver Schlaflosigkeit litt, hatte ein starkes Schlafmittel auf seinem Tisch stehen. Als die rohen Einbrecher sich entfernt hatten, leerte er in der furchtbaren Erregung des Augenblicks den ganzen Inhalt des Fläschchens. Unmittelbar nachher von Reue ergriffen, telephonierte er selbst an seinen Arzt. Dieser erschien, fand den Fall nicht hoffnungslos, erklärte aber, der Magen müsse ausgepumpt werden. Es empfehle sich, daß Ballin selbst mit ihm zu Fuß in seine Klinik ginge, die kurze Bewegung würde ihm guttun. In dem Augenblick, wo Ballin in dem Krankenhaus anlangte, sank er, von einem Herzschlag getroffen, leblos zu Boden.

Albert Ballin war am Hamburger Hafen geboren, am Steinhöft. Schon der Blick des Knaben fiel auf „der Schiffe Mastenwald", wie es in dem

hamburgischen Liede heißt, das auch ich in meiner Kindheit singen hörte. Ballin entstammte einer seit Jahrhunderten an der Elbe ansässigen jüdischen Familie, die tüchtige Geschäftsleute, auch geachtete Gelehrte hervorgebracht hatte. Er ist dem Glauben seiner Väter immer treu geblieben. Ich habe nicht viele gekannt, die eine solche Kunst der Menschenbehandlung, soviel Sicherheit und Gewandtheit im Verkehr besaßen, die soviel Liebenswürdigkeit mit Würde verbanden wie Albert Ballin. Er war, was seltener ist, ein guter Mann. Wenige Menschen haben in ihrem Leben soviel Gutes getan wie Ballin. Sein Fehler war vielleicht eine gewisse Neigung, es allen recht zu machen. Das wurde ihm von seinen Gegnern als Charakterlosigkeit ausgelegt und gab ihm in der Tat bisweilen etwas Unsicheres. Alles in allem, als Ganzes genommen, war Ballin ein ganzer Mann. Er verkörperte wie kaum ein anderer den kühnen, wagemutigen, immer von neuem sich aufrichtenden, immer vorwärtsstrebenden Genius der mächtigsten deutschen Hafen- und Handelsstadt, des alten und immer jungen Hamburg.

Dr. Siegfried Heckscher an Bülow

Fünf Wochen bevor Albert Ballin aus dem Leben schied, hatte ich in Flottbek den nachstehenden Brief des freisinnigen Reichstagsabgeordneten Dr. Siegfried Heckscher erhalten: „Hochverehrter Fürst! Am 30. September 1918 ist, auch nach außen hin erkennbar, das deutsche Kaisertum Bismarckscher Schöpfung und Bülowscher Entfaltung zu Grabe geläutet worden. Leider hat sich auch die Oberste Heeresleitung einem verhängnisvollen Optimismus in der Beurteilung der gegnerischen Kräfte hingegeben. Aber das Entscheidende war doch die verbrecherisch-schmähliche politische Führung von den Julitagen 1914 an bis zu den letzten Lebenszeichen des Hertlingschen Regimes. Dennoch hätte sich die gefahrdrohende, sausende Fahrt des Reichswagens verlangsamen lassen, wenn wenigstens in den Septembertagen dieses Jahres die Krone von charaktervollen, staatsklugen, besonnenen Männern beraten worden wäre. Aber Herr von Berg hat völlig versagt. Erst war er für Bülow, dann gegen ihn, weil Bülow mit Scheidemann zusammen arbeiten wolle, und Berg empfahl die Diktatur, dann wieder gab er die verfassungsmäßigen Rechte der Krone kampflos preis, und schließlich unternahm er einen dilettantischen Versuch, das unwiederbringlich Verlorene wiederzugewinnen. Das Schicksal des Stuartkönigs, in das ich mich einstmals zu dichterischer Gestaltung liebevoll versenkt habe, trat vor meine Seele. Nur daß sich zu dem Kampfe zwischen dem englischen Parlament und Karl dem Ersten heute die furchtbare Tatsache gesellt, daß wir den Weltkrieg verloren haben. Der Umschwung in Deutschland ist so katastrophenhaft, daß die Leute mit wenigen Ausnahmen den Kopf verloren haben. Zu den Ausnahmen rechne ich den alten Grafen August Eulenburg, der in Haltung und Urteil die Ruhe bewahrt hat. Hätte er statt

Berg den Monarchen beraten, so wäre wahrscheinlich das Allerschlimmste vermieden worden. Ich möchte aber auch an dieser Stelle keinen Zweifel darüber aufkommen lassen, daß ich ein beherzter Anhänger des parlamentarischen Systems bin und bleibe. Was ich jedoch beklage und worin ich die eigentliche Gefahr erblicke, ist der revolutionäre Charakter, unter dem sich die Einführung vollzogen hat. Morgen wird nun der neue Reichskanzler von der vollzogenen Tatsache, daß wir an Wilson ein Friedensangebot gerichtet haben, dem deutschen Volke und der Welt voraussichtlich Kenntnis geben, und morgen abend wird sich auf das deutsche Volk die schwere dunkle Wolke nationaler Trauer senken. Hier und dort, wo man das Ende mit Schrecken dem Schrecken ohne Ende vorzog, mag eine vorübergehende Entspannung eintreten. Aber sehr bald wird der Schrei nach den Schuldigen ertönen. Und die wahre Gefahr droht erst, wenn die Tapferen aus den Schützengräben in die Heimat zurückfluten und nach Wohnung, Arbeit und Brot suchen. Auf diesen Zeitpunkt müssen schon jetzt alle Besonnenen ihr Augenmerk richten, um den inneren Zusammenbruch zu verhüten. Vor dem Mut des Prinzen Max von Baden verbeuge ich mich, nur muß er sich von nervösen Beratern freimachen, die, wie Konrad Haußmann, rot wie eine reife Tomate, durch die Wilhelmstraße und durch die Wandelhalle des Reichstags rasen und toben. Ohnehin glaube ich nicht an eine lange Regierung des Prinzen Max. Aber ich erwarte in voller Erkenntnis der gegenwärtigen und kommenden Gefahren, daß sich das neue Deutschland in Jahrzehnte langer Arbeit zu neuer Kraft und Größe entfalten wird. Viel hängt von den deutschen Friedensunterhändlern ab. Ich denke dabei an das Frankreich von 1814 und 1815 und an die Ergebnisse des Wiener Kongresses. Aber komme schließlich, was mag: Mehr als vier Jahre haben wir unsere Festung gegen alle Anstürme und gegen erdrückende Übermacht tapfer und ehrenvoll verteidigt — Si fractus illabatur orbis, impavidum ferient ruinae. In namenlosem patriotischem Schmerz bin ich in treuer Gesinnung Euer Durchlaucht ergebener Heckscher."

Ich habe seit dem Tode meiner einzigen Schwester, die, ein kleiner Engel, im Januar 1870, kaum zwölf Jahre alt, von dem himmlischen Gärtner in sein Paradies verpflanzt wurde, und vor dem Heimgang meiner über alles geliebten Frau keine Träne vergossen. Als ich den Brief des Abgeordneten Heckscher zu Ende gelesen hatte, wurde ich von einem Weinkrampf befallen. Es war nicht nur die Gewißheit unserer Niederlage, die mich erschütterte, die bevorstehende Kapitulation nach vierjährigem heldenmütigem Kampf, nach solchen Leistungen der tapfersten, der schönsten Armee der Welt, das Erliegen der Armee von Fehrbellin und Leuthen, von Leipzig und Waterloo, von Sadowa und Sedan. Es war noch mehr die blitzschnell in mir aufsteigende Erkenntnis, daß der Tag gekommen sei, wo die

Befürchtungen sich erfüllen würden, die mich seit neun Jahren beherrschten, die Ahnung, daß der Tag gekommen sei, da die heilige Ilios hinsinkt. Ich kannte unsere Gegner, die Rachsucht, die Machtgier, die sadistische Grausamkeit der Franzosen, französischer Generäle und französischer Advokaten, die kalte Härte der Engländer. Die im Laufe der letzten Wochen aus Washington ergangenen Kundgebungen ließen mich klar erkennen, daß Präsident Wilson den europäischen Verhältnissen und Verwicklungen mit der Naivität und Leichtgläubigkeit des ahnungslosen Huronen in Voltaires unsterblichem „Ingénu" gegenüberstehen würde. Ich kannte den deutschen Parteigeist, die Kleinlichkeit und Selbstsucht, die Erbärmlichkeit unserer Fraktionen, die geringe politische Einsicht des Durchschnittsdeutschen, die Schwäche des deutschen Nationalgefühls zu wohl, um an den Widerstand zu glauben, den ein Teil der demokratischen deutschen Presse für den Tag in Aussicht stellte, wo die deutsche Demokratie die Zügel ergreifen würde.

Antwort Bülows

Unter dem Eindruck des Augenblicks schrieb ich am 7. Oktober Herrn Heckscher einen langen Brief, bei dessen nachfolgender Wiedergabe ich manches fortlasse, was sich auf die Kritik der deutschen Politik während der letzten Jahre bezog, so berechtigt diese Kritik an und für sich auch war.

„Seit vorgestern liegt auf meinem Schreibtisch Ihr Brief, der mir die erschütternde Nachricht brachte, daß Deutschland kapitulieren werde. Sie kennen mich zu gut, als daß ich Ihnen die Gefühle zu schildern brauche, die diese Nachricht in mir hervorgerufen hat. Wollte Gott, daß ich diesen Tag nicht erlebt hätte und abberufen worden wäre, als Deutschland noch seine große Stellung in der Welt behauptete. Als mir im Juli dieses Jahres von informierter Seite gesagt wurde, die Oberste Heeresleitung wünsche die Herbeiführung des Friedens, entgegnete ich, daß in diesem Falle alles darauf ankäme, mit diplomatischer Geschicklichkeit eine Verständigung zu erreichen, solange unsere militärische Lage nach außen noch aussichtsvoll erscheine. Was ist inzwischen in dieser Richtung geschehen? Oberste Regierungsstellen haben eine Reihe sich untereinander widersprechender Reden gehalten, und wenn diplomatische Schritte und Sondierungen erfolgten, so blieben sie im Sande stecken. Warum hat man unser Volk nicht rechtzeitig auf den in Bulgarien bevorstehenden Erdrutsch vorbereitet und so der durch dieses Ereignis beförderten Panik vorgebeugt? Vor Wochen und Wochen habe ich gehört, König Ferdinand ergehe sich in Redewendungen, die mindestens darauf hindeuten, daß er sich schwerlich auf dem Thron werde halten können, wenn er am Bündnis mit uns festhalte. Wer einigermaßen im Orient Bescheid wußte, konnte nicht im Zweifel darüber sein, daß schon der Rücktritt von Radoslawow und seine Ersetzung durch Malinow ein ernstes Warnungszeichen war. Was

mich am schmerzlichsten berührt, ist die Mutlosigkeit, die an vielen Stellen hervortritt, und die allgemeine Kopflosigkeit. Sind wir denn wirklich so weit, daß wir die Flinte ins Korn werfen müssen? Haben die Franzosen nicht mutig weitergefochten, als sie Niederlage über Niederlage erlitten und wir Paris bedrohten? Haben unsere Feinde denn schon das linke Rheinufer, Elsaß-Lothringen und Baden besetzt, liegen Aachen und Koblenz, Freiburg und Mannheim in Trümmern, wird der Kölner Dom beschossen? Das entspräche doch ungefähr der Lage, in der sich die Franzosen während vier Jahren befanden. Hat nicht selbst das kleine, bei Jena besiegte Preußen weitergefochten? Hat nicht Courbière, als er von den Franzosen zur Übergabe von Graudenz aufgefordert wurde mit der Begründung, daß es keinen König von Preußen mehr gäbe, geantwortet, dann sei er König von Graudenz? Wo bleiben die Manen von Arndt und Theodor Körner, von Stein und Schleiermacher? Hatte der amerikanische Botschafter Gerard recht, wenn er in seinem bösen Buch ‚Face to Face with Kaiserism' vor einem Jahr schrieb: ‚The nerve of Germany will break. There is a suicide point in the German character'?

Wenn die militärische Lage jetzt plötzlich eine so verzweifelte geworden ist, so mußte doch der Wechsel in unserer Haltung nach außen weniger jäh erfolgen. Die Bildung der neuen Regierung scheint mir zweckentsprechend. Besser noch wäre es gewesen, wenn am 4. August 1914, nachdem der Kaiser das Wort gesprochen hatte, er kenne keine Parteien mehr, nur noch Deutsche, eine Koalitionsregierung wie in Frankreich, England, Belgien und später in Italien gebildet worden wäre, die uns durch den ganzen Krieg geführt hätte. Sie wissen, daß ich vom ersten Tage an der Meinung war, daß ein Krieg wie dieser nur mit voller Unterstützung durch die breiten Massen, also vor allem der organisierten Arbeiter, unter Berufung der sozialdemokratischen Führer in die Regierung geführt werden könne. Gibt uns die Demokratie die Führer, wie sie Frankreich vor achtundvierzig Jahren in Gambetta und jetzt in Clemenceau gefunden hat, so bin ich der erste, der sie segnet, wenn sie der Nation die Fahne vorantragen. Über die Aufnahme, die unsere Friedensdemarche finden wird, will ich nicht prophezeien. Am intransigentesten werden die Franzosen sein, denen die Straßburger Kathedrale und der Metzer Dom in greifbare Nähe gerückt erscheinen und denen unsere vierjährige Okkupation auf den Nägeln brennt. Je mehr ich über die Lage nachdenke, je größer wird meine Bewunderung für unser Volk, seine Leistungsfähigkeit und Aufopferungswilligkeit, dieses Volks, daß wir um so mehr lieben müssen, je schwerer jetzt sein Weg ist. Und um so brennender sei unser Wunsch, daß ihm einst lichtere Tage und ein besserer Ausblick in die Zukunft beschieden sein mögen."

Wenige Tage später bezog ich wieder in Berlin unser gewohntes Quartier im Hotel Adlon, mit dem Blick auf den Pariser Platz. Als ich am Abend unserer Ankunft einen Spaziergang Unter den Linden unternahm, war ich erstaunt, den ersten Stock der russischen Botschaft hell erleuchtet zu sehen, in dessen Gesellschaftsräumen ich Paul von Oubril und Peter Saburow, den einäugigen Fürsten Orlow, den Freund des Fürsten Bismarck, der ein Auge im Krimkrieg, beim Sturm auf Silistria, verloren hatte, meinen Freund den General Paul Schuwalow und, während meiner Amtszeit, den würdigen Grafen Osten-Sacken als Vertreter des Zaren gekannt hatte. Als ich eine Zeitungsverkäuferin frug, was in der russischen Botschaft los wäre, meinte sie: „Da is jroßer Trara bei die Russen for die Brieda von die U. S. P." In der Tat feierten russische und deutsche Kommunisten ein Verbrüderungsfest. Die Beziehungen zwischen beiden waren schon seit einiger Zeit sehr intim geworden. Der rollende russische Rubel, der unter dem Zarentum sich in Frankreich den Weg in so viele Zeitungsredaktionen wie auch in manche Tasche einflußreicher Politiker gebahnt, der auf dem Balkan, auch in Galizien und in Böhmen weite Kreise infiziert hatte, fand unter dem Sowjetstern seinen Weg in die Taschen der deutschen Radikalen, die sich in ihren verbrecherischen Anschlägen seit Monaten durch russische Subsidien unterstützt sahen. Der Gastgeber bei dem erwähnten Fest, der Botschafter Joffe, hat ein Jahr später, in ziemlich rüder Weise, nachdem der Umsturz in Deutschland erfolgt war, den sozialdemokratischen deutschen Reichstagsabgeordneten Oskar Cohn in einem offenen Brief daran erinnert, daß es ohne die von den Bolschewisten gewährte reichliche Subvention kaum möglich gewesen wäre, den Matrosenaufstand in Kiel und die Revolution in München und Berlin zu inszenieren.

Bülow in Berlin

Eigenartiges hörte ich schon in den ersten Tagen meines Aufenthaltes in Berlin über Haltung und Stimmung des Kaisers. Der Reichstagsabgeordnete Heckscher erzählte mir, er sei in der Königgrätzer Straße dem Kaiser begegnet, der aus dem Garten des Hausministeriums kam, wo er damals fast täglich mit dem Hausminister Eulenburg konferierte. Der Kaiser habe ihn, Heckscher, mit durchbohrendem Blick angesehen und ihm mit pathetischer Stimme zugerufen: „Schützen Sie meine kaiserlichen Rechte!"

Seltsamer klang, was mir ein Angehöriger der spanischen Botschaft sub rosa anvertraute. Ein Abgesandter des Kaisers habe in der spanischen Botschaft angefragt, ob Seine Majestät für den Fall, daß er Deutschland verlassen müsse, in Spanien auf eine freundliche Aufnahme rechnen könne. Von seiten der Botschaft war erwidert worden, daß König und Volk in Spanien, die während des Krieges ihre Sympathien für Deutschland nicht verhehlt hätten, dem Deutschen Kaiser die Gast-

freundschaft gewähren würden, die dem ritterlichen Geist der spanischen Nation entspräche. Aber wie denke sich der hohe Herr die Reise von Berlin nach Spanien? Den üblichen Landweg über Paris und Hendaye-Irun könne er nicht wohl einschlagen, ebensowenig den Seeweg über Italien und Barcelona. Die Antwort lautete, der Kaiser trage sich mit der Absicht, im U-Boot nach San Sebastian zu gelangen, wie dies nicht lange vorher einem kühnen deutschen U-Boots-Kommandanten gelungen war. Dieser Plan scheint nur eine Seifenblase gewesen zu sein, die ebenso rasch zerplatzte, wie sie sich gebildet hatte. Sicher war, daß der Berliner Boden Seiner Majestät unter den Füßen brannte.

Daß es dem Kaiser gegenüber einer präsenten Gefahr nicht an Mut fehlte, hatte er, wie ich seinerzeit erzählte, während der bangen Tage bewiesen, wo er an Wucherungen im Halse erkrankte, was in der Erinnerung an das Krebsleiden beider Eltern so wie anderer Vorfahren auch einen starken Mann umwerfen konnte. Wilhelm II. betätigte seine Unerschrockenheit beim Reiten, das für ihn bei der Unbrauchbarkeit seines linken Armes immer mit Gefahr verbunden war. Ich bin endlich oft mit ihm in Wilhelmshöhe, in Wiesbaden und Homburg, in Kiel und auf vielen Reisen unbewacht spazierengegangen, ohne daß er die geringste Besorgnis an den Tag legte. Aber bei Wilhelm II. überwog Phantasie, Schillers kühne Seglerin, bisweilen die ruhige Überlegung, die Metis der alten Griechen. Bei einem Dichter wäre das ein Vorzug gewesen, rühmt doch auch der Olympier Goethe als seine Göttin die ewig bewegliche, immer neue, seltsame Tochter Jovis, sein Schoßkind, die Phantasie. Bei einem Regenten hatte eine so rege Phantasie ihre Gefahren. Schon deshalb bedurfte Wilhelm II. so sehr, so dringend ruhiger und besonnener Ratgeber. Möglichkeiten, die ihm seine Phantasie vorspiegelte, rissen ihn entweder zu übertriebenen Erwartungen hin oder versetzten ihn in ebenso übertriebenen Schrecken. Seit dem tragischen Ende des unglücklichen Zaren Nikolaus II. stand der Deutsche Kaiser unter dem Eindruck dieses entsetzlichen Ereignisses. Der Zar sei, so glaubte der Kaiser, daran zugrunde gegangen, daß er zu lange mit seiner Abreise aus der Hauptstadt nach dem Hauptquartier gezögert hätte. Deshalb wäre es den Aufrührern möglich gewesen, ihn unterwegs abzufangen, zur Abdankung zu zwingen und dann abzuschlachten. Der Kaiser übersah den weiten Abstand zwischen russischen und deutschen Verhältnissen, deutscher und ausländischer Mentalität und Tradition. Nie hat ein deutscher Fürst das Schafott bestiegen, wie in Frankreich und England Ludwig XVI. und Karl I., nie war in Deutschland ein Herrscher ermordet worden, wie in Italien, in Schweden, wie mehr als einmal in Rußland.

Jedenfalls war es ein großer politischer Fehler von seiten des Kaisers, daß er im Herbst 1918 seine Hauptstadt verließ. Er hätte in Berlin bleiben,

die Fühlung mit den Ministern unterhalten, ernste Leute empfangen, die Zügel der Regierung in der Hand behalten und vor allem für die militärische Sicherheit seiner Hauptstadt sorgen sollen. Und im schlimmsten Falle hätte Wilhelm II., dem Rate des Fürsten Bismarck folgend, an den Stufen des Thrones fechtend fallen müssen. Die Revolution war in keiner Weise unabwendbar.

XXII. KAPITEL

Prinz Max von Baden Reichskanzler • Seine Persönlichkeit, seine Ungeeignetheit zum Kanzleramte • Neuerliche Kandidatur des Fürsten • Die Frage der Abdankung Wilhelms II., seine Flucht nach Holland und sein Brief an den Kronprinzen • Vollzug der Abdankung • Die Spießbürgerlichkeit der deutschen Revolution • Meuterei in Kiel • Die Ereignisse in München • Flucht Ludwigs III. von Bayern • Wie Friedrich August von Sachsen Abschied nahm

Prinz Max von Baden zum Reichskanzler ernannt

Am 3. Oktober 1918 hatte Prinz Max von Baden den Grafen Hertling abgelöst, dessen Verkalkung so rasche Fortschritte machte, daß sein Bleiben auf dem Kanzlerposten völlig unmöglich geworden war. Als nicht lange vor dem Rücktritt des Grafen Hertling ein Vertreter der O. H. L. in Spa bei ihm erschien, um ihm eine wichtige Mitteilung zu machen, die sofortige und energische politische Entscheidungen erheischte, wehte ihm eine Weihrauchwolke entgegen. Der Kanzler hatte eine schwere Ohnmacht erlitten und war auf seinen Wunsch mit den Sterbesakramenten versehen worden. Er ist denn auch vier Monate nach seinem Rücktritt, am 4. Januar 1919, in seinem kleinen Landhause in Ruhpolding in Oberbayern gestorben.

Sein Nachfolger, Prinz Max von Baden, verdiente weder die Vorschußlorbeeren, die ihm nach seiner Ernennung zum Reichskanzler überreicht wurden, noch die Invektiven, die nach seinem Rücktritt auf ihn niederprasselten. Um mit dem französischen Dichter zu reden: Il ne méritait ni cet excès d'honneur, ni ces indignités. Ich glaube den Prinzen objektiv beurteilen zu können, der mir nie irgendwie imponiert hat, mir aber nicht unsympathisch war und mit dem mich vieljährige Beziehungen verbanden. Prinz Max war vor allem Dilettant, ein fürstlicher Dilettant. Er war ohne besondere Kenntnisse Ehrendoktor der Staatswissenschaften geworden. Er wurde, obwohl er nur ein paar Jahre bei den Gardekürassieren gestanden und dann vorübergehend ein badisches Dragonerregiment kommandiert hatte, General der Kavallerie. Als Prinz seines Hauses zum Präsidenten der Ersten Badischen Kammer erwählt, hielt er in jedem zweiten Jahre, wenn er das Präsidium übernahm, denn der Badische Landtag versammelte sich verständigerweise nur alle zwei Jahre, eine kleine Rede. Der Prinz ließ sich einige Monate vor dem Zusammentritt des Landtags seine Rede von einem Heidelberger oder Freiburger Professor ausarbeiten und hatte

immer Zeit genug, sie auswendig zu lernen. Die tadellos aufgesagte Rede, die sich in allgemeinen liberalen Wendungen bewegte, erregte stets den freundlichen Beifall, den diese harmlose Art von Beredsamkeit seit jeher in Deutschland findet. Man denke an Herrn Willy Helpach, der sich nach dem Ableben des biederen Fritz Ebert 1925 schon als Reichspräsident träumte. Während des Weltkrieges hatte sich Prinz Max von Baden der deutschen Internierten in der Schweiz angenommen und dabei im Verkehr mit den Schweizer Behörden wie mit den Internierten aller kriegführenden Mächte liebenswürdiges Wesen und sicheren Takt an den Tag gelegt. Ich glaube noch heute, daß Prinz Max als Führer der Waffenstillstandskommission im Herbst 1918, wenn ihm ein tüchtiger Generalstäbler und ein gewandter Beamter des auswärtigen Dienstes beigegeben worden wäre, seine Sache ganz gut gemacht hätte. Zum Unterhändler mit fremden Diplomaten, Ministern und Generälen eignete er sich weit besser als die „unabhängigen Deutschen", die freiwillig nach Versailles fuhren, wo sie eine klägliche Rolle spielten, oder gar als Matthias Erzberger, den wir in den Wald von Compiègne schickten.

Prinz Max hatte ein vornehmes Auftreten, die besten Formen. Er beherrschte gleich gut Englisch und Französisch. Sohn des uralten Zähringer Hauses und Gatte einer Tochter des noch älteren welfischen Hauses, war er gleichzeitig mit dem englischen, dem russischen und dem dänischen Hofe nahe verwandt. Durch seine Mutter, eine Leuchtenberg-Romanowsky, war er ein Urenkel des Kaisers Nikolaus I. Er stammte aber nicht nur von dem großen Autokraten ab, sondern auch vom Vicomte Alexandre Beauharnais, der nach dem Ausbruch der Französischen Revolution sich ihr anschloß, zum Befehlshaber der Rheinarmee ernannt und, weil er Mainz nicht halten konnte, im Monat Thermidor 1794, wenige Tage vor Robespierre, guillotiniert wurde. Wie erstaunt wäre der junge General Beauharnais gewesen, wenn ihm, während er in dem verhängnisvollen Karren zur Guillotine gefahren wurde, eine Seherin erschienen wäre, die priesterliche Jungfrau der Brukterer im heutigen Westfalen, die Velleda, oder ein Seher, wie der Teiresias der griechischen Sage, und ihm verkündet hätte: „Deine hübsche Witwe Josephine wird Kaiserin der Franzosen werden, dein kleiner Sohn Eugen Vizekönig von Italien und Schwiegersohn des ersten Königs von Bayern; dessen Sohn, dein Enkel, wird die älteste Tochter eines russischen Zaren heiraten. Deine kleine Tochter Hortense wird Königin der Niederlande werden und Mutter des dritten französischen Kaisers, der von einem deutschen Kaiser bei Sedan gefangengenommen werden wird. Deine Nachkommen werden auf den Thronen von Schweden, Norwegen, Dänemark, von Brasilien und sogar von Anhalt-Dessau, Köthen und Bernburg sitzen. Deine kleine Nichte Stefanie wird Großherzogin von

Baden werden und ein Urenkel von ihr der letzte Reichskanzler des kaiserlichen, des großen Deutschlands." George Sand sagt mit Recht, que la vie ressemble plus au roman que le roman à la vie.

Ich wiederhole noch einmal, die mancherlei Beziehungen des „Bademax", wie er bei den Gardekürassieren genannt wurde, sein Wesen und seine Persönlichkeit eigneten ihn vortrefflich zum diplomatischen Vertreter und Unterhändler auch im großen Stil. Nichts qualifizierte ihn zum Reichskanzler, und noch dazu in der denkbar schwierigsten Situation. Gegenüber Wilson versagte er vollständig, fiel im Bunde mit den ihn beratenden Demokraten auf alles und jedes herein, was aus Washington an Phrasen kam. Als, dem Usus entsprechend, bei dem Großherzog Friedrich II. von Baden, einem sehr verständigen Herrn, von seiten des Kaisers angefragt wurde, ob er seine Ermächtigung dazu gebe, daß sein Vetter, Prinz Max, das Reichskanzleramt übernehme, erfolgte die Rückfrage, ob es sich um ein Chiffre-Versehen handle oder um einen nicht ernst zu nehmenden Einfall Seiner Majestät. Die Antwort lautete, daß ein wohlerwogener Entschluß vorliege. Schon deshalb hatte Wilhelm II. unrecht, wenige Wochen später den von ihm ausgesuchten und ernannten Kanzler mit allen der Zoologie entnommenen Schmeichelnamen zu belegen, die dem Kaiser, wenn er erzürnt war, zur Verfügung standen.

Ein langjähriger Freund von mir, der beim Kaiser wohlgelitten war, besuchte kaum zwei Monate nach des Kaisers Flucht die Majestäten im Bentinckschen Schlosse Amerongen. Er erzählte mir, bei einem Abendessen wäre die Stimmung des Kaisers besonders trübe gewesen. Er habe kein Wort gesprochen. Sorgenvoll habe die arme Kaiserin auf ihren hohen Gemahl geblickt. Plötzlich habe Wilhelm II. mit der Faust auf den Tisch geschlagen und laut gerufen: „Der Bademax ist ein Verräter! Ein Schurke!" Da habe die Kaiserin mit einem Seufzer der Erleichterung geflüstert: „Gottlob! Jetzt redet er wieder." Der Vorwurf Seiner Majestät war übertrieben. Der Bademax hätte Seiner Majestät mit Molière erwidern können: „Tu l'as voulu, George Dandin, tu l'as voulu!"

Nochmals die Kanzlerfrage

Bei den Besprechungen, die Herr von Berg im Auftrage des Kaisers mit den Parteiführern über die Nachfolge des Grafen Hertling abgehalten hatte — von der Taktik der Überrumpelung des Parlaments war man unter dem Druck der Verhältnisse abgekommen —, war, wie ich von verschiedenen Beteiligten, darunter auch vom Abgeordneten Erzberger hörte, auch mein Name genannt worden, da man im Reichstage anzunehmen schien, daß die Erfahrungen, die ich auf dem Gebiete der auswärtigen Politik besaß, beim Friedensschluß nutzbar gemacht werden könnten. Herr von Berg wurde durch diese Erörterung in eine peinliche Lage versetzt. Er entgegnete mit sichtlicher Nervosität, er empfände für den Fürsten Bülow aufrichtige

Verehrung, stünde auch persönlich zu ihm in guten Beziehungen. Er halte sogar dessen Ernennung zum Reichskanzler für die richtige Lösung. „Aber", sagte er, „den Fürsten Bülow bringe ich beim Kaiser nicht durch. Das ist völlig ausgeschlossen." Dieser Standpunkt des Kabinettsrats Seiner Majestät war an und für sich begreiflich. Ein gedeihliches Zusammenarbeiten mit Wilhelm II. war in dieser gefahrbeschwerten Lage nur möglich bei vollem und rückhaltlosem gegenseitigen Vertrauen. Der Kaiser war von Leuten, die glaubten, ihm damit einen Gefallen zu erweisen und sich seine Gunst zu sichern, in Abneigung und Mißtrauen gegen mich erhalten worden. Die Selbstbeherrschung und das Pflichtgefühl, deren er bedurft hätte, um die fast ein Jahrzehnt lang bei ihm mit allen Mitteln genährte und lebendigerhaltene Ranküne zu überwinden, besaß er nicht.

Ich weiß nicht, ob es mir gelungen wäre, Wilhelm II. oder wenigstens die Dynastie zu retten. Daß ich auf Wilsons Propositionen ohne weiteres hereingefallen wäre, wie Prinz Max und Neulinge vom Typ Haußmann und Erzberger, glaube ich nicht. Ich möchte mich gegen den Vorwurf billiger Kombinationspolitik verwahren. Aber für mich wie für jeden anderen braven Preußen und politisch klarblickenden Deutschen war in den Oktobertagen des Jahres 1918 nur noch ein Ausweg möglich. Wir mußten fechten, weiterfechten. Es blieb uns keine andere Wahl. Die Zügel im Innern mußten schärfer angezogen, die Etappe gründlich gesäubert, jeder verfügbare Mann an die Westfront gebracht werden. Es war, wie mir von einsichtsvollen Militärs versichert worden ist, ein Ausharren noch an verschiedenen Stellen möglich, jedenfalls am Rhein. Das habe sich mit voller Klarheit aus den Äußerungen der Regimentsführer ergeben, die in größerer Anzahl aus allen Abschnitten der Front in das Hauptquartier befohlen worden waren, um der Heeresleitung über die Stimmung in der vordersten Kampflinie Meldung zu erstatten. Im Gegensatz zu ihren Oberkommandos hätten sich die Regiments- und Brigadeführer für die Fortsetzung des Kampfes ausgesprochen und sich für den ungeschwächten Kampfgeist ihrer Truppen verbürgt. Daß wir, als unsere Regierung kapitulierte, sehr wohl in der Lage waren, weiterzufechten, und sogar unter militärisch nicht allzu ungünstigen Verhältnissen, hat nach dem Ende des Weltkriegs Maréchal Foch wiederholt geäußert. In einem Interview, das er im Juli 1928 einem Mitarbeiter der „Wiener Neuen Freien Presse" gewährte, erklärte unser bedeutendster Gegner seinem Besucher, daß Deutschland im September 1918 hinter dem Rhein hätte standhalten können. „Wenn das deutsche Volk einen Gambetta besessen hätte, wäre der Krieg verlängert worden, und wer weiß . . ." Auf den Einwurf, das Beispiel Gambettas hätte bewiesen, daß ein heldenhafter Widerstand eines militärisch besiegten Volks nur dazu diene, den Krieg nutzlos zu verlängern, erwiderte Marschall Foch:

„Dennoch glaube ich, daß ein Volk, das nicht besiegt werden will, nicht besiegt werden muß. Im November 1918 hatte Deutschland selbstverständlich keinerlei Siegesaussichten mehr. Hätten jedoch seine Armeen hinter dem Rhein standgehalten, hätten viele Dinge eine andere Wendung genommen." Wenn mir General Ludendorff gesagt hätte, er hielte einen weiteren militärischen Widerstand für ausgeschlossen, so würde ich ihm erwidert haben: „Ich begreife, daß nach so großartigen Leistungen, unerhörten Anstrengungen Ihre Nerven einen Augenblick nachlassen. Selbst Napoleon, selbst unser großer König haben solche Augenblicke gekannt. Schlafen Sie sich vierundzwanzig Stunden aus, dann wollen wir weiterreden." Ich bin überzeugt, daß der General nach vierundzwanzig Stunden wieder der alte gewesen wäre, und wir hätten weitergefochten, weitergekämpft, wie Ludendorff und Hindenburg die ganze Zeit, wo die Oberste Heeresleitung in ihren Händen lag, bis dahin gekämpft hatten. Jedenfalls hätte ich den Kaiser gezwungen, nach Berlin zurückzukehren. Ich hätte ihn nicht über die Grenze fliehen lassen. Und ich würde in Berlin für die Aufrechterhaltung der Ordnung gesorgt haben. Wir konnten besiegt werden, aber wir durften nicht zusammenbrechen.

Wilhelms II. Verzicht unvermeidlich

Prinz Max war gewiß nicht der Verräter, als der er nicht nur Kaiser Wilhelm, sondern vielen Gutgesinnten gilt. Aber auch er war, wie vor ihm Bethmann Hollweg, zu schwach, um wirklich aufrichtig zu sein. Er hat zweifellos die Geschäfte mit der Absicht übernommen, den Kaiser über Bord zu werfen, um das Schicksal der preußischen und damit auch der anderen deutschen Dynastien zu retten. Er hatte schon einige Monate vor seinem Amtsantritt dem Kronprinzen Ruprecht von Bayern, mit dem er in dauernder Korrespondenz stand, geschrieben, die Abdankung des Kaisers sei unvermeidlich. König Ludwig von Bayern, der wohl dachte, daß, was mit dem Kaiser angefangen, bei ihm fortgesetzt werden könnte, hatte daraufhin seinem Herrn Sohn einen scharfen Verweis erteilt, daß er eine solche Eventualität überhaupt erörtert habe. Unter dem Druck der immer deutlicher werdenden Anspielungen Wilsons hatte Prinz Max als Kanzler gegenüber dem bayrischen Ministerpräsidenten von Dandl mit eindeutiger Bestimmtheit ausgesprochen, daß er es als den dringlichsten Teil seiner Aufgabe betrachte, den Kaiser von der Notwendigkeit seiner Abdankung zu überzeugen. Herr von Dandl erstattete über diesen ihn entrüstenden Standpunkt des Prinzen seinem Allerhöchsten Herrn pflichtschuldigst Bericht, was die Stimmung für den Prinzen Max in München nicht verbesserte. Später versuchte Prinz Max, den Großherzog Ernst von Hessen zu veranlassen, den Kaiser zur Abdankung zu bewegen. Der Großherzog lehnte ab unter dem Hinweis darauf, daß er der leibliche Vetter des Kaisers sei, der einen Teil seiner Jugend von Kassel und Bonn aus während seiner

Ferien in Darmstadt verlebt habe. Er, der Großherzog, könne sich unmöglich dazu hergeben, Kaiser Wilhelm II. die seidene Schnur zu überbringen.

Der Kaiser in Spa

Endlich gelang es dem Prinzen Max, den damaligen preußischen Minister des Innern, Herrn Drews, zu überreden, seinerseits den Versuch zu unternehmen, dem Kaiser klarzumachen, daß er nicht länger bleiben könne. Der Minister hatte kaum seinen hierfür sorgsam vorbereiteten Vortrag begonnen, als ihm der Kaiser, bei dem sich gegenüber diesem ziemlich subalternen Bürokraten endlich der fürstliche Stolz aufbäumte, die Tür wies. Daß im Parlament, ja selbst im Schoße seiner eigenen Regierung, auf seine Abdankung hingearbeitet, daß sie als Erleichterung des Friedensschlusses betrachtet wurde, war dem Kaiser auch ohne den letzten Vortrag, den er von seinem Minister des Innern entgegennahm, nicht verborgen geblieben. Als er Berlin verließ, um sich in das Hauptquartier nach Spa zu begeben, wußte er, daß sein persönliches Schicksal ungewiß, das der Dynastie gefährdet war. Er tat aber nach außen, als ob er nicht weichen werde. Noch am 6. oder 7. November erzählte mir der Generaladjutant Löwenfeld, der Kaiser habe ihm aus Spa telegraphiert, er möge „allen Treuen im Lande" sagen, daß der König von Preußen und Deutsche Kaiser „bis zum letzten Blutstropfen" standhalten würde. Als die Meldung von der Revolte in Kiel, von der Revolution in München und in Berlin eintraf und gleichzeitig Gerüchte die Stadt durchschwirrten, daß die Feldarmee im Westen den Gehorsam versage, besuchte mich Graf August Eulenburg und sagte mir: „Nun müssen wir Gott bitten, daß unser Herr den Mut findet, an der Front zu fallen." Das war in der Tat die letzte Möglichkeit, die Lage zu Gunsten der Dynastie zu wenden.

Prinz Max, dessen Leistungsfähigkeit von Brom und Chloral abhing, hatte den Rest seiner Nervenkraft eingebüßt und den Kopf völlig verloren. Er hatte unter dem Hinweis auf die Möglichkeit blutiger Zusammenstöße in Berlin telegraphisch und zum Schluß sogar telephonisch in Spa insistiert, daß der Kaiser so rasch als möglich abdanken müsse. Wilhelm II. war nicht mehr in der Lage gewesen, die Angaben seines letzten Kanzlers auf ihre Richtigkeit nachprüfen und feststellen zu lassen, wie weit sie der Wirklichkeit entsprächen und wie weit sie durch Neurasthenie diktiert waren. Die überstürzt vollzogene Abdankung war in Berlin auf Anordnung des Prinzen Max schleunigst bekanntgegeben worden. Die Nachricht von der Abdankung, welche die noch treugesinnten Heeresteile des obersten Kriegsherrn beraubte, hatte auf den Geist der Front katastrophal gewirkt. Nicht lange nachher traf in Berlin die Meldung ein, daß Wilhelm II. über die holländische Grenze geflohen sei und bei dem Grafen Godard Bentinck in Schloß Amerongen Aufnahme gefunden habe. Von allen Berichten über die Ankunft des Kaisers in Holland scheint mir der wahrheitsgetreuste die

Der Kaiser in Holland

Schilderung der dem Hausherrn nahe verwandten Lady Norah Bentinck, die bei dem Eintreffen Seiner Majestät bei ihren Verwandten auf Schloß Amerongen weilte und nachstehende Darstellung gibt: „Während der Fahrt durch den strömenden Regen nach Amerongen sprach der Kaiser fast nichts. Es war leicht zu sehen, daß er von der plötzlichen Katastrophe noch bis zur Verständnislosigkeit betäubt war, dazu ermüdet von den vierzig Stunden Flucht, Reise, Warten. Er wünschte sichtlich sehr, bald an einem ruhigen Platz zu sich selbst kommen zu können. Erst als der Wagen hinter der Brücke über den inneren Wallgraben das Hauptportal erreichte, seufzte der Kaiser auf. Es war merklich ein Seufzer tiefer Entspannung. ‚Jetzt', sagte er zum Grafen Godard, seine Hände reibend, ‚jetzt müssen Sie mir eine Tasse heißen, guten, echten, englischen Tee geben lassen.' Der Graf versprach lächelnd, sich sogleich darum zu bekümmern. Und dann bekam der Kaiser den gewünschten Tee. Es war freilich weniger ein englischer Tee als ein richtiger schottischer ‚high tea'. Zu den größten Schätzen Amerongens gehört eine schottische Haushälterin, eine Meisterin in der Herstellung der schottischen Biskuits, Pfannkuchen, Hörnchen und anderer Leckerbissen, an denen jeder Reisende im Hochland sich irgendeinmal delektiert hat. Der Kaiser hat sich mit der Kunst dieser Haushälterin sehr schnell angefreundet."

Wer Kaiser Wilhelm II. gekannt hat, wird nicht im Zweifel darüber sein, daß diese Schilderung einer Augenzeugin der Wirklichkeit entspricht. Er, der vom Tag der Entlassung Bismarcks an sich nur zu oft übermütigen Stimmungen überließ, hat, als schwere und böse Zeiten kamen, leider versagt. Er hatte „Oberster Kriegsherr" sein wollen und dies in Friedenszeiten oft, zu oft, betont. Im Kriege beschränkte er sich auf Zusehen, war selten an der Front, noch seltener in der Hauptstadt, desto mehr aber in prunkvollen Schlössern wie Pleß, Homburg und Koblenz. Er, der im Frieden sich in den Vordergrund der Ereignisse drängte, wich während des Krieges allen Entscheidungen aus. Er war nicht einmal imstande, die Harmonie zwischen der obersten Heeresleitung und der politischen Leitung aufrechtzuerhalten. Er hatte alles selbst bestimmen und entscheiden, hatte seine obersten Ratgeber nur nach seiner persönlichen Neigung aussuchen wollen, aber er war auch in dieser Beziehung wenig glücklich gewesen. Moltke, Bethmann, Michaelis, Hertling, Prinz Max von Baden waren schlimme Fehlgriffe gewesen, Fehlgriffe, die, jeder in seiner Art, die Katastrophe von 1918 vorbereitet haben. Wilhelm II. hatte sich für ein Instrument des Himmels, für den Herrscher erklärt, der Deutschland herrlichen Tagen entgegenführen werde, und er endigte mit der Flucht nach dem Ausland.

Noch ein zweites Dokument liegt aus diesen Tagen vor, aus dem Wilhelm II. zu uns spricht. Der Brief, den er im Augenblick seiner Flucht nach Holland an seinen Sohn, den Kronprinzen, richtete: „Lieber Junge!

Da der F. M. Mir Meine Sicherheit hier nicht mehr gewährleisten kann und auch für die Zuverlässigkeit der Truppen keine Bürgschaft übernehmen will, so habe Ich Mich entschlossen, nach schwerem innerem Kampfe, das zusammengebrochene Heer zu verlassen. Berlin ist total verloren, in der Hand der Sozialisten, und sind dort schon zwei Regierungen gebildet, eine von Ebert als Reichskanzler, eine daneben von den Unabhängigen. Bis zum Abmarsch der Truppen in die Heimat empfehle Ich, auf Deinem Posten auszuharren und die Truppen zusammenzuhalten! So Gott will, auf Wiedersehen. Gen. von Marschall wird Dir Weiteres mitteilen. Dein tiefgebeugter Vater (gez.) Wilhelm." Nur Wilhelm II. war imstande, mit soviel Natürlichkeit, mit solcher Naivität den eigentlichen Grund seines Übertritts über die holländische Grenze zum Ausdruck zu bringen, nämlich die Furcht des Neurasthenikers vor den Gefahren, die seine Phantasie ihm vorspiegelt. Diese Furcht war stärker als der Gedanke an das künftige Verdikt der Geschichte, an die glorreichen Traditionen seines Hauses, als die Erinnerung an Vater und Großvater, an den großen König und den großen Kurfürsten.

Die Verantwortung für die Flucht

Als Wilhelm II. den Kanzler Bismarck fortschickte, hatte mein Bruder Adolf, damals diensttuender Flügeladjutant Seiner Majestät, geäußert: „Dieser fürchterliche Entschluß läßt sich moralisch überhaupt nicht rechtfertigen. Möge er wenigstens politisch dadurch repariert werden, daß die Regierung Wilhelms II. gut verläuft und vor allem gut abschließt." Die Verabschiedung des Fürsten Bismarck am Anfang seiner Regierung, die Flucht ins Ausland an deren Ausgang ist mehr, als die Schultern Wilhelms II. tragen konnten und als die Geschichte verzeihen kann. Keiner der auch von wohlmeinender Seite unternommenen Versuche, die Schuld an der Flucht ins Ausland vom Kaiser ab- und anderen zuzuwälzen, kann ernsthafter Prüfung standhalten. Es gibt im Leben jedes Menschen Situationen, wo er einzig und allein auf sich selbst gestellt ist. Mehr als für jeden Menschen gilt diese Wahrheit für den Fürsten. In einem solchen Augenblick konnte dem Kaiser und König niemand die Verantwortung abnehmen, mußte er die Entscheidung selbst treffen. Der Nachfolger des Großen Kurfürsten, des Großen Königs und des Großen Kaisers mußte selbst seinen Weg finden. Die Kraft und den Willen, den rechten Weg zu finden, mußte gerade Wilhelm II. aufbringen, der hundertmal laut und öffentlich verkündet hatte, er fühle sich als Monarch Gott allein verantwortlich, diese Verantwortung könne ihm kein anderer, kein Ratgeber, kein Minister, kein Parlament abnehmen. Wer dreißig Jahre lang so gesprochen und das mit solcher Feierlichkeit und anscheinend mit voller Überzeugung verkündet hat, darf sich nicht, sobald er auf die Probe gestellt wird, auf andere herausreden, darf nicht sagen, der Admiral Hintze habe ihm dies geraten, der General

Groener jenes, der Legationsrat Grünau ein Drittes. Er darf noch weniger versuchen, sich durch die große Gestalt des Generalfeldmarschalls Hindenburg zu decken. Ob er fliehen sollte oder nicht, konnte nur der Kaiser selbst entscheiden. Die Verantwortung für die Flucht nach Holland waschen, um mit Lady Macbeth zu reden, alle Wohlgerüche Arabiens nicht von Wilhelm II. ab.

Wilhelm II. und Bülow

Ich habe, wie mancher andere, mit Kaiser Wilhelm II. drei Stadien durchgemacht. Ein erstes Stadium lebhaftester Sympathie, ja der Bewunderung. Wenn ich diesen in mehr als einer Richtung reich, glänzend begabten, in hohem Grade aufnahmefähigen, von den edelsten Absichten erfüllten, vorurteilslosen, dabei immer so natürlichen Kaiser mit anderen deutschen und nichtdeutschen Fürsten verglich, und nicht allein mit anderen Fürsten, sondern auch mit meinen Ministerkollegen, mit Abgeordneten, mit meinen zahllosen Bekannten, so erschien er mir als ein Fürst, der trotz mancher gefährlichen Eigenschaften und Anlagen Großes versprach. Aber die bedenklichen Qualitäten traten bei längerem Verkehr und näherer Beobachtung immer deutlicher hervor. Es zeigte sich, daß die Vielseitigkeit oft zur Zersplitterung, die Leichtigkeit der Auffassung zur Oberflächlichkeit, die Natürlichkeit zu Taktlosigkeit, bisweilen zu Hemmungslosigkeit führten. Immer mehr zeigten sich, wie bei Flut Sandbänke und Riffe, die Hauptfehler des Kaisers: seine allzu große Eitelkeit, seine naive Selbstsucht, sein Mangel an Augenmaß, sein Mangel an Aufrichtigkeit sich selbst und anderen gegenüber. „Der Kaiser macht anderen viel vor, aber am meisten belügt er sich selbst", sagte mir einmal der Feldmarschall Graf Waldersee. Waldersee gehörte wie Tirpitz zu den vielen, die nach und nach dem Kaiser gegenüber in eine verbitterte Stimmung gerieten, die ihn schließlich haßten. Ich selbst habe gegenüber Wilhelm II., in dem ich stets den Sohn seines Vaters, den Enkel seines Großvaters, den Träger der preußischen Krone und der deutschen Kaiserkrone sah, Bitterkeit immer bald überwunden. Ich habe ihn nie gehaßt und schließlich nur tiefes, aufrichtiges, herzliches Mitleid für ihn empfunden, Mitleid für ihn, dessen glanzvoll begonnener Regierung ein jammervolles Ende beschieden war. Aber stärker als solches Mitleid ist das Leid, das ich trage um das glorreiche Preußen, dessen Vergangenheit, dessen Geist Wilhelm II. untreu wurde, um das unter Wilhelm I. von Bismarck errichtete herrliche Reich, das mit Wilhelm II. gescheitert ist.

Die Regierung des Prinzen von Baden

Schon vor dem 9. November, dem schwarzen Tag der deutschen Geschichte, hörte ich, daß die Unzulänglichkeit des Prinzen Max von Baden in bedauerlicher Weise hervortrete. Selbst körperlich sei er seiner Aufgabe nicht gewachsen. Das Reichsschiff in solchem Sturm zu steuern, war allerdings schwieriger als die Fürsorge für die Internierten, sehr viel schwieriger,

als der gute Prinz sich das vorgestellt haben mochte. Unter dem Eindruck der ungewohnten Anstrengungen und Aufregungen konnte er bald nicht mehr schlafen. Er griff zu Schlafmitteln, was wiederum zur Folge hatte, daß er am nächsten Tag erst am Nachmittag arbeitsfähig wurde. Seine Ministerkollegen, die Sozialisten Scheidemann und Bauer, die Klerikalen Erzberger, Groeber und Trimborn, die Demokraten Haußmann und Payer, waren keine französischen Jakobiner, keine Revolutionäre großen Stils. Sie haben Gott sei Dank keine Guillotine errichtet, aber sie haben auch keine Levée en masse veranstaltet, nicht vierzehn Armeen aus der Erde gestampft, eine Marseillaise flog ihnen nicht voran. Wohl aber war bei einiger Festigkeit, mit etwas Geschicklichkeit ganz gut mit diesen Tiefenbachern auszukommen. Als ich einen links, sogar sehr links gerichteten Abgeordneten bei einer gelegentlichen Begegnung, nicht lange vor dem Umsturz, frug, ob nach seiner Ansicht Herr Scheidemann lieber Minister der deutschen Republik werden oder Minister Kaiser Wilhelms II. bleiben wolle, antwortete er nach kurzem Besinnen: „Doch wohl das letztere, namentlich wenn damit die Aussicht auf die Exzellenz und vielleicht sogar auf ein Ordensband verbunden ist." Erzberger strahlte, als er den Wirklichen Geheimen Rat und damit die Exzellenz erreicht hatte, und hielt auch nach dem Umsturz als republikanischer Minister nicht wenig darauf, mit Exzellenz angeredet zu werden. Der biedere Payer war hocherfreut, als er nach seiner Ernennung zum Staatssekretär von seinem gütigen Landesherrn, dem König Wilhelm von Württemberg, das Großkreuz des Württembergischen Friedrichsordens und damit den persönlichen Adel erhielt. Und Konrad Haußmann vertraute mir persönlich an, wie glücklich er sei, es bis zum Minister gebracht zu haben. Leider sei vorauszusehen, daß im neuen Deutschland die Ministerherrlichkeit nicht allzu lange dauern würde, eine Erkenntnis, welche die Daseinsfreude aller dieser Biedermänner einigermaßen zu trüben schien. Sein lebhaftester Wunsch wäre nun, nach seinem Ende als Minister seine Wiederauferstehung als Diplomat zu feiern. Als Süddeutscher fühle er sich für den Posten des deutschen Botschafters in Wien besonders geeignet. Sollte er, wie er hoffe, einmal in den diplomatischen Dienst übertreten, so würde er sich bei mir, „dem Meister der Diplomatie", wie er mit einer Verbeugung hinzufügte, Rat holen.

Inzwischen hatte die von dem aus dem Zuchthaus entlassenen Karl Liebknecht, von Rosa Luxemburg und Paul Levi geleitete, von dem Sowjet-Botschafter Joffe subventionierte Spartakus-Gruppe immer schamloser ihre revolutionäre Agitation betrieben. Auch das Organ der Mehrheitssozialisten, der „Vorwärts", entblödete sich nicht, an der Spitze des Blattes zu erklären: „Deutschland, das ist unser fester Wille, soll seine Kriegsflagge für immer streichen, ohne sie das letztemal siegreich

heimgebracht zu haben." Ich muß mit Bedauern feststellen, daß bei keinem anderen Volke eine große Partei so tief sank, daß in keinem anderen Lande eine derartige Gemeinheit denkbar war. Ich sollte vielleicht besser sagen: Dummheit. Ich halte es nicht für ausgeschlossen, daß viele deutsche Sozialdemokraten und manche Zentrumsleute und Demokraten es für möglich hielten, durch eine solche Mischung von Feigheit und Würdelosigkeit unsere Feinde zu versöhnen, sie zu gewinnen und auf diese Weise einerseits noch Schwereres abzuwenden, andererseits eine allgemeine Völkerverbrüderung einzuleiten. Die Unwissenheit nicht nur der drei leitenden Parteien und ihrer Führer, sondern in den weitesten Kreisen des deutschen Volkes über die Mentalität der uns feindlichen Völker, über die Absichten ihrer maßgebenden Staatsmänner überstieg jeden Begriff. Um dieselbe Zeit, wo in Deutschland sich solche Einfältigkeit und solche Niederträchtigkeit breitmachten, verspottete in der Pariser Kammer Georges Clemenceau die blökenden Schafe des Pazifismus, „les moutons bêlants du pacifisme", und donnerte: „Ich trete vor Sie in dem alleinigen Gedanken an einen uneingeschränkten Krieg. Alle Defaitisten vor das Kriegsgericht! Keinen Pazifistenfeldzug mehr! Weder Verrat noch Halbverrat! Mein Wahlspruch ist: Überall führe ich Krieg, in der inneren Politik führe ich Krieg, in der äußeren Politik führe ich Krieg. Ich fahre fort, Krieg zu führen, und werde fortfahren bis zur letzten Viertelstunde, die uns gehören soll."

Clemenceau nach der Kapitulation

Als diese letzte Viertelstunde kam, als Deutschland kapitulierte, stieß Georges Clemenceau, das entscheidende Telegramm in der Hand, einen Freudenschrei aus: „Enfin! Il est arrivé ce jour que j'attends depuis un demi-siècle! Il est arrivé le jour de la revanche! Nous leur reprendrons l'Alsace et la Lorraine, nous rétablirons la Pologne, nous forcerons les Boches à nous payer dix, vingt, cinquante milliards. Est-ce assez? Non! Nous leur fouterons la république." So erzählte mir ein langjähriger französischer Freund, der zu den Intimen von Clemenceau gehörte. Auch das ist Clemenceau gelungen. Unser Zusammenbruch brachte uns die republikanische Staatsform, die für uns nicht paßt. Und es war eine stolze, eine verdiente Ehrung für Clemenceau, den Vorkämpfer und Hauptvertreter der Guerre à outrance, des Krieges bis aufs Messer, als in allen französischen Schulen nach der Unterzeichnung des Diktat- und Schandfriedens von Versailles ein Täfelchen aufgehängt wurde mit den Worten: „Georges Clemenceau a bien mérité de la France."

Die Matrosenmeuterei in Kiel

Die hilflose Schwäche der Regierung steigerte natürlich die Dreistigkeit der Spartakusleute. In den letzten Tagen des Oktober hatte die Meuterei auf der Flotte in Kiel begonnen, hervorgerufen, mit russischem Geld, durch den linken Flügel der Sozialdemokratie. Am 4. November siegte die Revolution in Kiel. Auf allen Schiffen wurde die rote Flagge gehißt. Die Garnison

stellte sich auf die Seite der Aufrührer. Prinz Heinrich und Prinz Adalbert verließen Kiel. Am 5. November wurde, endlich, der Sowjet-Botschafter Joffe wegen seiner revolutionären Propaganda aus Berlin ausgewiesen, nachdem einige beim Ausladen auf der Bahn zu Schaden gekommene, für die Botschaft bestimmte Kuriersäcke, als deren Inhalt sich revolutionäre Schriften in deutscher Sprache herausstellten, den unwiderleglichen Beweis geliefert hatten, daß Joffe es als seine vornehmste Aufgabe betrachtet hatte, die Revolution in Deutschland zu schüren. Der Brunnen wurde zugedeckt, nachdem das Kind hineingefallen, nachdem die Revolution ausgebrochen war.

Die Revolution in München

Von Kiel griff das Feuer rasch nach Hamburg, Bremen und Lübeck über, erstreckte sich von da über die ganze Küste und weiter nach Nord-, West- und Mitteldeutschland. Dank der Kopflosigkeit des bayrischen Ministerpräsidenten Dandl, der den Versicherungen des Sozialisten Auer, die für den 8. November auf die Theresienwiese von den Radikalen einberufene Massenversammlung werde harmlos verlaufen, Glauben geschenkt und dabei übersehen hatte, daß Auer in der Münchner Bewegung schon allen Boden unter den Füßen verloren hatte, gelang es einem landfremden, galizischen Abenteurer, dem über Nürnberg nach München verschlagenen ehemaligen Berliner „Vorwärts"-Redakteur Kurt Eisner, eben diese Massenversammlung mit sich fortzureißen, in München den Freistaat Bayern auszurufen und die Wittelsbacher Dynastie für abgesetzt zu erklären, die länger als ein Jahrtausend in Bayern regierte und der zweifellos die große Mehrheit des bayrischen Volkes in Treue und Dankbarkeit anhing. Als geradezu groteske Naivität der Münchner Staatsmänner Dandl und Brettreich muß es bezeichnet werden, daß sie wenige Tage vorher alles darangesetzt hatten, um vom Oberreichsanwalt in Leipzig die Haftentlassung Eisners zu erwirken, der wegen einer Anklage auf Hochverrat im Untersuchungsgefängnis Stadelheim bei München saß. Gegenüber dem Oberreichsanwalt, der sich ablehnend verhielt, hatte Herr von Brettreich es telephonisch als seine und Herrn von Dandls Überzeugung bezeichnet, die Entlassung Eisners werde auf die aufgeregte Münchner Bevölkerung „beruhigend" wirken. Einem Vertrauensmann der Reichsleitung gegenüber, der sich in diesen Tagen informationshalber in München aufhielt, hatte der Präsident der bayrischen Abgeordnetenkammer, Exzellenz von Fuchs, mit Anerkennung hervorgehoben, daß Herr von Dandl dem König mit vollem Recht abgeraten habe, den Oberbürgermeister von Nürnberg, den späteren Reichswehrminister Dr. Geßler, zu empfangen. „Dieser Geschaftelhuber, der Geßler, will dem König weismachen, daß der Eisner die Revolution vorbereiten will und daß schleunigst eingegriffen werden muß, wenn nicht der König abdanken soll. Der Dandl aber, das ist ein

Mann, der sich auskennt. Der hat es dem Schwätzer besorgt. Gar nicht vorgelassen hat er ihn." Difficile est satiram non scribere.

Der Umsturz in Sachsen, Württemberg und Baden

König Ludwig III. dankte es der Unfähigkeit seiner Minister, daß er als erster der deutschen Fürsten fluchtartig den Thron seiner Väter verlassen mußte, noch dazu unter Umständen, die alles eher als würdig waren. Es fand sich niemand, der ihn und die schwerkranke Königin aufzunehmen gewagt hätte. Seine Umgebung schickte ihn nachts im Auto fort. Das Auto fiel in einen Graben. Ein Bauer mußte geholt werden, der mit Hilfe einer Kuh das Fahrzeug wieder flottmachte. Bald nachher erklärte ein bayrischer Gutsherr, den die Majestäten gebeten hatten, ihnen Asyl zu gewähren, sie müßten weiterfahren, er könne sie angesichts der drohenden Haltung der Bevölkerung nicht bei sich aufnehmen. „Unsere Fürsten sind wie die Widder, die keine Weide finden und matt vor dem Treiber hergehen." So klagte einst Jeremias, der Sohn Hiskias, aus den Priestern zu Anathoth im Lande Benjamin. Wenn das Schicksal des Bayernkönigs tragisch anmutet, so war die Art, wie sich König Friedrich August von seinem Volke trennte, mehr burlesk. Klio verzeichnet auf ihren Inseln unsterbliche Abschiedsworte. „Plaudite amici, bene egi actum vitae", rief den sein Sterbebett umstehenden Freunden Kaiser Augustus zu. Für die in Kaledonien stehenden Legionen gab Kaiser Septimius Severus als letzte Parole die herrliche Losung aus: „Laboremus!" Man kennt die Abschiedsworte, die Napoleon im Schloßhof von Fontainebleau an die alte Garde richtete. König Friedrich August, der Enkel des Königs Johann, des feinsinnigen Übersetzers der „Göttlichen Komödie", der Neffe des Königs Albert, des großen Feldherrn und klugen Regenten, verabschiedete sich von seinen Sachsen mit den Worten: „So macht denn Euern Dreck alleene." Gern füge ich hinzu, daß der gütige König Wilhelm von Württemberg, der edle Großherzog Friedrich von Baden und noch manch andere deutsche Fürsten in guter Form, mit Anstand und Würde vom Throne stiegen.

XXIII. KAPITEL

Sieg der Revolution in Berlin • Abreise des Prinzen Max nach Baden • Die Spartakus-Unruhen • Ebert und Noske • Erlebnisse im Hotel Adlon • Gräfin Treuberg, Dr. Stampfer, Dr. Breitscheid • Rückkehr der Truppen von der Front • Die Waffenstillstands-Verhandlungen in Compiègne, Erzbergers Geschäftsbehandlung als Vorsitzender der Wa-Ko. Der Diktat- und Schandfriede von Versailles • Die deutsche Akten-Publikation

Der 9. November in Berlin

Am 9. November erlebte ich in Berlin den Ausbruch der Revolution. Ach, sie zeigte sich nicht als die herrliche Göttin, die Ferdinand Lassalle in seinen ehrgeizigen Träumen sah, mit wehendem Lockenhaar, eherne Sandalen an den Füßen. Sie glich mehr einer alten Vettel mit kahlem Kopf, triefenden Augen und zahnlosem Mund, schiefgetretenen Pantoffeln an den plumpen Füßen. Die deutsche Revolution war durch und durch spießbürgerlich, es fehlte ihr jede Wärme, jedes Feuer, sie war ganz vulgär. Sie freute sich nicht am Schein, sie achtete nicht den Schwung. Sie brachte keinen Danton hervor, wie er auf dem Pariser Boulevard in Erz gebildet steht, mit geballter Faust, neben dem Sockel links ein Sansculotte mit gefälltem Bajonett, rechts ein Tambour, der für die Levée en masse die Sturmtrommel schlägt. Sie brachte keinen Gambetta hervor, der den Krieg à outrance proklamiert und Widerstand und Krieg um fünf Monate verlängert, nicht einmal einen Delescluse, der freiwillig auf der Barrikade fällt. Ich habe in meinem Leben nichts Roheres und dabei Gemeineres gesehen als die Leiterwagen und Tanks, die, angefüllt mit betrunkenen Matrosen und aus den Ersatzbataillonen desertierten Soldaten, am 9. November durch die Berliner Straßen zogen. Ich hatte an jenem Nachmittag von meinem Eckfenster im Hotel Adlon einen weiten Überblick über den Pariser Platz und über die Linden. Ich habe nie etwas Ekelhafteres, etwas Empörenderes und dabei Feigeres gesehen als die halbwüchsigen Burschen, die, geziert mit den roten Schleifen der Sozialdemokratie, sich von hinten zu mehreren an Offiziere heranschlichen, an Offiziere, die das Eiserne Kreuz und den Pour le mérite trugen, sie an den Ellbogen packten, um sie wehrlos zu machen, und ihnen dann die Achselstücke abrissen. Als der junge Hauptmann Bonaparte am 10. August 1792 dem Sturm auf die Tuilerien zusah, sagte er bekanntlich: „Avec un bataillon on balayerait toute cette canaille." Es unterliegt keinem Zweifel, daß am 9. November 1918 in Berlin

mit einigen Sturm- und Kampfbataillonen dasselbe möglich war. Solche Bataillone hätten sich aus den in Berlin befindlichen Offizieren und Unteroffizieren, unter denen man auf eine solche Order mit Ungeduld wartete, leicht bilden lassen. Wenn gleichzeitig Maschinengewehre am Brandenburger Tor, auf dem Schloßplatz und auf dem Alexanderplatz aufgestellt wurden und einige Tanks mit Scharfschützen die Stadt durchfuhren, wäre die Berliner Kanaille rasch auseinandergestoben. Nur mußte natürlich nicht nur die Erlaubnis, sondern der ausdrückliche Befehl zum Scharfschießen gegeben werden, wozu sich der Prinz Max nicht aufraffen konnte, nicht zuletzt aus der Besorgnis, sich dadurch in seinem Heimatland als Thronfolger unmöglich zu machen.

Ebert Reichskanzler

Während der Pöbel sich der Herrschaft über die Berliner Straßen bemächtigte, war längere Zeit zwischen Berlin und Spa hin und her telephoniert worden. In Berlin stand der Geheimrat Wahnschaffe, in Spa der Legationsrat von Grünau am Apparat. Wahnschaffe, ein an sich tüchtiger Beamter, hatte unter dem enervierenden Einfluß des Prinzen Max völlig den Kopf verloren. Grünau hatte überhaupt keinen Kopf zu verlieren. Er war ein junger Diplomat ohne jede politische Erfahrung noch Schulung, gänzlich unvertraut mit den staatsrechtlichen Problemen, die zur Entscheidung standen. Der morganatischen Ehe eines Prinzen von Löwenstein mit einer Gouvernante entsprossen, stand er zum Karlsruher Hof in näheren Beziehungen und war deshalb vom Prinzen Max als Mann seines Vertrauens dem Kaiser nach Spa beigegeben worden. Es war ein tragisches Verhängnis, daß dem König von Preußen in der ernstesten Stunde der preußischen Monarchie als einziger politischer Berater ein junger Mann zur Seite stand, der sich zu allem eignen mochte, nur nicht zum Eckart der glorreichen, hart bedrängten preußischen Krone. Als Ergebnis der aufgeregten Telephonate zwischen Grünau und Wahnschaffe ließ Prinz Max an den Plakatsäulen und Straßenecken Berlins eine amtliche Mitteilung anschlagen, die der Bevölkerung der Hauptstadt die Abdankung des Kaisers und Königs verkündete, obwohl, wie später festgestellt wurde, Wilhelm II. nur auf die kaiserliche Würde, nicht aber auf die preußische Krone hatte Verzicht leisten wollen. Das war Entstellung oder hysterische Kopflosigkeit. Es entsprach dieser jammervollen Geistesverfassung des letzten vom Kaiser ernannten Reichskanzlers, daß Prinz Max, ohne Rücksprache mit seinen Kollegen oder mit den militärischen Instanzen zu nehmen, die seit vierundzwanzig Stunden auf den Befehl zum Eingreifen warteten, brieflich dem Vorsitzenden der sozialdemokratischen Fraktion, Herrn Fritz Ebert, die Geschäfte des Deutschen Reichs übertrug und es der sozialdemokratischen Partei überließ, die Neuordnung der Dinge in die Hand zu nehmen.

Ebert deklarierte zunächst sich und einige führende Elemente der Berliner revolutionären Bewegung zu Volksbeauftragten und nahm sodann die Zügel in die Hand. Die Energie, mit der er und besonders Noske in diesen Tagen die sehr dreist gewordenen Spartakisten niederzuhalten wußten, hätte dem Prinzen Max zum Vorbild dienen können. Prinz Max selber fuhr, unbekümmert um die Entwicklung der Dinge in Berlin, nach Baden, dessen dynastische Interessen für ihn wichtiger waren als die Geschicke des Reichs. Wen immer auch Wilhelm II. sich in den verhängnisvollen Oktobertagen 1918 zum Kanzler genommen hätte, einen General, einen Diplomaten, einen Mann der inneren Verwaltung, einen Parlamentarier: keiner hätte im Augenblick der höchsten Gefahr derart seinen persönlichen Egoismus, seine Familien-Interessen über alle anderen Erwägungen gestellt wie dieser prinzliche Neurastheniker. Prinz Max hat sich getäuscht, wenn er glaubte, seine und seines Hauses Sache durch seinen Weggang zu retten. Er lebt als Privatmann am Bodensee. Bezeichnend für die Geistesverfassung der neuen Machthaber war auf der anderen Seite, daß der bisherige Staatssekretär Scheidemann, als er am Nachmittag des 9. November von der Freitreppe des Deutschen Reichstags aus die Republik proklamierte, seine Kundgebung mit den albernen und dabei unwahren Worten einleitete: „Das deutsche Volk hat auf der ganzen Linie gesiegt." Das war eine grausame Selbsttäuschung. Leider hatte das deutsche Volk gar nicht gesiegt, sondern es war gegenüber der Überzahl seiner Feinde, bei unfähiger politischer Leitung durch den Hunger und durch den Dolchstoß von hinten besiegt worden.

Noske, Scheidemann

Die ersten Tage der neuen deutschen Republik boten auch für denjenigen, der ihr ohne vorgefaßte Meinung und nur mit dem Gedanken gegenüberstand, dem Vaterland möge das Ärgste erspart bleiben, das Bild völliger Verwirrung, einer fast kindischen Unfähigkeit. Die neue Regierung wurde derart gebildet, daß neben Mitgliedern der Mehrheitssozialdemokratie ebenso viele Anhänger der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei in den Rat der Volksbeauftragten berufen wurden, also je zwei Mandatare, je zwei Minister. Das war noch nie und nirgends dagewesen, seitdem das alte Rom, freilich sehr verschieden von dem neuen Deutschland, zwei Consules, zwei Quaestores, gekannt hatte. Über dem Rat der Volksbeauftragten stand als Inhaber der eigentlichen Regierungsgewalt der „Vollzugsrat der Arbeiter- und Soldatenräte". In der modernen Kunst (oder vielmehr Unkunst) machte sich eine Zeitlang der sogenannte „Dadaismus" breit, d. h. die Rückkehr zur Ausdrucksform der Säuglinge. Die Kindheit der deutschen Republik war ein politischer Dadaismus. Es tauchten Gestalten auf wie der „Leichenmüller", ein Demagoge durch und durch, so genannt, weil er erklärt hatte, nur über seine Leiche würde der

Weg zu Reichstagswahlen gehen. Natürlich erfreut sich Herr Müller heute noch des besten Wohlseins, obwohl inzwischen mehrfach zum Reichstag gewählt worden ist. Der linke Flügel der Sozialdemokraten wollte den Reichstag abschaffen und ihn durch Arbeiter- und Soldatenräte ersetzen, was, nebenbei gesagt, nicht einmal ein eigener, wenn auch noch so miserabler Gedanke war, sondern eine servile Nachahmung der bolschewistischen Regierungsweise. Nachdem durch Bethmann dem Weltkrieg in seinem Beginn unter dem Beifall aller Gedankenlosen die Spitze gegen das zaristische Rußland gegeben worden war, endete er mit einer Nachäffung der von den Bolschewisten in Rußland propagierten, selbst für ein Herdenvolk wie das russische kaum geeigneten Regierungsform.

Das Regime in Preußen

Auch in Preußen wurden zunächst für jedes Ressort zwei Minister gestellt, ein Mehrheits- und ein Unabhängiger Sozialist, ein S.P.D. und ein U.S.P.D. An die Spitze des Kultusministeriums traten der Mehrheitssozialist Konrad Hänisch und der Unabhängige Adolf Hoffmann. Der erstere hatte seinen Aufstieg als Ritter der Rosa Luxemburg begonnen, sich dann gemausert und allmählich zum gemäßigten Sozialisten entwickelt. Als solchen habe ich ihn kennengelernt. Er schien kein böser Mensch zu sein, vielmehr jovial und gemütlich, wie dies alte Bohémiens zu sein pflegen, freilich ohne feinere, geschweige denn tiefere Kultur, der Typus eines Halbgebildeten. Sein politischer Zwillingsbruder, der Berliner Kneipwirt Adolf Hoffmann, war wenigstens, was bei Schiller die Gräfin Terzky von Wallenstein fordert, ein eigener Charakter, der übereinstimmt mit sich selbst, das heißt in diesem Fall, daß er auch in parlamentarischer Rede „mir“ und „mich“ verwechselte. Er wurde, nachdem seine Ministerlaufbahn ein baldiges Ende gefunden hatte, der Wortführer der Revolution im Berliner Rathause. Sein Ton hat auf die Verhandlungen dieser Körperschaft auf Jahre hinaus ansteckend gewirkt. Die Stadtverordneten überboten sich in rohen Beschimpfungen, die bis zu tätlichen Angriffen gingen, unter wüstem Gröhlen von der Zuschauertribüne, begleitet von Stinkbomben und anderen geistigen Waffen der jungen Republik. Dieses edle Paar Hoffmann und Hänisch sollte die geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten Preußens betreuen, denen einundzwanzig Jahre lang, von 1817 bis 1838, der Freiherr von Altenstein vorgestanden hatte, der sich hier unvergängliche Verdienste um unsere Universitäten, Gymnasien und den Volksunterricht erwarb, das Kultusministerium, zu dem, und damit für die geistige Wiedergeburt Preußens, Wilhelm von Humboldt als Leiter der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten im Ministerium des Innern den Grund gelegt hatte, das Kultusministerium, das Falk und Bosse, Gustav von Goßler, Graf Robert Zedlitz und Studt geleitet hatten. In der innerlichen Abneigung der Sozialdemokratie

gegen die humanistische, die wahre und echte Bildung habe ich immer eine der Hauptgefahren der Sozialdemokratie gerade für Deutschland erblickt. Ihren prägnanten Ausdruck fand diese Antipathie in einem Artikel, den einige Jahre nach dem Umsturz der „Vorwärts" brachte und der in dem Satz gipfelte: „Der Geist von August Bebel verträgt sich nicht mit dem Geist von Julius Cäsar." Im Anschluß hieran wurde im sozialdemokratischen Zentralorgan zunächst die Einschränkung, dann die Beseitigung des Unterrichts in den klassischen Sprachen und damit eine allmähliche Aufhebung der humanistischen Gymnasien gefordert. Nichts ist übrigens richtiger, als daß sich der Geist von August Bebel nicht mit dem Geist von Julius Cäsar vertrage. Ich gehe weiter und glaube, daß der Geist von Perikles sich kaum mit dem Geist von Philipp Scheidemann verträgt, daß Plato und Gustav Bauer, Joseph Wirth und Publius Cornelius Scipio, Africanus major, Ledebour und Virgil, der Genosse Zubeil und Thucydides sich schwerlich verstanden haben würden.

Auf den Straßen Berlins

Ich habe schon hervorgehoben, daß, wenn die deutsche Revolution wie die aus ihr hervorgegangene Republik die charakteristischen Merkmale philiströsen Spießbürgertums trug, insbesondere in ihren Führern den Charakter vollendeter Mittelmäßigkeit, es dafür wenigstens in Berlin nicht zu schlimmeren Exzessen kam. Ich selbst fand mehr als eine Gelegenheit, die Harmlosigkeit der Bewegung und die Gutmütigkeit des Berliners zu beobachten. Ich unternahm täglich ausgedehnte Spaziergänge in allen Stadtteilen, ohne, obwohl ziemlich bekannt, jemals behelligt zu werden. Ich erinnere mich nur eines Zwischenfalles, der zu einer Friktion hätte führen können. Als ich, von einem längeren Spaziergang nach Charlottenburg zurückkehrend, gerade im Begriff war, die Straße zu überschreiten, um durch das Brandenburger Tor zu den Linden zu gelangen, wies ein großer, breitschultriger Mann mit wenig einladendem Gesichtsausdruck auf mich hin und schrie mit lauter Stimme: „Das ist ja der Fürst Bülow! Er wagt es, sich nach dem Sieg des Volkes auf der Straße zu zeigen?!" Ich setzte meinen Weg ruhig fort und drehte mich nicht um, bis ich die Linden erreicht hatte. Inzwischen war mein Freund verschwunden. Ich habe denselben Menschen einige Wochen später wiedergesehen, vor dem Hotel Eden, unter anderen Verhältnissen. Er war gefesselt und wurde von Soldaten in das Hotel gebracht, wo das Kriegsgericht der Gardekavallerie-Division tagte. Er warf mir einen nicht gerade freundlichen Blick zu, in dem, wie ich anerkenne, keine Angst, nur Trotz lag. Als ich nach seinem Namen frug, hörte ich, daß er ein Kommunist sei, der Jogisches heiße. Er soll am nächsten Tage bei einem Fluchtversuch erschossen worden sein.

Vielfach waren es unreife, jugendliche Elemente, die in Berlin der Entwicklung der ersten Monate das Gepräge gaben. Als wir noch im Hotel

Adlon weilten, unmittelbar nach der Revolution, drang eines Abends, während ich, einer Einladung zu einem Herrendiner folgend, nicht zu Hause war, ein angeblicher „Kommissar der Republik" in unseren Salon ein und richtete an meine Frau die Frage, ob bei uns Offiziere versteckt wären, ob ich meine Militäruniform mitgebracht hätte oder ob ich gar Waffen bei mir führe. Als meine Frau höflich erwiderte, daß ihr von derartigen, für die Sicherheit der Republik bedrohlichen Anschlägen und Rüstungen nichts bekannt wäre, entfernte sich der „Kommissar" mit einer verlegenen Entschuldigung. Ein anderes Mal sprang, als wir durch einen langen Korridor gingen, aus einer Lifttür ein nach seinem Aussehen kaum siebzehnjähriger Bursche heraus, in jeder Hand einen Revolver. Als meine Frau ihn frug, was ihn veranlasse, die Feuerwaffe auf sie zu richten, erwiderte er mit kindlichem Ausdruck: „Ach, entschuldigen Sie, gnädige Frau, aber wir sind alle so schrecklich aufgeregt. Wir sollen doch die Republik verteidigen, da muß man einen Revolver haben, aber wir wollen Ihnen nichts Böses tun. Wenn Sie wünschen, werden wir Sie gern auf Ihrem Spaziergang als Schutzwache begleiten." Ich lehnte diese republikanische Ehrengarde mit freundlichem Dank ab.

Als wir eines Tages von den Linden in die Wilhelmstraße einbogen, in der ich als Staatssekretär und als Reichskanzler zwölf Jahre gewirkt hatte, wo mein Vater als Staatssekretär Bismarck zur Seite gestanden war, wo Bismarck, der große Kanzler, gewaltet hatte, pfiffen Kugeln. Einige fegten die Straße entlang, andere schlugen in die Höfe und an die Wände der Häuser. Ich glaubte mich in die schönen Tage des siegreichen Kriegs gegen Frankreich versetzt. Ich führte meine Frau unter einen Hauseingang. Während wir dort standen, fuhr ein Automobil an uns heran, und der Chauffeur, der mich erkannt hatte, frug, wohin er mich fahren dürfe. Ich dankte ihm und bat ihn, uns im Hotel Adlon abzusetzen. Als wir dort, nach einem Umweg durch die Leipziger und Bellevuestraße, eintrafen, entfernte er, als ich ausstieg, eine kleine rote Fahne, die er neben sich auf dem Bock aufgepflanzt hatte. Mit der so sympathischen Gutherzigkeit des echten Berliners meinte er, er habe mich nicht um Erlaubnis gebeten, das rote Zeichen aufzustecken, da er vorausgesehen hätte, daß ich das nicht gestatten würde. Er habe es aber doch getan, damit meiner Frau nichts passiere.

Als der Besitzer des Hotels Adlon mich bat, unser Appartement zu räumen, da er bei der Möglichkeit von Straßenkämpfen auf dem Pariser Platz für seine kostbaren Fensterscheiben fürchte und die Fensterläden geschlossen halten müsse, hielt ich es für besser, ein anderes Quartier aufzusuchen. Seit langem war mir das in der Nähe des Tiergartens schön gelegene Hotel Eden bekannt, das ein Sohn meines alten Regimentskame-

Im Hotel Eden

raden, des bei der Schilderung meiner Kriegserlebnisse von mir erwähnten biedern Scharfenberg, ein begabter Architekt, erbaut hatte. Ich hatte während meiner Amtszeit das Hotel mehrmals besichtigt, da es dem Staat für das Landwirtschaftsministerium und für das Oberpräsidium der Provinz Brandenburg angeboten worden war. Der Besitzer war gern erbötig, uns ein geeignetes, nach vorn mit schöner Aussicht auf den Tiergarten gelegenes Appartement einzuräumen, konnte es aber erst nach einigen Tagen freibekommen und bat uns, inzwischen eine von ihm in der Nähe des Hotels Eden besorgte kleinere Wohnung in einer Pension der Kurfürstenstraße zu beziehen. Dort begegnete ich einer Dame, über die viel und meist unfreundlich gesprochen worden ist, die aber, wie mir scheint, besser ist als ihr Ruf. Die Gräfin Hetta Treuberg war die Tochter wohlhabender, fein gebildeter israelitischer Eltern, die sie in jungen Jahren mit einem bayrischen Offizier vermählt hatten, der im Kriege wacker seinen Mann stand, aber nicht gerade geschaffen war, einer Frau von höheren geistigen Ansprüchen himmlische Rosen ins irdische Leben zu flechten. In den Sprüchen Salomonis heißt es: „Wer seine Rute schonet, der hasset seinen Sohn, wer ihn aber lieb hat, der züchtiget ihn bald." Es steht aber nirgends geschrieben, daß Frauen gegenüber diese Erziehungsmethode erlaubt oder gar empfehlenswert sei. Es war begreiflich, daß eine so üble Behandlung von seiten eines Aristokraten die Gattin in das rote Lager getrieben hatte. Sie trug ihre kommunistischen Ansichten mit Feuereifer zur Schau und wurde deshalb im letzten Jahr des Weltkrieges, unter dem alten System, in einem pommerschen Städtchen interniert. Aber auch das republikanische Regime hat unter Ebert und Bauer die Ärmste schließlich aus Berlin ausgewiesen. Sie war emsig bemüht, uns den Aufenthalt in der Kurfürstenstraße angenehm zu machen. Sie wünschte namentlich, mir einige ihrer linksstehenden Freunde vorzuführen. Ich lernte auf diese Weise den Redakteur des „Vorwärts" Herrn Stampfer kennen und den später oft genannten Abgeordneten Breitscheid. In dem Erstgenannten fand ich einen Mann von feinem Verstand und guten Formen. Dr. Breitscheid, der übrigens mit vollendeter Höflichkeit und nicht ohne Geist diskutierte, schien mir einen Typus zu repräsentieren, der in romanischen Ländern häufiger ist als bei uns: den Radikalen, der sehr avancierte Meinungen zur Schau trägt, aber nur so lange, bis ein Ministerposten in greifbare Nähe rückt. Als das uns im Hotel Eden in Aussicht gestellte Appartement frei wurde, übersiedelten wir von der Kurfürstenstraße nach dem Kurfürstendamm. Einige Tage nach unserer Ankunft erblickte ich im Korridor Uniformen und erfuhr, daß der Stab der Gardekavallerie-Division nach dem Hotel Eden verlegt worden wäre. Am nächsten Morgen wurde uns erzählt, daß in der Nacht Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg dem Militärgericht der Gardekavallerie-Division

vorgeführt worden wären. Bei seinem Abtransport sei Liebknecht bei einem Fluchtversuch im Tiergarten erschossen worden. Rosa Luxemburg wäre, als sie aufrührerische Rufe ausstieß, von einem Soldaten durch einen Kolbenschlag der Schädel eingeschlagen worden. Wir hatten von dem ganzen Vorgang nichts gemerkt.

Der Einzug der Truppen

Während unseres Aufenthaltes im Hotel Eden hatte ich einen Anblick, der zu den wehmütigsten, den schmerzlichsten meines Lebens gehört, den Einzug unserer Truppen nach dem verlorenen Feldzug, nach dem Sturz der preußischen Monarchie. Ich werde nie die Haltung vergessen, in der die Offiziere ihre tapferen Leute vorbeiführten. Man sah ihnen die unsäglichen Mühen, Leiden und Entbehrungen an, die sie durchgemacht hatten. Man las in ihren Mienen und in den Gesichtern der Soldaten den Stolz auf das in vier Jahren im Kampf gegen eine gewaltige Übermacht Geleistete, aber auch den Schmerz und den Zorn, daß solchem Heroismus, der alles übertrifft, was die Kriegsgeschichte irgendeines Volkes aufweist, in einem Kampfe mit der ganzen Welt, mit Rußland und Frankreich, mit England und Amerika, mit Belgien und Italien, mit Serbien und Rumänien, der endliche Sieg versagt blieb.

Als 1840 Nikolaus Becker den Kriegsdrohungen der Franzosen sein Rheinlied („Sie sollen ihn nicht haben") entgegensang, antwortete ihm Alfred de Musset mit dem Trutzlied: „Nous l'avons eu votre Rhin allemand". In dem französischen Liede fragt der Dichter die im Befreiungskrieg gegen Frankreich koalierten Mächte: „Combien, au jour de la curée, étiez-vous de corbeaux contre l'aigle expirant?" Das können die deutschen Helden des Weltkrieges die Mächte und Heere der Entente fragen. Wie viele Raben und Krähen und Geier mußten sich zusammentun, um den deutschen Aar zu bezwingen! In England, in Frankreich, in Italien wurden dem „unbekannten Soldaten" Ehrendenkmäler errichtet. Die durch das Los bestimmte Leiche eines im Kriege gefallenen Soldaten wurde in Italien unter dem Nationaldenkmal für den „Padre della patria", den König Viktor Emanuel II., in Frankreich unter dem Arc de Triomphe, der an Napoleon und an die Grande Armee erinnert, in England im Mittelpunkt der Haupt- und Weltstadt London beigesetzt. Und noch heute werden täglich Kränze an diesen einem ganzen Volke heiligen Erinnerungsstätten niedergelegt. Kein solches Denkmal ziert die Hauptstadt des Deutschen Reiches. Auch das ist ein betrübender Beweis für die Schwäche unseres Nationalgefühls, für die Unfähigkeit der regierenden Republikaner, dieses Nationalgefühl zu erwecken, zu beleben und zu kräftigen. Ein Beweis auch unseres Mangels an Pietät und Dankbarkeit für das, was Volk und Heer in dem größten Kriege aller Zeiten geleistet haben. Um so mehr muß das Andenken an die alte Armee, an ihre Kämpfe und

ihren Heroismus fortleben in dem Herzen jedes Deutschen, der diesen Namen verdient. Die Franzosen haben 1871 das stolze und schöne Wort vom „glorieux vaincu" geprägt. Selbst dieser Begriff ist den im Bannkreis der Sozialdemokratie stehenden Massen fremd. Sie halten sich teilnahmlos, wenn nicht innerlich abgeneigt zur Seite, wenn in den Kreisen der Verbände ehemaliger ruhmreicher Regimenter der Versuch gemacht wird, militärisches Ehrgefühl, gerechten Stolz und gesunden Patriotismus zu beleben. Vorerst sind nur in Bayern, wo auf die bolschewistische Welle eine heilsame Reaktion einsetzte, nationale Gedächtnisfeiern mit erfreulich militärischem Einschlag möglich gewesen. Das besiegte Frankreich ließ in der ersten Hälfte der siebziger Jahre im Tuileriengarten das schöne Denkmal von Mercié errichten, das eine kräftige Frau in elsässischer Tracht darstellt, die mit dem Gewehr in der Hand dem Feind die Stirn bietet, während zu ihren Füßen der Sohn zusammengebrochen ist. Das ist stolz und stark und schön. Greulich dagegen und erbärmlich das Monument, durch das sich Frankfurt verunzierte, einst die Krönungsstadt der römischen Kaiser deutscher Nation: Ein unförmliches Weib, das nur aus Gesäß zu bestehen scheint, kauert am Boden, als ob sie noch ein paar Fußtritte erwartete.

Loebell enthoben

Bei großen Krisen im Leben der Völker tritt der Wert oder Unwert des einzelnen deutlicher und schärfer in Erscheinung als im ruhigen Gleichmaß der Tage. Als nicht lange nach dem Umsturz das übliche Diner des Brandenburgischen Provinziallandtages stattfand, gedachte in seiner Tischrede der Oberpräsident von Loebell als aufrechter Mann wie in jedem Jahr der Verdienste der Hohenzollern um die Mark Brandenburg, um Preußen und um Deutschland. Das neue Regime gab sich die lächerliche Blöße, Herrn von Loebell seines Postens zu entheben, den dieser, einer unserer tüchtigsten Verwaltungsbeamten, zur allgemeinen Zufriedenheit ausfüllte. Als ob eine solche Maßregelung Jahrhunderte des Ruhms, der Größe und der Wohlfahrt auslöschen könnte! Anders als Herr von Loebell, der sich nie der besonderen Gunst des Kaisers Wilhelm II. erfreut hatte, verhielt sich Adolf von Harnack, der Liebling und Adorant Seiner Majestät. Noch kurz vor dem Umsturz hatte ich ein soeben erschienenes, mir von Harnack übersandtes Buch gelesen, das eine Reihe von Vorträgen enthielt, die deutsche Hochschullehrer gegen die falsche Beurteilung der inneren deutschen Verhältnisse durch den amerikanischen Präsidenten Wilson gehalten hatten. Die von Harnack verfaßte Einleitung des in ausgesprochen nationalem und königstreuem Geiste gehaltenen Buches war ein Hymnus auf das Haus der Hohenzollern, von dem uns, wie Seine Exzellenz sich ausdrückte, keine Macht der Erde scheiden könne. Aber der „weltgewandte Gottesmann", wie ihn mit treffendem Witz der „Kladderadatsch" einst genannt hatte, konnte auch anders. Wenige Tage nach dem Umsturz erschien der älteste

Sohn des Panegyrikers der Hohenzollern bei mir, um mir das Bedauern seines Vaters auszudrücken, daß er mich nicht besuchen könne. Er müsse vorerst in seiner Eigenschaft als Generaldirektor der nun nicht mehr königlichen, sondern Staats-Bibliothek seinen beiden neuen Chefs, Ihren Exzellenzen Herrn Konrad Haenisch und Herrn Adolf Hoffmann, seine Aufwartung machen. „Papa", fügte der junge Mann erläuternd hinzu, „stellt sich auf den Boden der Tatsachen, und ich selbst bin zu den Sozialdemokraten gegangen." Mit dem früher zur Schau getragenen Royalismus hat übrigens Professor Adolph Harnack nicht gleichzeitig die Exzellenz abgelegt, die er der Gnade Seiner Majestät verdankte.

Erzberger in Compiègne

Die Geburtsstunde der deutschen Republik fällt zeitlich zusammen mit dem Waffenstillstand von Compiègne, der am 11. November 1918 geschlossen wurde, der die ersten Ketten der Bedrückung um uns legte und der dem Schandfrieden von Versailles den Weg bereitet hat. Erzberger, der im Kreise der neuen Machthaber als ein Mann galt, der auf Grund der vielfachen Auslandsreisen, die er während des Krieges als Geschäftsführer und ohne Auftrag unternommen hatte, Erfahrung in auswärtiger Politik besäße, war nach Compiègne mit der Wahnidee gefahren, dort im Anschluß an den militärischen Teil der Verhandlungen über einen Präliminarfrieden verhandeln zu können. Er hatte die Idee des Präliminarfriedens wie die des Völkerbundes auch literarisch propagiert. Er war überzeugt, seine im Ausland kaum beachteten Broschüren müßten der Gegenseite die Augen darüber öffnen, was ihr fromme. Ein entmilitarisiertes, demokratisches, republikanisches Deutschland war nach seinem und seiner Kollegen und Freunde Glauben ein allen willkommenes Mitglied des Völkerbundes, war allseitiger Sympathien und allgemeiner Hilfe zum Wiederaufbau sicher. Sein naiver Optimismus, seine vollständige Unkenntnis der Verhältnisse des Auslandes und der Mentalität unserer Feinde sahen sich grausam enttäuscht. Der Marschall Foch eröffnete die Verhandlungen, indem er dem deutschen Unterhändler durch einen Generalstabsoffizier ein umfangreiches Konvolut in doppelter Ausfertigung übergeben ließ, auf das Herr Erzberger sich bis abends sechs Uhr zu äußern hätte. Die Stunden waren kärglich bemessen, selbst für einen Unterhändler, der des Französischen vollkommen mächtig und daher imstande gewesen wäre, den Text für sich zu lesen und dann mit seinen Herren zu besprechen. In diesem Punkte fehlte es leider bei dem armen Matthias Erzberger an aller und jeder Grundlage. Er, der kein Wort Französisch verstand, der nicht imstande war, ein kurzes Entrefilet des „Temps" zu lesen, stand völlig ratlos vor diesen komplizierten Texten. Das gesamte Material ist später veröffentlicht worden, und es ist ein erschütternder Gedanke, daß in jenen Unglückstagen ein Mann sich zu den Propositionen der Entente zu äußern hatte, der erst die

mühselige Übersetzungsarbeit seines Büros abwarten mußte, um sich überhaupt ein Bild von dem zu machen, was die Gegenseite verlangte. Kostbare Stunden gingen hierbei verloren.

Was Marschall Foch in Compiègne begonnen hatte, wurde bei den weiteren Verhandlungen in Trier, Mainz und Spa System: dem Gegner kurze Fristen setzen und rücksichtslos abreisen, wenn die Frist abgelaufen war. Der Schaden, den die absolute Unfähigkeit Erzbergers zur Führung derartiger Verhandlungen angerichtet hat, ist nicht zu bemessen und ist nie wieder gutzumachen. Er hatte geglaubt, als Zivilist, als „Volksmann" dem französischen Marschall Vertrauen einzuflößen, erfuhr aber von ihm nur eine hochmütige und verletzende Behandlung. Erzberger kam unter den Druck von Foch, dem die Hilf- und Abwehrlosigkeit des deutschen Verhandlungsführers eine Art sadistischer Freude bereitete, von Verzicht zu Verzicht.

Es dauerte lange, bis die Erkenntnis von seiner Unzulänglichkeit über den Salonwagen hinausdrang, der Erzberger in jenen Monaten wiederholt zu Marschall Foch führte. Die ersten substantiierten Klagen kamen aus den Kreisen der Reederei und Schiffahrt, deren Interessen Erzberger zu leichtfertig vertreten hatte, als daß sie dazu hätten schweigen können. Erzberger hatte, leichtsinnig und unüberlegt wie er war, die Aufforderung des Marschalls Foch, sich in Trier zu einer dreitägigen Verhandlung einzufinden, dahin beantwortet, daß ihm zwei Verhandlungstage genügten. Bestimmend für dieses seltsame Verhalten war sein Wunsch gewesen, Trier auf dem Umweg über die Schweiz zu erreichen, wo er einen der Agenten zu sehen beabsichtigte, die dort in seinem Solde sich gute Tage machten, ohne etwas Greifbares dafür zu leisten. Als die Waffenstillstandskommission in Trier eintraf, stellte es sich heraus, daß Foch gute Gründe gehabt hatte, drei Verhandlungstage vorzuschlagen. Er wünschte über die Modalitäten der Auslieferung der deutschen Handelsflotte zu verhandeln und war der Ansicht gewesen, daß hierzu die Zuziehung von Sachverständigen aus Reederei- und Schiffahrtskreisen notwendig war. Da Foch seinen Verhandlungsgegenstand nicht vorher zu präzisieren pflegte, war dies eine vollkommene Überraschung, und die in aller Eile telegraphisch herbeigerufenen Sachverständigen kamen, dank dem unüberlegten Verzicht Erzbergers, eine Stunde vor der zur Unterzeichnung der Abmachungen bestimmten Frist an, auf der Marschall Foch unerbittlich beharrte.

Graf Brockdorff-Rantzau

Es war unter diesen Umständen nicht zu verwundern, daß Erzberger, der Reklame ungeachtet, die er für sich machte, durch seine mangelhafte Geschäftsführung allmählich auch die Unzufriedenheit Eberts und Scheidemanns erregte, die eine Reise Erzbergers nach der Schweiz benutzten, um den Grafen Brockdorff-Rantzau mit der Vorbereitung der Friedens-

verhandlungen zu betreuen. Für den geschäftigen und eitlen Matthias, der sich im Geiste schon in Paris als Mittelpunkt des Weltinteresses gesehen hatte, war dies ein harter Schlag. Er verlor aber nicht den Mut. Konnte er nicht in Versailles sein Licht leuchten lassen, so war er dafür in Berlin und Weimar um so eifriger bemüht, Brockdorff-Rantzau Schwierigkeiten zu bereiten. Er unterließ nichts, was die Entente in der Überzeugung bestärken konnte, die von ihm geführte Reichstagsmehrheit werde letzten Endes jeden Frieden schlucken. Ich bestreite nicht, daß Erzberger in seiner politischen Unzulänglichkeit sich einbildete, durch Zutraulichkeit und Folgsamkeit unsere Lage zu verbessern. Ich bestreite auch nicht, daß er seine These, kein momentanes Opfer sei zu groß, wenn wir uns die Einheit der Nation erhielten, mit Energie verfochten hat. Er hat aber durch den Eifer, mit dem er seine Ideen propagierte, der deutschen Sache schweren Schaden zugefügt, da die Entente in Weimar in Gestalt von Journalisten und Agenten genügende Kanäle besaß, um über die jeweilige Tagesmeinung des „grand Mathieu" auf dem laufenden zu bleiben.

Das Friedensdiktat

Als Graf Brockdorff-Rantzau, was ihm zur Ehre gereicht, sich weigerte, den Frieden zu unterzeichnen, und zurücktrat, sorgte Herr Erzberger für Ersatz, indem er die Ernennung Hermann Müllers (Franken) durchsetzte, der gemeinsam mit dem Zentrumsabgeordneten Bell die Rolle des Unterzeichners auf sich nahm. Niemals ist einem Volke ein gleich vernichtender, ein so schimpflicher Friede mit größerer Brutalität aufgezwungen worden wie dem deutschen Volke der Schandfriede von Versailles. Bei allen Kriegen der letzten Jahrhunderte waren dem Friedensschluß Verhandlungen zwischen dem Sieger und dem Besiegten vorausgegangen. Nach dem Dreißigjährigen Kriege wurde drei Jahre lang in Münster und Osnabrück verhandelt, bis der Westfälische Friede zustande kam. Nach dem Siebenjährigen Kriege gingen dem Frieden von Hubertusburg geheime Verhandlungen zwischen Maria Theresia und dem großen König Friedrich voraus. Napoleon hat nach seinen größten Siegen und durchschlagendsten Erfolgen in Campoformio, in Lunéville, in Amiens, in Preßburg, in Wien unterhandelt.

Als der große Korse gestürzt worden war, schuf in dreivierteljähriger Tätigkeit der Wiener Kongreß die Grundlagen für das neue Europa. Auf den Krimkrieg folgte der Pariser, auf den Russisch-Türkischen Krieg von 1877/78 der Berliner Kongreß. Fürst Bismarck hat, wie nach dem böhmischen Feldzug mit den österreichischen und süddeutschen Abgesandten, so auch nach dem siegreichen Kriege gegen Frankreich mit Jules Favre, mit Thiers in Versailles und in Frankfurt am Main verhandelt, lange, eingehend und höflich verhandelt. Nach dem Spanisch-Amerikanischen, nach dem Russisch-Japanischen Krieg wurde verhandelt. Ein

Friede ohne vorhergegangene Verhandlungen, ein Diktatfriede wie der von Versailles ist so wenig ein wirklicher Friede, wie es eine Eigentumsübertragung ist, wenn ein Raubmörder einen Unglücklichen zu Boden schlägt und ihn dann zwingt, ihm sein Portemonnaie auszuhändigen.

Im Frieden von Versailles verloren wir über siebzigtausend Quadratkilometer mit über sieben Millionen Einwohnern. Wir verloren nicht nur die Reichslande, Straßburg, die wunderschöne Stadt, und die Feste Metz, um die und für die so viel teures deutsches Blut geflossen war, wir verloren auch Posen, unsere Kornkammer. Wir verloren den größeren Teil von Westpreußen, das schon im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert durch den Deutschen Orden für das Deutschtum gewonnen, im achtzehnten Jahrhundert durch den großen Preußenkönig wiedergewonnen worden war. Wir verloren Teile von Ostpreußen, ja von Pommern. Wir verloren den größten Teil von Oberschlesien und damit ein Hauptzentrum der deutschen Industrie. Wir verloren sogar das urdeutsche Danzig, die Heimat von Schopenhauer, Fahrenheit, des genialen Kupferstechers und Malers Chodowiecki, eine der schönsten und ehrwürdigsten deutschen Städte. Wir verloren einen Teil von Nordschleswig, das deutsch gesinnte Huldschinerländchen, die wallonischen, aber treu an Deutschland und Preußen hängenden Bewohner von Eupen und Malmédy. Als Büttel, um den gefesselten Riesen zu bewachen, wurden uns Polen und die Tschechoslowakei in die Flanken gesetzt. Beide uns feindlich gesinnten Länder durften ihre Heere beliebig vergrößern, das stand auch den Siegerstaaten frei, während unser Heer, einst das stärkste, das tapferste der Welt, auf eine kaum zur Aufrechterhaltung der inneren Ordnung genügende Polizeitruppe reduziert wurde. Unsere schöne Marine wurde auf wenige Linienschiffe und Kreuzer beschränkt. Alle anderen Schiffe mußten ausgeliefert werden. Wir allein durften keine U-Boote haben, Küstenbefestigungen nur in beschränktem Umfange. Kiel wurde offener Hafen, Helgoland entfestigt. Die Versenkung der Panzerschiffe durch die deutsche Besatzung bei Scapaflow war ein Sonnenstrahl aus dunklem Gewölk. Es wurde uns, vielleicht der größte Schimpf, jedenfalls die größte Lüge, ein Schuldbekenntnis abgezwungen, in dem wir gegen die Überzeugung unseres ganzen Volkes anerkannten, wir wären als die alleinigen Urheber des Krieges verantwortlich für alle Verluste und Schäden, welche die Ententestaaten infolge des ihnen durch den deutschen Angriff aufgezwungenen Krieges erlitten hätten. Wir hatten der Entente, wie ich kaum noch einmal hervorzuheben brauche, den Krieg nicht nur nicht aufgezwungen, sondern wir waren im Sommer 1914 durch die Einfältigkeit und Ungeschicklichkeit unserer Regierenden in die uns gelegten Netze hineingestolpert.

Die Schuldfrage

Das neue Regime hat geglaubt, die Sache Deutschlands in der Schuld

frage durch eine Akten-Publikation zu fördern, die alle politischen Schriftstücke des Auswärtigen Amtes von der Gründung des Reichs bis zum Ausbruch des Weltkrieges umfassen soll und die jetzt ihrem Ende entgegenzugehen scheint. Ausgenommen die russischen Bolschewisten, denen es nur darauf ankam, die alte politische und soziale Weltordnung zugunsten der von ihnen angestrebten kommunistischen Weltherrschaft zu diskreditieren, hat keine andere Großmacht je daran gedacht, ihre Archive zu öffnen. War diese mit so rührendem Eifer vorgenommene deutsche Publikation richtig? Genützt hat sie uns jedenfalls nicht. Der Haß der Franzosen gegen uns, der um so größer ist, je mehr sie unsere latente Kraft fürchten, die kalte, nur durch die Rücksicht auf das eigene Wohlbefinden inspirierte politische Selbstsucht Englands, die traditionelle und unüberwindliche Feindschaft der Polen gegen deutsches Wesen und deutsche Macht sind dadurch nicht entwaffnet worden. Die Indiskretion, mit der bei dieser Akten-Publikation vertrauliche Äußerungen fremder Diplomaten und Minister der Öffentlichkeit preisgegeben wurden, die Unvorsichtigkeit, mit der in unseren Akten enthaltene kritische Äußerungen über ausländische Institutionen, Sitten und Notabilitäten in die Öffentlichkeit geworfen wurden, wird alle fremden Diplomaten und Staatsmänner veranlassen, sich künftig in ihren Gesprächen mit deutschen Vertretern der äußersten Vorsicht zu befleißigen. Jeder diplomatische Verkehr beruht, wie Bismarck uns oft eingeschärft hat, auf Vertrauen zur Diskretion des andern. Wo dieses Vertrauen fehlt, ist ein solcher Verkehr von vornherein unfruchtbar.

Gewiß bestätigt die Akten-Publikation die Tatsache, daß Fürst Bismarck und alle seine Nachfolger seit dem Frankfurter Frieden unentwegt und ehrlich den Frieden gewollt haben. Es wird ihnen das aber von unseren Feinden in keiner Weise als Verdienst angerechnet. Die Franzosen haben eine gute Bezeichnung für den Spieler, der, wenn er gewonnen hat, sich erhebt und nicht weiterspielt. Sie nennen das: Faire Charlemagne. Das will ungefähr dasselbe sagen wie die volkstümliche Berliner Redewendung: Kalte Füße kriegen. Daß wir unsere gewaltigen Gewinne von 1864, 1866 und 1870/71 nicht wieder aufs Spiel setzen wollten, fand jedermann im Ausland klug und vom deutschen Standpunkt aus durchaus begreiflich und richtig. Aber niemand sah darin einen Beweis besonderer Tugend. Man interessiert sich in der Welt überhaupt nicht besonders für unsere Politik vor 1914. Aber man wünscht zu wissen, warum wir im unheilvollen Hochsommer 1914 so operiert haben, wie wir leider operierten. Die beiden politisch naivsten Menschen, die mir in meinem langen Leben vorgekommen sind, waren, dies nebenbei gesagt, der Präsident des Alldeutschen Verbandes, Professor Ernst Hasse, und der Herausgeber der Diplomatischen Akten des Auswärtigen Amtes, Herr Dr. Friedrich Thimme. Ich habe

seinerzeit die Antwort wiedergegeben, die mir im Dezember 1900 bei einer zufälligen Begegnung außerhalb des Reichstags, im Berliner Tiergarten, Hasse erteilte, als ich ihn, auf dem Höhepunkt des Südafrikanischen Krieges, darauf hinwies, wie sehr er durch seine direktions- und taktlose Agitation für die Buren meine Bemühungen erschwere, zwischen dem deutschen und dem englischen Volke aufrichtig-freundschaftliche Beziehungen herzustellen. Er habe, meinte der biedere Hasse, wie das Recht so die Pflicht, den Gefühlen des deutschen Volkes Ausdruck zu geben, an mir, dem Minister, sei es, dafür zu sorgen, daß unsere diplomatischen Beziehungen zu England dadurch nicht geschädigt würden. Als ich viele Jahre später Herrn Dr. Friedrich Thimme auseinandersetzte, daß durch die allzu weit gehende Gründlichkeit und Ehrlichkeit seiner Publikationen unseren ohnehin nach unserer Niederlage unter schwierigen Verhältnissen tätigen Auslandvertretern ihre Arbeit erheblich erschwert würde, erwiderte mir der gleichfalls biedere Mann: „Durchlaucht, die Wahrheit! Die Wahrheit! Der Diplomat mag sich von opportunistischen Erwägungen leiten lassen. Der Staatsmann mag der wirklichen oder vermeintlichen Staatsräson folgen. Der Historiker hat nur ein einziges Ziel: Die Wahrheit. Ihr allein diene ich, was auch danach kommt." Er sprach das Wort „Wahrheit" mit starkem Nachdruck aus, ore rotundo: „Die Wooorheit!" Als ich den trefflichen Mann freundlich darauf aufmerksam machte, daß weder Frankreich noch England noch Italien alle ihre Archive in diesem Umfange geöffnet hätten, meinte er stolz: „Dann stehen eben diese Länder moralisch tief unter uns, auch wenn sie die Sieger sind." Und von seiner moralischen Höhe blickte er stolz auf mich wie einst Herr Hasse.

Der Wert der nach unserem Zusammenbruch in Deutschland veröffentlichten retrospektiven historischen Betrachtungen steht nicht auf der Höhe ihrer Zahl. Wer aus dem Rathaus herauskommt, pflegt ja klüger zu sein als vorher. Es ist leichter für den Historiker, den Gang der hinter ihm liegenden Ereignisse zu kritisieren, als es für den Staatsmann ist, die Ereignisse richtig zu benutzen und zu meistern. Wenn unsere Historiker wirklich so klug und geschickt wären, wie sie sich in ihren Betrachtungen vor dem Publikum hinstellen, so könnten wir ja gar nichts Besseres tun, als ihnen von jetzt an die Leitung unserer auswärtigen Politik und die Führung unserer Verhandlungen mit den anderen Mächten zu übertragen. Würden sie es besser gemacht haben, als es in Genf, in Locarno und in Genua unsere damaligen Vertreter, als es Marx und Luther, als es Rathenau und namentlich Gustav Stresemann gemacht haben? Ich glaube gern, daß die meisten dieser Herren nicht solche Fehler begangen haben würden, wie sie im tragischen Hochsommer 1914 Bethmann und Konsorten leider Gottes sich zu schulden kommen ließen. Dazu gehörte nur ein bißchen normaler

Menschenverstand, ein wenig Vorsicht und Überlegung. Aber würden die Kritiker der vorher von uns gemachten Politik ihre Sache in den beiden schwierigen Jahrzehnten nach Bismarcks Rücktritt wirklich besser gemacht haben, als sie damals gemacht wurde?

Für die meisten der von mir gekennzeichneten retrospektiven Betrachtungen treffen zwei oft zitierte, banal gewordene, aber noch immer aktuelle Dichterworte zu: Daß die Kritik leicht ist, schwer die Kunst, und daß die Gedanken leicht beieinander wohnen, die Sachen aber sich hart im Raume stoßen.

Generalfeldmarschall von Hindenburg an Bülow zum 75. Geburtstag des Fürsten

Hannover, 4. Mai 1924

Hochverehrter Fürst!

Euerer Durchlaucht 75jähriger Geburtstag darf nicht vorübergehen, ohne daß ich unserm Senior treue und herzliche Glück- und Segenswünsche ausspreche. Gott erhalte Sie noch lange in gewohnter Rüstigkeit und Frische und lasse Sie den Wiederaufstieg des Vaterlandes, das heute an einem Wendepunkt seiner Geschichte steht, erleben!

Mit dem Ausdruck größter Werthschätzung

Euerer Durchlaucht
sehr ergebener Confrater
v. Hindenburg

Die Bezeichnung „Confrater" bezieht sich auf die gemeinsame Zugehörigkeit zum Domkapitel in Brandenburg a. d. Havel. Hindenburg war damals Domdechant, Bülow Senior des Domkapitels.

Hannover, 4. Mai 1924.

Hochverehrter Fürst!

Euer Durchlaucht 75. jährigen Geburtstag darf nicht vorübergehen, ohne daß ich Ihnen meine herzlichen Glück- und Segenswünsche aussprache. Gott erhalte Sie noch lange in ungebrochener Rüstigkeit und Stärke und lasse Sie den Wiederaufstieg des Vaterlandes, des Sie sich um einen Stamm großen Verdienste erworben haben, noch selber Geschichte schauen!

Mit dem Ausdruck ganz besonderer Hochschätzung

Euer Durchlaucht

sehr ergebener Verehrer

v. Hindenburg.

XXIV. KAPITEL

Der Geist von Weimar • Erzberger • Die politische Unfähigkeit der führenden Männer in Weimar • Fehler des alten Systems, seine Stellung zum Parlamentarismus • Wieviele Reichskanzler seit der Revolution? • Hat Bismarck die Stellung der Krone zu stark gestaltet? • Rückblick Bülows auf sein eigenes Leben • Bülow nicht einseitiger Laudator temporis acti • Symptome allmählicher Besserung der Verhältnisse in Deutschland • Hindenburg • Deutschlands Zukunft

Die Neuordnung von 1919

Der Geist, aus dem die eben charakterisierten Akten-Publikationen hervorgingen, war der Geist von Weimar, aber nicht der Geist von Goethe und Schiller, sondern der Geist, unter dessen Ägide die Nationalversammlung stand, der neben dem Abschluß des Friedens mit den alliierten und assoziierten Mächten die durch den Umsturz notwendig gewordene Regelung unserer neuen staatsrechtlichen Verhältnisse oblag. Es war jener Weimarer Geist, dem der gute Fritz Ebert huldigen wollte, als er als ersterwählter Reichspräsident am Doppelstandbild unserer Dichterfürsten in Weimar einen Kranz niederlegen ließ mit der Inschrift: „Genio loci." Es war der Lügengeist, der 1918/1919 die Köpfe der damals Deutschland führenden Männer umnebelt hat. Es ist der Geist des falschen Pazifismus, einer erträumten internationalen Verbrüderung, der Geist einer überstürzten und falsch verstandenen Demokratie. Es war der Wahnglaube, daß das deutsche Volk, sobald es seine Dynastien verjagt, sein Heer und seine Flotte aufgelöst, seine Handelsschiffe ausgeliefert, mit allen großen Traditionen seiner Vergangenheit gebrochen, seinen redlichen Willen zur Demokratie bekundet habe, auf die Sympathie der ihm früher feindlichen Mächte und auf Unterstützung für seinen Wiederaufbau rechnen könne. Die Phantasten von Weimar übersahen, daß die Entente, in der klaren Erkenntnis, daß die im deutschen Volke schlummernden Kräfte, daß sein Sinn für Arbeit und Ordnung, daß seine Begabung auf technischem und organisatorischem Gebiet Deutschland in Bälde den Wiederaufstieg ermöglichen würden, entschlossen war, alles aufzubieten, um das deutsche Volk auf möglichst lange hinaus in politischer und wirtschaftlicher Verkrüppelung zu halten. Unsere Phantasten und Ignoranten haben den sadistischen Haß der Franzosen unterschätzt, ihre neurasthenische Furcht vor der automatischen Bevölkerungszunahme Deutschlands nicht genügend

in Rechnung gestellt. Sie hatten nicht begriffen, daß unsere Bereitwilligkeit, immer und überall nachzugeben, die Dreistigkeit der einen, den systematischen Vernichtungswillen der anderen unserer Feinde nur verstärken konnte. Dieser Geist hat dazu beigetragen, daß dem deutschen Volk auch nach dem Friedensschluß immer wieder neue schwere und schmerzliche Opfer auferlegt wurden, daß Deutschland durch eine Leidenszeit hindurchgehen mußte, wie sie ähnlich nie ein Volk erlebt hat und deren Höhepunkt der Ruhreinbruch von 1923 mit allen seinen in der Geschichte der Neuzeit unerhörten Greueln und Gewalttätigkeiten darstellt. Wenn der in Poincaré und Foch verkörperte Vernichtungs- und Eroberungswille der Franzosen sich am zähen Widerstand und am treuen Durchhalten aller politischen und wirtschaftlichen Kreise des Ruhrgebietes und der Rheinlande gebrochen hat, wenn die Umtriebe des Separatisten-Gesindels nicht die von Paris angestrebte Absplitterung der Rheinlande vom Deutschen Reich fördern konnte, so gebührt das Verdienst daran dem gesunden Sinn der Bevölkerung, die ohne Unterschied der Partei, in unsäglichen Leiden, sich gegen den fremden Eindringling gewehrt und rohen, brutalen französischen Generälen vom Typus de Metz und Mangin die Durchführung ihrer Aufgabe unmöglich gemacht hat. Der Geist, in dem die Rheinlande und das Ruhrgebiet ihren Abwehrkampf gegen die fremde Besatzung geführt haben, ist nicht der Pseudogeist von Weimar. Es ist alte deutsche Sinnesart.

Französische und deutsche Nationalversammlung

Mit Neid blicke ich auf die Verhandlungen der französischen Nationalversammlung in Bordeaux, die im Frühjahr 1871 der Annahme des Frankfurter Friedensvertrages vorausgingen. In prächtigen Worten verkündete der größte Dichter Frankreichs, Victor Hugo, seinen unerschütterlichen Glauben an die Zukunft seines Landes. „Ja, der Tag wird kommen", rief er der Versammlung zu, „wo Frankreich sich wieder erheben wird. Mit einem gewaltigen Sprung wird es Straßburg und Metz wiedererobern. Nur diese beiden Städte? Nein, es wird seine Hand auf Köln und Mainz, Koblenz und Trier legen." Als ein Teil der Kammer den Dichter mit dem Ruf unterbrach, Frankreich fordere nur, was wirklich zu Frankreich gehöre, entgegnete Victor Hugo: „Warum setzen Sie meinem Patriotismus Schranken!" Und als Thiers, der große Geschichtschreiber, große Staatsmann und große Patriot, während er die Friedensbedingungen verlas, in Tränen ausbrach, erhob sich die ganze Kammer und verneigte sich schweigend vor ihm. In dem wundervollen Schluß seiner Rede betonte Thiers wie Victor Hugo seinen unerschütterlichen Glauben an Frankreich, dessen große Vergangenheit, dessen Nationalstolz und Nationalgefühl, dessen feurige Vaterlandsliebe und dessen bewunderungswürdige innere Einheit, l'admirable unité de la France, ihm eine Wiederauferstehung sicherten. Seinen Namen unter diesen Vertrag setzen zu müssen, sei der

größte Schmerz seines Lebens gewesen, aber er verzweifle nicht an der Zukunft des Landes. Im Laufe der Beratungen hatte General Chanzy, der Oberkommandant der Loire-Armee unter Gambetta, gegen den Frieden protestiert. Die Nationalversammlung lauschte seinen Worten mit Bewegung, mit Sympathie, mit tiefer Achtung. Und doch hatte Chanzy nicht entfernt Erfolge aufzuweisen wie viele unserer Generäle im Weltkriege, wie Kluck und Below, der Feldmarschall Mackensen und der Feldmarschall Bülow, wie Eichhorn und Woyrsch, wie Scholz und Litzmann, wie der deutsche Kronprinz und der Kronprinz von Bayern, wie der Feldmarschall Leopold von Bayern, wie noch manche andere, wie vor allem Hindenburg und Ludendorff. Der Ruhm von Chanzy, von Faidherbe, von Jauréguiberry, vor allem von Léon Gambetta beruhte und beruht darauf, daß sie bis zuletzt, envers et contre tout et tous, den Krieg fortsetzen wollten. Darum ließ das siegreiche Frankreich das Herz von Gambetta, dessen Leib in Nizza beigesetzt worden war, in das Pariser Pantheon überführen. Es ist das die Gesinnung, in welcher einst der römische Senat dem von Hannibal bei Cannae geschlagenen Konsul C. Terentius Varro entgegenzog und ihm dankte, daß er nicht am Vaterlande verzweifelt hätte.

Die Aufnahme des Versailler Diktats

Bei uns machte sich nach unserer Niederlage ein anderer Geist breit. Das Wort „Kriegsverlängerer" wurde zum Schimpfwort, während es in Frankreich wie im alten Rom ein Ehrentitel war. Die Stimmung, in der die damals bei uns leitenden Männer die Erkenntnis der Niederlage aufnahmen, war wesentlich anders, weniger mutig, weniger geschlossen, weniger patriotisch. Mit Schmerz und Beschämung gedenkt der Deutsche der Haltung der Nationalversammlung in Weimar bei der Annahme des Versailler Diktats. Kein Mitglied der Versammlung, insbesondere kein Mitglied der drei regierenden Parteien, geschweige denn der Regierung, fand eine Rede, einen Gedanken, auch nur ein Wort, das der Tragik des Augenblicks entsprochen hätte, um in schwärzester Nacht der Hoffnung Ausdruck zu geben, daß auch für das unglückliche Deutschland bessere Tage, Tage früheren Glücks und früherer Größe zurückkehren würden. Im Gegenteil! In den Kreisen der Mehrheitsparteien fehlte sogar nicht ein gewisses Gefühl des Aufatmens. Für manchen war der Friede und sein Abschluß vor allem die Liquidation des alten Systems, des monarchischen, militärischen, Bismarckschen, des großen und ruhmvollen Deutschlands, eine Liquidation, welche die zur Ohnmacht verurteilten nationalen Kreise mit Schmerz erfüllen mochte, wegen der zu trauern aber in dem einer neuen, gemütlicheren Zukunft entgegengehenden, demokratischen Deutschland für sie kein Anlaß wäre. Wie mit einem Scheinwerfer wird die Stimmung, welche gewisse Köpfe beherrschte, durch die Verse beleuchtet, die der damals mächtigste Politiker im neuen Deutschland, der eigentliche Führer des

republikanischen Deutschland, Matthias Erzberger, am tragischen 8. Juli, am Abend der Abstimmung, nach einem kopiösen Mahl in das ihm vorgelegte Gastbuch eines Weimarer Hotels eintrug:

„Erst schaff dein Sach,
Dann trink und lach!"

Die Krisen

Ich kann es nicht über das Herz bringen, die Jahre des Elends und der Schmach, des äußeren Drucks, der Mißhandlung durch unbarmherzige Feinde und der inneren Unordnung und Unfähigkeit noch einmal an mir vorbeiziehen zu lassen. Unser Niedergang wird am besten dadurch charakterisiert, daß, wie ich überzeugt bin, unter zehn Deutschen nicht einer heute imstande sein würde, die Namen der Reichskanzler anzugeben, die nach dem Umsturz aufeinander gefolgt sind. Kein Lied, kein Heldenbuch wird den nachkommenden Geschlechtern die Namen von Gustav Bauer und Hermann Müller, von Konstantin Fehrenbach und Josef Wirth melden. Schon im Jahre 1925, sieben Jahre nach dem Umsturz, gab es in Deutschland zweihundertfünfzig aktive und gewesene Minister. Ihre Qualität stand leider nicht auf der Höhe einer solchen Quantität. Seit wir das Glück haben, in der Republik zu leben, ist jeder zweihundertfünfzigtausendste Deutsche ein Minister. Der häufige Wechsel verhinderte nicht monatelange schleichende Regierungskrisen. Der Vater der Geschichtschreibung, Herodot, erzählt im ersten Buch seiner Geschichte, daß der weise Solon auf die Frage des Königs Krösus, wen er von allen Menschen, die er kenne, für den glücklichsten halte, erwidert habe: „Den Tellos von Athen." Denn dieser habe bei blühendem Zustand der Stadt nach menschlicher Kraft ein glückliches Leben geführt. Dann, als die Athener wider ihre Nachbarn von Eleusis stritten, sei er zur Hilfe herbeigeeilt, habe die Feinde in die Flucht geschlagen. „Und starb so den schönsten Tod." Dieses Glück war mir nicht beschieden. Und im neunten Buch seiner Geschichte gibt Herodot eine Mitteilung wieder, die ihm von dem vielgereisten Theosandros aus Orchomenos gemacht wurde, einem der angesehensten Männer dieser Stadt. Der erzählte dem Herodot, daß, als das persische Heer unter Mardonios im Krieg gegen die Griechen der Niederlage von Platää entgegenzog, ihm in Orchomenos ein Festmahl gegeben worden sei, denn die Böotier sympathisierten mit den Persern. Bei dem Gastmahl hätten nach griechischer Sitte je ein Perser und ein Grieche auf einem Lager geruht. Da habe einer der Perser unter Tränen einem der Griechen erzählt, er sei überzeugt, daß von dem Heere der Perser nur wenige dem Tode entrinnen würden. Verwundert frug der Grieche, warum er das nicht dem Mardonios sage und denen, die nächst ihm in Ehren stünden unter den Persern. Darauf habe der Perser erwidert: „Der bitterste Kummer der ganzen Welt ist der, wenn man bei

Großadmiral v. Tirpitz an Bülow nach den Reichstagswahlen im Dezember 1924

St. Blasien 25/12. 1924

Euer Durchlaucht

werden inzwischen meinen Brief vom 9/12 erhalten haben, der das gütige Schreiben vom 26/11 beantwortet. Das furchtbare Wahlgeschäft verhinderte meine sofortige Antwort. Der Sicherheit wegen bestätige ich aber noch besonders den Empfang des Briefes vom 21/11. In Ergänzung meines Schreibens vom 9. d. M. wird es Euer Durchlaucht vielleicht interessiren, daß die Engländer zur Zeit des Ruhrkampfes als sie eine Neigung zu uns und eine Spannung gegenüber Frankreich zeigten, eine Schlachtflotte bei den Balearen zusammenzogen u. mit den Italienern zusammen dort manövrirten. Dieser Avis ist auch von Frankreich durchaus verstanden worden. Auch bei dem Seerüstungsabkommen in Washington lag der Schwerpunkt in den Schlachtschiffen u. wird es auf der See noch lange bleiben. Natürlich werden diese Schiffe sich der fortschreitenden Technik entsprechend konstruktiv ändern.

Die Aussichten für Deutschland sind recht trübe geworden durch die Nothwendigkeit der Engländer sich mit Frankreich wieder gut zu stellen, als Folge ihres Vorgehens in Ägypten u. ferner durch den Wahlausfall bei uns. Kein Funken des politischen Verständnisses, wie es sich bei den letzten englischen Wahlen zeigte, ist bei unserer Demokratie herüber geschlagen. Die Sozialdemokratische Parthei ist wieder die stärkste des

Reichstages. Zu diesem Resultat hat freilich beigetragen die Kurzsichtigkeit vieler Arbeitgeber sowohl in der Industrie wie auf dem Lande. Bei der entstehenden Arbeitslosigkeit war es möglich die Arbeiter wieder stärker auszunutzen u. auch in der Form schlechter zu behandeln. Die Folge war eine erhebliche Abwanderung zu den Gewerkschaften beziehungsweise zurück zu den sozialdemokratischen Führern. Der trotzdem vielleicht mögliche Zusammenschluß der nationalen Parteien könnte doch nur zu einem mäßigen Kompromiß führen, da das Centrum von Wirth sehr stark beeinflußt ist, und unsere Außenpolitik bisher in den gleichen Händen bleiben wird wie bisher. Unsere jetzige Regierung verbindet sich mit unseren äußeren Feinden um am Ruder zu bleiben. Indem ich Euer Durchlaucht u. der Frau Fürstin ein gutes neues Jahr wünsche bleibe ich Euer Durchlaucht stets sehr ergebener

v. Tirpitz.

aller Einsicht keine Macht in Händen hat." Dieser größte Schmerz war

Die Mitschuld des alten Systems

St. Blasien 25/12. 1924

Euer Durchlaucht

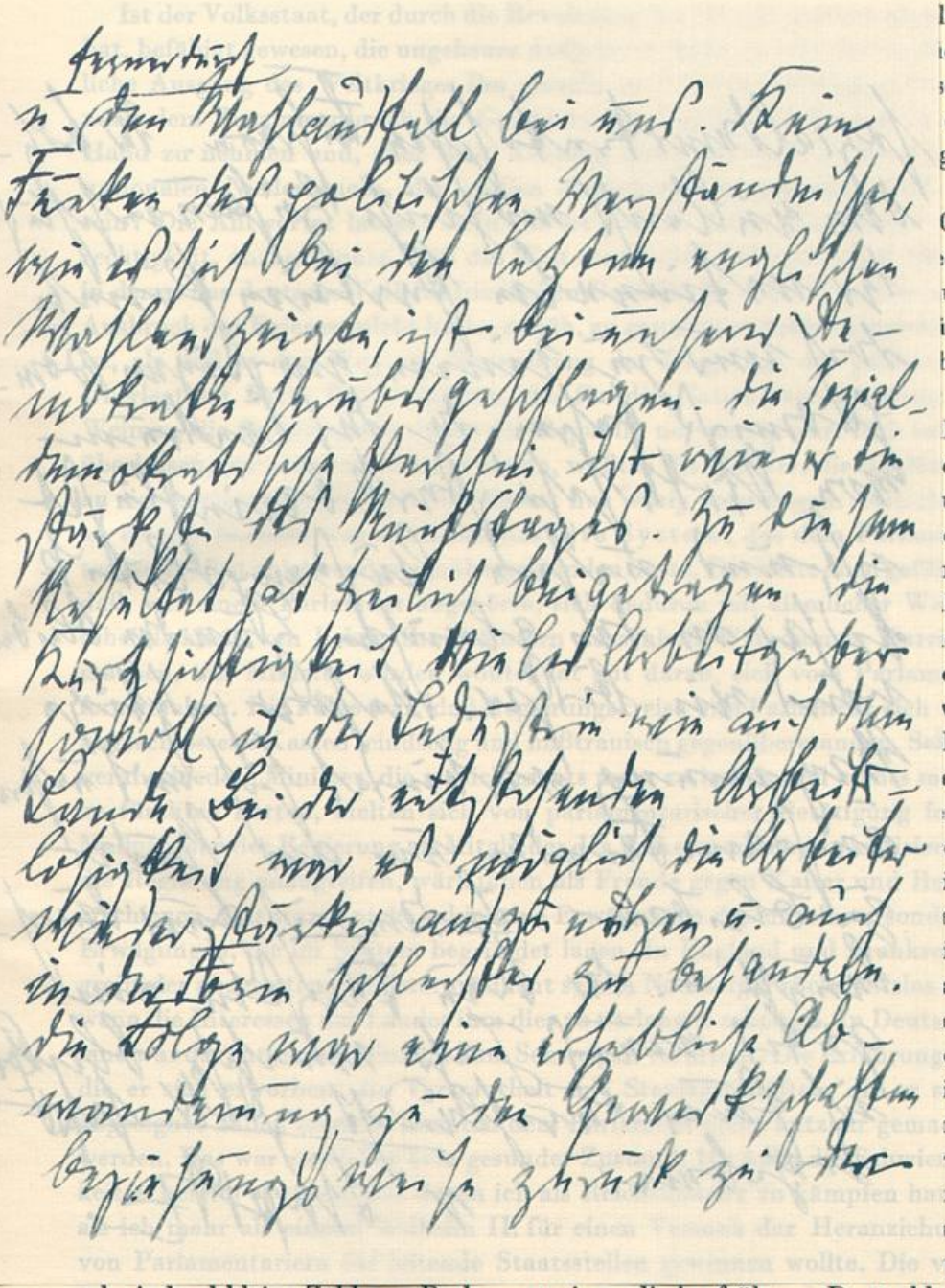
wollen entschuldigen, daß ich Ihren Brief vom 9/12 erhalten habe, der das gütige Schreiben vom 26/11 beantwortet. Bei meinem Alter und schwachen Gesundheitszustand ist meine Korrespondenz leider sehr beschränkt. Ich bedauere es aber sehr besonders den Inhalt des Briefes vom 26/11. In Erwiderung meines Schreibens vom 9. d. M. wird es Euer Durchlaucht vielleicht interessieren, daß die Engländer gar kein Verständnis dafür haben, daß ich eine Neigung zu einer

schwindend kleine Zahl von Parlamentariern, die im früheren Deutschland Minister geworden sind, bestätigen als Ausnahmen nur die Regel.

eine Spannung gegenüber Frankreich zeigten, eine Flottenstation bei den Balearen zu errichten u. mit den Italienern zusammen das Mittelmeer-Abkommen dieser Art ist auch von Frankreich durchaus anerkannt worden. Auch bei diesen Verständigungsabkommen in Washington liegt der Schwerpunkt in den Schlussbestimmungen u. wird es auf der Tagung bleiben. Natürlich werden diese Bestimmungen der vorherrschenden Lage entsprechend Konstruktive ändern. Die Aussichten für Deutschland sind recht gute geworden durch die Notwendigkeit der Engländer sich mit Frankreich wieder gut zu stellen, als Folge dessen das Abkommen in Aegypten

aller Einsicht keine Macht in Händen hat." Dieser größte Schmerz war

Die Mitschuld des alten Systems



erschwindend kleine Zahl von Parlamentariern, die im früheren Deutschland Minister geworden sind, bestätigen als Ausnahmen nur die Regel.

spezialwissenschaftlichen Fragen. Da sich
dem willkürlich möglichen Zusammenschluß
der verschiedenen Forschungsgebiete
doch nur ein zufälliges Bündel
von Wissenschaften, die der Centralisation
ihrer Methoden, sowie der einheitlichen
Fassung ihrer Grundbegriffe
dieser in den gemeinsamen Stunden bleiben
würde, wie bisher. Meiner jetzigen
Übersiedlung verbindet sich mit meinem
ausdrücklichen Wunsch, den Kontakt
zu behalten. Indem ich Ihnen durch-
laucht u. der ganzen Familie eine
gute neues Jahr wünsche, bleibe
ich Ihrer durchlaucht sehr ergebener
v. Liszt.

aller Einsicht keine Macht in Händen hat." Dieser größte Schmerz war mir beschieden.

Die Mitschuld des alten Systems

Ist der Volksstaat, der durch die Revolution den Obrigkeitsstaat abgelöst hat, befähigt gewesen, die ungeheure Aufgabe zu lösen, vor die der unglückliche Ausgang des Weltkrieges ihn gestellt hat? Ist er befähigt gewesen, nach dem Zusammenbruch die Geschicke des Reichs mit Energie in die Hand zu nehmen und, aller Welt Achtung gebietend auch in den Tagen nationalen Niederbruchs, der großen deutschen Vergangenheit wert zu sein? Die Antwortet lautet: Nein. Es ist jedoch Gebot abwägender Gerechtigkeit, anzuerkennen, daß die Welt staatlicher und politischer Ideen, in denen das deutsche Volk im friedlichen Bewußtsein seiner Kraft bis zum Ausbruch des Krieges gelebt hatte, zu jäh, zu gewaltsam zusammengestürzt ist, als daß es den Weg zur Neuordnung der Dinge mit der politischen Überlegtheit hätte finden können, die für die Nationalversammlung in Weimar, die für die ersten Jahre der Republik notwendig war. Sich selbst überlassen, wie sie es in Weimar waren, wußten die Männer, die die Macht an sich gerissen hatten, mit ihr vorerst nur wenig anzufangen. Mitschuld an diesem Zustand war zweifellos das alte System, das dem Parlamentarismus allzu ablehnend gegenübergestanden hatte. Das hatte dazu geführt, daß, wer einem Parlament angehörte, sich dadurch mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit von hohen Staatsämtern ausschloß. Wer damals Karriere machen, wer Minister werden wollte, tat gut daran, sich vom Parlament fernzuhalten. Die Folge war, daß Regierungskreise und Parlament sich wie abgeschlossene Kasten feindselig und mißtrauisch gegenüberstanden. Selbst verabschiedete Minister, die an sich nichts mehr zu hoffen und nichts mehr zu fürchten hatten, hielten sich von parlamentarischer Betätigung fern. Maßnahmen der Regierung als Mitglieder der Volksvertretung zu kritisieren, die Regierung anzugreifen, wäre ihnen als Fronde gegen Kaiser und Reich erschienen. Das waren nicht subjektive Erwägungen des einzelnen, sondern Erwägungen, die im System begründet lagen. In England und Frankreich greift der abgetretene Ministerpräsident seinen Nachfolger rücksichtslos an, wenn die Interessen des Landes ihm dies zu verlangen scheinen. In Deutschland war der entamtete Minister zum Schweigen verurteilt. Die Erfahrungen, die er sich erworben, die Vertrautheit mit Staatsgeschäften, die er sich angeeignet haben mochte, konnten dem Parlament nicht nutzbar gemacht werden. Das war zweifellos kein gesunder Zustand. Ich habe die Schwierigkeiten bereits erwähnt, mit denen ich als Reichskanzler zu kämpfen hatte, als ich mehr als einmal Wilhelm II. für einen Versuch der Heranziehung von Parlamentariern für leitende Staatsstellen gewinnen wollte. Die verschwindend kleine Zahl von Parlamentariern, die im früheren Deutschland Minister geworden sind, bestätigen als Ausnahmen nur die Regel.

Die neuen Männer

Als daher das deutsche Volk zur Wahl der Nationalversammlung und später zur Wahl des ersten neuen Reichstags schritt, fehlte es an politisch geschulten Köpfen, die aus eigener Erfahrung die Technik der Staatsverwaltung, die Handhabung des staatlichen Machtapparates, die Führung der Staatsgeschäfte kannten. Die Politiker, die dem ersten Werden des neuen Deutschlands das Gepräge gegeben haben, waren durchweg Neulinge, die mit täppischen Händen in die große Maschine des Staats eingriffen. Sie waren bis dahin gewöhnt gewesen, die Fragen des staatlichen Lebens nur vom Standpunkt unfruchtbarer Kritik oder skrupelloser Opposition zu behandeln. Der Staatsgedanke, die Salus publica, kam für diese Homines novi erst nach dem Parteiinteresse, erst nach den Gesichtspunkten, in deren Beachtung sie in der Schule des Parteilebens gedrillt worden waren. Der Übergang zur Macht war für sie zu unvermittelt gekommen. Da das Bewußtsein der Würde des Staates in ihnen nicht lebendig war, fehlte es ihrem Auftreten nach außen, fehlte es zum Teil ihrer inneren Gesinnung an Würde. Sprechender Beweis ist hierfür die schwarz-rot-goldene Fahne, die in Weimar dem deutschen Volke in einer Stunde moralischer Erschöpfung aufgedrängt worden ist. Das alte Reichsbanner, dessen Farben ein halbes Jahrhundert in Ehren in der ganzen Welt sich hatten zeigen können, die Fahne Schwarz-Weiß-Rot, die respektgebietend auf allen Meeren geflattert hatte, wurde dem „Geist von Weimar" geopfert, ohne Verständnis für die Kläglichkeit des Schauspiels, das Deutschland bot, als es das Wahrzeichen seines Glanzes und seines Ruhms in würdeloser Selbstzerknirschung zerriß. Der Eindruck, den die Kabinette der ersten Jahre der deutschen Republik auch auf uns freundlich gesinnte Kreise des Auslandes, insbesondere jene neutraler Länder machten, war kläglich. Bei aller Korrektheit, mit der sich mir aus früherer Zeit befreundete fremde Diplomaten ausdrückten, mußte ich zu meinem Schmerz aus ihren Äußerungen heraushören, daß man im uns gut gesinnten Ausland nicht begriff, wie Deutschland derart arm an Politikern sein könne, die mit Würde die Interessen ihres Landes zu vertreten verstünden, und wie wohlzufrieden man mit diesem Zustand in Paris und in London war.

Bismarck und das Parlament

Wenn ich auf Gründung und Ausgang des ruhmvollen Deutschen Reiches Bismarckscher Prägung zurückblicke, so drängt sich mir die Frage auf, ob der größte deutsche Staatsmann nicht zu viel Macht im preußischen Königstum und damit im deutschen Kaisertum konzentriert, ob er nicht andererseits dem Parlament zu wenig Einfluß eingeräumt hat. Wie meist, so hat auch in dieser entscheidenden Frage Bismarck sich ein Urteil aus eigener Erfahrung, nach eigener Anschauung gebildet. Durch seine Geburt, durch seinen Lebensgang, durch die Tradition seines Geschlechts wie durch die Umgebung, in der er aufwuchs, war er, vielleicht noch mehr mit dem

Gefühl als mit dem Verstand, durch und durch Royalist, preußischer Royalist. Er hatte als junger Mensch noch vor König Friedrich Wilhelm III. gestanden, hatte viel über ihn gehört, den nüchternen, einsilbigen, pflichttreuen, vorsichtigen Regenten, der im Infinitiv sprach, aber keine Dummheiten sagte, der nach Jena und Tilsit nicht verzweifelte und nach Leipzig und Waterloo nicht übermütig wurde. Bismarck war Friedrich Wilhelm IV. nähergetreten, der phantastisch und unstet war, auch nicht ganz zuverlässig, aber ein Mann von edlem Herzen und tiefer Bildung. Bismarck hat sich oft, allzu oft, mit dem Kronprinzen, dem nachmaligen Kaiser Friedrich, gestritten. Aber er wußte, noch mehr als er dies zeigte, dessen ritterliches Wesen, dessen Lauterkeit und Herzensgüte, dessen vollkommene Furchtlosigkeit zu schätzen. Fürst Bismarck hatte vor allem in fast dreißigjährigem Zusammenarbeiten mit Wilhelm I. einen Fürsten, einen König auf Herz und Nieren geprüft, der wie kaum ein anderer echte Vornehmheit mit innerer Bescheidenheit, strenges Pflichtgefühl mit zarter Güte verband, der nie indiskret, nie taktlos war, der nie vergaß, daß er der König war, und der seine Stellung doch nie mißbrauchte, der nie undankbar war und nie rachsüchtig, dessen heldenmütige Tapferkeit, dessen hochgespanntes nationales Ehrgefühl und dessen treue arbeitsame Pflichterfüllung im Dienste des Vaterlandes und dessen Liebe zum Vaterland Fürst Bismarck wenige Stunden nach dem Hinscheiden des alten Kaisers mit Recht vor dem Reichstag in einem unsterblichen Nachruf rühmte. Den Enkel dieses wahrhaft großen Kaisers, den Kaiser Wilhelm II., kannte Fürst Bismarck im Grunde nur ziemlich oberflächlich. Er fand sich nicht zurecht mit diesem eigenartigen Regenten, er konnte sich nicht hineindenken in diesen preußischen König, der von seinem Vater nicht viel, der von seinem Großvater gar nichts, von seinem Urgroßvater auch nichts, der von seiner Mutter manches, der dafür zu viel, allzu viel von seinem Großonkel, dem Herzog Ernst II. von Koburg, geerbt hatte. Die Charakteristik, die der große Kanzler im dritten Band seiner „Gedanken und Erinnerungen“ von Wilhelm II. entwirft, zeigt, daß er, den ein Altersunterschied von vierundvierzig Jahren von diesem trennte, in dessen komplizierte Psyche nicht eingedrungen ist. Eine Unreife, wie sie ihm bei Wilhelm II. begegnete, hatte er nicht für möglich gehalten. Auf diesen König und Kaiser war Bismarck nicht gefaßt, als er die Fundamente des neuen Deutschen Reiches legte. Aber selbst wenn Bismarck, in Vorahnung des dritten deutschen Kaisers, die kaiserliche Stellung weniger überragend gestaltet hätte, so würde es ihm doch recht sauer geworden sein, dem Parlament, einem deutschen Parlament, größere Rechte einzuräumen, der Demokratie, der deutschen Demokratie, weiter entgegenzukommen. Seine Geringschätzung für den deutschen Parlamentarier war in mancher Hinsicht nicht unverdient, aber sie ging

zu weit. In seiner Redlichkeit, aber auch in seiner Unbeholfenheit und seiner Weltfremdheit erinnerte ihn der deutsche Parlamentarier an die beiden Typen des politisierenden Deutschlands, an den Professor und an den Kreisrichter, die Bismarck vom ersten bis zum letzten Tage seines politischen Lebens so wenig schätzte. Fürst Bismarck war der größte aller Junker, aber er war ein Junker, ein märkischer Junker. Er war Edelmann vom Scheitel bis zur Sohle, er war Offizier bis in die Fingerspitzen, preußischer Offizier.

Die Fehler Wilhelms II.

Es war ein Unglück, daß Wilhelm II. sich nach der Entlassung des Fürsten Bismarck nicht entschlossen hat, von nun an sich selbst zurückzuhalten, dagegen unsere politischen Zustände im liberalen und parlamentarischen Geiste auszubauen. Statt dessen wiegte sich der junge Kaiser in dem Wahn, daß er imstande sein würde, sein eigener Kanzler zu sein und in Deutschland und vor der Welt die Rolle zu übernehmen, die Bismarck achtundzwanzig Jahre mit echtem Genie und wahrer Größe gespielt hatte. Es war auch ein Unglück, daß Wilhelm II. meine Absicht, nach den siegreichen Reichstagswahlen von 1907 allmählich und vorsichtig, aber stetig durch eine Reform des preußischen Wahlrechts, durch die Ernennung von Parlamentariern zu Staatssekretären und Ministern ein parlamentarischeres Regierungssystem zu ermöglichen und anzubahnen, das Haupt unserer Mutter Germania mit einem reichlicheren Tropfen demokratischen Öls zu salben, nicht verstand und, als ihm eine Ahnung aufdämmerte, wohin ich ihn und das Land führen wollte, sich gegen mich wandte und mit meiner Entlassung die von mir ins Auge gefaßte, zielbewußte Evolution verhinderte. Statt der Evolution haben wir die Revolution bekommen. Der Weltkrieg, zu dem es die Unfähigkeit Bethmanns und seiner Mitarbeiter kommen ließ, endete, politisch jämmerlich geführt, mit der Revolution, die uns nach außen mehr isolierte, als wir es je früher gewesen waren, die uns im Innern desorganisierte und aus dem einst best verwalteten Lande in Europa ein schlecht verwaltetes machte. Und doch sollen und müssen wir auch in schwerster Zeit und in schwarzen Tagen mit dem größten der Apostel, mit Paulus, sagen: „Wir haben allenthalben Trübsal, aber wir ängstigen uns nicht; uns ist bange, aber wir verzagen nicht!“

Blicken wir auf andere Völker: Es ist gerade hundert Jahre her, daß der österreichische Staatskanzler Fürst Clemens Metternich, der damals nicht nur Österreich, sondern in gewissem Sinne Europa regierte, der Cocher de l'Europe, wie man ihn nannte, feierlich erklärte, Italien sei kein Staat, es sei auch keine Nation, es sei nur ein geographischer Begriff. Heute liegt die habsburgische Monarchie zerschmettert am Boden. Italien ist eine Großmacht und hat alle seine nationalen Aspirationen verwirklicht. Frankreich wurde vor einem halben Jahrhundert von uns besiegt, sein Kaiser gefangen.

Fürst Bülow nach der Bestattung der Fürstin mit Felix von Eckardt

Es hat, indem es den Rat von Gambetta befolgte, möglichst wenig von der Revanche zu sprechen, aber immer an sie zu denken, nicht nur, ich schreibe es mit tiefem Schmerz nieder, seine Fahne auf dem ehrwürdigen Münster aufgepflanzt, den Meister Erwin erbaute, es bedrängt uns am Rhein und an der Mosel. Polen wurde vor hundertfünfzig Jahren zwischen drei Kaiserreichen, drei Großmächten geteilt, und es ist aus dem Grabe wiedererstanden, es beraubt und quält uns im Osten. Die Balkanvölker, die Serben und Bulgaren, die Griechen und Rumänen, die Armenier wurden während Jahrhunderten unterjocht, mißhandelt, massakriert. Sie haben ihren früheren Zwingherrn überlebt. Im Leben der Völker ist alles in ständigem Fluß. Die Völker sinken, aber sie steigen auch wieder empor.

Rückschau

Ich habe nach dem Abschluß der Niederschrift meiner Erinnerungen die Zeitepoche, in die Gott mein Leben gestellt hat, wiederholt an der Hand dieser Aufzeichnungen an mir vorüberziehen lassen. Ich habe mich hierbei bemüht, zu prüfen, ob ich in meiner Beurteilung des deutschen Volkes und der Männer, die seine Geschicke vor und nach meiner Amtszeit führten, gerecht gewesen bin, ob ich nicht die Zeit, in der ich die Politik des Reiches geleitet habe, mit weniger kritischen Augen betrachtet habe als die Epoche, die nach mir kam, die zum Weltkrieg führte und mit dem Niederbruch endigte. Ich bin bestrebt gewesen, mich bei dieser Selbstprüfung innerlich von dem Erlebten und Geschauten loszulösen, es objektiv abzuwägen, es von höherer Warte zu betrachten. Der Lebensweg, auf den ich zurückschaue, macht es begreiflich, daß die Freude an der großen Vergangenheit überwiegt, daß die Schatten der Gegenwart schwer auf mir lasten. Meine Erinnerungen, nach rückwärts durch das geistige Erbteil erweitert, das mein Vater mir übertrug, umfassen die Zeiten, da das deutsche Volk uneinig nach innen und ohnmächtig nach außen war, sie umfassen die Schöpfung des Reiches und die Einigung der Nation als Frucht beispielloser militärischer und politischer Erfolge, sie umfassen die Jahrzehnte, in denen das deutsche Volk in friedlicher Ruhe seine wirtschaftlichen Kräfte entwickelte, seine Stellung in der Welt mehrte, sein nationales Empfinden verstärkte, sie umfassen endlich die Jahre, in denen Deutschland nach ruhmvoller Abwehr der gegen uns vereinigten Welt zusammenbrach.

Mein Vater, der mir in meiner Knabenzeit ein sorgsamer Erzieher und Geistesbildner gewesen, in reiferen Jahren beratender und belehrender Freund geworden war, hatte im Anstieg des Lebens noch das schwache Deutschland gekannt, er hatte als Mann in der Fülle der Kraft das Jahr 1848 und damit einen Tiefpunkt der neuen deutschen Geschichte erlebt. Er hatte auf der Höhe des Daseins Bismarck nähertreten, hatte dem Großen bald nach Gründung des Reiches als Staatssekretär und vertrauter Mitarbeiter zur Seite stehen dürfen. Aus dem reichen Schatz der Erinnerungen dieses

Mannes fielen in meine Knabenjahre die Schatten schmerzlicher Ohnmacht, in der Deutschland damals daniederlag, fiel in meine Jünglingszeit der Glanz, den Bismarcks gewaltige Gestalt über das neue Deutschland ausgoß. Meine geistige und politische Entwicklung, von meinem Vater mit Ernst und Umsicht gefördert, hat sich in bewunderndem Erleben des herrlichen Aufstiegs vollzogen, den Bismarck im Jahre 1864 für Deutschland einleitete. Das amtliche Wirken meines Vaters hatte im kleinen Kreise begonnen und ihn zum Ende auf einen Posten geführt, dem unter dem alles erspähenden Auge des großen Kanzlers die Geltendmachung der auswärtigen Interessen des jungen Reiches anvertraut war. Die Erweiterung, die die politischen Horizonte meines Vaters, die seine amtliche Tätigkeit erfuhren, war Hand in Hand mit der Vorbereitung der Einigung der Nation, mit der Entstehung des Reichs, mit der Befestigung und dem Ausbau seiner internationalen Stellung gegangen. Ich hatte gewissermaßen im Mikrokosmus des elterlichen Hauses das Werden des Makrokosmus, das Entstehen des neuen großen Deutschlands aus nächster Nähe miterlebt, hatte seine Bedeutung im Maß der fortschreitenden Tage stärker und stärker empfunden. Der Ruhm der Armee, die Größe der Nation, der Glanz der Dynastie, die Zukunft des Reichs waren die Ideale, in deren Pflege ich aufwuchs. Sie haben den Ankergrund meiner Jugendentwicklung gebildet. Sie haben dem Streben des reifenden Mannes Antrieb und Richtung gegeben, sie haben das Handeln meiner zwölf Minister- und Kanzlerjahre bestimmt. Wessen Werden in der ruhmvollen Vergangenheit Deutschlands wurzelt, wessen Leben und Wirken eng mit der Epoche der Macht und des Glanzes verkettet ist, die Deutschland bis zum Zusammenbruch erlebt hat, der kann beanspruchen, nicht lediglich als einseitiger Laudator temporis acti zu gelten, wenn ihm die Größe des Erlebten durch den Jammer der Gegenwart verdunkelt erscheint, wenn ihm das Deutschland der Väter preiswürdiger dünkt als das der Söhne, wenn ihm der Schild des Ruhmes, den das Deutsche Reich von ehedem vor sich hertrug, leuchtender erscheint als die nachlässig gegürtete Toga, in die unsere Demokratie das neue Deutschland gehüllt hat.

Ich bin gegen die Fehler des alten Regimes nicht blind gewesen. Sie lagen teilweise, wie ich wiederholt und ausführlich dargelegt habe, im System, teilweise, wie ich nicht unterlassen habe an geeigneter Stelle hervorzuheben, in den Personen. Die monarchische Staatsform war an sich für das deutsche Volk durchaus geeignet und passend. Ihre Schwäche trat erst unter Wilhelm II. hervor. Nach langen Jahren rastloser Bemühungen um die Hochhaltung des Standes der Armee, um Ausbau und Entwicklung der Marine, um Hebung von Kunst und Wissenschaft, um Förderung der deutschen wirtschaftlichen Interessen, um Belebung und Stärkung des nationalen Geistes im deutschen Volk ist Kaiser Wilhelm II. durch den

Ausbruch des Weltkrieges mit zwei Männern an seiner Seite überrascht worden, deren einer, Moltke, sich selbst als der Stellung des Generalstabschefs im Kriegsfalle nicht gewachsen erklärt hatte und deren anderer, Bethmann, seine Unfähigkeit zur Lösung einer internationalen Krise zum Verderb des Reichs nur zu deutlich geoffenbart hat. Beide waren Männer seiner eigenen, durch Erwägungen der Staatsräson in keiner Weise eingeengten Wahl. Beide haben, jeder an seinem Teil, das deutsche Volk ins Unglück gestürzt. Michaelis und Hertling, einer wie der andere von Wilhelm II. in eigener Verantwortung ausgesucht, haben die Katastrophe beschleunigt, Prinz Max hat sie besiegelt. Was Hindenburg und Ludendorff erfochten, was die Armeen erstritten, das ließen ungenützt, ja vergeudeten die unfähigen Staatsmänner, die der Kaiser einem großen und mündigen Volke hatte aufzwingen können.

Es ist andererseits selbstverständlich, daß ich die Unfähigkeit und mehr noch die nationale Würdelosigkeit, die in den Tagen des Niederbruchs in den führenden Kreisen des neuen Deutschlands zutage getreten ist, mit nicht minder ernstem und strengem Maß gemessen habe wie die unheilvollen Folgen, welche die Überspannung des Herrscherbegriffs durch Wilhelm II. für das Deutsche Reich gezeitigt hat. Die Art, in der die Demokratie, in der Weimarer Koalition zusammengeschlossen, sich in den ersten Zeiten ihres Machtrausches gebärdet hat, mußte mit Schärfe verurteilt werden. Die Güter, die als Heiligtum zu hüten auch einem unterlegenen Volke wohlansteht, hat sie über Bord geworfen. Der Sinn für die stolze Größe unserer Vergangenheit ist von ihr systematisch unterdrückt, die Pflege der Tugenden, die allein uns eine bessere Zukunft verbürgen können, die Hochhaltung der Tapferkeit, der opferwilligen Vaterlandsliebe sind von ihr vernachlässigt worden. Die Gier nach Ämtern und Pensionen, die bei dem ersten halben Dutzend von Regierungsbildungen sich bemerkbar machte, die Brutalität, mit der die Selbstsucht der Fraktionen sich in den Vordergrund des öffentlichen Lebens schob, die üblen Korruptionsaffären, die den Morgen der Republik begleiteten und befleckten, mußten abstoßend wirken. Es entspricht dem Gebot ausgleichender Gerechtigkeit, wenn die beschämenden Seiten des politischen Lebens im neuen republikanischen Deutschland mit Nachdruck gemißbilligt worden sind.

Mit Genugtuung habe ich, der ich ein aufmerksamer Beobachter der Zeitereignisse geblieben bin, mit vielen Ausländern im Verkehr stehe und heute noch Tag für Tag die Presse aller Richtungen und aller Länder verfolge, die leisen Zeichen beginnender Besserung wahrgenommen, die in Deutschland auf dem Gebiet des Staatslebens und in der Volkswirtschaft zu beobachten sind. Im Innern treten die Gewässer des Novemberumsturzes allmählich zurück. Der Horizont der auswärtigen Politik scheint sich

aufzuklären. Vernunft fängt wieder an zu sprechen und Hoffnung wieder an zu blühn. Die ernste, im Grunde ruhige und verständige Art des Deutschen gewinnt allmählich die Oberhand über den Strom, der anfangs die Dämme der Ordnung zu zerstören drohte. Die durch Sachkenntnis und Bildung unbeschwerten Typen, die in den ersten Jahren sich um die Macht stritten und sie mit wechselndem Glück in ihren Besitz brachten, sind verschwunden. Sie haben einer Kategorie von Männern Platz gemacht, die Kenntnisse mit Lebensernst verbinden und von denen mancher auch im alten Deutschland für einen Ministerposten wohl geeignet gewesen wäre. Ich nenne unter ihnen an erster Stelle Gustav Stresemann, der es verstanden hat, sich durch seine Führung der auswärtigen Politik unter den schwierigsten Verhältnissen Vertrauen im Ausland und die Achtung bisheriger Feinde zu erwerben und damit für uns die Möglichkeit eines allmählichen Wiederaufstiegs. Seit der große Feldmarschall, der in Hunderten von Schlachten bewährte und ruhmvolle Führer der deutschen Heere, seit Hindenburg die Geschicke des Reiches in die Hand genommen hat, seit er den Glanz seines Namens, die Macht seiner Persönlichkeit für den Wiederaufbau des deutschen Volkes eingesetzt hat, begann sich das Ansehen Deutschlands im Auslande zu heben, hat der deutsche Name wieder langsam Beachtung finden können.

Wenn ich im Frühjahr von Rom zur Niederelbe zurückkehre, an deren Ufer ich geboren bin, um den Sommer in Deutschland zu verleben, freue ich mich, feststellen zu können, daß es allmählich wieder besser geht. Ein dauernder und wirklicher Aufstieg ist für uns nur möglich, wenn wir endlich die deutschen Erbfehler ablegen, die Parteiverbissenheit, die doktrinäre Verstiegenheit, die Neigung zu Eigenbrötelei und zu Partikularismus, wenn wir zu der Gesinnung zurückkehren, die unsere Vorfahren groß gemacht hat.

Es ist meine tiefe, meine innerste Überzeugung, daß auch für uns bessere Tage kommen werden, wenn unser Volk sich wieder mit nationalem Geist erfüllt. Es ist unmöglich, daß eine Nation von so ruhmreicher Vergangenheit, ein Volk, das Fridericus Rex gesehen hat und die Erhebung von 1813, Blücher und Scharnhorst und den Reichsfreiherrn vom Stein und ein halbes Jahrhundert später Kaiser Wilhelm I. und Kaiser Friedrich, Bismarck, Roon und Moltke, Düppel, Sadowa und Sedan, ein Volk, das einen so heldenhaften Widerstand geleistet hat wie wir im Weltkrieg, ein Volk, aus dem Luther und Kant hervorgegangen sind, Schiller und Goethe und die Brüder Humboldt, Bach und Beethoven und Richard Wagner, Fichte und Hegel, Schopenhauer und Nietzsche, das der Welt soviel Unvergängliches geschenkt hat, das so große, schöne Eigenschaften besitzt, dauernd unterdrückt, dauernd im Hintergrund bleiben, dauernd Objekt der internationalen Politik sein soll.

Ob ich den Tag noch erleben werde, wo Deutschland wieder den ihm gebührenden Platz in der Welt einnimmt, wo es wieder, wie einst, hoch in Ehren stehen wird, weiß ich nicht. Aber ich werde meine Augen schließen in der Hoffnung und mit der Gewißheit, daß dieser Tag kommen wird. Meine letzten Gedanken, Gebete und Wünsche werden Deutschlands Zukunft gelten.

Bernhard Fürst von Bülow

23. Oktober 1923

Das vom Fürsten Bülow
eigenhändig geschriebene Schlußwort
seiner Denkwürdigkeiten
(Faksimile-Wiedergabe)

Ob ich den Tag noch erle
Brüderchen wieder den ich
Platz in der Welt einnim
ein wenig, sich zu schon
ich weiß. Aber ich wende
schließen in der Hoffnung
Gerichtszeit, daß dieser Tag
wird. Meine Lieben
und Wünsche wenden sich

gehalten.

Dein treuer Fürst

23. Oktober

Ob ich den Tag noch erleben werde, wo Deutschland wieder den ihm gebührenden Platz in der Welt einnimmt, wo es wieder, wie einst, hoch im Ehren stehen wird, weiß ich nicht. Aber ich werde meine Augen schließen in der Hoffnung und mit der Gewißheit, daß dieser Tag kommen wird. Meine letzten Gedanken, Gebete und Wünsche werden Deutschland Zukunft gelten.

Bernhard Fürst von Bülow

23. Oktober 1923

ANHANG

DIE KUNDGEBUNGEN ZU BÜLOWS RÜCKTRITT

(Zu Seite 10 des vorliegenden Bandes)

Adresse des Bundesrats

Bei meinem Rücktritt bereitete mir besondere Genugtuung die Adresse des Bundesrats, der von meinem Scheiden aus der Stellung des Kanzlers und damit aus dem Vorsitz des Bundesrats „mit tiefem Bedauern" Kenntnis nahm. „Zwölf Jahre hat der Bundesrat sich Ihrer Leitung erfreuen dürfen. Diesen ganzen Zeitabschnitt durchzieht die von Erfolgen gekrönte Wirksamkeit, welche Eure Durchlaucht als Berater Seiner Majestät des Kaisers auf dem Gebiet der auswärtigen Politik, in der Ordnung der deutschen Wirtschaftsverhältnisse und Handelsbeziehungen und in der inneren Gesetzgebung entfaltet haben, nicht minder die sorgliche Pflege, die Sie den Interessen aller Bundesstaaten angedeihen ließen. Wenn sich jetzt das Band gemeinsamer Arbeit löst, so geleitet Euer Durchlaucht das Bewußtsein, daß die glänzende Periode Ihres Schaffens und Kämpfens bei dem Bundesrat, der Ihnen seinen ehrerbietigsten Abschiedsgruß darbringt, in dankbarem Gedächtnis bewahrt bleibt."

Bundesfürsten und Bundesregierungen

Alle deutschen Bundesfürsten ohne Ausnahme sprachen mir ihr tiefes Bedauern über mein Scheiden und uneingeschränkten Dank für mein amtliches Wirken aus. Der damals schon achtundachtzigjährige Prinzregent Luitpold von Bayern schrieb mir, daß die Nachricht meiner Entlassung aus dem Amt des Reichskanzlers ihn mit aufrichtigem Schmerz erfülle: „Ich weiß wohl", hieß es weiter in seinem Brief, „die ausgezeichneten Dienste zu schätzen, die Sie Kaiser und Reich während vieler Jahre in aller Hingebung geleistet haben. Mit der Achtung vor den Rechten der Bundesstaaten haben Sie stets volles Verständnis für die Interessen und Anliegen der Einzelstaaten, insbesondere auch Bayerns, verbunden." König Wilhelm von Württemberg schrieb mir aus seinem Schloß Friedrichshafen am Bodensee: „Anläßlich Ihres von mir lebhaft bedauerten Ausscheidens aus dem Dienste des Reichs ist es mir ein besonderes Bedürfnis, Eurer Durchlaucht als deutscher Bundesfürst meinen aufrichtigsten und wärmsten Dank auszusprechen für das, was Sie in einer an Erfolgen reichen, glänzenden Laufbahn als erster Beamter des Reichs zur Wohlfahrt des deutschen Vaterlandes und seiner Glieder gewirkt haben, und nicht minder für die meiner Regierung betätigte bundesfreundliche Gesinnung. Indem

ich Ihnen von Herzen eine lange Reihe schöner Lebensjahre wünsche, verbleibe ich in aufrichtiger Hochachtung Ihr dankbar ergebener Wilhelm."

Aus Dresden telegraphierte mir König Friedrich August: „Eurer Durchlaucht spreche ich mein aufrichtiges Bedauern aus, daß widrige politische Verhältnisse Ihren Rücktritt notwendig machten. Ich danke Eurer Durchlaucht für alles, was Sie in besonderer Weise für mein Land getan haben. Ich weiß mich eins mit meiner Regierung in der Hochachtung und Liebe für den scheidenden Reichskanzler und in der Ansicht, daß Eurer Durchlaucht Entwurf zur Finanzreform doch der beste und für das Reich wie für die Einzelstaaten ersprießlichste Vorschlag war." Der sächsische Finanzminister Rüger, ein Staatsmann und gleichzeitig ein hervorragender Fachmann, hatte mir schon während der Krisis, die meinem Rücktritt voranging, geschrieben: „Ich bitte, im Namen der sächsischen Regierung das dringende Ersuchen an Eure Durchlaucht richten zu dürfen, trotz der unendlichen Widerwärtigkeiten der letzten Monate auf dem schweren Posten des Reichskanzlers auszuharren. Andernfalls würden die Konservativen und das Zentrum nicht mit Unrecht sich den Erfolg zuschreiben, den Kanzlerwechsel herbeigerufen zu haben, und würden in dem Gedanken bestärkt werden, daß konsequentes Festhalten an ihren Absichten und Plänen ihnen trotz alles Widerstands des Bundesrats zum Siege verhelfen müßte."

Großherzog Friedrich von Baden telegraphierte mir aus Stockholm, wo er zum Besuch seiner Schwester, der Königin Viktoria von Schweden, weilte: „Erfahre mit aufrichtigem Bedauern die Genehmigung Ihres Abschiedsgesuchs. Ich gedenke bei Ihrem Scheiden mit warmer Dankbarkeit der hervorragenden Dienste, die Sie unserem Vaterlande geleistet haben, und begleite Ihr ferneres Wohlergehen mit aufrichtigsten Wünschen." Amtlich berichtete der langjährige Gesandte in Karlsruhe, von Eisendecher: „Von allen Seiten höre ich Stimmen schmerzlichen Bedauerns, daß Eure Durchlaucht gezwungen und entschlossen sind, das hohe Amt des ersten Beamten im Reich einem Nachfolger zu überlassen. Die Empörung über den Undank und die verblendete Selbstsucht gerade derjenigen Parteien, die Eurer Durchlaucht nur Dank schulden und solchen Entschluß in erster Linie veranlaßt haben, ist allgemein. Ihre Schuld wird sich in der Folge noch bitter rächen. Immer mehr gewinnt man hier die Überzeugung, daß Eure Durchlaucht dem Reiche ganz hervorragende Dienste geleistet haben, daß Eurer Durchlaucht aufrichtigster Dank gebührt und es schwer halten wird, geeigneten Ersatz zu finden. Alle verständigen Leute sehen mit Besorgnis in die Zukunft, in gewiß nicht unberechtigtem Zweifel, ob der neue Kanzler mögliche Schwierigkeiten und Konflikte in derselben vornehmruhigen, erfolgreichen Weise zu lösen imstande sein werde, wie das Eurer

Durchlaucht nicht selten gelungen ist. Dabei ahnen sicher die wenigsten, welche Widerstände außerhalb des Bereichs der Öffentlichkeit oft zu überwinden waren und was an politischer Schädigung durch Eurer Durchlaucht Einsicht im stillen verhindert werden konnte. Die Finanzweisheit der Reichstagsmehrheit wird hier im ganzen sehr gering bewertet. Man hält die neuen Steuerprojekte für zu kompliziert, zu kostspielig in der Verwaltung und nachteilig für die wirtschaftliche Entwicklung. Allgemein beginnt die urteilsfähige Bevölkerung einzusehen, daß die ursprünglichen Vorlagen der Regierung als gerechter, billiger und weniger schädlich bei weitem den Vorzug verdient hätten. Ihre Königliche Hoheit die Großherzogin Luise und Staatsminister von Dusch beklagten mir gegenüber besonders lebhaft Eurer Durchlaucht bevorstehendes Scheiden aus dem Amte. Auch Seine Königliche Hoheit der Großherzog, mit welchem ich noch nicht sprach, hat sich, wie ich höre, in gleichem Sinne geäußert, und die gesamte großherzogliche Regierung hegt ohne Zweifel dasselbe Gefühl aufrichtigsten Bedauerns." In einem an mich gerichteten Privatbrief schrieb mir Herr von Eisendecher eine Woche später: „Eure Durchlaucht wollen glauben, daß ich Ihr Scheiden aus dem hohen verantwortlichen Amt im Interesse des Kaisers und des Reichs auf das tiefste beklage. Möchten Eurer Durchlaucht hervorragende Verdienste um Kaiser und Reich immer mehr allseitig erkannt werden. Das Wörtchen allseitig, in dem die Silbe „all" zweimal unterstrichen war, zielte natürlich auf Seine Majestät den Kaiser Wilhelm II.

Prinz Max von Baden schrieb mir aus seinem Schloß Salem am Bodensee: „Mein lieber Fürst, die langjährigen, mich hoch beglückenden Beziehungen, welche mich mit Eurer Durchlaucht und der Frau Fürstin verbinden, berechtigen mich gewiß dazu, meinem Schmerz Ausdruck zu verleihen über das Scheiden Eurer Durchlaucht. Es will mir so wenig in den Sinn, daß Sie Ihren hohen Posten verlassen, daß ich mir die betrübende Tatsache wieder vergegenwärtigen muß. Doch je mehr ich es tue, um so weniger Gefallen finde ich daran. Meine treuesten Wünsche begleiten Sie auf Ihrem ferneren Lebensweg, in Ihrem unvergleichlichen Heim, der Villa Malta, hinter sich den Kampf und die Macht, vor sich die Schönheit und die Ruhe, der Ihr Geist Bedeutung und Reichtum geben wird. In alter Anhänglichkeit bleibe ich stets Eurer Durchlaucht ergebener Prinz Max von Baden." Die Mutter des Prinzen Max, eine geborene Prinzeß Leuchtenberg-Romanowsky, eine Enkelin des Zaren Nikolaus I., telegraphierte mir: , Prie accepter l'expression de tous mes regrets sincères de vous voir quitter votre position et l'assurance que ma vive sympathie vous entourait tous ces derniers temps. J'espère que les chemins de nos vies se croiseront encore. Mes compliments sincères à la Princesse."

Der Großherzog Ernst Ludwig von Hessen telegraphierte: „Es drängt mich, Ihnen meinen Dank für die ausgezeichneten Dienste auszusprechen, die Sie unserem Vaterlande geleistet haben. Möge Ihnen beschieden sein, noch lange Jahre die Früchte Ihrer erfolgreichen Lebensarbeit zu genießen." Der Großherzog von Weimar sprach sein lebhaftes Bedauern darüber aus, daß ich von der Leitung des hohen Amts zurückgetreten wäre, das ich während einer langen Reihe von Jahren „zum Teil unter recht schwierigen Verhältnissen" zum Heil und Segen des Deutschen Reichs verwaltet hätte, und unterzeichnet als „Eurer Durchlaucht stets sehr wohlgeneigter". Auch der dreiundachtzigjährige Herzog Georg von Sachsen-Meiningen, der verdienstvolle Gründer des unter ihm von Ludwig Chronegk geleiteten Hoftheaters, der nicht durch seine Schuld mit Kaiser Wilhelm II. auseinandergekommen war, dankte mir in warmen Worten für die langjährige, verdienstvolle Wirksamkeit, die ich für das Wohl und zur Ehre des Deutschen Reichs entfaltet hätte. Der Herzog von Sachsen-Altenburg dankte mir besonders für das hohe Verständnis, das ich bei der Leitung der Reichsgeschäfte „auch unter schwierigen Verhältnissen" in ausgleichendem Gerechtigkeitssinn stets betätigt hätte, und hoffte, daß das freudige Bewußtsein „treuer und ritterlich erfüllter höchster Pflichten" noch lange meinen Lebensabend verschönen möge. Der Fürst von Lippe-Detmold dankte nicht nur für die „unschätzbaren Dienste", die ich unserem deutschen Vaterlande geleistet hätte, sondern auch für die wertvolle Unterstützung, die ich ihm und seinem Ländchen in schwerer Zeit entgegengebracht hätte, und unterzeichnet als „Ihr dankbar verbundener". Auch der Fürst von Waldeck hob hervor, daß ich oft „unter den schwierigsten Verhältnissen", aber „mit weiser Umsicht" die Geschäfte geführt hätte, und betonte die mir in Deutschland „allseitig" entgegengebrachte Verehrung und Dankbarkeit. Selbst der Fürst von Schaumburg-Lippe, der in dem Streit zwischen Schaumburg-Lippe und Lippe-Biesterfeld unterlegen war, betonte in seinem Schreiben an mich, daß ich in meiner Amtszeit für das Deutsche Reich und die Bundesstaaten Großes und Verdienstvolles geleistet hätte, daß die deutschen Fürsten und Völker mir zu großem Dank verpflichtet wären, daß sie meiner stets mit ehrender Dankbarkeit gedenken würden, und wünschte mir „langjährigen und ungetrübten Genuß der ehrenvoll verdienten Ruhe".

Aus Hamburg schrieb mir der Bürgermeister Burchard, der Senat seiner Vaterstadt habe die Kunde von meinem Rücktritt „mit lebhaftestem Bedauern" und in der Überzeugung entgegengenommen, daß mir für mein langjähriges und auf den verschiedensten Arbeitsgebieten erfolggekröntes Wirken „der tiefempfundene Dank des Vaterlandes" gebühre. Insonderheit werde die Geschichte einst rühmend hervorheben, daß bei meinem Scheiden

das Deutsche Reich eine an die Zeit des ersten großen Kanzlers erinnernde Machtstellung eingenommen habe. Es gereiche dem Senat zur besonderen Freude, daß ich künftig meine Sommer in Flottbek, in Hamburgs Nähe, zu verleben gedenke. Aus Bremen schloß sich der Präsident des Senats der Hamburger Kundgebung an. Der Bremer Senat empfände „auf das schmerzlichste", daß ich mich genötigt gesehen hätte, von dem Amt des Reichskanzlers zurückzutreten, einem Amt, das ich während langer Jahre „unter zum Teil überaus schwierigen Verhältnissen" verwaltet hätte. Nach außen hätte ich unter Aufrechterhaltung des Friedens das Ansehen des Reichs im Rate der Völker befestigt, im Innern wäre ich als Richtschnur dem staatsmännischen Gedanken gefolgt, die Gegensätze auszugleichen und einer Versöhnung der auseinandergehenden politischen Weltanschauungen die Wege zu ebnen und auf diese Weise darauf hinzuwirken, daß die Parteikämpfe in Deutschland allmählich weniger gehässig würden.

Ich verhehle nicht, daß das Vertrauen, dessen ich mich bei allen deutschen Bundesregierungen und bei allen deutschen Fürsten erfreute, daß beider Zufriedenheit mit meiner langen Geschäftsführung mir schon im Hinblick auf das launenhafte, rücksichtslose und am Ende meiner Amtszeit fast ungezogene Benehmen des Kaisers Wilhelm II. eine Genugtuung war, die ich dankbar empfand. Bismarck hat bei der Schaffung des Reichs unsere Einheit und damit unsere Sicherheit und Zukunft mit Absicht und voller Überlegung auf die deutschen Fürsten basiert. War das ein Irrtum? Ging er in seiner Mißachtung für die deutschen Fraktionen und Parlamente zu weit? Sein Vorgehen erklärt sich nicht nur aus den Traditionen, in denen der Jüngling aufgewachsen war, aus dem Gefühl, mit dem der dreiundachtzigjährige Greis sich auf seinem Grabstein als treuen Diener seines Herrn bezeichnete. Die Erfahrungen seines Lebens flößten Bismarck großes Mißtrauen gegen alle deutschen Parteien ein, die ihn alle, von der äußersten Rechten bis zur äußersten Linken, durch Engherzigkeit, doktrinäre Befangenheit und, last not least, durch ihre spießbürgerliche Kleinlichkeit verstimmt hatten. Er vermißte bei allen deutschen Fraktionen den gesunden Menschenverstand, die Achtung vor der Vergangenheit, den Respekt vor Traditionen, hergebrachter Ordnung und bewährter Übung, die seit Jahrhunderten die englischen Parteien auszeichnen. Er vermißte wohl noch mehr den leidenschaftlichen Patriotismus, den jede französische, jede italienische Partei, wenn sie an die Front kommt, an den Tag legt. Er hatte sie alle, die Konservativen und die Liberalen, die Demokraten und die Aristokraten, mehr als einmal und oft vergeblich ermahnen müssen, den nationalen Gedanken über Deutschland leuchten zu lassen. Unsere Kammerhelden, wie er sie ironisch nannte, imponierten ihm nicht. Nach dem Fiasko, das der deutsche Parlamentarismus 1848/49 gemacht, nach den Blößen,

die er sich Bismarck gegenüber während der Konfliktszeit und mehr als einmal auch später gegeben hatte, war das nicht ganz unverständlich. Als Bismarck mit dem Kulturkampf einen großen innerpolitischen Fehler beging, hatten die deutschen Demokraten, Virchow an der Spitze, ihm zugejubelt, um ihn bald nachher im Stich zu lassen. Den richtigsten und genialsten Wendungen seiner Politik, von seiner Stellungnahme zum polnischen Aufstand von 1863 bis zu seiner kühlen Haltung gegenüber der deutschen Begeisterung für Alexander Battenberg, dem Battenberg-Rummel, wie er diesen Enthusiasmus verächtlich nannte, von seiner Behandlung der schleswig-holsteinischen Frage bis zu seinem Übergang zum Schutzzoll hatte dagegen der deutsche Demokrat aus innerster Überzeugung „voll und ganz" opponiert. Aber Bismarck war der einzige, der mit solcher Mißachtung für Parteien und Parlamente regieren konnte. Als Jahrzehnte später, in einer anderen Zeit, Wilhelm II. ohne die nachhaltige Willenskraft, die Bismarck ausgezeichnet hatte, in unbesonnenen Redewendungen und mit übermütigen Gesten alle Parteien gleichmäßig vor den Kopf stieß und die Volksvertretung, wo er konnte, brüskierte, war das nicht nur geschmacklos, sondern auch politisch falsch.

Die Parteiführer:

Ich selbst habe immer Wert darauf gelegt, die Parteien nicht unnütz zu beleidigen, zu kujonieren, sondern die Volksvertretung mit Achtung und Courtoisie zu behandeln. Gerade auf diesem Gebiet schien mir das Suaviter in modo nicht das Fortiter in re auszuschließen. Darum freute ich mich der Anerkennung, die meine Tätigkeit als Reichskanzler bei den Nationalliberalen fand, deren Führer Bassermann mir am 15. Juli 1909 telegraphierte: „Die nationalliberale Reichstagsfraktion, der es vergönnt war, in Jahren langer gemeinsamer Arbeit die Politik Eurer Durchlaucht zu unterstützen, beklagt aus aufrichtigem patriotischem Herzen das Scheiden Eurer Durchlaucht aus dem Amt des Reichskanzlers. Immer das Wohl des Ganzen im Auge, des Vaterlandes Größe und Glück erstrebend und fördernd, war Ihre Tätigkeit von reichem Erfolg gekrönt. Für dies getreue Wirken für unser Volk danken wir Ihnen. Ihr Name und Ihre Tätigkeit wird der nationalliberalen Reichstagsfraktion unvergeßlich sein." Für die Reichspartei sprach mir der Abgeordnete Gamp tiefempfundenes Bedauern darüber aus, daß meine nach innen und außen erfolgreiche Kanzlerschaft ein Ende finden sollte. „Wir werden die hohen Verdienste Eurer Durchlaucht um die Entwicklung des Reichs immer in dankbarer Erinnerung behalten. Es gereicht uns zur besonderen Genugtuung, Ihre Politik stets und bis zuletzt unterstützt zu haben." Einer der klügsten Führer der Freisinnigen, ein Rheinländer, der Abgeordnete Reinhart Schmidt-Elberfeld, während mehrerer Jahre zweiter Vizepräsident des Reichstags, schrieb mir: „Das deutsche Volk kann nur gedeihen bei Beteiligung aller

Bassermann

Schmidt-Elberfeld

Befähigten an Gesetzgebung und Verwaltung. Dies zu fördern, lag auf dem Wege Eurer Durchlaucht innerer Politik. Der bürgerliche Liberalismus hat im Block fern von jugendlichem Radikalismus seine Pflicht gegen das Land zu erfüllen gesucht und seine Berechtigung wie Befähigung zur Teilnahme an Gesetzgebung und Regierung erweisen können. Die konservativ-liberale Paarung war zugleich eine geeignete Linie des Bürgertums gegen den Umsturz unserer Gesellschaftsordnung. Daß die Sozialdemokraten 1907 auf die Hälfte ihrer Mandate im Reichstag reduziert worden waren, beweist, wie notwendig es ist, die Volkskraft bürgerlichen Gemeinsinns zu entwickeln. Nur damit ist die Sozialdemokratie zu überwinden. Eure Durchlaucht können in stolzer, ruhiger Sicherheit auf Ihre Arbeit wie auf Ihre verblendeten Gegner zurückblicken."

*

Tirpitz

Wenn ich noch andere Zuschriften wiedergebe, die ich nach meinem Rücktritt von beachtenswerter Seite erhielt, so geschieht dies, um ein möglichst treues Bild der Gefühle und Tendenzen, der Stimmungen zu geben, die in jenem für die weitere deutsche Entwicklung so entscheidenden Jahr 1909 in unserem Volke, namentlich in den politisch und geistig führenden Kreisen, vorherrschten. Der Großadmiral von Tirpitz schrieb mir aus St. Blasien: „Ich habe lebhaft bedauert, Eurer Durchlaucht nicht noch einmal eingehenden Vortrag halten zu können über die Art, wie meines Erachtens der englischen Verstimmung gegen uns am besten entgegenzuarbeiten wäre. Ich glaube, Eure Durchlaucht würden daraus entnommen haben, daß die zwischen uns zutage getretene Verschiedenheit der Auffassung mehr in der Form des einzuschlagenden Verfahrens als in der Sache selbst ihre Ursache hatte. Wenn in nicht ferner Zeit, wie ich zuversichtlich hoffe, der Zweck unserer Flottenentwicklung erreicht und die politische Macht Deutschlands durch dieselbe erheblich gestärkt sein wird, so wird der Dank des deutschen Volks für Eure Durchlaucht, der Sie in erster Reihe bei der Gründung seiner Flotte stehen, nicht ausbleiben und zu dem, was Eure Durchlaucht für Deutschland getan haben, einen weiteren Eck- und Markstein hinzufügen. Die Ära Bülow schließt die Entwicklung der deutschen Seeinteressen und die Erstarkung der deutschen Seemacht in sich ein. Die Zeit, welche das Reichsmarineamt unter Eurer Durchlaucht Leitung für Kaiser und Reich arbeiten konnte, wird mir wie den Offizieren und Beamten meines Ressorts in unvergeßlicher Erinnerung bleiben." Meine Achtung für den feurigen Patriotismus des Großadmirals, meine Bewunderung für seine ungewöhnlichen organisatorischen Fähigkeiten hatten mich nicht verhindert, ihn immer wieder an die Warnung zu erinnern, die ich seit unserem gemeinsamen Amtsantritt im Jahre 1897 so oft

an ihn gerichtet hatte: nicht durch übertriebenen und einseitigen Bau von Großkampfschiffen unser Verhältnis zu England einer allzu schweren Belastungsprobe auszusetzen. Non propter vitam vivendi perdere causas! Daß Tirpitz meinem Wunsch, mit England zu einem Agreement zu gelangen, ausweichend und zögernd gegenüberstand, war auch darauf zurückzuführen, daß er sich bei diesem Widerstand der vollen Unterstützung des Kaisers sicher wußte. Abgesehen davon, daß Wilhelm II. die politischen Nachteile eines forcierten Baus von Großkampfschiffen nicht übersah, benutzte er, seitdem er sich innerlich von mir abgewandt hatte, gern jede Gelegenheit, sich mir unangenehm zu machen.

Marschall

Mein Amtsvorgänger als Staatssekretär des Äußern, der Freiherr von Marschall, schrieb mir zu meinem Rücktritt: „ Es drängt mich, Ihnen mit einem schlichten Wort zu sagen, wie sehr ich einerseits die Gründe würdige, welche Ihnen ein weiteres Verbleiben in Ihren Ämtern unmöglich erscheinen lassen, und wie tief ich auf der anderen Seite im Interesse unseres großen Vaterlandes Eurer Durchlaucht Rücktritt bedauere. Obwohl ich nach meinen politischen Gesinnungen der Konservativen Partei, der ich einst im Reichstag angehört habe, nahestehe, so bin ich mir doch darüber vollkommen klar, daß die innerdeutsche Politik weder von dem Gesichtswinkel der Konservativen Partei noch von demjenigen eines Bundes derselben mit dem Zentrum auf die Dauer ersprießlich geleitet werden könne und daß besonders Gesetze einschneidender wirtschaftlicher und sozialpolitischer Bedeutung wie die Reichsfinanzreform eine aktive Teilnahme des liberalen Bürgertums gebieterisch erheischen. Möge der Rücktritt Eurer Durchlaucht die Erkenntnis, daß es so ist, auch in diejenigen politischen Kreise hineintragen, welche für denselben die Verantwortung tragen. Nur wenn dies geschieht, wird unser inneres Volksleben vor schweren Erschütterungen bewahrt bleiben. Bei diesem Anlaß ist es mir Herzenssache, Eurer Durchlaucht für die freundlichen und wohlwollenden Gesinnungen, die Sie mir stets entgegengebracht haben, meinen tiefgefühltesten Dank mit der Versicherung auszusprechen, daß die Erinnerung an die Jahre, in denen es mir vergönnt war, unter Ihrer Leitung an den großen Aufgaben, welche das Vaterland stellt, mitzuarbeiten, mir stets teuer sein wird. Euer Durchlaucht blicken auf lange Jahre treuer, mühevoller und auf allen Gebieten erfolgreicher Arbeit zurück. Von Herzen wünsche ich, daß das Otium cum dignitate, welches Ihnen die politischen Verhältnisse vorläufig auflegen, Ihnen die wohlverdiente Ruhe bringen wird.“

Graf Solms

Graf Eberhard Solms, mein Vorgänger als Botschafter in Rom, der in der Bismarckschen Zeit als jüngerer Diplomat in Wien, später als Botschaftsrat in Paris in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre einen tieferen Einblick in die Weltverhältnisse gewonnen und dem Lande gute Dienste

geleistet hatte, schrieb mir: „Sie wollen es verzeihlich finden und mir gestatten, daß ich als alter langgedienter Diplomat mich für kompetent halte, mir über die äußere Politik ein Urteil zu bilden. Da finde ich dann nicht Worte genug, um das tiefe und schmerzliche Bedauern auszusprechen, welches ich bei der Nachricht von dem Rücktritt Eurer Durchlaucht von Ihrem verantwortungsvollen Amt empfunden habe, der gerade in einer Zeit erfolgt, in welcher es Eurer Durchlaucht gelungen war, das Prestige des Deutschen Reichs in einer Weise zu heben, die ihren Ausdruck in dem an Furcht grenzenden Respekt findet, welchen Deutschland seit Bismarcks Zeiten zum erstenmal wieder den Weltmächten einflößt.“ Vom rechten Tiberufer schrieb mein langjähriger ausgezeichneter Mitarbeiter, in der Bismarckschen Zeit Dezernent im Auswärtigen Amt, später Unterstaatssekretär, jetzt preußischer Gesandter beim Vatikan, Herr von Mühlberg, meiner Frau: „Ich weiß nicht, soll ich mich freuen oder soll ich traurig sein. ‚Die Wollust der Kreatur ist gemischt mit Bitterkeit‘, singt Walter von der Vogelweide, dessen freundliches Denkmal uns Deutsche auf dem pittoresken Marktplatz in Bozen so heiter begrüßt. Freuen tue ich mich, Sie in nicht allzu langer Zeit hier in Rom zu sehen. Allein diese etwas egoistische Freude ist doch recht ernstlich getrübt durch das tiefe Bedauern und eine gewisse patriotische Beklemmung, die der Rücktritt des Fürsten in mir nicht ruhen läßt. Diese Beunruhigung machte sich noch stärker fühlbar, als ich heut morgen in den Zeitungen die Veränderungen und die Ernennungen las, die das Scheiden des Fürsten zur Folge hatte. Was soll denn aus der ganzen Sache werden, und wo steuern wir hin? Durch sämtliche italienische Zeitungen geht nur ein Schrei des Bedauerns. Auch der Papst sprach mir heute morgen seine Enttäuschung und etwas Verwunderung aus. Korrespondenzen aus Deutschland, die mir zugegangen waren, hatten mir seit Monaten keinen Zweifel mehr gelassen über die Minierarbeit gegen den Fürsten. Muß ich das Ausscheiden des Fürsten für einen schweren Verlust für unser gesamtes Vaterland und dessen Ansehen im Auslande halten, so trifft es mich persönlich auch schwer. Denn ich weiß, daß ich oben einen Freund verloren habe, dem ich vieles, wenn nicht alles in den letzten Jahren meiner amtlichen Laufbahn zu verdanken habe, und ich bitte Sie, verehrte Fürstin, dies Seiner Durchlaucht zu sagen.“

Herr v. Mühlberg

Der frühere sächsische Gesandte in Berlin, spätere sächsische Ministerpräsident, Graf Wilhelm Hohenthal, telegraphierte mir: „Ich beklage es tief, daß Euer Durchlaucht gezwungen worden sind, Ihre kostbare Kraft dem Dienste des Vaterlandes vorzeitig zu entziehen.“ Die Gräfin Hohenthal schrieb meiner Frau, indem sie auf das Schicksal meines größten Vorgängers hinwies: „Sie persönlich sind vielleicht froh, den Fürsten von der aufreibenden Tätigkeit befreit zu wissen; wir andern hätten gewünscht, daß

Graf Hohenthal

sein Abgang unter anderen Verhältnissen stattgefunden hätte. So ist sein Rückblick auf seine glänzende Laufbahn durch manche schwere Wolke verdüstert und verbittert, und das ist schade für ihn, der dem Vaterlande soviel Zeit und Kraft geopfert hat. Das aber ist das Los von vielen Staatsmännern gewesen. Wir brauchen ja nicht weit zurückzublicken, und damit wird sich der Fürst Bülow trösten." Der leitende Minister in Braunschweig, Exzellenz Otto, schrieb meinem mit ihm seit lange befreundeten Bruder Alfred: „Schmerzlich hat mich das Scheiden Ihres Herrn Bruders aus dem Amt des Reichskanzlers berührt. Ich beklage es um Deutschlands willen tief, daß die Verhältnisse dem Reich diesen schweren Verlust bringen mußten." Graf Max Berchem, unter Bismarck Unterstaatssekretär des Auswärtigen Amts, schrieb mir: „Als einstiger Soldat der großen Armee blicke ich mit Stolz auf die Führung, welche uns in Fortsetzung des alten Kommandos die schönen Strecken Delcassé und Iswolski neben anderen Erfolgen lieferte. Mit dem Ausdruck tiefen Bedauerns über Hochderen Rücktritt verbinde ich jedoch die Hoffnung, daß Sie, verehrtester Fürst, mit den Geschicken des Vaterlandes in Fühlung bleiben werden."

Arthur v. Brauer

Arthur von Brauer war einer der besten Köpfe, über die das Musterländle Baden zu verfügen hatte. Erst im Konsulardienst, dann Vortragender Rat im Auswärtigen Amt, wurde er 1890 als Nachfolger des Freiherrn von Marschall badischer Gesandter in Berlin, 1893 badischer Minister des Großherzoglichen Hauses und des Äußern, 1901 badischer Ministerpräsident. Wir waren uns schon in jungen Jahren, im Winter 1875/76 in St. Petersburg, nähergetreten, wo er als deutscher Konsul, ich als Dritter Botschaftssekretär fungierte. Zu meinem Rücktritt schrieb er mir: „Nachdem Ihre Enthebung vom aktiven Dienst nunmehr amtlich bekanntgemacht ist, will ich nicht länger zögern, Ihnen mein tiefstes Bedauern auszusprechen, daß wir fortan Ihrer erfolgreichen Führung entbehren sollen. Ihrer großen Geschicklichkeit war es in diesem Winter und Frühjahr so oft gelungen, Konservative und Liberale wieder zusammenzuführen, daß ich der festen Zuversicht war, Sie würden das schwere Werk einer verständigen Finanzreform zustande bringen. Ich traute den Konservativen, ich will nicht sagen mehr politische Einsicht zu, denn auf ‚Einsicht' darf man ja in Deutschland bei keiner politischen Partei rechnen, aber ich traute ihnen soviel patriotischen Sinn zu, daß sie uns nicht wegen einer unbequemen Steuer in diese Lage bringen würden. Indessen die einmütige Anerkennung, die Ihrem Wirken von allen Seiten zuteil wird, muß Ihnen zeigen, daß Deutschland weiß, was es an Ihnen verliert. Sie können mit dem Bewußtsein scheiden, Deutschland in der inneren und äußeren Politik auf eine Höhe geführt zu haben, die wir seit Bismarcks Entlassung nicht mehr kannten. Das sage ich Ihnen als alter Freund und Bewunderer."

Graf Crailsheim, während vieler Jahre, von 1880 bis 1903, erst bayrischer Minister des Äußern, dann Ministerpräsident, ein Staatsmann, der sich schon des Vertrauens und der Wertschätzung des Fürsten Bismarck erfreut hatte und dessen reichstreue Gesinnung über jedem Zweifel stand, schrieb mir: „Die Nachricht von dem bevorstehenden Rücktritt Eurer Durchlaucht hat mich mit schmerzlichem Bedauern erfüllt. Wenn mir auch seit sechs Jahren die Freude persönlichen Zusammenwirkens mit Eurer Durchlaucht versagt ist, so habe ich doch die innere und äußere Politik des Deutschen Reiches stets mit Aufmerksamkeit verfolgt und die Erfolge, die Euer Durchlaucht auf beiden Gebieten erzielten, mit hoher Genugtuung begrüßt. Nach dem Rücktritt des auf eine so glänzende Wirksamkeit zurückblickenden Staatsmannes sehe ich als deutscher Patriot mit Bangen in die Zukunft. Zu spät werden viele derer, die die jetzige Lage mitverursacht haben, erkennen, was sie, was das Deutsche Reich an Eurer Durchlaucht verloren hat. So traurig mich der Entschluß Eurer Durchlaucht stimmt, so kann ich doch Hochdenselben nur beglückwünschen zu dem glänzenden, wie ich hoffe nur vorläufigen Abgang. Alle wahren Vaterlandsfreunde sehen Euer Durchlaucht mit tiefem Schmerz aus dem Amte scheiden." *Graf Crailsheim*

Aus Stora Sundby in Södermanland, dem schwedischen Schloß seiner Frau, schrieb mir Graf Karl Wedel, der nacheinander und mit Auszeichnung Militärbevollmächtigter in Wien, Gesandter in Stockholm, dann Generaladjutant des Kaisers, General der Kavallerie und Gouverneur von Berlin, von 1899 bis 1902 Botschafter in Rom, von 1902 bis 1907 Botschafter in Wien und seit 1907 Statthalter von Elsaß-Lothringen war: „Lieber Bülow, erst jetzt eben erhalte ich in der hiesigen Weltabgeschiedenheit die definitive Nachricht von dem vorgestern vollzogenen Wechsel, der mir keine Überraschung bereitete. Daß ich es für Kaiser und Reich schmerzlich bedauere, auch persönlich tief empfinde, wissen Sie. Wahrhaft aufrichtig freut es mich, daß, soweit ich bis jetzt übersehe, die Presse aller Parteirichtungen Ihrem Wirken rückhaltlose Anerkennung zollt und Ihre Verdienste in warmen Worten würdigt. In diesem Dank der öffentlichen Meinung des Vaterlandes werden Sie die Genugtuung finden, die Ihnen in so vollem Maße gebührt. Mir aber ist es Bedürfnis, Ihnen heute, wo Sie in das Privatleben treten, meinen herzlichsten Dank für die Freundschaft und das Vertrauen auszusprechen, die Sie mir als Vorgesetzter und Mensch erwiesen, und für die Stellungen, die ich Ihren Empfehlungen und Ihrem Wohlwollen verdanke. Erhalten Sie mir auch, bitte, ferner Ihre kostbare freundschaftliche Gesinnung und seien Sie meiner dauernden aufrichtigen Anhänglichkeit versichert. Der Fürstin küsse ich die Hand." *Graf Karl Wedel*

Der Oberstkämmerer Fürst von Solms-Baruth schrieb mir: „Hochverehrtester, teuerster Fürst, nachdem die schwerwiegende Entscheidung *Fürst Solms-Baruth*

gefallen ist, die erste Hochflut ungezählter Sympathieempfindungen vorüber, kann ich es mir nicht länger versagen, Ihnen mit wenigen Worten auszusprechen, wie schmerzlich ich diese Wendung der Dinge empfinde und beklage! Konnte ich es doch vielleicht mit am vorurteilslosesten beurteilen, welche Verdienste Sie sich um die Krone, um unsere äußeren und unsere Gesamtverhältnisse erworben haben! Ein Trost bleibt aber Ihnen, sowohl Ihnen wie mir und Millionen treuer Patrioten, das ist die Art Ihres Scheidens, die das Bewußtsein in sich schließt, daß der König und wir alle in ernsten Zeiten mit dem in voller Frische unter uns weilenden best bewährten deutschen Manne noch rechnen dürfen. Über die Kurzsichtigkeit gewisser Leute sich hier zu verbreiten, erübrigt sich. Und da die Dummen nie alle werden, müssen sie und leider noch viele, die weniger dumm sind, am eigenen Leibe erst das erfahren, was sie nicht begreifen können oder wollen. Ihr für alle Zeit treu ergebener Fürst Solms-Baruth."

Freiherr v. Schorlemer

Aus seinem Schloß Lieser an der Mosel schrieb mir Freiherr Clemens von Schorlemer, damals Oberpräsident der Rheinprovinz, ein Jahr später preußischer Minister der Landwirtschaft: „Euer Durchlaucht haben nach bewegten Tagen wohlbehalten Norderney erreicht! Ich bitte, die so wohltätige und erquickende Ruhe nach dem Sturme für einen Augenblick stören zu dürfen, um auch meinerseits das aufrichtige und tiefempfundene Bedauern darüber zum Ausdruck zu bringen, daß die Stellungnahme des Reichstags zur Reichsfinanzreform Euer Durchlaucht das längere Verbleiben im Amte des Reichskanzlers unmöglich gemacht hat. Diesen Ausgang der Krisis beklagen auch in der Rheinprovinz nicht nur die zahlreichen Anhänger und Verehrer Eurer Durchlaucht, sondern ebenso mit verschwindenden Ausnahmen die politischen Gegner, dankbar gedenkend an das, was Euer Durchlaucht an leitender Stelle für die Erhaltung des Friedens und der Machtstellung Deutschlands, für die Förderung von Industrie und Landwirtschaft in langjähriger erfolgreicher Tätigkeit geschaffen haben. Daß ich persönlich mit besonders schmerzlichem Empfinden Euer Durchlaucht aus dem Amte scheiden sehe, bedarf wohl nicht der ausdrücklichen Versicherung! Das wohlwollende Entgegenkommen und die verständnisvolle Zustimmung, welche ich in meiner dienstlichen Tätigkeit und für meine Anschauungen in politischen und kirchenpolitischen Fragen bei Eurer Durchlaucht stets gefunden habe, werden immerdar für mich der Gegenstand unvergeßlicher, dankbarster Erinnerung bleiben."

Prinz Stolberg

Aus der Provinz Posen, wo er tapfer und besonnen für das Deutschtum wirkte, schrieb mir Prinz Hermann Stolberg, ein Sohn des dreizehn Jahre früher heimgegangenen Fürsten Otto zu Stolberg-Wernigerode, der mir einst in Wien ein so wohlwollender Chef gewesen war: „Das Vaterland wird Ihnen nie vergessen, was Sie für dasselbe getan haben. Ich schreibe Ihnen

das aus der Provinz, der Ihr ganzes Interesse gehört hat.“ Der Oberhofmeister der Kaiserin, der Freiherr von Mirbach, dessen frommer, aber bisweilen die Grenzen politisch gebotener Umsicht überschreitender Eifer für religiöse Zwecke ihn öfters in Gegensatz zu mir gebracht hatte, schrieb mir aus Potsdam: „Euer Durchlaucht haben nach langer, schwerer und erfolgreicher Arbeit die Last des mühevollen Staatsdienstes niedergelegt, in welchem Sie Ihre ganze Kraft und Gesundheit für Ihren Kaiser und das Reich in einem Maße und mit einer aufopfernden Hingebung eingesetzt haben, von der sich die große Menge keine Vorstellung machen kann. Ich gehörte zu denen, die immer noch hofften, daß Sie uns länger erhalten blieben. Unsere Zeit ist nach innen und außen furchtbar ernst und gefahrdrohend, und es hilft nichts, wie es viele tun, sich in vergnügtem Leben oder mit Redensarten darüber hinwegzutäuschen. Der Kampf der Parteien untereinander, der dämonische Einfluß des größten Teiles unserer Presse, die Entchristlichung der großen Massen auch in den gebildeten Kreisen erfüllt jeden, der sein Königshaus und sein Vaterland liebt, mit tiefer Sorge. Aber in allem Kämpfen und Toben tritt eines immer klarer und deutlicher hervor, daß es nur einen sichern Fels und festen Grund gibt, der unbeweglich steht, unser Herr und Heiland. Dabei gedenke ich auch besonders Eurer Durchlaucht von mir und meiner Frau so hochverehrten Frau Mutter, deren fester Glaube mir stets vorbildlich war. Nur so, wie sie, kann man in die sturmbewegten Wogen unserer Zeit ruhig und hoffend hinausblicken.“

Freiherr v. Mirbach

Mein langjähriger Freund, der Nationalökonom Professor Gustav von Schmoller, schrieb: „Ich bin überzeugt, daß es ein großes Unglück für unser Vaterland ist, daß Sie gehen. Das Deutsche Reich braucht gerade einen solchen Steuermann, wie Sie es seit einem halben Menschenalter zum Segen Preußens und Deutschlands waren. Sicheres, erfolgreiches Auftreten nach außen, bei größter Kunst, einen Krieg zu vermeiden, und nach innen eine gemäßigt konservative Regierung mit so viel liberalen und sozialen Reformen, wie sie heute unentbehrlich sind, wenn nicht ein jäher Umsturz folgen soll, das war die Signatur Ihrer Politik. Daß das Zentrum Sie bekämpfte, war natürlich, daß die Liberalen nicht immer geschickt operierten, ist begreiflich, daß aber die Konservativen Sie so im Stiche ließen, ist nicht entschuldbar durch den Unverstand ihrer Wähler. Ich weiß kein Beispiel so großer politischer Undankbarkeit einer großen Partei. Mag viele der einzelnen Konservativen ihre politische Unzurechnungsfähigkeit entschuldigen, von den Führern ist es gröbste Felonie und bornierte Kurzsichtigkeit. Millionen der besten Deutschen sind auf Ihrer Seite, aber wie wenige sprechen es aus. Da ich zu denjenigen gehöre, die Ihnen schreiben dürfen, so ertrug ich nicht, ganz zu schweigen.“ Der Nationalökonom

Gustav v. Schmoller

Adolf Wagner

Adolf Wagner, ein Franke, in Erlangen geboren, seit 1870 Professor in Berlin, langjähriger Vorstand des Vereins für Sozialpolitik, war, wie man sich damals ausdrückte, ein Kathedersozialist. Ich hatte vierunddreißig Jahre früher mein diplomatisches Examen vor ihm bestanden, und er hatte damals meine Arbeit über die italienischen Finanzen sehr freundlich zensiert. Jetzt schrieb er mir: „Euer Durchlaucht bitte ich, auch von mir den Ausdruck des tiefsten Bedauerns entgegenzunehmen, daß Sie aus den hohen Ämtern, welche Sie so vortrefflich im Nationalinteresse verwaltet haben, nunmehr geschieden sind. Die Parteikonstellation im Reichstag, welche Sie zu dem Schritt der Bitte um Entlassung bei Seiner Majestät geführt hat, ist für jeden deutschen Patrioten schmerzlich. In den Kreisen der Vertreter der Wissenschaft ist das der allgemeine Eindruck der jüngsten Vorgänge. Wir werden alle Eurer Durchlaucht in aufrichtigster Ergebenheit verbunden bleiben."

Schulze-Gaevernitz

Gerhart von Schulze-Gaevernitz war der Sproß einer alten Gelehrtenfamilie, deren Söhne seit länger als einem Jahrhundert Theorie und Praxis in einer für deutsches Professorentum so ehrenvollen wie charakteristischen Weise zu verbinden verstanden haben. Friedrich Gottlob — in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts Professor in Jena — gab der Landwirtschaftslehre ein nationalökonomisches Fundament. Der Kronsyndikus Hermann war in der Bismarckzeit ein namhafter Staatsrechtslehrer. Mit dessen Sohn Gerhart, Professor der Nationalökonomie in Freiburg i. Br. und gleichzeitig praktischer Landwirt in Schlesien, hatte ich manches für mich anregende und belehrende Gespräch über wirtschaftliche und politische Fragen geführt. Jetzt schrieb er mir: „Ich fürchte, daß heute nicht allzu viele Zeitgenossen sich des großen Gehaltes an Zukunft bewußt geworden sind, welche einem schärfer blickenden Auge die Geschichte Ihrer Amtsführung enthüllt. Was vor zehn Jahren Utopie erschien, ist heute — nicht zum wenigsten dank der Tätigkeit Eurer Durchlaucht — vielleicht noch schwere, aber nicht mehr hoffnungslose Aufgabe. Ich denke dabei an Tatsachen. Erstens: Vor zehn Jahren war es wilde Utopie, von einer Zeit des maritimen Gleichgewichtes zu träumen, in der Deutschland der hoffnungslosen Abhängigkeit von England in allen überseeischen Wirtschafts- und Machtfragen entwachsen sein würde. Heute ist es unsere bewußt verfolgte Aufgabe, auch zur See durch eigene Stärke unser Dasein zu bejahen. Wir dürfen hoffen, unseren britischen Vetter aus dem so verführerischen Angriffsgedanken zu entstricken und — in Frieden — jener Anerkennung und Förderung unserer überseeischen Interessen zuzuführen, wie er sie heute etwa den Vereinigten Staaten entgegenbringt. Euer Durchlaucht waren der gewichtige Vertreter und der beredte Förderer dieses ‚zum Frieden starken Deutschlands', wie es sich im Volksbewußtsein

allmählich durchsetzt. Zweitens: Vor zehn Jahren war es wilde Utopie, von einer positiven Mitarbeit der Sozialdemokratie an unserem monarchischen Staatswesen zu träumen. Dem ‚Praktiker' lag alles Heil in gewaltsamer Unterdrückung. Wenn heute die friedliche Hineinarbeitung der Arbeiterbewegung in unser Staatswesen uns als fernes, aber nicht mehr unerreichbares Ziel vorschwebt, so verdanken wir das nicht zum wenigsten der geschickten Behandlung dieses Problems durch Euer Durchlaucht. Sie haben durch eine gerechte Behandlung — zuletzt Reichsvereinsgesetz — die sozialrevolutionäre Verbitterung gemildert. Sie haben nicht minder durch wohlangebrachten Spott der Sozialdemokratie die Maske des ‚wilden Mannes' entrissen, durch welche sie dem deutschen Philister bleichen Schrecken einjagte, sich selbst aber in ein Gefühl der Stärke hineintäuschte, das sie der Gegenwartsarbeit — der Kunst der Kompromisse — entfremdete. Drittens: Vor einem Jahrzehnt schien es wilde Utopie, die agrare Basis der deutschen Nation, welcher überseeische Siedlungsgebiete versagt sind, innerhalb der Reichsgrenzen vorschieben zu wollen. Vielmehr schien der ganze Osten unseres Reichsgebietes und damit die Weltstellung Deutschlands überhaupt durch eine unaufhaltsam vordringende polnische Welle auf das schwerste bedroht. Euer Durchlaucht haben das Verdienst, die ostelbische Ansiedlungsfrage als die wichtigste Daseinsfrage unserer innerdeutschen Politik erfaßt, bekannt und gefördert zu haben. Heute ist es nicht mehr Utopie, sondern eine praktisch zu bearbeitende Aufgabe, den national gefährdeten Osten unserer Monarchie mit deutschen Ansiedlungen zu durchsetzen."

Ernst v. Mendelssohn-Bartholdy

Aus den Kreisen der Bankwelt schrieb mir Ernst von Mendelssohn-Bartholdy: „Nunmehr, wo die Würfel gefallen sind, drängt es mich, Eurer Durchlaucht zu sagen, wie außerordentlich ich die Wendung beklage, welche die Dinge genommen haben, und wie ich es geradezu für ein Unglück halte, daß Deutschland die weise und erfolgreiche Leitung des Mannes entbehren soll, der wie kein anderer dafür gemacht ist, das oberste Steuer zu führen. Unendlich viel schuldet die Nation Eurer Durchlaucht an Dank. Wenn es mir am Herzen liegt, als Unus ex multis meine tiefe Trauer zum Ausdruck zu bringen, so darf ich dies vielleicht noch mit besserem Rechte als mancher andere tun, im Hinblick auf die öfteren wichtigen Angelegenheiten, die mir die Ehre verschafften, Eurer Durchlaucht näherzutreten, und die mir in geschäftlicher sowohl wie persönlicher Beziehung unvergeßlich sein werden." Arthur von Gwinner, der Direktor der Deutschen Bank, nebenbei gesagt der Sohn des Freundes und Biographen meines Lieblingsphilosophen Schopenhauer, schrieb: „Euer Durchlaucht wollen mir gestatten, daß ich das freundliche und schmerzliche Wort nachsende, das ich am Lehrter Bahnhof persönlich aussprechen wollte. Die Polizei hatte bei

Ihrer Abreise so vortrefflich für Ordnung gesorgt, daß es mir wie sehr vielen andern nicht gelungen ist, Euer Durchlaucht auch nur zu sehen. Euer Durchlaucht verlassen den ersten Platz im Reiche, betrauert von allen Urteilsfähigen der Nation, aber unvergessen."

Die auf dem Lehrter Bahnhof getroffenen Absperrungsmaßnahmen waren, wie ich vertraulich hörte, auf direkte Weisung des Kaisers erfolgt, der zu einem seiner Adjutanten äußerte: „Ministerwechsel haben sich im stillen zu vollziehen, da sie wenig Bedeutung haben und das Publikum gar nichts angehen."

Graf Waldemar Roon

Meine früheren und langjährigen Anhänger konservativer Richtung waren bemüht, die Schuld an dem zwischen uns eingetretenen Bruch von sich ab und mir zuzuwälzen. Zu den störrischsten Führern der Konservativen gehörte Graf Waldemar Roon, der älteste Sohn des Kriegsministers Albrecht von Roon. Dieser war einer der ausgezeichnetsten Männer gewesen, die der preußische Staat hervorgebracht hat, ein Mann, der seinen Namen mit unvergänglichen Lettern in die deutsche Geschichte eingetragen hat. Albrecht von Roon war der ruhmvolle Waffenschmied für die Siege von 1864, 1866, 1870. Der Sohn glich dem Vater in Lauterkeit der Gesinnung wie in fester, tiefer Vaterlandsliebe, aber er war unnachgiebiger und er war nicht so begabt. Er warf mir vor, daß ich mich mit der „so gänzlich unzuverlässigen" und in ihrer politischen Brauchbarkeit von mir überschätzten Nationalliberalen Partei zu tief eingelassen hätte. Ich hätte es wie der pommersche Bauer gemacht, der dem guten Hund einen Knochen gab, dem bösen aber zwei. Das heißt, ich hätte die Liberalen auf Kosten der Konservativen bevorzugt. Ich war oft anderer Meinung als Waldemar Roon, ernstlich böse sein konnte ich ihm nicht. Als der Weltkrieg ausbrach, stellte er sechs Söhne ins Feld. Drei von ihnen besiegelten ihre Treue für König und Vaterland mit dem Tod. Die Mutter, eine Blankenburg aus dem bekannten pommerschen Hause, mit dem Bismarck von Jugend auf befreundet war und in dem er für sein Leben, insbesondere für seine religiösen Anschauungen entscheidende Eindrücke empfing, starb an gebrochenem Herzen. Roon selbst mußte noch das schreckliche Ende des Krieges erleben. Nicht lange vor seinem im März 1919 erfolgten Tode erhielt ich einen Brief von ihm, der mit den Worten schloß: „Dies ist wohl das letzte Lebenszeichen, das Sie erhalten werden von Ihrem bis in den Tod betrübten alten und treuen Freunde Waldemar Roon."

Oertel

Für Männer wie Graf Waldemar Roon habe ich trotz aller Meinungsverschiedenheiten über politische Taktik stets tiefe Achtung und warme Sympathie empfunden. Sehr verschieden von Waldemar Roon war der Leiter der agrarischen „Deutschen Tageszeitung", der Reichstagsabgeordnete Georg Oertel, der populärste von den Führern des Bundes der

Landwirte. Er war berühmt durch seine schlagfertige Beredsamkeit wie durch seinen Humor, den er in seinen Reichstagsreden, in seinen Zeitungsartikeln und auch im persönlichen Verkehr zeigte. Er war noch berühmter durch die immer von ihm getragene weiße Weste, die geradezu den Zeichenstift der Karikaturisten herausforderte, zumal sie sich über einem außerordentlich dicken Bauch spannte. Oertel war ein Kur- und Ursachse und verbarg wie mancher seiner engeren Landsleute unter einer harmlos-gutmütigen Außenseite nicht wenig Schlauheit. Er war mir ebenso wie Graf Roon persönlich treu ergeben. Es war ehrlich, wenn er mir schrieb, daß mein Ausscheiden aus dem Amt die schwerste und schmerzlichste Erfahrung seines politischen Lebens seit dem Rücktritt Bismarcks wäre. Aber er fand, daß ich in der Erbschaftssteuer an die Agrarier eine Zumutung gestellt hätte, die zu erfüllen sie aus sachlichen Gründen außerstande gewesen wären. Wenn ich diesen Standpunkt nicht gelten lassen konnte, so verkannte ich nicht die freundliche Gesinnung, in der Oertel mir schrieb, daß es eine der schönsten Erinnerungen seines Lebens sein würde, im persönlichen Verkehr mit mir gestanden zu haben, und daß er für das ihm von mir zuteil gewordene Wohlwollen immer treue Dankbarkeit bewahren würde. Das war keine leere Phrase. Ich bin Oertel öfter wieder begegnet, und unsere persönlichen Beziehungen blieben die besten.

Es würde zu weit führen, die Briefe wiederzugeben, in denen ich die Ausführungen meiner konservativen Freunde eingehend widerlegte. Was ich selbst schrieb, war übrigens kaum so schlagend wie der Aufsatz, den ein freisinniger Publizist, ein Schriftsteller, der durch Geist und Weite des Gesichtskreises sich über die Schablone erhob, Friedrich Dernburg, der Vater des Kolonialsekretärs Bernhard Dernburg, zwei Jahre nach meinem Rücktritt, als ich schon von der Villa Malta auf die Siebenhügelstadt blickte, im „Berliner Tageblatt“ über den Ausgang meiner Reichskanzlertätigkeit veröffentlichte. Es hieß in diesem Artikel: „Wer die politische Laufbahn des Fürsten Bülow unbefangen in das Auge faßt, der wird zugeben müssen: Der Staatsmann, der auf seinen Leichenstein geschrieben haben wollte: Hier liegt ein agrarischer Reichskanzler, war sich immer treu geblieben. Fürst Bülow wollte die Konservativen auf neue und haltbare Grundlagen stellen. Er wollte sie vor sich selbst retten. Er hat hierbei einen weit voraussehenden Blick, Kühnheit und Entschlossenheit zum Handeln gezeigt. Nie ist einem Staatsmann mit größerer Undankbarkeit gelohnt worden als dem Fürsten Bülow von seinen Standes- und Parteigenossen. An ihrer Kurzsichtigkeit und Eigensucht ist der Plan gescheitert, er ist nicht einmal verstanden worden, und man begreift die zornige Verachtung, mit der Fürst Bülow ihnen das Wort zuschleuderte, das seiner Einlösung entgegengeht: Bei Philippi sehen wir uns wieder. Dies Philippi ist im

Friedrich Dernburg

Anzug. Die Konservative Partei hat in ihrem Verhalten beim Sturz des Fürsten Bülow aber auch den Beweis geliefert, wie das parlamentarische Treiben imstande ist, die Blicke in die Enge zu bannen, über die großen Züge einer politischen Lage wegzutäuschen, nach kleinen Vorteilen schnappen zu lassen und die Existenz zu riskieren."

Dr. Mehnert

Der streng konservative Führer der sächsischen Konservativen und Präsident der Zweiten Sächsischen Kammer, Dr. Mehnert, schrieb: „Eure Durchlaucht wollen auch mir gestatten, daß ich am heutigen Tage meinem tiefsten und aufrichtigsten Bedauern Ausdruck gebe, daß Eure Durchlaucht von der Leitung der Geschäfte des Reichs zurücktreten. Es ist für mich ein unsagbar schmerzliches Gefühl, den hochverehrten Mann von der Stellung scheiden zu sehen, in der er so unendlich viel und so wahrhaft Großes für des Reiches Ansehen, für des Reiches Wohl und Förderung getan hat. Es erscheint mir noch nicht möglich, mir vorstellen zu können, wie künftig die Geschicke unseres großen Vaterlandes sich entwickeln sollen. Die Person des Fürsten Bülow ist für mich zu sehr mit der Leitung der Geschäfte im Innern wie im Äußern verbunden und verkettet, als daß ich mir ohne dieselbe deren gedeihliche Fortsetzung denken könnte. Seit Bismarcks Zeiten hat niemand zur Hebung vaterländischer Gesinnung so viel getan und beigetragen wie Eure Durchlaucht — seit Bismarcks Zeiten hat den deutschen Namen niemand so hochgehoben in der Welt, niemand so achtunggebietend gefestigt wie Eure Durchlaucht — insonderheit zuletzt noch durch die glänzende Aktion unserer auswärtigen Politik in diesem Frühjahr! Möchte ein gütiges Geschick es fügen, daß Eure Durchlaucht nicht für immer scheiden."

Professor E. Francke

Aus den Kreisen der Sozialreformer schrieb mir Professor Dr. E. Francke: „Im Namen vieler Freunde und Gesinnungsgenossen wollen Eure Durchlaucht einem Mann, der still und bescheiden versucht hat, seine Pflicht als nationaler und liberaler Publizist sowie als Sozialpolitiker zu tun, gestatten, seinem tiefsten Schmerz Ausdruck zu geben, daß jetzt ein Reichskanzler sein Amt verläßt, der zwölf Jahre hindurch der Wohlfahrt des Reichs mit ruhmvollem Erfolge gedient hat. Seit Jahrzehnten hat Deutschland vor der Welt nicht mit solchen Ehren und solcher Macht gestanden wie heute. Niemals hat unser Volk in Stadt und Land Zeiten stärkerer wirtschaftlicher Blüte gesehen. Der Liberalismus, die freie Gesinnung begannen neu zu hoffen, als Eure Durchlaucht den Druck der Zentrumspartei und der Sozialdemokratie brachen. Und wir Sozialreformer wußten es und freuten uns dessen, daß der vierte Kanzler des Reichs ein Herz für die Armen und Bedrückten und eine bereite Hand für die Strebenden und Kämpfenden hatte. Mit Eurer Durchlaucht Scheiden vom Amt werden viele und teure Hoffnungen vernichtet."

Der Obermeister Karl Rahardt, Mitglied des Abgeordnetenhauses, schrieb: „Wenn Millionen guter Deutscher mit wehmütigen und schmerzlichen Gefühlen ihren langjährigen und hochverdienten Reichskanzler in Eurer Durchlaucht scheiden sehen, so erfüllt den Unterzeichneten Bitternis und tiefer Grimm über die Ereignisse der letzten Wochen. Waren es doch in der Hauptsache meine eigenen Parteigenossen, welche den unseligen Ausgang herbeiführten. Wenn der Mittelstand sich von der Konservativen Partei abwendet, so geschieht dies nicht allein deswegen, weil man an Stelle der Erbschaftssteuer eine Menge mittelstands- und verkehrsfeindlicher Ersatzsteuern angenommen hat. Die Erbitterung gegen die Leitung der Konservativen Partei ist auch nicht allein deswegen so groß in den Reihen des Mittelstandes, weil man sich gegen die unnatürliche Bundesgenossenschaft des Zentrums und der Polen wehrt, sondern weil zielbewußt und mit Vorbedacht auf den Sturz des Mannes hingearbeitet wurde, der es verstanden hat wie unser unvergeßlicher Bismarck, sich einen Platz in den Herzen aller guten Deutschen zu sichern. Beim Scheiden Eurer Durchlaucht aus dem verantwortungsvollen Amt des Reichskanzlers will ich es aussprechen, daß gerade der Mittelstand mit unbegrenztem Vertrauen, Liebe und Verehrung auf Euer Durchlaucht geblickt hat und dankbaren Herzens anerkennt, daß, soweit es das allgemeine Staatsinteresse zuließ, vieles für die erwerbenden Stände im letzten Jahrzehnt geschehen ist. Das hier auszusprechen, ist mir ein Herzensbedürfnis, und Euer Durchlaucht dürfen versichert sein, daß der Mittelstand im allgemeinen und der Handwerkerstand im besonderen seinem hochverdienten vierten Reichskanzler tiefste Dankbarkeit und ein treues Andenken bewahrt." *M. d. A. Rahardt*

Aus dem Schreiben des Abgeordneten Julius Kopsch, Rektors in Berlin und Vorsitzenden der Parteiorganisation der Fortschrittlichen Volkspartei, sprach die Stimmung, die drei Jahre später zu dem Ergebnis der Wahlen von 1912 führen sollte: „Euer Durchlaucht gestattet sich ein schlichter Abgeordneter der Freisinnigen Volkspartei bei Eurer Durchlaucht tief bedauerlichem Scheiden aus dem Amt nachträglich ein Lebewohl zuzurufen in der sicheren Hoffnung, daß in absehbarer Zeit ein Wiedersehen auf dem Reichskanzlerstuhl des Reichstages erfolgt. Herr von Heydebrand und seine Gefolgschaft werden des Sieges nicht froh werden. Die Führung in einer Mehrheit haben stets diejenigen, die über die erforderlichen Arbeitskräfte verfügen. Den Konservativen fehlen die Arbeitskräfte, ihnen fehlt die erforderliche Sachkenntnis. All das Fehlende ist beim Zentrum überreich vorhanden, daher liegt trotz der Worte des Herrn von Heydebrand die Führung bald in den Händen der Herren Spahn und Erzberger. Wer aber das Ränkespiel des Herrn Spahn, die brutale Herrschsucht des Herrn Erzberger in der Budgetkommission kennengelernt hat, der kann, ohne *M. d. A. Kopsch*

Prophet zu sein, vorhersagen, daß die ehrlichen Konservativen sich bald zurücksehnen werden nach der Zeit, wo sie mit ehrlichen Liberalen verhandeln konnten. Aus zahlreichen Versammlungen kenne ich die Stimmung des deutschen Volks. Herr von Heydebrand hat in seinem Machtbewußtsein, dem man nicht nur gegenüber der Regierung, sondern auch gegenüber dem Thron seit langer Zeit sehr offen Ausdruck gegeben hat, dem konservativen Gedanken für die Zukunft einen sehr schlechten Dienst erwiesen. Euer Durchlaucht aber werden bei dem hoffentlich nur vorübergehenden Rücktritt vom Amt begleitet von dankbarer Verehrung und Liebe des größten und sicherlich nicht schlechtesten Teils des deutschen Volkes." Der Gesamtverband der Evangelischen Arbeitervereine trug mir ebenso wie der Bund vaterländischer Arbeitervereine die Ehrenmitgliedschaft an, die ich mit Dank und Genugtuung annahm.

Mehr noch als Anerkennung und Zustimmung von politischer Seite erfreuten mein Herz die Zuschriften, die ich bei meinem Scheiden aus den Reihen der Armee erhielt, an der ich mit ganzer Seele hing, seitdem ich im glorreichen Jahr 1870 des Königs Rock angezogen hatte. Der langjährige Chef des Militärkabinetts, der Generalfeldmarschall von Hahnke, dieses Bild eines echten preußischen Gardeinfanteristen, schrieb mir unter dem 14. Juli 1909: „Unter den Unzähligen, die heute am bedeutungsvollen Tage des Niederlegens des Kommandostabes als Reichskanzler Ihnen ihre Verehrung und allergrößte Hochachtung zum Ausdruck bringen, möchte ich nicht fehlen. Wer eine Ahnung davon hat, welche Charakterstärke, welcher Mut, welche Einsicht, welche Erfahrung, weiches Wissen und Können, welche Selbstlosigkeit dazu gehört, als Reichskanzler zu kämpfen für des Vaterlandes Macht, Ehre und Gedeihen und gleichzeitig zu dienen dem Monarchen in Ergebenheit und Treue unter den allerschwersten Bedingungen, der wird heute offen eingestehen müssen, daß Euer Durchlaucht ein Kämpfer, ein Reichskanzler gewesen sind, wie Seine Majestät ihn schwerlich wieder finden wird. Großartig, wie Eure Durchlaucht gekämpft, haben Eure Durchlaucht auch mit Stolz und Würde und voller Ehren das Kommando abgegeben und treten nun in den tausendfältig wohlverdienten Ruhestand." Der alte Feldmarschall wußte besser als irgendein anderer, wie schwer es mir während zwölf Jahren geworden war, die dauernden Interessen des Landes, der Dynastie und des Monarchen selbst gegenüber diesem Monarchen zu wahren.

General v. Hahnke

Der damalige General der Infanterie, spätere Generalfeldmarschall Karl von Bülow schrieb mir am 15. Juli 1909: „Als Vetter und stellvertretender Vorsitzender unseres Familienverbandes darf ich Ihnen warm die Hand drücken in den entscheidungsreichen Tagen, die Sie jetzt durchlebt haben. Für mich, und meiner Überzeugung nach auch für die ganze Bülowsche

General v. Bülow

Sippe, gebe ich der Trauer Ausdruck, daß die Verhältnisse Eure Durchlaucht gezwungen haben, das höchste deutsche Staatsamt niederzulegen, Ihre erfolgreiche und dem Wohle unseres deutschen Vaterlandes dienliche Tätigkeit jetzt hoffentlich nicht zu beendigen, sondern nur zu unterbrechen. Ich weiß, daß Eure Durchlaucht, wenn Kaiser und Reich Ihrer bedürfen — und sie werden Sie später nötig haben —, mit Freuden bereit sein werden, die Bürde des höchsten Amtes erneut auf Ihre starken Schultern zu nehmen. Unvergessen muß es aber heut schon der Familie sein und bleiben, wie Ihr Wirken als Reichskanzler dem Bülowschen Ruhmeskranze ein neues Lorbeerblatt eingefügt hat. Die Bülows sind stolz auf diesen Sohn ihres Geschlechts." Der General der Kavallerie, Graf Hermann Wartensleben, einst Oberquartiermeister der deutschen Südarmee, als sie unter dem Oberbefehl des Feldmarschalls von Manteuffel in ruhmvollen Kämpfen in Schnee und Eis das Bourbakische Korps zum Übertritt in die Schweiz zwang, schrieb mir: „In meiner ländlichen Abgeschiedenheit natürlich nur unvollkommen unterrichtet, vermag ich nicht alle bestimmenden Beweggründe zu dem folgenschweren Schritt zu beurteilen und kann nur sagen: Ein großer Verlust für das Vaterland, und wer soll Eure Durchlaucht einigermaßen ersetzen?" Die Witwe meines unvergeßlichen Kriegsobersten, des Feldmarschalls von Loë, die Baronin Franziska Loë, geborene Gräfin von Hatzfeldt-Trachenberg, telegraphierte mir: „Ich gratuliere Ihnen und der Fürstin und beklage uns."

Cosima Wagner

Aus einer Stätte, in der Idealen gehuldigt wurde, die andere waren als die militärischen, schrieb für sich selbst und ihre Mutter, die schon mehr als siebzigjährige Cosima Wagner, deren älteste Tochter, Daniela Thode, meiner Frau: „Verehrte teuere Fürstin Marie, es weilten und weilen unsere Gedanken so viel bei Dir und dem Fürsten, Deinem Gemahl, daß es mir ein wahres Bedürfnis ist, dem Ausdruck zu geben und Dir und ihm unsere verehrungsvollsten Grüße zu senden. Mama, welche leider im Augenblick wieder angegriffener ist und größter Ruhe und Schonung bedarf, hat an allen so bedeutungsvollen und ach! so unerquicklichen Vorgängen im öffentlichen Leben den regsten Anteil nehmen können und bittet mich, Dir ihre zärtlichsten Grüße zu übermitteln. Ganz Wahnfried grüßt Dich und den Fürsten in treuster Verehrung."

Frau v. Bötticher

Drei andere Kundgebungen von Frauenhand rührten mich. Die Witwe des zwei Jahre vorher verstorbenen Staatsministers von Bötticher schrieb: „Eure Durchlaucht gestatten wohl, daß ich Ihnen und der Frau Fürstin, die Sie beide so unbeschreiblich gütig zu mir gewesen sind, beim Scheiden aus Ihrem schweren, dornenvollen Amt Gottes Segen noch in ganz besonderer Weise wünsche. Welch schwerer Schritt es für den Mann ist, von seinem Lebenswerk zu scheiden, weiß ich wohl. Habe ich doch mit

meinem geliebten Mann im Juli 1897 Ähnliches durchlebt. Wenn Eurer Durchlaucht unendlich viel Liebe, Teilnahme und Freundschaft aus dem ganzen deutschen Volke folgt, so bitte ich, mich auch unter diejenigen rechnen zu wollen, die in Dankbarkeit Ihrer gedenken." Die Tante meines Nachfolgers, Frau Freda von Bethmann Hollweg, schrieb mir: „Sie haben, teurer Fürst, treu und mit Hingabe Ihrer selbst gekämpft. Das trägt seinen letzten Lohn in sich und wird Ihnen in der Geschichte unseres Vaterlandes unvergessen bleiben! Es sind sicher die schwersten Kämpfe, in denen man die Wunden nicht zeigen kann. Daß der Eintritt meines Neffen in diese schwere Stelle mein Herz sehr bewegt hat und noch beschäftigt, werden Sie sich denken. Gott möge ihm beistehen!" Endlich schrieb mir die vierundachtzigjährige Mutter meines treuen Mitarbeiters Loebell: „Unvergeßlich ist mir die Stunde, da vor neun Jahren mein heimgegangener Mann und ich Eurer Durchlaucht Ernennung zum Kanzler des Deutschen Reichs, die wir erhofften, begrüßten mit den freudigsten Erwartungen für Kaiser und Reich. Mit dem Bewußtsein der vollen Erfüllung dieser Hoffnungen entschlief mein Mann. Ich aber erlebe nun noch mit tiefschmerzlichem Bedauern den Rücktritt Eurer Durchlaucht, und mein altes patriotisches Herz ist tief verletzt und beklagt bitter die Motive, welche denselben veranlaßten."

Frau v. Bethmann Hollweg

Frau v. Loebell

*

Ich hatte, als mein Rücktritt feststand, unsere Vertreter auf unseren wichtigsten Auslandsposten gebeten, den Souveränen, bei denen sie akkreditiert waren, meinen Dank für das mir während meiner Leitung der auswärtigen Geschäfte erwiesene Vertrauen in angemessener Form zu übermitteln. Der russische Minister des Äußern, Alexander Petrowitsch Iswolski, erwiderte mir in einem längeren, eigenhändigen Brief: „Le chargé d'affaires d'Allemagne, le Comte de Mirbach, m'a fait part de Votre désir qu'au moment où Vous quittez le poste élevé que Vous avez occupé avec tant d'éclat, je fasse parvenir à mon Auguste Maître les sentiments d'attachement et de reconnaissance que Vous portez à Sa Majesté. Je n'ai pas manqué de m'acquitter auprès de Sa Majesté de ce message, et je suis heureux de Vous transmettre les sincères remercîments de l'Empereur qui m'a ordonné en mème temps de Vous exprimer, combien Il a toujours apprécié Votre brillante et féconde activité et Vos efforts en faveur des bonnes relations entre la Russie et l'Allemagne. Le Comte de Mirbach m'a également transmis ce dont Vous avez bien voulu le charger personnellement à mon adresse. J'en ai été extrêmement touché, et je tiens à Vous dire, à mon tour, que je garderai toujours un souvenir ineffaçable de mes relations personnelles avec Vous, relations qui datent de si loin et qui j'espère vont se continuer pendant de longues années encore. J'ai la certitude que ces relations ont apporté leur part de grande utilité à la bonne entente entre nos

Iswolski

deux pays. C'est de tout cœur que je partage Votre contentement de ce qui a été fait en dernier lieu pour raffermir cette bonne entente et pour donner aux rapports entre la Russie et l'Allemagne un caractère d'entière confiance si conforme aux meilleurs traditions de leur histoire. Vous savez combien je suis désireux de travailler dans ce sens et combien je suis persuadé qu'il n'existe, ni ne peut exister, aucune cause directe de malentendus entre nos Gouvernements. Dieu veuille que les causes indirectes qui ont produit tant d'alarmes l'hiver dernier ne se reproduisent plus. Laissez moi, mon cher Prince, Vous assurer que mes sentiments de profonde admiration et de vraie amitié Vous accompagneront dans la nouvelle phase de Votre belle existence, dans laquelle je Vous souhaite de tout cœur de trouver repos et santé. Veuillez, je Vous prie, me mettre aux pieds de la Princesse de Bülow et agreez pour Vous même l'hommage de mon dévouement le plus sincère."

Der beachtenswerte Passus in diesem Schreiben war der Satz: „Dieu veuille que les causes indirectes qui ont produit tant d'alarmes l'hiver dernier ne se reproduisent plus." Dieser Satz bestärkte mich in der Überzeugung, daß die Aufrechterhaltung friedlicher Beziehungen zwischen Deutschland und Rußland und damit des Weltfriedens durchaus im Bereich der Möglichkeit lag. Wir durften aber weder die russischen Kreise gerade an den Dardanellen stören, noch Österreich erlauben, auf der Balkanhalbinsel Rußland in einer Form in den Weg zu treten, die der Zar und das Zarenreich im Hinblick auf hundertjährige russische Traditionen nicht hinnehmen konnten, ohne die Existenz des Zarentums zu gefährden. Bei meiner letzten Begegnung mit Bethmann Hollweg vor meiner Abreise von Berlin habe ich meinem Nachfolger diese Worte aus dem Abschiedsbrief von Alexander Iswolski auf meine Visitenkarte sauber und deutlich niedergeschrieben und als letzte Mahnung zu Vorsicht und Umsicht in die Hand gedrückt. Ich habe wie Kaiser Wilhelm II. so auch Bethmann Hollweg mehrfach vor einer ungeschickten Wiederholung meiner bei der Beilegung der bosnischen Krisis erfolgreichen Politik gewarnt. Ich habe beiden sowohl den alten römischen Rechtssatz „Ne bis in idem" wie das kluge Wort des Lustspieldichters Terenz: „Duo cum faciunt idem, non est idem", wie mir schien, nicht gerade zu ihrem Vergnügen, nachdrücklich eingeschärft.

Aehrenthal

Der, nachdem er dank unserer Unterstützung aus der bosnischen Schwierigkeit gut herausgekommen war, zum Grafen beförderte Aloys Lexa von Aehrenthal schrieb mir: „Verehrtester Fürst, Szögyényi berichtet mir, daß Ihr Entschluß, sich zurückzuziehen, unwiderruflich feststeht und daß die kaiserliche Entscheidung demnächst erfolgen dürfte. Mit Bangen habe ich diesem Augenblicke entgegengesehen, und nun, wo sein Eintritt immer näher rückt, erfüllt mich aufrichtiges und wehmütiges Bedauern. Ich muß

es mir versagen, in die Erwägung der Gründe einzugehen, die Ihren Schritt veranlaßten. Dieselben müssen zwingender Natur gewesen sein, wenn Kaiser Wilhelm einwilligte, sich von Ihnen nach einer so langen und auf allen Gebieten erfolgreichen Amtsführung zu trennen. Sie können, verehrter Fürst, mit Stolz auf die Ihrem Kaiser und Deutschland gewidmeten Jahre zurückblicken und mit dem Gefühl von dem hohen Posten scheiden, die Entwicklung Deutschlands nach allen Richtungen gefördert und seinen staatlichen Bau gestärkt zu haben. Wir in Österreich-Ungarn sehen Sie mit dem aufrichtigsten Bedauern zurücktreten, weil wir in Ihnen einen überzeugten und bewährten Vertreter des Allianzgedankens zwischen den beiden Kaiserreichen erblickten. In diesem Zusammenhang habe ich mich eines Auftrages meines allergnädigsten Herrn zu entledigen. Seine Majestät Kaiser Franz Josef hat von dem Inhalt des Schreibens Szögyényis über seine letzte Unterredung mit Eurer Durchlaucht Kenntnis genommen und mir befohlen, Ihnen zu sagen, daß Seine Majestät Ihrer Person und Ihrem treuen Festhalten an dem Bündnis ein herzliches und dankbares Andenken bewahren werde."

Tittoni

Der italienische Minister des Äußern, Herr Tommaso Tittoni, richtete ein längeres Schreiben an mich, das ich in deutscher Übersetzung folgen lasse: „Teurer Fürst und Freund, ich habe den Brief, den E. D. mir sandten, erhalten. Ihnen für den außerordentlich liebenswürdigen Gedanken dankend, erlaube ich mir in italienischer Sprache zu antworten, der Sprache, die E. D. verstehen und lieben. E. D. hatten die Güte, der wohlwollenden Herzlichkeit, die Sie unseren persönlichen Beziehungen aufgeprägt haben, und der Sympathie, die Sie immer für mein Land zeigten, seit Sie es kannten, noch einmal Ausdruck zu geben. Als Botschafter in Rom, als Minister des Äußern und als Reichskanzler haben Sie stets die Interessen Italiens im Einklang mit denen Deutschlands betrachtet. Deshalb konnte das Bündnis zwischen den beiden Staaten während Ihrer ganzen Amtszeit fortdauern und die Schwierigkeiten mancher delikaten Situation überwinden, weil E. D. in der Festhaltung der Verträge den festen Willen und die Loyalität gesetzt hatten, die Sie auch das Recht hatten von uns zu erwarten und die von uns immer mit nicht weniger spontanem Gefühl und nicht weniger vertrauensvoll erwidert wurden. Nachdem Sie freiwillig Ihren verantwortungsvollen Posten verlassen, begleitet von der Achtung Ihres Souveräns und umgeben von dem Respekt und der allgemeinen Bewunderung, bleiben E. D. die stärkste Persönlichkeit der deutschen Politik, und mein politischer Egoismus bestimmt mich, Sie noch als wertvollen Mitarbeiter zu betrachten, an den ich oder wer auch sonst meinen Posten in Zukunft bekleiden wird, sich vertrauensvoll wenden kann mit der Sicherheit, volle Erwiderung unserer Gefühle zu finden. Der Brief E. D. läßt mich

hoffen, daß Sie sich für die beabsichtigte Ruhe nicht nur zu kurzem Aufenthalt in Rom niederlassen werden. Sie werden hier nicht nur Ihre Gewohnheiten wiederaufnehmen und teuere Beziehungen mit Ihrer genialen Intelligenz wieder anknüpfen können, sondern auch unsere Mentalität verstehen und deren Eindrücke zu schätzen wissen. E. D. haben sich nicht nur als Bewunderer unserer Vergangenheit gezeigt, sondern Sie sind auch von der Bedeutung unserer Gegenwart und unserer Zukunft für Deutschland überzeugt. Jetzt unter uns lebend, können Sie Zeuge unserer Bemühungen sein, mit Würde den Frieden zu sichern und die Mäßigung unserer internationalen Tätigkeit wie die Gerechtigkeit unserer Bestrebungen feststellen, die sich nicht nur aus den Akten der Regierung ergibt, sondern auch aus der Haltung des gesamten Volkes. Ich bin sicher, daß die Zuneigung und Achtung, mit der E. D. uns immer beehrt haben, hierbei nur zunehmen können. Ich werde mich beeilen, Ihren Majestäten dem König und der Königin und Ihrer Majestät der Königin Mutter die Gefühle zur Kenntnis zu bringen, von denen Sie wünschen, daß ich sie übermittle. Dem On. Giolitti und unseren zahlreichen gemeinsamen Freunden werde ich Ihre liebenswürdigen Worte überbringen. Als Minister, als Italiener und als Freund sende ich Ihnen einen Gruß dankbarer Erinnerung. Wollen E. D. den Ausdruck meiner hohen Wertschätzung wie meiner unveränderlichen anhänglichen Freundschaft entgegennehmen." Zwei Tage später telegraphierte mir Tittoni: „Leurs Majestés le Roi et la Reine me telegraphient: Nous sommes très sensibles aux expressions contenues dans la lettre du Prince de Bulow. Nous vous prions de lui exprimer nos vifs remercîments. Sa Majesté la Reine mère me telegraphie: Je vous prie d'envoyer mes salutations des plus amicales et affecteuses au Prince de Bulow pour lequel j'ai toujours eu une estime profonde."

Als sich die Parteiverhältnisse im Reichstage in einer Weise verschoben hatten, die meinen Rücktritt in den Bereich der Möglichkeit und selbst der Wahrscheinlichkeit rückten, während ich mich gleichzeitig des Kaisers immer weniger sicher fühlte, hatte ich ein längeres Schreiben an unseren Botschafter in London, den Grafen Metternich, gerichtet, um ihn über *Metternich* die Lage der Dinge in Berlin zu orientieren. Am Schluß meines Briefes sagte ich: ich bedauerte, daß ich zurücktreten müsse, bevor ich die Möglichkeit gehabt hätte, mit England eine Verständigung über die Flottenfrage herbeizuführen. Ich sei einer solchen Verständigung nicht nur nicht abgeneigt, sondern ich hielte sie unter den Metternich bekannten Voraussetzungen im Interesse beider Länder für nützlich und notwendig. Ich glaubte auch, daß ich bei längerem Bleiben eine solche Verständigung gerade so durchgesetzt hätte, wie ich nach manchen „ups and downs" zu einem befriedigenden Abkommen über Marokko gekommen wäre, das unsere

Beziehungen zu Frankreich auf eine gute Basis stelle. Ich sei aber sicher, daß Schön, der von den besten Absichten beseelt sei, die auswärtige Politik in meinem Sinne fortführen werde, und ich übergebe sie ihm in guter Verfassung. Die Annahme, als ob außer den Parteiverhältnissen im Reichstag andere Motive oder Faktoren mich bei meinem Rücktritt beeinflußten, sei nicht zutreffend. Insbesondere hätte ich bis zuletzt das Vertrauen S. M. des Kaisers besessen, der sich ungern von mir trenne. Ich hätte S. M. und Schön in ernster Weise gesagt, daß ich im Interesse unserer Beziehungen zu England beiden nur dringend empfehlen könne, Graf Metternich auf seinem Posten zu belassen. Daß ich in diesem Brief meinen Rücktritt auf die Parteiverhältnisse im Reichstag und nicht auf die Haltung des Kaisers zurückführte, geschah, um gerade gegenüber dem deutschen Botschafter am englischen Hofe die Allerhöchste Person nicht bloßzustellen. Die gute Zensur, die ich dem Staatssekretär von Schön ausstellte, hat dieser durch seine weitere politische Tätigkeit leider nicht gerechtfertigt. Nachdem mein Rücktritt sich vollzogen hatte, bat ich Metternich, dem König und der Königin von England meinen Dank für die freundliche Gesinnung auszusprechen, die mir beide im Laufe vieler Jahre bewiesen hätten. Für Metternich fügte ich hinzu, ich sei persönlich nicht unglücklich, nach zwölfjähriger Amtszeit — nur unser unvergeßlicher großer Bismarck habe länger amtiert, Hardenberg ebensolange, Manteuffel kürzer — an der Elbe und am historischen Tiber als freier Mann meine letzten Jahre zu verleben.

Metternich antwortete mir am 19. Juli 1909: „In Ausführung Ihres Briefes vom 9. ds. Mts. habe ich vor einigen Tagen Gelegenheit gehabt, dem englischen Königspaar Ihre dankbare Gesinnung für das Ihnen im Laufe der Jahre bewiesene Wohlwollen persönlich zu übermitteln. Beide Majestäten sprachen mit viel Wärme von den langjährigen persönlichen Beziehungen, die sie mit Ihnen gehabt hatten. Der König bemerkte, Ihre Majestät habe Sie ja schon als Kind gekannt. Beide erkundigten sich mit Interesse nach Ihren zukünftigen Plänen, und ich erklärte und beschrieb ihnen, wo Sie und die Fürstin, voraussichtlich an der Elbe, in Norderney und in Rom in der von Ihnen vor einigen Jahren erworbenen Villa Malta, Ihren Wohnsitz nehmen würden. Bei Beendigung des Gesprächs trug der König mir auf, Ihnen seine besten Wünsche für Ihr ferneres Wohlergehen auszusprechen, und Sie möchten, so wünschte er Ihnen, nun Ihre Freiheit nur recht genießen."

Hill Der nach seiner Ernennung zum amerikanischen Botschafter in Berlin von Kaiser Wilhelm II. aus futilen Gründen ungnädig aufgenommene Mr. Hill, den ich meinerseits im deutschen Interesse freundlich behandelt hatte, schon weil er in seiner Heimat Freunde und eine starke Stellung hatte,

schrieb: „My dear Prince von Bülow, your very kind personal note of farewell written at the moment of your departure from Berlin was forwarded to me and received at Geneva. I beg your Serene Highness to accept from me my thanks for our official relations, which have been to me a source of the greatest satisfaction and are not interrupted without a sense of loss and sincere regret. I shall never cease to remember with gratitude the cordial reception I received from you upon my arrival in Berlin and I hope to have some occasion to demonstrate the sincere affection I feel for the great Empire which you have so long and so faithfully served. Please remember me most kindly to Her Serene Highness Princess von Bülow and believe me faithfully yours David S. Hill."

Szögyényi

Von österreichischer Seite wurde der Botschafter Graf Szögyényi beauftragt, mir den wärmsten Dank der k. und k. Regierung für meine bundestreue Gesinnung wie für meine gesamte „erleuchtete" politische Tätigkeit auszusprechen. Der gute Graf entledigte sich dieser Mission mit großer Emphase. Das offiziöse „Wiener Fremdenblatt" widmete mir einen schwungvollen Artikel, in dem es hieß: „Fürst Bülow hat es verstanden, der Mann seiner Zeit zu sein. In seiner äußeren wie inneren Politik läßt sich eine Folgerichtigkeit nachweisen, die sich durch alle scheinbaren Wandlungen hindurchzieht. Man weiß in Deutschland, was man an Bülow verliert, aber auch wir nehmen ungern von ihm Abschied." Das feudal-klerikale schwarzgelbe Wiener „Vaterland" schrieb: „Mit dem Fürsten Bülow scheidet ein Staatsmann aus dem öffentlichen Leben, der eine ausgeprägte Persönlichkeit war und auch seiner Politik eine starke persönliche Note zu geben wußte. Wir können nur die Hoffnung ausdrücken, daß es seinem Nachfolger vergönnt sein wird, mit Österreich-Ungarn in ebenso gutem Einvernehmen zu amtieren, als dies dem Fürsten Bülow gelang, denn in Deutschlands vernünftiger Außenpolitik liegen die Bürgschaften des europäischen Friedens." Es konnte mir nicht entgehen, daß trotz solcher nach außen zur Schau getragener Verehrung mein Rücktritt in Wien im Grunde mehr Befriedigung als Schmerz hervorrief. Und nicht nur bei militärischen Exaltados wie dem General Conrad von Hötzendorf, die es mir übelnahmen, daß ich ihre Neigung zu einem frischen, fröhlichen Krieg, heute gegen Rußland oder Italien, morgen gegen Serbien oder Rumänien, stets energisch durchkreuzt hatte, sondern auch bei manchen österreichischen Ministern, Politikern und Diplomaten, und das trotz der von mir der habsburgischen Monarchie geleisteten guten Dienste.

Der Grund lag auf der Hand. Ich war der Doppelmonarchie gegenüber stets des oft von mir zitierten Ausspruchs des Fürsten Talleyrand eingedenk geblieben, daß jede Allianz dem Verhältnis zwischen Reiter und Pferd gliche. Ich hatte Wert darauf gelegt und es verstanden, bei dem Bündnis-

verhältnis zu Österreich den Reiter zu spielen. Ich erlaubte Österreich keine rollenwidrigen Seitensprünge und war auch, und gerade während der bosnischen Krise, allen kriegerischen Velleitäten in Wien und Pest scharf entgegengetreten. Ich hatte während dieser Krise die deutsche Politik so geführt, daß ich Österreich schützte und stützte, es aber doch nicht wegen Österreichs und durch Österreich zu einer dauernden Entfremdung oder gar zu einem Zusammenstoß zwischen Deutschland und Rußland kommen ließ. Der österreichische Historiker Friedjung, der trotz seiner Sympathien für Deutschland und seiner deutschen Kultur innerlich ganz Österreicher, schwarzgelber Österreicher war, faßt in seinem Werk über das Zeitalter des Imperialismus das Ergebnis des bosnischen Annexionsstreits in die sauersüßen Worte zusammen: „Während nun Österreich-Ungarn aus der bosnischen Krise nicht ohne Einbußen hervorging, war der von Deutschland 1909 errungene Erfolg völlig ungetrübt. Bülow verstand es sogar, mit Iswolski auf fast freundschaftlichem Fuße zu bleiben." Und endlich hatte ich österreichische Versuche, unsere Ostmarkenpolitik zu sabotieren, nicht geduldet. Derartige Versuche erfolgten teils durch den Fürsten Max Fürstenberg direkt bei Kaiser Wilhelm, teils durch den Botschafter Szögyényi auf gesellschaftlichem Wege.

Die geringe Beliebtheit, deren ich mich namentlich bei der jüngeren k. und k. Diplomatie erfreute, trat in beinahe grotesker Weise zutage, als, bald nachdem ich meinen Abschied eingereicht hatte, die Sekretäre und Attachés der österreichisch-ungarischen Botschaft in Berlin sich an einem Diner beteiligten, das aristokratische Mitglieder der Zentrumspartei zur Feier meines Rücktritts in einem großen Berliner Hotel veranstalteten. Den Vorsitz bei diesem Sieges- und Freudenfest führte der damalige Zentrumsabgeordnete Graf Hans Oppersdorff, der spätere Überläufer zu den Polen und Landesverräter, der sich für dieses Präsidium in der Tat wie kein anderer qualifizierte. Der österreichisch-ungarische Botschafter Graf Szögyényi erschien, sobald er von dieser Taktlosigkeit erfuhr, bei mir, um mir sein Bedauern auszusprechen und mir gleichzeitig zu sagen, daß er den Schuldigen einen strengen Verweis erteilt habe. Aus den nach dem Umsturz von 1918 erfolgten Wiener Publikationen ist übrigens zu ersehen, daß nach dem Sturz des Fürsten Bismarck der damalige österreichisch-ungarische Botschafter in Berlin, Graf Emmerich Széchényi, alles in allem Genugtuung empfand. Ich bin also, was die intimen Gefühle mancher Österreicher mir gegenüber betrifft, in guter Gesellschaft.

Alfred v. Berger

Aus Wien schrieb mir der Schriftsteller Alfred von Berger, früher Leiter des Deutschen Schauspielhauses in Hamburg, dann Direktor des Hofburgtheaters in Wien: „Welch unermeßlichen Schatz von Vertrauen und Bewunderung Sie aus jenen Schichten des deutschen Volkes, die von Partei-

leidenschaft und Parlamentstaktik unberührt sind, ins Privatleben mitnehmen, das weiß ich aus ungezählten Äußerungen. Viele werden sich freuen, daß es Ihnen möglich ist, sich in voller Frische zurückzuziehen, weil sie daraus die Hoffnung schöpfen, daß es dem Vaterland in zukünftigen schweren Zeiten, deren banges Vorgefühl sehr viele im Innersten tragen und verbergen, an einem erfahrenen und weisen Berater und Helfer nicht fehlen wird."

Frenssen, Wilbrandt

Aus Blankenese schrieb mir mein Nachbar und engerer Landsmann Gustav Frenssen, der Dichter und Verfasser von „Jörn Uhl" und der „Drei Getreuen": „Euer Durchlaucht will auch ich, dessen Freude es ist, das Leben tapferer, ernster Menschen zu bedenken und zu erzählen, Dank sagen für das, was Sie für das Land getan haben. In langjähriger Anhänglichkeit und Verehrung bin ich Ihr ergebenster Gustav Frenssen." Ein anderer Dichter-Freund von mir, Adolf Wilbrandt, schrieb: „Lieber, teuerer, verehrtester Freund, ich kämpfe schon so viele Tage mit dem Trieb und Umtrieb, Ihnen zu schreiben. So schwer ward mir nicht oft etwas. Daß es Wahrheit werden sollte, daß wir Sie nicht mehr als Reichskanzler haben — welches Schicksal für uns! Für mich! Denn keiner hat wohl tiefer gefühlt, was Sie uns waren, was Sie uns bedeuten. Was für Konservative haben wir! Oder vielmehr, wie werden sie geführt! Ich bin tief gebeugt. Im tiefsten Innern sagt mir etwas: Sie kommen wieder. Vielleicht in vier, fünf Jahren sind Sie wieder in der Wilhelmstraße! Ich hoffe es!"

Hauptmann, Voß

Auch Gerhart Hauptmann sprach mir in herzlichen Worten seinen Schmerz über meinen Rücktritt wie Sympathie und Freundschaft aus. Der Bibliothekar der Wartburg, der Dichter Richard Voß, telegraphierte meiner Frau: „Mit der Nation spreche ich Ihnen meine tiefbewegte Empfindung aus, daß Deutschland das Unglück hat, seinen Kanzler zu verlieren und Sie scheiden zu sehen."

Dryander

Aus der Schweiz, wo er einen Erholungsurlaub zugebracht hatte, schrieb mir trotz seiner langjährigen nahen Beziehungen zu Wilhelm II. der Generalsuperintendent der Kurmark, der Oberhofprediger Ernst von Dryander: „Euer Durchlaucht wollen es nicht für Unbescheidenheit halten, wenn ich mir gestatte, aus den Bergen, in die die Ereignisse der Zeit erst einige Tage später gelangen, meine wärmste und zugleich schmerzlichste Anteilnahme an den politischen Ereignissen zum Ausdruck zu bringen. Es drängt mich bei dem mir unverständlichen und meines Dafürhaltens nicht in der Sache selbst begründeten Verhalten der Konservativen Partei, deren Hospitant ich im Herrenhause bin, Euer Durchlaucht meine volle Sympathie und den ehrerbietigsten Dank für die starke und glanzvolle Leitung der Geschäfte des Vaterlandes auszusprechen sowie mein inniges Bedauern, daß die großzügige, von Euer Durchlaucht übernommene Finanzreform mit dem Resultat endet, daß, abgesehen von allen andern,

das Reich der starken und zielbewußten Hand Euer Durchlaucht beraubt wird." Adolf von Harnack, der, seitdem die kaiserliche Gnadensonne, an deren Strahlen er sich so gern wärmte, mir nicht mehr leuchtete, sich langsam und vorsichtig von mir zurückzog, sandte mir, wohl weil ihn meine Frau eingeladen hatte, in der Villa Malta bei uns Wohnung zu nehmen, wenn er im nächsten Winter in Berufspflichten nach Rom kommen würde, einen liebenswürdigen Abschiedsgruß: „Hochverehrter Fürst und Herr! Für alles Wohlwollen, für alles Vertrauen und für die mich beglückende Freundschaft Ihnen aus bewegter Seele zu danken, ist mir ein tiefes Bedürfnis. Und lassen mich Eure Durchlaucht auch dafür danken, daß Sie in unseren Staat mit seinen harten und bürokratischen Formen den Geist der Humanität und der Freiheit hineingetragen haben, jener duldsamen und freudigen Freiheit, die soviel Gutes zu stiften und soviel Widriges zu dulden vermag wie die Liebe. Eben diese Freiheit werden Sie und Ihre teuere und verehrte Frau Gemahlin auch über jedes Geschick triumphieren lassen. Debellantes inimicos ab amicis prodimur (Während wir unsere Feinde niederkämpfen, werden wir von unseren Freunden verraten) ist die alte Regel, nach welcher Helden leiden. Aber was Sie geschaffen haben, kann nicht zermalmt werden, sondern wird bleiben, teils schon jetzt, teils als Weissagung für die Zukunft. In treuester Anhänglichkeit und tiefster Verehrung Eurer Durchlaucht ergebenster von Harnack."

Meine und meiner Frau Lebensfreundin, die sechs Jahre früher am 26. April 1903 verstorbene Malvida von Meysenbug, hatte, wie alle Leser ihrer so weit verbreiteten „Memoiren einer Idealistin" wissen, eine Adoptivtochter, Olga Herzen, die Tochter des radikalen russischen Publizisten und Agitators Alexander Iwanowitsch Herzen. Der war der Sohn eines russischen Fürsten Jakowleff und eines schwäbischen Mägdeleins, Luischen Haag aus Stuttgart. Herzen war von Kaiser Nikolaus, weil er Hegel gelesen hatte, nach Sibirien verschickt worden. Alexander II. begnadigte ihn, aber nur, um ihn in Nowgorod zu internieren. Von dort gelang es ihm, nach London zu fliehen, wo er die Monatsrevue „Kolokol" (die Glocke) herausgab, die zum erstenmal im Namen der Grundsätze der Französischen Revolution Sturm gegen den Zarismus läutete, der bis dahin nur durch Palastrevolutionen und Adelsverschwörungen bekämpft worden war. Malvida hatte ihre Adoptivtochter Olga Herzen mit einem ausgezeichneten französischen Gelehrten, dem Historiker, Direktor der Revue historique und der École normale in Paris, Gabriel Monod, vermählt. Ein patriotischer Franzose, war er gleichzeitig aus Gründen der Humanität wie der Vernunft ein aufrichtiger Friedensfreund. Er schrieb an meine Frau: „Nous avons suivi les événements de la dernière semaine avec une vive sympathie, sympathie qui n'était pas seulement dictée par notre amitié pour Monsieur de Bulow et

Gabriel Monod

pour Vous, mais aussi par la conviction que la politique de M. de Bulow était aussi utile aux intérêts généraux de la Civilisation qu'aux intérêts spéciaux de l'Allemagne. Beaucoup de mes compatriotes en jugent autrement que moi et croient que la politique du Chancelier était étroitement nationale et inspirée par des sentiments hostiles à la France et à l'Angleterre. J'ai toujours soutenu vis-à-vis des amis qui pensaient ainsi que si M. de Bulow, comme c'était son devoir, mettait les intérêts permanents de l'Allemagne au premier rang de ses préocoupations, il regardait le maintien de la paix comme le premier de ses intérêts et considérait les bons rapports de la France avec l'Allemagne comme nécessaires au maintien de la paix. Bien loin qu'il ait jamais cherché à troubler ces rapports, je suis persuadé que son action personelle a toujours tendu à éviter les imprudences qui pouvaient la compromettre. Mais toute politique à part, car chaque pays et chaque ministre a le droit d'entendre ses devoirs à sa manière, nous avons constamment pensé à vous pendant cette crise, souffrant pour Vous de ce qu'elle a pu avoir de pénible, et nous nous sommes aussi réjoui que M. de Bulow puisse après ces années de dur et utile labeur jouir d'un repos bien mérité."

Dr. Breuer

Im Auftrage der Freien Vereinigung für die Interessen des orthodoxen Judentums, dem, wie vordem mein seliger Vater in dem kleinen Großherzogtum Mecklenburg-Strelitz, so auch ich in größerem Wirkungskreis freundlich gegenübergestanden hatte, richtete der Rabbiner Dr. Breuer das nachstehende Telegramm an mich: „In dem Augenblick, da Euer Durchlaucht nach jahrzehntelangem rastlosem Wirken für das Vaterlandswohl Ihre öffentliche Tätigkeit abschließen, ist es uns Herzensbedürfnis, im Namen der von uns vertretenen religiös-konservativen Judenheit Deutschlands für das von Euer Durchlaucht unseren religiösen Interessen betätigte Wohlwollen aufrichtigen Dank auszusprechen. Insbesondere gedenken wir mit inniger Dankbarkeit jener unserem zweiten Vorsitzenden im vorigen Jahre in Norderney in liebenswürdiger Weise bezeigten Würdigung unseres bedeutungsschweren religiösen Anliegens in Sachen der Sonntagsruhe. Wir haben diesen gegenwärtig in Norderney weilenden zweiten Vorsitzenden beauftragt, diese dankbaren Gesinnungen und die warmen Segenswünsche der gesetzestreuen Judenheit für Euer Durchlaucht ferneres Ergehen persönlich zum Ausdruck zu bringen."

Theodor Curti

Der Chefredakteur der „Frankfurter Zeitung", Theodor Curti, schrieb mir: „Der Unterzeichnete kann sich nicht versagen, es auszusprechen, wie sehr er Ihren Rücktritt von dem hohen Amte bedauert. Eine Zeitlang wollte es scheinen, als manifestiere sich in weiten Schichten des deutschen Volkes über die Klüfte der Parteiung hinweg ein starkes Verlangen nach Vermittelung und Verständigung, das zu einem freieren Regime führen

werde. Diese große, nun sehr geschwächte Hoffnung war an die Autorität Ihres Namens geknüpft. Persönlich hatte ich auch die Überzeugung und freute mich darob, daß Ihre so vornehme Bildung, in den Dienst des Staatswesens gestellt, den Wert eines nationalen Gutes besitze. Mit den vielen und gewichtigen Stimmen, die Ihr Scheiden beklagen, glaube ich auch meine Stimme vereinigen zu dürfen, und ich bin mit der größten Hochachtung und Ehrerbietung Ihr ergebenster Curti.“ Die „Frankfurter Zeitung“ hatte mich und namentlich meine wirtschaftliche Politik während meiner Amtszeit oft und bisweilen scharf bekämpft. Ihr damaliger Chefredakteur war von Geburt Schweizer. Vielleicht ist es darauf zurückzuführen, daß er mich und meine Wirksamkeit vorurteilsloser würdigte, als dies bei uns unter politischen Gegnern des Landes der Brauch ist.

Ich habe schon früher einen vieljährigen Schweizer Freund erwähnt, der in Paris lebte, aber auch dort an seinen pazifistischen Idealen festgehalten hatte. Er hatte mancherlei politische Verbindungen und nicht nur in Frankreich. Er schrieb mir schon am 1. Juli 1909: „Über alles das, was in Berlin vorgeht, bin ich um so mehr traurig, weil ich die geheimen Fäden kenne, welche hinter den Kulissen gesponnen sind, weil ich den länger schon gefaßten Entschluß eines mächtigen Faktors kenne, der dermalen noch fast allmächtig in Deutschland ist. Den Fürsten von Bülow kann niemand mit Nutzen für den Staat ersetzen, besonders in einer Epoche, in der große Entscheidungen für die Zukunft der Welt sich vorbereiten. Dii minorum gentium sind in Deutschland viel auf dem Plan, aber kein Politiker, der dem Fürsten Bülow gewachsen ist. Das sollte man an gewisser Stelle erkennen, erschauen.“ Mit dem in Deutschland fast noch allmächtigen Faktor ist natürlich Wilhelm II. gemeint.

Von mir unbekannter Seite erhielt ich am Tage meiner Abreise aus Berlin die nachstehenden Verse:

Fürst Bülow.

Er scheidet aus dem Amt, des er gewaltet
Mit kluger Kraft und einer feinen Kunst.
Was er geschaut, gewollt hat und gestaltet,
Hoch ragt es über Launenspiel und Gunst.
Ein ganzer Mensch! Sein Name wird nicht schwinden
Vom Meilenstein der ruhelosen Zeit.
Er, dem selbstmörderisch die blöden Blinden
Den Lorbeer flochten der Undankbarkeit.
Ein Mann des Glücks für seiner Heimat Ehre,
Des Glücks für seines eignen Wesens Art,
So geht er fort in Waffenschmuck und Wehre,
Die Sonne leuchtet seiner Lebensfahrt.

Durch den Blätterwald der deutschen Presse ging nach meinem Rücktritt ein starkes Rauschen. Es ist dem Deutschen nicht gegeben wie dem Franzosen, Italiener und Engländer, jeden Staatsmann, der sich Verdienste um das Land erworben und im öffentlichen Leben eine Rolle gespielt hat, mehr nach seinen Vorzügen als nach seinen Mängeln, mehr nach seinen Erfolgen als nach seinen Mißerfolgen zu beurteilen und ihn so in das Nationalmuseum einzurangieren. Bei uns überwiegt meist die Kritik, oft eine allzu kleinliche, noch öfter eine spießbürgerliche Kritik. Immerhin gestand auch die „Kreuzzeitung", obwohl sie erklärte, meine Meinungsverschiedenheit mit der Konservativen Partei auf das tiefste zu bedauern: „In der auswärtigen Politik fand der vierte Kanzler die gewaltige Aufgabe vor, unsere kontinentale Position gegen die Schwierigkeiten zu behaupten, mit denen schon Bismarck gekämpft hatte, und dazu noch die wegen der Entwicklung unserer überseeischen Interessen, unserer Exportindustrie und unseres Außenhandels schwierig gewordene Aufgabe, gute Beziehungen zu England, Japan und Amerika zu pflegen: das ist ihm meisterhaft gelungen. Kein beachtenswerter Gegner des Fürsten Bülow hat dieses sein Verdienst je zu bestreiten versucht. Von alldeutscher Seite ist es ihm oft schwer genug gemacht worden, gute Beziehungen zu England zu pflegen; in der Marokko-Angelegenheit haben die Freisinnigen mit ebensoviel Eifer wie Ungeschick seine Kreise zu stören gesucht. Die ruhige und umsichtige Art des Kanzlers hat fast immer diese Hindernisse beiseitezuschieben gewußt, so daß seine Führung unserer auswärtigen Politik auch in stürmischer Zeit im Lande selbst den Eindruck absoluter Zielsicherheit machte und ihre Erfolge mehr im Auslande als bei den Deutschen selbst Überraschung und Staunen hervorriefen. Man spricht so viel von den ästhetischen Neigungen des Fürsten Bülow, auch von der Kunst seiner Rede und seiner Geste. Ein größerer Künstler war er, wo er schweigend handelte. Da mußte allemal vor dem Resultat auch die grundsätzlich alles besser wissende Kritik verstummen."

Die deutsche Presse

Wenn ich für Anerkennung von seiten meiner Landsleute in der deutschen Presse dankbar war, so gereichten mir doch vom Standpunkt des Argumentum e contrario einige prägnante Äußerungen ausländischer und namentlich großer englischer Blätter noch mehr zur Genugtuung. Das Organ des Foreign Office, die „Morning Post", schrieb bei meinem Rücktritt: „Es ist für die Gegner des Fürsten Bülow nicht angenehm, zu konstatieren, aber es trifft zu, daß Deutschland seit lange nicht so stark und mächtig dagestanden hat wie jetzt." Der Londoner „Daily Telegraph" meinte: Fürst Bülow trete vom Amt zurück, nachdem er mehr als irgendein anderer dazu beigetragen habe, die Geschicke des deutschen Staates durch eine Periode außerordentlicher Schwierigkeiten hindurchzusteuern. Es

Die englische Presse

hieß weiter in dem Leitartikel des großen englischen Blattes: „Im gegenwärtigen Moment ist die deutsche Macht wieder verhältnismäßig so vorherrschend in Europa wie in den stärksten Phasen der Bismarckschen Regierung. Es ist vor allem eine Tatsache, daß zur Stunde die Stellung des Deutschen Reiches in jeder Hinsicht glänzender, gedeihlicher und machtvoller ist als zu der Zeit, da Fürst Bülow sein Amt antrat." In englischen Augen, führte das Londoner Blatt weiter aus, wäre es das Merkwürdigste an dem Fürsten Bülow gewesen, daß er, ein Staatsmann ohne parlamentarische Erfahrung, sich sofort als der beste parlamentarische Sprecher des Festlandes mit der alleinigen Ausnahme Clemenceaus betätigt habe. Neben seinem dialektischen Geschick habe er einen Schatz von gesundem Menschenverstand in den Geschäften bewiesen. Der Artikel schloß mit dem Ausdruck der Besorgnis, daß nach dem Rücktritt des Fürsten Bülow die persönliche Initiative des Deutschen Kaisers mehr als früher der überwiegende Einfluß im Staate sein würde. Die persönlichen Beziehungen dieses Kanzlers zu seinem Souverän wären immer schwieriger geworden, was im Interesse des Friedens bedauerlich gewesen sei, denn die vorbeugende Wirksamkeit der Staatsklugheit des Fürsten Bülow würde voraussichtlich einmal als höchst wertvoll zutage treten.

Französische Presse

Sehr amüsierte mich das nachstehende Porträt, das der Pariser „Figaro" von mir gab: „Ein vollendeter Turnkünstler, Flötenspieler und Seiltänzer, ein ausgezeichneter Improvisator, ein offener, aber von keinem Skrupel zurückgehaltener Geist. Eher träge von Natur, aber mit einem durch den Erhaltungstrieb in Spannung gehaltenen Willen, von wunderbarer Geschicklichkeit zur Umkehr. Wenn die Schwierigkeiten kommen, ist er sicherlich nicht derjenige, den die Widersprüche und Schwenkungen in Verlegenheit setzen." Der grundsätzlich sehr deutschfeindliche „Temps", das einflußreichste französische Blatt, schloß nach einer Anerkennung der großen persönlichen Eigenschaften, die den Fürsten Bülow ausgezeichnet hätten, seinen Artikel über dessen auswärtige Politik mit den Worten: „Auch diejenigen, und Frankreich gehört dazu, die sich nicht immer über ihn zu freuen hatten, verschließen die Augen nicht seinen Verdiensten, und sie erinnern sich, daß er wenigstens Schmiegsamkeit genug besaß, um die äußersten Krisen zu vermeiden, die aus geringfügigen Gründen Frankreich und Deutschland aneinandergebracht hätten."

Ich hatte nie ein Hehl daraus gemacht, daß ich die Ostmarkenfrage für die wichtigste Frage der inneren preußischen Politik hielte, daß ich sie als eine Lebensfrage des deutschen Volkes betrachtete und als solche behandelte. Aus keinem Teil des Vaterlandes gingen mir beim Ausscheiden so viele und so herzliche Kundgebungen des Bedauerns zu wie aus dem Osten der Monarchie; freilich auch Zuschriften, bei denen der Unterton der

Sorge für die Zukunft der Ostmark unverkennbar war. Der Deutsche Ostmarkenverein telegraphierte mir: „In der Geschichte des seit Jahrhunderten währenden Kampfes um die Ostmark wird der Name Fürst von Bülow als treuer Vorkämpfer für das Deutschtum einen ersten Platz erhalten." Besonders herzlich war die Kundgebung, die ich bei meinem Rücktritt von der Stadt Bromberg erhielt, deren Ehrenbürger ich seit Jahren war. Wie manchmal habe ich im Jammer und Elend der Gegenwart an den Gruß der Bromberger zurückgedacht. Nessun maggior dolore che ricordarsi del tempo felice nella miseria. Die damals blühende, ganz überwiegend deutsche Stadt Bromberg heißt heute Bydgocz. Die deutschen Schulen sind unterdrückt, die deutschen Läden und Geschäfte geschlossen. Hunderte von deutschen Beamten, Lehrern, Kaufleuten und Handwerkern wurden vertrieben, der Kern der deutschen Bürgerschaft mußte ihre einst so blühende Vaterstadt verlassen, die 1772 der große König aus polnischem Elend und polnischer Sklaverei erlöst hatte. *Der Ostmarkenverein*

Im Gegensatz zu dem Bund der Landwirte, der, zu einseitig auf Agitation eingestellt, der Erbschaftssteuer eine törichte Opposition gemacht hatte, fand ich bis zuletzt die Unterstützung des Deutschen Landwirtschaftsrats, dessen ausgezeichneter Präsident, der Reichstags- und Landtagsabgeordnete Graf Hans von Schwerin-Löwitz, mich bei meinem Rücktritt der „unvergänglichen und ungeteilten" Dankbarkeit aller deutschen Landwirte versicherte. Daß bei meiner landwirtschaftsfreundlichen Wirtschaftspolitik Industrie, Handel und Schiffahrt nicht zu kurz gekommen waren, bewies das nachstehende Telegramm, das der Generaldirektor der Hamburg-Amerika-Linie, Albert Ballin, an mich richtete: „Eurer Durchlaucht Kanzlerzeit hat die stärkste Entwicklung und reichste Blüte von Industrie, Handel und Verkehr gesehen, die Deutschland jemals erlebt hat. Für diese Ihre Fürsorge für Deutschlands wirtschaftliche Interessen daheim und in der Welt bleiben Eurer Durchlaucht die Vertreter von Handel, Gewerbe und Industrie zu unwandelbarer Dankbarkeit verpflichtet. Zum Gedächtnis dessen werde ich der Hamburg-Amerika-Linie vorschlagen, den nächsten größeren Dampfer durch den Namen ‚Fürst von Bülow' zu ehren." Die Alma mater Berolinensis sandte dem „treuen Freunde und freisinnigen Jünger der Wissenschaft" ihren herzlichen Abschiedsgruß und „tausend Wünsche ad maltos annos für einen durch die dankbare Anerkennung des deutschen Volkes verschönten Lebensabend". Die Akademie zu Posen bat mich, die Ehrenmitgliedschaft der Akademie anzunehmen, die in mir ihren tatkräftigen Mitbegründer und Förderer verehre. Der Magistrat von Berlin beschloß, dem Babelsberger Platz den Namen „Fürst-Bülow-Platz" zu geben. *Schwerin-Löwitz* *Ballin*

NAMEN- UND SACHREGISTER FÜR BAND I–III

Die römischen Ziffern bezeichnen die Bände, die arabischen Ziffern die Seiten, Kursivziffern verweisen auf die Beilagen

NAMENREGISTER

Abdul Hamid II., Sultan, 1876—1909 († 1912). Besuch des Kaisers und der Kaiserin bei ihm, Charakteristik. I 249ff. Sturz durch die Revolution von 1908. II 330f.

Acton, Lord, engl. Historiker. I 340.

Adalbert, Prinz von Preußen, Sohn Wilhelms II. I 384, 387. III 303.

Adelgunde, Herzogin von Modena, Schwester des Prinzregenten Luitpold. I 478.

Adolf, Prinz von Schaumburg-Lippe, Schwager des Kaisers († 1916). Legt die Regentschaft über Lippe-Detmold nieder, Telegramm des Kaisers an ihn. I 51. Wilhelms II. Prätendent. I 222, 267. Von Philipp Eulenburg als Konkurrent für Straßburg gefürchtet. I 506. Bonner Königshusar. I 577.

Aehrenthal, Aloys, Freiherr Lexa, dann Graf, Gesandter in Bukarest, dann Botschafter in Petersburg, seit Oktober 1906 österreichisch - ungarischer Minister des Äußern († 1912). Charakteristik. II 334ff. Droht Rußland mit Veröffentlichung der Geheimdokumente. II 400f. Das Tuch zwischen ihm und Rußland zerschnitten. II 402f. Unterstützt Bülows Warnungen vor Kriegsdrängen Conrads. II 405f. Der sterbende Aehrenthal. II 406. Harden über ihn. II 467. *Taf. II 332.* — Brief an Bülow nach dessen Rücktritt. III 359f.

Agliardi, Kardinal. I 621.

Albany, Herzogin Helene, geb. Waldeck. I 306.

Albedyll, Emil v., General, 1871—1888 Chef des Militärkabinetts. III 161.

Albert, König von Sachsen, 1873—1902. Vorsitzender im Schiedsgericht für Lippe-Detmold. I 51. Über die Sozialdemokratie. I 351, 491. Charakteristik. I 489ff. Über Bismarck. I 490f. Tod. I 551. Tolerant. I 590.

Albert (Prince-Consort), Prinz von Sachsen-Koburg-Gotha, Gatte der Königin Victoria († 1861). I 339, 535.

Albert, Prinz von Holstein. Gast bei Nordlandreise. I 349, 350.

Albert, Fürst von Monaco. I 305, 452, 455, 574. In Kiel (1909). II 512, 514f.

Albrecht, Prinz von Preußen (Vater) († 1872). I 19.

Albrecht, Prinz von Preußen (Sohn), seit 1885 Regent von Braunschweig († 1906). I 17. In London insultiert. I 17f. Gegen Mißheiraten. I 20. Mit Waldersee beim Kaiser. I 363, 366. Tod. II 248.

Albrecht, Herzog von Württemberg, 1916 Generalfeldmarschall. I 400, 401.

Alexander I., Zar. I 89, 90, 367, 631. II 15, 136. III 139, 176.

Alexander II., Zar. I 85, 87, 88, 90, 408, 434, 452, 487, 488, 631. II 143, 160, 161, 333.

Alexander III., Zar. I 80, 87, 92, 96, 145, 169, 407, 472. II 43, 133, 143, 175, 240.

Alexander, Prinz von Battenberg, 1879—1886 Fürst von Bulgarien († 1893). I 80, 222, 472.

Alexander I. (Obrenowitsch), König von Serbien 1889—1903, im Belgrader Konak ermordet. I 160.

Alexander Michailowitsch, russ. Großfürst. II 7, 161.

Alexandra, Königin von England, geb. Prinzessin von Dänemark, Gattin Eduards VII. I 339. II 89. Antideutsch. I 341, 342. Wilhelm II. gewinnt sie. I 507. Bemüht sich, Krieg mit Rußland zu verhindern. II 66. Fragt ihren Vater, ob er England verraten wolle. II 145. Besuch in Berlin. II 419ff. Antwort auf Beileidtelegramm Bülows. III 87.

Alexandra Fedorowna (Alice), geb. Prinzessin von Hessen, Gattin Nikolaus II. I 92. Empfängt Bülow. Charakteristik. I 98ff. Ihre Ehe. I 101f. Antipathie gegen Wilhelm II. I 102. Besuch in Potsdam. I 301ff. Der Kaiser über sie. I 306. Verleugnet ihre deutsche Herkunft. I 306. Hängt an ihrer hessischen Heimat. I 407, 629. Ihre Schwestern. I 455. Diner in Wolfsgarten. I 633f. Witte über sie. II 43. Ist verärgert durch naive Präpotenz Wilhelms II. II 130. Schlecht mit Witte. II 131. Tobt gegen den Großfürsten Kyrill. II 176. Ihre Rolle in Reval. II 325.

Alexej Alexandrowitsch, russ. Großfürst. II 7.

Alexej Nikolajewitsch, Zarewitsch. II 48.

Alexejew, Jewgenij Iwanowitsch, russ. Admiral, Statthalter im Fernen Osten, im Russisch-Japanischen Krieg Oberbefehlshaber der Land- und Seetruppen in Ostasien. I 631.

Alfons XIII., König von Spanien seit 1902. II 105, 153.

Alfred, Herzog von Koburg (Edinburgh), zweiter Sohn der Königin Victoria († 1900). I 366, 488. Seine Gattin. I 395, 488.

Alice, Großherzogin von Hessen, Tochter der Königin Victoria. Mutter der Zarin Alexandra Fedorowna († 1878). I 100, 487, 488.

Alizé, französ. Gesandter in München. III 179.

Almereyda, Leiter des „Bonnet rouge". III 260.

Almodovar, Herzog, span. Vertreter in Algeciras. II 200.

Althoff, Friedrich, Ministerialdirektor im preußischen Kultusministerium († 1908). I 187. II 286, 287f.

Alvensleben, Friedrich Johann Graf von, 1900 bis 1905 deutscher Botschafter in Petersburg. I 33, 406, 409, 497. Verlobt die Großfürstin Helene mit Max von Baden. I 549. Nicht im Geheimnis von Björkö. II 143.

Anastasia, Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin, Mutter der Kronprinzessin Cecilie. II 50.

Andrássy, Julius (Gyula), Graf (Vater), 1871—1879 österreichisch-ungarischer Minister des Äußern († 1890). I 90, 143, 160, 161, 162, 166, 252, 544.

Andrássy, Julius (Gyula), Graf (Sohn), ungarischer Minister des Innern, 24. 10. bis 1. 11. 1918 österreichisch-ungarischer Minister des Äußern. I 161f., 163.

Angeli, Heinrich von, Maler. I 321. *Taf. I 352.*

Anna, Landgräfin von Hessen, geb. Prinzessin von Preußen. Vom Kaiser „ausgestoßen". II 98.

Antrick, sozialdemokratischer Reichstagsabgeordneter. I 594.

Aosta, Herzogin von, Gattin des italienischen Prinzen Emanuele.

Apponyi, Albert, Graf, ungar. Oppositionsführer, 1917 Unterrichtsminister. I 161f., 163.

Arco, Graf Louis, Legationsrat. I 477f.

Arenberg, Prinz Franz, Zentrums-Abgeordneter († 1907). I 5f., 443, 566, 596. II 13, 14, 52, 207. Rückzug aus der Politik und Tod. 258f.

Armour, Milliardär in Chikago. I 575.

Arnhold, Eduard, Berliner Großkaufmann. I 297.

Arnim, Graf Harry, deutscher Diplomat, 1874 verurteilt († 1881). I 397. Bismarck läßt ihn verhaften. I 497f. II 451.

Arnim-Criewen, Bernd v., 1906—1910 preußischer Landwirtschaftsminister. II 489.

Arnim-Kröchlendorff, Malwine v., Schwester Bismarcks. I 231f. Ihre Tochter, Frau v. Kotze, an Bülow. II 9f.

Arnim-Züsedom, v., konservativer Abgeordneter. II 95, 271.

Asch, v., General, 1893 bis 1905 bayrischer Kriegsminister († 1906). I 124. II 97.

Asquith, Herbert Henry, liberaler engl. Staatsmann, 1908 und 1915 Premierminister. II 202.

Schatzkanzler. II 205. Zur Interpellation über den Brief des Kaisers an Lord Tweedmouth. II 325. Metternich empfiehlt Flottenverständig. durch ihn. II 419.

Auer, Ignaz, bayrischer sozialdemokratischer Abgeordneter. I 463f.

August Wilhelm, Prinz von Preußen, Sohn des Kaisers. I 458f. II 343f.

Augusta, Gattin Wilhelms I. I 261. Ihre Feindschaft mit Bismarck. I 284. III 163. Mahnt ihren Enkel. I 300.

Auguste Viktoria, Deutsche Kaiserin († 1921). Mißbilligt König Leopold. I 17. Ihr Urgroßvater. I 63. An der Paradetafel in Homburg. I 129. Ihre Vorfahren. I 177. Dankbrief an Bülow (16. 6. 1898). I 227. Gegnerin Bismarcks. I 230, 263f. Strafpredigt des Kaisers. I 230. Er habe sich über Abrüstungsvorschlag des Zaren geärgert. I 237. Orientreise. I 244ff. Verteidigt Mirbach. I 245f. Besuch im Harem. I 251. Charakteristik. I 261ff. Brief an Bülow gegen Rhodes und gegen Segeljagd des Kaisers in Cowes. I 290f. Über seinen Zorn gegen die Konservativen. I 295. Sie verstimmt den Zaren und die Zarin. I 303. Sucht Abreise nach England zu verhindern. I 303. Verhalten in England. I 338. Feindschaft mit Königin Alexandra. I 342. Bittet Bülow, Reichskanzleramt zu übernehmen. I 375. Empfängt ihn in Homburg. I 384. Proburisch. I 398. Philipp Eulenburg über ihren Gemütszustand. I 450f. Spricht über Politik mit Vorsicht. I 453. Rückkehr des Kaisers zu ihr kritisch. I 456. Szenen. I 458ff. Gegen Reise des Kaisers an das Sterbebett der Queen. I 504ff. Verhältnis zu ihrer Schwiegermutter. I 539f. Über schlechten Schlaf des Kaisers. I 584. Philipp Eulenburg über sie. I 617. *Taf. I 248.*

Brief an Bülow von den schlesischen Jagden. II 63. Brief an ihn über Besuch des Königs von England. II 246f. Der Kaiser müsse geschont werden. II 270. Antidänisch. II 304. Als Mutter. II 343f. Über den „gebrochenen" Kaiser. II 377. „Muß denn der Kaiser abdanken?" II 386f. „Überglücklich" nach Aussprache zwischen Kaiser und Bülow. II 450. Drückt diesem die Hand. II 476. Gespräch mit der Fürstin. II 529. Abschiedsaudienz. II 530f.

Bei der Einladung von Fürst und Fürstin Bülow nach Potsdam. III 62f. Jagow zu ihr über Bülows römische Mission. III 197. Zorn gegen England. III 199. Teetisch in Bellevue. III 205. Lädt Fürsten und Fürstin Bülow zu sich ein. III 241. Die Wahrheit darf nicht zum Kaiser. III 283. Erleichtert. III 294.

Avarna, Herzog von, ital. Botsch. in Berlin. III 191.

d'Azeglio, Massimo, ital. Staatsmann. I 198, 610, II 200.

Bachem, Julius, Chefredakteur der „Köln. Volkszeitung". II 14.

Balfour, Arthur James, 1902 bis 1905 konservativer Ministerpräsident, 1916 bis 1920 Minister des Äußern († 1930). Amtlicher Vertreter Salisburys. I 278. Drängt nicht auf engeren Anschluß an Deutschland. I 317. Charakteristik. I 317f. Gespräch Bülows mit ihm. I 318f. Unterredung mit Wilhelm II. I 336. Seine Tätigkeit. I 419, 421. Für Deutschland erwünschter britischer Außenminister. I 425. Über deutsche Organisation. II 8. Agreement mit Frankreich. II 28f. Nimmt den Zivillord der Admiralität Lee in Schutz. II 71. Erklärung über Europa. II 205. Wahlniederlage. II 206.

Ballestrem, Graf, Führer des Zentrums, 1898—1906 Präsident des Reichstags († 1910). I 295, 473, 586, 596. Charakteristik. I 592. Brief an Bülow. II 220. Humor. II 266. Stimmt Dezember 1906 für Regierung. II 272, 278.

Ballin, Albert, Generaldirektor d. Hapag († 1918). I 49, 105f. Beziehung zum Kaiser. I 297.

An Bülow. II 10. Kohlengeschäft mit der russischen Flotte. II 132. Beit Ballins Freund. II 190. Angebliche Äußerungen von Sir Ernest Cassel zu Ballin. II 318. Warnt den Kaiser vor Demonstrationen (Oktbr. 1908). II 357. Von Wilhelm II. als Reichsschatzsekretär abgelehnt. II 385. Über Brief von Sir Ernest Cassel. II 437. Über den Kaiser. II 495. *Taf. II 360.*

Erwartet Bülow in Hamburg. III 5f. Betreibt Konferenz Tirpitz-Lord Fisher. III 6f. Über Rathenau. III 41. Der Kaiser hört nicht auf ihn. III 115. Ballin bei Bülow nach Kriegsausbruch. III 142. Erzählt den Abgang der Kriegserklärung an Rußland. III 167f. Nicht um Rat gefragt. III 178. Über Ultimatum. III 180. Verhindert Absendung von Bülows Brief an Bethmann. III 196. Pessimismus. III 212f. Über Bülows Korrespondenz mit Bethmann. III 245f. Über verschärften U-Boot-Krieg. III 264. Über Eindrücke im Großen Hauptquartier. III 283. Sein Ende. III 284f.

Bamberger, Ludwig, freisinniger Politiker und Publizist († 1899). I 193. Begegnung mit Bülow, Charakteristik. I 218f. Kampf mit Bismarck. I 219. Empfiehlt Helfferich. I 219.

Bánffy, Desider, Graf, 1895 bis 1899 ungarischer Ministerpräsident. I 163, 168.

Barckhausen, Präsident des Evangelischen Oberkirchenrats. I 254.

Barrère, Camille, seit 1897 französischer Botschafter in Rom († 1923), Viktor Emanuel über ihn. I 610. Machinationen für Delcassé. II 115ff. Zwischenfall mit Monts. II 255. Ausritte mit Bülow in Rom. III 571. Gegenspieler Flotows. III 188. Wendet sich von Bülow ab. III 219. „Duell" Bülow-Barrère. III 238f.

Barth, Dr. Theodor, freisinniger Politiker und Schriftsteller († 1909). I 59, 593f. II 94. III 104.

Barthou, franz. Politiker, März bis Dezember 1913 Ministerpräsident. Sturz seines chauvinistischen Kabinetts. III 156f.

Barzilai, Salvatore, Irredentist. II 400.

Bassermann, Ernst, Führer der nationalliberalen Reichstagsfrakt. († 1917). I 112, 201. Mittlere Linie. I 532. Abgabe einer Denkschrift über d. Monarchie. I 600f. Interpellation über auswärtige Politik. II 259, 265. Nennt Paasche das „schwarze Schaf". II 281. Etatsredner. II 282. Rede zur Kaiser-Krise. II 365, 369, 370. Unterstützung Bülows bei der Reichsfinanzreform. II 473. Warum nicht Staatssekretär des Reichsjustizamts? II 509. Briefe an Bülow. III 89. Über Bethmann. III 90. Bülow an ihn. III 111ff. Bassermann an Bülow. III 202. — Kundgebung bei Bülows Rücktritt. III 342.

Battenberg, Prinz Louis, englischer Admiral. II 25.

Battisti, Cesare, Bürgermeister und Abgeordneter von Trient. 1916, im Weltkrieg, von den Österreichern gefangen und gehängt. I 155.

Bauer, Gustav, sozialdemokratischer Abgeordneter, 1919 Reichsministerpräsident, dann bis März 1920 Reichskanzler. I 86, 431, 481. III 301, 311.

Beaulieu, Fräulein v., Kammerfrau der Kaiserin. I 255.

Bebel, August, Führer der deutschen Sozialdemokratie († 1913). I 5, 141, 198. Polemik Bülows gegen ihn. I 416f., 466. Gegensatz zu Bernstein. I 469. Streng im Punkt der Moral. I 594. Gegensatz zu Vollmar. I 600. Bülows Rededuell mit ihm. II 9f. Im Bergarbeiterstreik. II 92. Algeciras-Debatte. II 212f. Wie immer allzu heftig (Dernburg-Debatte). II 268. Nach den Dernburg-Wahlen. II 279. Etatsrede. II 283. Über Kamarilla. II 303. Über Bülows Entlassung. III 65.

Beck, Baron Max Wladimir, 1906 bis 1908 österreichischer Ministerpräsident. II 49.

Becker, Wilhelm, 1886 bis 1907 Oberbürgermeister von Köln († 1924). II 286.

Begas, Reinhold, Professor, Bildhauer († 1911). I 174, 230, 540.

Beit, englischer Finanzier. I 473. Wilhelm II. über seine Unterredung mit ihm. II 190ff.

Beldiman, rumänischer Gesandter in Berlin. III 280.

Bell, Zentrumsabgeordneter. III 316.

Below, Georg v., Prof., Historiker der Universität Freiburg. III 133.

Below, Fritz v., Armeeführer. III 323.

Benckendorff, Graf Alexander Konstantinowitsch, seit 1903 russischer Botschafter in London (gest. 1917). II 35f., 39f. Besorgt vor innerrussischen Wirren. II 159. Witte gegen ihn. II 173f. Über Politik Iswolskis. II 259f.

Benckendorff, Hofmarschall des Zaren. II 23.

Benedikt XV. (Marchese della Chiesa), Papst 1914 bis 1922. Über Erzberger. II 170. Friedensbemühungen. III 215, 228ff. Als Friedensvermittler. III 266. *Taf. III 232, 240.*

Bennigsen, Rudolf v., Führer der Nationalliberalen (†1902). Als Redner. I 199, 201. Über Barth. I 593. III 42.

Benzler, Bischof von Metz. I 612.

Berchem, Graf Max, Unterstaatssekret. im Ausw. Amt. I 409, 481, 482. III 346.

Berchtold, Graf Leopold, Februar 1912 bis Januar 1915 österreichisch-ungarischer Minister des Äußern. I 327. II 335, 336. Das Ultimatum. III 141. Stellt es Tschirschky zu. III 179. Charakteristik. III 180. Schwächlicher Versuch Bethmanns bei ihm. III 189f. Wütende Erklärung an Avarna. III 191. *Taf. III 160.*

Beresford, Lord, engl. Admiral († 1919). II 376.

Berg, Friedrich v., Vortragender Rat im Zivilkabinett, seit Januar 1918 Chef statt Valentinis. II 441. III 283, 285. Gegen Bülow. III 294f.

Bergen, Diego v., Geheim. Legationsrat, später Gesandter beim Vatikan. III 159f., 168, 180.

Berger, Alfred, Freiherr v., Direktor des Wiener Burgtheaters († 1912). II 262, 292, III 50. Brief nach Bülows Rücktritt. III 364f.

Berger, v., Herbert, Journalist. III 200, 214.

Berlepsch, Hans Herm. v., 1890 bis 1896 preuß. Handelsminister. II 286.

Bernhard, Erbprinz von Sachs.-Meiningen, Schwager Wilhelms II., Herzog von 1914 bis 1918. II 280.

Bernhardi, Friedrich v., General, Verfasser von „Deutschland und der nächste Krieg". III 133.

Bernhardt, Sarah, Tragödin († 1923). I 285.

Bernstein, Eduard, sozialistischer Schriftsteller u. Abgeordneter, Rückkehr nach Deutschland. I 469.

Bernstorff, Johann, Graf, Botschaftsrat in London, 1908 bis 1917 Botsch. in Washington. Auf Reichskanzler-Kandidatenliste. I 182. II 512. Englische Presse. II 156. Bernstorff und die diplomatische Situation von 1914. III 162.

Bertaux, französ. Kriegsminister. II 119.

Beseler, Maximilian, Dr., Präsident des Oberlandesgerichts in Breslau, 1905 bis 1917 preuß. Justizminister († 1921). II 186, 449.

Beseler, Hans Hartwig v., Bruder des vorigen, Generaloberst, Deutscher Gouverneur v. Warschau († 1921). III 247ff.

Bethmann Hollweg, Theobald v., Oberpräsident v. Brandenburg, 1905 Minister des Innern, 1907 Staatssekretär des Innern, 1909—1917 Reichskanzler († 1921).

Versteht nichts von auswärtiger Politik. I 13. Haßt Tirpitz. I 109. Hält Krieg mit Rußland für unvermeidlich. I 110. Seine Verblendung gegenüber dem Flottenkrieg. I 111f. Schweigt bei Gespräch über Wilhelm II. I 212f. Arbeit Hammanns für ihn. I 217. In der polnischen Frage. I 220. Sein Ungeschick. I 247, 318, 327, 430. In Reden und Worten. I 273. Fatalitätstheorie. I 379. Steckt die Ohrfeige Lloyd Georges ein. I 555. Empfängt Korfanty. I 567.

Kein Kantianer. II 82. Zum Minister des Innern ernannt. II 103, 181. Scrape of paper. II 109. Wilhelm II. zu ihm über Königreich Polen (1906). II 243, 245. Bethmann von Bülow zur Rede gestellt. II 245f. Über Bülows Gesundheit. II 262. Vorsichtig zurückhaltend, dann für Reichstagsauflösung. II 270f. Nachfolger Posadowskys. II 300. Will im Weltkrieg England nicht „reizen". II 320. Rät Bülow, in der „Daily-Telegraph"-Affäre Beamte zu opfern. II 356. Bethmann zur Fürstin Bülow. II 363. Rede im Staatsministerium. II 364. Hält Bülow von zweiter Rede zur Kaiser-Krise ab. II 372. Bei der Konferenz im Reichskanzlerpalais. II 431ff. An Bülow 1909. II 496. Begleitet ihn vor der Abfahrt nach Kiel zum Bahnhof. II 508f. Der Kaiser entschlossen, ihn zum Reichskanzler zu nehmen. II 511f., 514. Seine Freundschaft mit Valentini. II 515. Besuch bei Bülow. II 517f. Zum Reichskanzler ernannt. II 522. *Taf. II 528.*

Gegen Konferenz Tirpitz - Lord Fisher. III 7. Mißtrauisch u. gekränkt. III 12. Gespräche Bülows

mit ihm. III 13ff. Abschiedsrede im Staatsministerium für Bülow u. Abschiedsbrief. III 18ff. Frau von Bethmann über ihren Gatten. III 20f. Rathenau über Bethmann. III 42. Brief Bülows an Bethmann. III 51ff. Sendung Wahnschaffes nach Norderney. III 55. Antworten Bülows. III 55f., 56f. Besuch bei ihm in Berlin. III 62. Kündigt (1910) in Brief an Bülow schärferes Vorgehen gegen Belgien an. III 78ff. Besuch in Rom. III 82. Verliert in der Agadir-Affäre (1911) die Nerven. III 87. Briefe an Bülow. III 120f. Klagen über sein Amt. III 121f. Entsetzt über Lichnowsky. III 123. Bülow besucht ihn (Juni 1914). III 139. Unterredung mit Bülow (Aug. 1914). III 148f. Ein Bethmann-Biograph. III 150. Pansa über Bethmann u. dessen Mitarbeiter. III 151. Henckel-Donnersmarck über Bethmann. III 153f. Die Stirnlocke der Fortuna. III 164. Unterredung Wilhelms II. mit ihm. III 165. Lädt das Odium des Angriffs auf Deutschland. III 166f. Abgang der Kriegserklärung an Rußland. III 167f. Die „lange Unzulänglichkeit". III 168. Rede vom 4. 8. 14. III 175. Nochmals der scrape of paper. III 176, 224. Stümperei. III 178. Einmalige Verwahrung gegen Wien. III 180. Sucht Bülows römische Mission zu hindern. III 193. Brief an Bülow über die Mission nach Rom. III 194 f. An Bülow wegen des Militärattachés v. Schweinitz. III 231f. Furcht vor Bülows Kritik, Korrespondenz mit ihm. III 241ff. Verantwortlich für Polen. III 247. Allgem. Wahlrecht in Preußen. III 258 f. „Bankrott" (nach Ballin). II 260. Gegen Tirpitz. III 263. Abschied. III 265. *Taf. III 152, 224, 256.*

Beust, Friedrich Ferdinand, Graf, sächsischer, dann österreich. Staatsmann. I 162, 166.

Beyens, Eugène, Baron, belgischer Gesandter in Berlin, dann belgischer Minister des Äußern. I 412. „Livre gris." III 80. Cambon zu ihm über die Explosionsgefahr. III 156. Bericht über die Möglichkeit des Kriegs. III 156f.

Bigelow, Poultney. I 305.

Bihourd, franz. Botschafter in Berlin. II 107. Unterredung Bülows mit ihm. II 119.

Billot, franz. Botschafter in Rom. I 306.

Birilew, Alexei, russischer Admiral, 1905—1907 Marineminister. II 138. *Taf. II 140.*

Bismarck, Fürst Otto († 30. 7. 1898).

Sarkastische Bemerkungen über Marschall. I 7f., 9. Marschall über die Bismarcks. I 8. Über Bismarcks Entlassung. I 8. Bismarck empfängt in Friedrichsruh Hohenlohe und Bülow. I 21ff. Monts ihm untreu. I 33. Von Wilhelm II. Handlanger genannt. I 41. Schwarzseher. I 44. Rükkendeckung für Deutschland durch Rußland. I 45. Gegen Herabsetzung der Getreidezölle. I 58. Liebt die scharfen Konservativen seit den 70er Jahren nicht mehr. I 61f. Auch die altliberalen Geheimräte nicht. I 63. Grollt Lucanus. I 63. Über den nächsten Krieg. I 65. Über August Eulenburg. I 75. „Im Stylus Austriacus." I 76. Anekdote über Nikolaus I. I 85. Gegner der Demokratie. I 86. Ist 1863 antipolnisch. I 87. Über Griechenland (1878) I 92. Klagt über „Schwadronspatriotismus". I 109. Verfassung des Deutschen Reiches. I 122 f. Über Explosion im russischen Faß. I 130. Für russ. Gesandtenposten in München. I 146. Über Magyaren. I 162. Schweigt zu Manöver-Einladung Wilhelms II. nach Rußland. I 169. Der Redner. I 198f. II 238. Das Bild im „Punch". I 208. Letzter Besuch Wilhelms II. in Friedrichsruh. I 209. Über Bülow und eine Katastrophe nach ihm. I 216. Brief an Professor Kahl. I 228. Telegramm an Bülow. I 229. Tod. I 229. Bestattung in Friedrichsruh. I 229ff. Trauerfeier in Berlin. I 233ff. Brief Wilhelms II. an Kaiserin Friedrich über den Toten. I 234ff. Bülow über den „mißverstandenen" Bismarck. I 272. Lehnt 1885 Besetzung der Karolinen ab. I 282. Über christlich-jüdische Mischehen. I 296. Der Reichstag verweigert ihm Ehrung (1895). I 334. Der Kaiser über „Gedanken und Erinnerungen". I 352. Bismarck über Bülow. I 393. Über den Fehler

politischer Weitsichtigkeit. I 397. Über den englischen Bullen. I 429. Kolonien als „künstliche Reibungsflächen" zwisch. Deutschland u. England. I 429. Grund der Schwenkung von 1879. I 434. Über Parlamente. I 446. Vorwände Wilhelms II. für seine Entlassung. I 449f. Enthüllung des Berliner Bismarck-Denkmals. I 526ff. Über Handwerk der Politik. I 532. Ostmarken. 562f. Über Bündnisse. I 579. Für Bischof Korum. I 589. *Taf. I 64, 96.*

Über Herbert. II 54. Richtlinien für einen künftigen Krieg. II 77f. Über die deutsche Monarchie. II 85. Die angeblichen Weinkrämpfe. II 147. Für autokratisches Rußland. II 159. Über Angriffskrieg gegen Rußland. II 179. Der Kaiser über den „Beelzebub" Bismarck. II 216. Die Alldeutschen und er. II 231ff. Bülow über den „mißverstandenen" Bismarck. II 264.

Bismarck „wie ein Pestkranker" gemieden. III 33. Bülow wird als junger Attaché ihm vorgestellt. III 97. Erlaß über den „prophylaktischen" Krieg. III 160ff. Vermeidet Odium der Kriegserklärungen. III 166f. Bismarck und die Monarchie. III 326f.

Bismarck, Johanna v., geb. Puttkamer, Gattin Ottos v. Bismarck († 1894). I 232, III 9.

Bismarck, Herbert, Graf, seit 1898 Fürst († 1904). Das Schreckgespenst für Holstein. I 6f. H. B. und die Kanzleidiener im A. A. I 7. Macht Marschall eine grobe Szene. I 9. Leidenschaftlich u. exzessiv (nach Hohenlohe). I 9. „Jung Siegfried." I 33. Frage einer Botschaft für ihn. I 34. Brief an Bülow. I 181f. Als Staatssekretär. I 190. Brief an Bülow. I 194f. Briefe an Bülow im April 1898. I 216f. Ignoriert Philipp Eulenburg. I 226. Lehnt Bestattung seines Vaters im Berliner Dom ab. I 230f. Brief an Bülow (Silvester 1898). I 280. Drängt 1885 auf Besetzung der Karolinen. I 282. Über Vaterlandslosigkeit deutscher Prinzessinnen. I 306. Sein Debüt als Staatssekretär. I 334. Gratuliert Bülow zur Reichskanzlerschaft. I 392. Besuch Bülows bei ihm. I 461. Unzufrieden mit Bülows Berliner Bismarck-Rede. I 529f. *Taf. I 392.*

Tod. II 52ff. Fürst Bismarck zu ihm über die Hohenzollern. II 85. Seine Liebe zu Elisabeth Carolath. II 102.

Bismarck, Graf Wilhelm, Oberpräsident in Königsberg († 1901). I 37. II 52, 488.

Bismarck, Otto, Fürst v., Sohn Herberts. II 348.

Bissing, Moritz Ferdinand, Freiherr v., General der Kavallerie, Generalgouverneur von Belgien († 1917). III 254.

Blanc, Alberto, Baron, italienischer Diplomat. III 218.

Bleichröder, Gerson, Bankier († 1893). I 226.

Bloch, v., russisch. Staatsrat. I 237.

Blumenthal, David, elsässischer Reichstagsabgeordneter. I 245.

Bobrikow, seit 1898 russischer Generalgouverneur in Finnland, 1904 ermordet. II 29.

Bock und Polach, Max von, Kommandierender General des Gardekorps († 1915). I 373. II 184. III 12.

Bodelschwingh, Karl v., preußischer Finanzminister. I 442.

Böselager, Karl Freiherr v., Kriegskamerad Bülows 1870. II 14.

Bötticher, Karl Heinrich v., 1880—1897 preußischer Staatsminister, bis 1906 Oberpräsident der Provinz Sachsen († 1907). Hohenlohe opfert ihn ungern. I 10. „Sehr zurückgegangen." I 37, 38. Verabschiedung. I 51. In der Flottenfrage. I 59. Bismarck springt grausam mit ihm um. I 226.

Bollati, italienischer Botschafter in Berlin. III 163, 224.

Bolo Pascha, Bankier. II 260.

Bonaparte, Prinz Louis Napoléon. I 549.

Bonghi, Ruggero, italienischer Politiker. I 198.

Bonnal, französischer General. I 305, 574. Toast des Kaisers auf ihn in Metz. I 525f.

Boris, Kronprinz von Bulgarien, seit Oktober 1918 König als Boris III. I 159.

Bosse, Robert, 1892—1899 preußischer Kultusminister († 1901). I 171f. Mitverfasser der Jerusalemer Predigt des Kaisers. I 255. Über ihn. I 269, 443. III 308.

Boulanger, Georges, französischer General, 1886 Kriegsminister († 1891 in Brüssel). III 87.

Brandenstein, v., Kabinettsrat, dann Regierungspräsident in Hannover, konservatives Mitglied des Abgeordnetenhauses. I 61f. Szene bei einem Liebesmahl in Hannover. I 62.

Brandt, Adolf, Schriftsteller. II 314f. III 26.

Brauer, Arthur v., badischer Ministerpräsident. I 392, 409. II 94. Kundgebung bei Bülows Rücktritt. III 346.

Braun, Lily, sozialistische Schriftstellerin († 1916). I 594.

Brefeld, Ludwig, 1896 bis 1901 preußischer Handelsminister. I 522.

Breitscheid, Rudolf, Dr., sozialdemokratischer Abgeordneter. III 311.

Brettreich, Maximilian Friedrich v., bayrischer Minister. III 303.

Breuer, Dr., Rabbiner. III 367.

Briand, Aristide, französischer Sozialist, 1909 bis 1911, 1913, 1915—1917, 1920—1921 Ministerpräsident, vielfach Minister des Äußern. I 199. II 8.

Brin, Admiral, italienischer Marineminister. I 69.

Brockdorff - Rantzau, Ulrich, Graf, 1912 Gesandter im Haag, Dezember 1918 Staatssekretär des Äußern, 1919 in Versailles, 1922 Botschafter in Moskau. II 512. Brockdorff-Rantzau und die diplomatische Situation von 1914. III 162. Friedensunterhändler. III 315f.

Brockdorff, Gräfin Therese, Oberhofmeisterin der Kaiserin. I 246ff. II 512. III 197.

Broglie, Duc de, früherer französischer Ministerpräsident. I 240.

Bronsart von Schellendorf, Walter, 1893 bis 1896 Kriegsminister. I 43. II 454.

Bryce, James, liberaler Minister für Irland, später Botschafter in Washington († 1921). II 202, 205.

Buch, Leo v., Führer der Deutsch - Konservativen. I 37, 39, 61. II 491.

Buchenberger, badischer Finanzminister. I 485, 531.

Bucher, Lothar, Mitarbeiter Bismarcks. I 122f.

Buchka, Gerhard v., konservativer Abgeordneter, 1898—1900 Direktor der Kolonialabteilung. I 218.

Budde, Hermann v., Generalmajor a. D., Eisenbahnminister († 1906). II 95f. III 42.

Bueck, Reichstagsabgeordneter (Zentralverband deutscher Industrieller). I 467, 468, 470.

Bülow, Bernhard von († 28. 10. 1929). Zum Kaiser berufen (21. 6. 97). I 3. Empfang durch ihn in Kiel (26. 6. 1897). I 13ff. Fahrt zum Fürsten Bismarck. I 21ff. Interimistisch mit Leitung des Auswärtigen Amts betraut. I 22. Neue Fahrt nach Kiel. I 56. Abreise nach Peterhof. I 61. Droht dem Kaiser mit Rückzug ins Privatleben. I 82. Programm für Petersburg. I 82. Begrüßung mit Murawiew. I 85. Konferenz mit ihm und Hohenlohe. I 86. Audienz bei Nikolaus II. I 98f. Bei der Zarin. I 99. Rückfahrt nach Kiel. I 103f. Mit Tirpitz in Wilhelmshöhe. I 107ff. In Homburg. I 130. In Berlin. I 142. Reise nach Budapest. I 149ff. In Wiesbaden zum Staatssekretär des Äußern ernannt (20. 10. 97). I 170f. Besuch in Schloß Schillingsfürst. I 178f. Abschied von Rom. I 184f. In Berlin. I 185. Unterredung mit Osten-Sacken. I 185f. Mit Lascelles. I 186. Debüt im Reichstag. I 192ff. Christian IX. von Dänemark über ihn. I 212. Reichstagsreden über Flotte und Kiautschou. I 214. Über Orientpolitik. I 215. Über Deutschland und Amerika. I 221f. Taktik nach Abrüstungsvorschlag des Zaren. I 238. Dreyfus-Affäre. I 240. Orientreise mit dem Kaiser (1898). I 242ff. Meldet den Abschluß des Afrika-Vertrags mit England. I 274. Reichstagsdebatte über Samoa. I 283. Glückwunschdepesche des Kaisers. I 283. Erwerbung der Karolinen. I 287. Erhebung in den Grafenstand. I 287f. Mit dem Kaiser in England. I 305ff. Unterredung mit Chamberlain. I 314ff. Mit Balfour. I 318f. Audienz bei der Queen. I 321ff. Briefe an Hohenlohe und Holstein. I 334f. Abfahrt von England. I 344. Brief der Kaiserin Friedrich an ihn. I 345. Rede zur zweiten Flottenvorlage. I 356. Direktive an das Ausw.

Amt zur China-Expedition. I 358f. Besprechungen mit den Botschaftern über Waldersees Oberkommando. I 367. Bei Wilhelm II. in Hubertusstock. I 371ff. Ernennung zum Reichskanzler I 375ff.

Fahrt mit Lucanus nach Homburg. I 380ff. Unterredung mit dem Kaiser. I 382f. Bei Hohenlohe. I 383f. Telegramme an Miquel und Posadowsky. I 386. Rückreise nach Berlin. I 388. Sitzung des Staatsministeriums. I 389f. Gratulationen. I 390ff. China-Abkommen mit England. I 398f. Taufe d. „Deutschland". I 432. Erklärungen vor dem Bundesrat. I 443. Reden im Reichstag. II 464ff. Rede zur Zwölftausend-Mark-Affäre. I 469f. Rede über die Buren. I 474f. Rundreise an die deutsch. Höfe. I 476ff. Besprechungen über die Zolltarifvorlage. I 485. Schwarzer Adlerorden. I 492. Richtlinien für die deutsch-englischen Verhandlungen. I 509f. Unterredung mit Eduard VII. in Homburg. I 516f. Unterredung mit Miß Knollys. I 517. Schließung des preußischen Landtags. I 522. Rede zur Enthüllung des Berliner Bismarck-Denkmals. I 526ff. Regierungsberatungen über den Zolltarif. I 531. Bei der Entrevue in Hela. I 541ff. Unterredung mit dem Zaren. I 543. Erklärung zu Chamberlains Rede in Edinburgh. I 553f. Gespräch mit dem Prinzen von Wales in Berlin. I 553ff. Rede über Ostmarken-Politik. I 565f. Schlägt nach Zolltarif Fürstenstand aus. I 592f. Erklärungen über die Swinemünder Depeschen. I 596. Brief an den Kaiser. I 601. Unterredung in Rom mit Viktor Emanuel. I 608ff. In Wien-Neustadt mit Franz Josef. I 625. Gespräch mit Goluchowski. I 626f. Unterredung mit dem Zaren. I 632. *Taf. I 8, 96, 608.*

Rededuell mit Bebel. II 9. Erklärungen zum Jesuitengesetz. II 12f. Gespräch mit Eduard VII. in Kiel. II 26ff. Korrigiert Rede d. Kaisers im Jachtklub. II 31. Gespräch mit Lord Selborne. II 32. Handelsvertragsverhandlungen mit Witte in Norderney. II 42ff. Brief an den Vizepräsidenten des Lippeschen Landtags. II 56. Unterredung über Lippe mit dem Kaiser. II 57. Besuch Giolittis bei Bülow. II 58ff. Unterredung mit Wilhelm II. über Rußland und Japan. II 63ff. Nach der Absage des Zaren. II 69. Gespräch mit Leopold II. von Belgien. II 73f. Gespräch mit Schlieffen über künftigen Krieg. II 76ff. Brief an den Kaiser über Dänemark. II 79f. Brief an ihn über Japan. II 87. Vermittlung im Bergarbeiterstreik. II 90ff. Rede zu den neuen Handelsverträgen. II 93. Büste des Kaisers in Marmor. II 95. Erklärung zur englisch-französischen Marokkokonvention. II 107. Rät dem Kaiser zur Landung in Tanger. II 110f. Beruft sich auf Madrider Vertrag von 1880. II 113. Unterredung mit dem Botschafter Bihourd. II 119. Erhebung in den Fürstenstand. II 121. Setzt Entwurf einer deutsch-russisch. Allianz auf. II 132f. An Holstein über Björkö. II 138f. Immediatbericht mit Abschiedsgesuch. II 139ff. Zirkular an die Vertreter im Ausland. II 164f. Begegnung mit Witte. II 170f. Generalmajor. II 180. Brief an Richthofen über Eduard VII. und Wilhelm II. II 190. Reichstagsrede über Algeciras. II 212. Ohnmacht und Genesung in Norderney. II 213ff. Schreiben an den Kriegsminister. II 226ff. Brief an Bülows Bruder Alfred. II 229ff. Privatissimum für den Kaiser. II 239ff. Wilhelm II. angeblich zu Bülow über Königreich Polen (1906). II 241, 245. Bülow an Tschirschky üb. kaiserliche Stimmungen. II 257f. Rede über auswärtige Lage. II 263ff. Bericht an den Kaiser über Konflikt mit dem Zentrum. II 269f. Verkündet Reichstagsauflösung. II 272. Ovation vor dem Reichskanzlerpalais in der Wahlnacht. II 278. Etatsrede. II 282f. Rede auf dem Bankett des Landwirtschaftsrats. II 284f. Unterredung mit Iswolski in Swinemünde. II 295f. Mit Eduard VII. in Wilhelmshöhe. II 296f. Rede über Haager Friedenskonferenz. II 299. Reichstagsrede über den Prozeß Moltke-Harden. II 307. Ernster Vortrag beim Kaiser über die Ein-

kreisung. II 318f. Über Verlangsam. des Flottenbaues. II 319f. Besprechungen mit Tirpitz. II 320. Zirkular-Erlaß an die Kgl. preußischen Missionen über Reval. II 326ff. Eingang des Artikels für den „Daily Telegraph". II 338 ff. Unterredung mit dem Kaiser über die Balkan-Krise. II 341f. Rede zur Eröffnung der Interparlamentarischen Konferenz. II 345ff. Rede bei der Bismarck-Feier in der Regensburger Walhalla. II 347ff. Der Artikel im „Daily Telegraph" erschienen. II 351f. Immediatbericht und Rücktrittsangebot. II 353f. Sitzung des Staatsministeriums. II 363f. Reichstagsrede. II 367ff. Bülow hindert Veröffentlichung des Kaiser-Interviews mit dem Amerikaner Hale. II 374. Audienz bei Wilhelm II. in Potsdam. II 377. Rede zur Reichsfinanzreform. II 381ff. Nach Potsdam auf Bitte der Kaiserin. II 386f. Unterredung mit dem Kronprinzen. II 387f. Mit Iswolski über Bosnien und die Dardanellenfrage. II 394ff. Erlaß an Tschirschky über Möglichkeit eines Kriegs. II 398f. Gespräch mit Szögyényi üb. Kriegsdrängen Conrads. II 405f. Audienzen in Rom bei König und Papst, Besuche bei Giolitti und Tittoni. II 407. Empfang in Wien durch Kaiser und Thronfolger. II 407f. Antwort auf Brief des Deutschen Kronprinzen über Casablanca. II 411ff. Abfuhr auf seinen Brief über Kiderlen. II 416. Gespräche in Berlin mit Eduard VII. II 420f. Rede über Annäherung an England. II 426f. Konferenz im Reichskanzlerpalais. II 431ff. Immediatvortrag über sie. II 438ff. Stellt dem Kaiser die Vertrauensfrage. II 446ff. Besprechung mit den Führern der Konservativen. II 457ff. Mit Heydebrand. II 459ff. Abendtafel in Potsdam. II 464f. Brief Bülows an Tirpitz. II 465. In Venedig. II 468ff. Immediatvortrag beim Kaiser in Wiesbaden. II 475 f. Letzte Rede im Reichstag. II 484ff. Enteignungsvorlage. II 487ff., 490ff. Telegramm des Zaren an Bülow. II 502. Briefwechsel zwischen Bülow und Metternich über Flottenagreement. II 503f. Anmeldung des Abschiedsgesuchs. II 507. Abschiedsaudienz in Kiel, Dialog mit dem Kaiser. II 511ff. Demission auf dessen Wunsch vertagt. II 517. Erneuerung des Abschiedsgesuchs. II 520. Entlassung veröffentlicht. II 522f. Abschiedsdiner für die Minister. II 526f. Kaiser und Kaiserin Bülows Gäste. II 527ff. Abschiedsaudienz bei der Kaiserin. II 530f. Abfahrt von Berlin. II 531. *Taf. II 8, 48, 320, 488, 528.*

Reise nach Hamburg. III 3ff. Norderney. III 8. Aufforderung an Schön zu amtlichen Dementis. III 51. Brief an Bethmann. III 51ff. Wahnschaffe in Norderney. III 55. Antworten Bethmanns. III 55f., 56f. Briefwechsel mit Knesebeck. III 58ff. In Berlin. III 61. Besuch Bethmanns. III 62. Wiederbegegnung mit Kaiser und Kaiserin. III 62f. Reise nach Bern. III 64. In Rom. III 66ff. Briefwechsel mit Bethmann über Gesandtenwechsel in Brüssel. III 78ff. Bethmann und Flotow in Rom. III 82. Bülowscher Familientag in Doberan. III 96f. Jahrhundertfeier in Dennewitz. III 99ff. In Berlin Juni 1914. III 137ff. Besuch bei Bethmann. III 139. Norderney. III 140ff. Nach Berlin. III 145. Brief an den Kaiser. III 145. Empfang im Berliner Schloßhof. III 146f. Soll nach Rom ohne Abberufung Flotows. III 146f. Unterredung mit Bethmann. III 148f. Brief Bethmanns an Bülow über die Mission nach Rom. III 194f. Nicht abgesandter Antwortbrief Bülows. III 195f. Telegramm. III 196. Briefwechsel mit Ballin. III 196f. Besuche bei Bethmann und Jagow. III 199f. Audienz beim Kaiser in Schloß Bellevue. III 204f. Ankunft in Rom. III 208. Besuch bei Sonnino. III 218ff. Empfang durch Viktor Emanuel. III 224. Durch die Königin-Mutter Margherita. III 224f. Brief Bethmanns an Bülow wegen des Militärattachés v. Schweinitz. III 231f. Nochmalige Audienz beim König. III 234f. Abreise von Rom. III 236. Einladung in Berlin zu Bethmann. III 240. Nichtempfang durch d. Kaiser.

III 241. Korrespondenz mit Bethmann, der Kritik fürchtet. III 241 ff. In Klein-Flottbek. III 246 ff. Luzern. III 250 ff. Beim Kaiser im Neuen Palais (Spätherbst 1916). III 253 ff. Basis für einen Frieden. III 266. 9. November 1918 in Berlin. III 305 f. Kundgebungen nach Bülows Rücktritt. III 337 ff. Ehrungen. III 371. *Taf. III 8, 24, 72, 328, 332.*

Bülow, Frau v. (Gräfin, Fürstin), Maria, geb. Prinzessin Camporeale, Stieftochter Minghettis, geschiedene Gräfin Dönhoff († 26. 1. 1929). I 25. Briefe der Kaiserin Friedrich an sie. I 269 f. Königin Victoria über sie. I 321. Loë über sie. I 391. Anwesend bei Enthüllung des Berliner Bismarck-Denkmals. I 529. Porträts. I 538. *Taf. I 32, III 16.*

Leopold II. begrüßt sie. II 74. Im Neuen Palais. II 88. Messe. II 207. Bethmann zur Fürstin Bülow. II 363. Bülow zu ihr nach der November-Audienz. II 381. Vom Papst empfangen. II 407. Gespräch Eduards VII. mit ihr. II 424. Gratulation des Kaisers. II 440. Wilhelm II. ihr Gast. II 450. Abendtafel in Potsdam. II 465. In Venedig. II 468. Der Kaiser als Gast, sein Gespräch mit der Fürstin. II 527 ff. Audienz bei der Kaiserin. II 530 f.

Briefe Jagows an sie. III 35. Rathenau über sie. III 43 f. Brief an sie. III 45. Gespräch des Kaisers mit ihr im Neuen Palais. III 63. Silberne Hochzeit. III 108 ff. Brief an den Kaiser. III 145 f. Bei der Königin-Mutter Margherita. III 224 f. Bei der Kaiserin. III 241. Gesellschaftskreis in Luzern. III 250 f.

Bülow, Bernhard Ernst v., Vater des Reichskanzlers, 1873-1879 Staatssekretär. Wirken unter Bismarck. Dieser spricht über ihn. I 13, 22, 170. Loë über ihn. I 391, 559. Dänischer Bundestagsgesandter für Holstein und Lauenburg. I 438. Wilhelm I. über ihn. II 53. Gespräche zwischen Bismarck und ihm. II 85. III 271. Fürst Bülow über ihn. III 96 f.

Bülow, Adolf v., Bruder des Fürsten, Flügeladjutant, dann Brigade-Kommandeur in Frankfurt a. M. I 4, 75, 177 f. II 76. Tod durch Sturz vom Pferd (1897). I 180 f. Brief Herbert Bismarcks über ihn. I 181 f. Mentor Wilhelms II. I 182. Warnt ihn vor Entlassung Bismarcks. I 183 f. III 299. Von Disraeli erwähnt. I 322.

Bülow, Alfred v., Bruder des Fürsten, deutscher Gesandter in Bern. Über Intrigen im Auswärtigen Amt. I 12 f. Monts über ihn. I 41, 43. Schweinitz nennt ihn. I 408. Millerand zu ihm. II 8. Brief des Fürsten an ihn. II 229 ff. Brief an den Fürsten über Eulenburg. II 313 f. Kaiserbesuch in der Schweiz. II 495. Philipp Eulenburg über Alfred v. B. III 26. Tätigkeit in Bern. III 64 f. Fürst Bülow besucht ihn. III 64 ff.

Bülow, Hans Adolf v., Gesandter in Hamburg. III 121 f.

Bülow, Karl Ulrich v., Militärattaché in Wien, dann Flügeladjut., Kommandeur der 2. Gardeulanen. I 37 f., II 76, 261 f., 311, 405. Tod III 142 f., 146.

Bülow, Otto v., Gesandter beim Vatikan († 1898). I 38, 66.

Bülow, Karl v., Kommandeur des 3. Armeekorps, später Feldmarschall († 1921). II 184, III 184, 323. — Kundgebung beim Rücktritt des Fürsten. III 356 f.

Bülow-Bossee, v., konservativer Abgeordneter. II 95.

Bülow-Bothkamp, v., konservativer Abgeordneter. II 95.

Bulygin, Alexander Grigorjewitsch, russisch. Minister des Innern, ermordet 1919. II 161.

Bunsen, Josias v., Gelehrter und Staatsmann. I 199.

Bunsen, Sir Maurice de, britischer Botschafter in Wien. I 321.

Buol-Berenberg, Rudolf v., Zentrumsabgeordneter, 1895—1898 Präsident des Reichstags. I 596.

Burchard, Bürgermeister von Hamburg. I 174. — Kundgebung bei Bülows Rücktritt. III 340 f.

Burian, Stefan, Baron (dann Graf), österreich.-ungarischer gemeinsamer Finanzminister, 1912 und 1916, April bis Oktober 1918 Minister des Äußern († 1922). III 232, 235. Die Wiedererrichtung Polens. III 247. Rücktritt. 269.

Burns, John, Mitglied der englischen Arbeiterpartei, 1914 Handelsminister, 1905 Minister. II 205.

Busch, Moritz, Verfasser von „Graf Bismarck und seine Leute“ († 1899). Veröffentlicht Bismarcks Entlassungsgesuch. I 233. Wilhelm II. gegen ihn. II 235.

Caillaux, Joseph, französischer Finanzminister, 1911—1912 Ministerpräsident. II 260.

Calmette, Gaston, Chefredakteur des „Figaro“. II 479f. III 209.

Cambon, Jules, französischer Botschafter in Berlin (Bruder von Paul). Der Kongo-Vertrag. II 199. Erscheint nicht zur Kieler Woche. II 289f., 319. Frage an Jagow. III 80f. Zu Beyens über die Explosionsgefahr. III 156. Wünscht den Weltbrand. III 179.

Cambon, Paul, französischer Botschafter in Konstantinopel, dann in London. I 272.

Cambridge, Herzog von, britischer Feldmarschall, 1895 Oberbefehlshaber († 1904). I 309.

Campbell - Bannerman, Führer der liberalen Opposition in England, 1905 bis 1908 Ministerpräsident († 1908). II 71, 202. Bildung eines Kabinetts unter ihm. II 205. Liberale Denkschrift über Rüstungs-Beschränkung. II 307.

Capelle, Eduard v., Admiral, März 1916 bis September 1918 Staatssekretär des Reichsmarineamts. III 271.

Caprivi, Leo v., General, 1890—1894 Reichskanzler († 1899). I 7, 10. Sein Sturz. I 31f., 42, 45, 58. „Ce pauvre Caprivi“ (Murawiew). I 89. Hält Krieg mit Rußland für unvermeidlich. I 110. Monts über den „minderwertigen Präfekten“. I 196. Publizistischer Kampf durch Hammann gegen Bismarck. I 217. Salisbury über ihn. I 277. Von Holstein aufgehetzt. I 296. Dieser schwenkt zu ihm um. I 363. Kritik an den Kaisermanövern. I 364. Als Kanzler „harthörig und bockbeinig“ (Wilhelm II.). I 373. Für Alvensleben als Botschafter in Petersburg. I 407. Ostmarken-Politik. I 563. Liberaler Nachruhm. III 58.

Carnegie, Andrew, amerikanischer Großindustrieller. I 575.

Carol (Karl), König von Rumänien († 1914). I 160. II 323. Huldbeweise der Königin Victoria. I 323. Telegramm an Bülow. I 357. Gratuliert ihm zur Reichskanzlerschaft. I 390. Korrekte Haltung in der bosnischen Krise. II 399. Carols-Orden für Bülow. II 502. Über den Dreibund. III 126. Haltung 1914. III 169f.

Carola, Königin von Sachsen, Gattin des Königs Albert. I 492.

Carolath, Prinz Heinrich, nationalliberaler Reichstagsabgeordneter († 1920). I 355, 480. II 509. III 159.

Carp, Peter, rumänischer Staatsmann († 1919). III 125f., 170, 280.

Carstens, freisinn. Reichstagsabgeordneter. II 277.

Casement, Sir Roger, Irenführer († 1916). III 282.

Cassel, Sir Ernest, englischer Finanzier. I 473. II 318, 427.

Castro, Cipriano, Präsident von Venezuela, 1908 abgesetzt. I 558.

Cavell, Edith, 1915 in Brüssel standrechtlich erschossen. II 22. III 255.

Cavour, Graf Camillo, italienischer Staatsmann († 1861). I 397, 610, 628. II 200, 223. III 113, 223.

Cecilie, Kronprinzessin, geb. Prinzessin von Mecklenburg-Schwerin. Verlobung. II 50f. Trauung. II 121ff. Entbindung. II 239. Besuch bei Bülow in Rom. III 95. *Taf. III 16.*

Chamberlain, Sir John Austen (Sohn Joseph Chamberlains). Maidenspeech im Unterhaus. I 334.

Chamberlain, Houston Stewart. Wilhelm II. liest aus den „Grundlagen“ vor. I 172.

Chamberlain, Josef, seit 1895 englischer Kolonialminister, Rückzug aus der Politik 1905 († 1914). Hatzfeldt an Holstein über Chamberlains Vorschlag einer deutsch-englischen Allianz (Juni 1898). I 275ff. Verhandlungen nur mit ihm. I 303. Eigentlicher Urheber des Burenkriegs. I 309. Unterredung mit Bülow. I 314ff. Mit Wilhelm II. I 317f. Befürwortet Zusammengehen von England, Amerika u. Deutschland. I 315ff. Seine Politik. I 329f. Rede in Leicester. I 330, 337. Er und

Gladstone. I 334. Unberechenbar. I 421. Metternich über ihn. I 424f. Rede in Edinburgh über den Krieg von 1870. I 552ff.

Charlotte, Erbprinzessin von Sachsen-Meiningen, älteste Schwester des Kaisers. I 323. II 280.

Charmes, Francis, französischer Publizist. III 177.

Chelius, v., Generaladjutant des Kaisers. III 214f.

Chiroll, englischer Journalist. I 335.

Chlumecky, Freiherr v., Minister a. D., Präsident des Österreichischen Abgeordnetenhauses. II 409.

Christian IX., König von Dänemark († 1906). I 212. II 68, 79, 138, 144.

Christine, Königin-Regentin von Spanien. I 147f., 220. II 3, 40, 105.

Churchill, Winston, britischer Handelsminister, 1911—1915 Erster Lord der Admiralität. dann Munitionsminister und Kriegsminister. II 376.

Clemenceau, George, 1906 und 1917—1920 franz. Ministerpräsident. I 320, 428, 430. II 8, 104, 290, 467. III 86, 260, 279, 288, 302.

Cohn, Oskar, sozialdemokratischer Reichstagsabgeordneter. III 289.

Colin, Abbé. I 245.

Combes, Emile, 1902 bis 1905 französischer Ministerpräsident. I 621. Sein Antiklerikalismus. II 61.

Connaught, Arthur, Herzog von, dritter Sohn der Queen. I 305. Seine antideutsche Gattin, geb. Prinzessin von Preußen. I 305f. Taktvoll. I 412. Gespräch mit dem Kaiser. I 502f. Über Besuch Eduards VII. in Kiel. II 35. Zwischenfall während der Kieler Woche. II 247. *Taf. II 304.*

Conrad, Alfred v., 1901 bis 1904 Vortragender Rat der Reichskanzlei, dann Unterstaatssekretär, 1910—1914 Oberpräsident von Brandenburg. I 562, 567.

Conrad von Hoetzendorf, Chef des österr.-ungarischen Generalstabs. Argumente für Krieg gegen Serbien, Italien und Rußland. II 404f. Wahre Ziele. III 181. Militärischer Exaltado. III 363.

Constans, Jean Antoine Ernest, französ. Minister des Innern, 1898—1907 Botschafter in Konstantinopel. II 410.

Courcel, de, Baron, franz. Botschafter in London. I 418.

Crailsheim, Freiherr, dann Graf, bayrischer Minister des Äußern, dann bis 1903 Ministerpräsident. I 34f., 36, 119, 123, 125, 126. Sprecher im Bundesrat. I 443. Soiree in München. I 479. Er und Hertling. I 480. Nach Bülows Besuch. I 481. Über Bülows Polenrede. I 567. Der Fall der Swinemünder Depesche. I 582ff. Brief an Bülow. I 596. Abschied. I 599f. — Kundgebung bei Bülows Rücktritt. III 347.

Crewe, Earl of, Lord-Präsident des GeheimenRats. II 205, 426.

Crispi, Francesco, italien. Staatsmann. I 48, 56. II 8, 58, 59, 200. III 216, 223.

Cromer, Lord, Vizekönig von Ägypten. II 376.

Cumberland, Ernst August, Herzog und Prinz (Vater und Sohn). II 49f. Ausgleich zwischen Herzog und Kaiser und Ehepakt Hohenzollern-Cumberland. II 249f.

Cuno, Wilhelm, Generaldirektor der Hapag nach Ballins Tod, 1922—1923 Reichskanzler. III 105.

Curti, Theodor, Chefredakteur der „Frankfurter Zeitung". II 221. An Bülow nach dessen Rücktritt. III 367f.

Curzon, Lord, Vizekönig von Indien, 1919 und 1922—1923 Staatssekretär des Äußern. II 306.

Czernin, Graf Ottokar, seit 1913 k. u. k. Gesandter in Bukarest, Dezember 1916 bis April 1918 österr.-ungarischer Minister des Äußern. III 269f. Immediatbericht. III 270.

Dallwitz, v., preußischer Konservativer, später Statthalter von Elsaß-Lothringen. Als „Kanalrebell" gemaßregelt. I 297.

Dandl, v., bayrischer Ministerpräsident. III 296, 303f.

Dasbach, Kaplan, Zentrumsabgeordn. I 596.

David, Eduard, Dr., sozialdemokratischer Abgeordneter, 3. 10. bis 9. 11. 1918 Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amt. II 505. III 257.

Deák, Franz, ungarischer Staatsmann. I 143, 160, 161, 397.

Deines, Gustav Adolf v., General, Freund Bülows († 1911). I 33, 444. II 177ff., 274. III 161.

Delarey, Jakobus Herklaas, Burengeneral. I 398.

Delbrück, Clemens, 1905 preußischer Handelsminister, 1909 Staatssekretär des Innern, 1916 zurückgetreten († 1921). II 286, 522. Drängt Juli 1914 umsonst auf Getreideankäufe. III 154f., 206.

Delbrück, Hans, Professor Dr., Historiker († 1929). I 112. II 285. In der polnischen Frage. I 220, 563. II 464. III 249. Über deutsch-englische Beziehungen 1913. I 327, 413. III 124.

Delcassé, Théophile, seit 1898 franz. Minister des Äußern, 1905 gestürzt, 1913 bis 1914 Botschafter in Petersburg, 1914 bis 1915 Außenminister († 1923). In der Faschoda-Frage. I 272, 301. Besuch in Petersburg. I 302. Sucht Deutschland (1900) von England abzuziehen. I 440. Anweisung für die französischen Kardinäle. I 620. Gegen Combes' Antiklerikalismus. II 61. Vereitelt Bemühungen d. Kaisers um den Zaren. II 69. Ein anglo-russisch-französischer Dreibund. II 80. Sein antideutsches System. II 84f. Teilt die englisch-französische Marokko-Konvention mit. II 107. Riskiert den Krieg mit Deutschland. II 108f. Wankt. II 114. Sturz. II 119f. Enthüllung im „Matin". II 167f. Seine Entsendung nach Petersburg übles Symptom. II 399. III 118. Bethmann über Delcassés Beseitigung. III 13. Krieg gegen Deutschland. III 87, 156, 179.

Depretis, Agostino, ital. Staatsmann. I 610.

Dernburg, Bernhard, Direktor der Darmstädter Bank, 1906 Direktor des Kolonialamts, 1907 bis 1910 Staatssekretär, April bis Juni 1919 Reichsfinanzminister. II 267. *Taf. II 264.* Befreundet, dann uneins mit Walter Rathenau. III 39.

Dernburg, Friedrich, Journalist, Vater des vorigen, († 1911). Artikel zu Bülows Rücktritt. III 353f.

Dernburg, Heinrich, Professor, Bruder des vorigen, Rechtslehrer an der Berliner Universität († 1907). I 595.

Déroulède, Paul, Führer der französischen Patriotenliga. I 46. II 16.

Deschanel, Paul, 1898 bis 1902 und 1912 bis 1920 Präsident der Kammer, 1920 Präsident der Republik († 1922). II 114.

Devonshire, Herzog von, Führer der Whigs im Unterhaus. Besuch Wilhelms II. bei ihm. I 304. Seine Gattin, geb. Gräfin Alten. I 305. Charakteristik. I 319f.

Dewey, George, Amerikanischer Admiral, besiegt 1898 das spanische Geschwader vor Cavite bei Manila. I 221.

Dilke, Sir Charles, engl. Imperialist. II 266.

Dillon, Petersburger Korrespondent des „Daily Telegraph". II 144.

Disraeli, Earl of Beaconsfield, konservativer engl. Premier. I 194, 198, 313, 314, 370. II 223. Über Chamberlain. I 315. Brief über Bülow (1878). I 321f. Vorliebe der Queen für ihn. I 322. Realpolitik. I 397, 430. Über politische Intrigen. I 532. Bismarck und er. I 544. Über Professoren und Rhetoren. III 278.

Dittmann, Wilhelm, Abgeordneter der USPD. III 271.

Dittrich, preußischer Zentrumsabgeordneter. I 588f.

Dönhoff-Friedrichstein, Graf August. I 37, 444, 568f. III 98.

Dönhoff, Graf Gerhard, Hofmarschall des Prinzen Karl von Preußen. II 38.

Dörnberg, Baron, 1890 Legationssekretär in Bukarest, Freund Philipp Eulenburgs. I 225.

Dohm, Ernst, Redakteur des „Kladderadatsch". I 65. III 72.

Dohna-Schlobitten, Richard, Graf, 1900 Fürst. I 288, 546. II 173. Gegen Philipp Eulenburg. I 603. III 30.

Dohna, Graf Eberhard. I 288.

Dohna-Mallmitz. I 288.

Dohrn, freisinniger Reichstagsabgeordneter. II 510.

Dove, freisinniger Reichstagsabgeordneter. II 510.

Drews, Bill, 1917—1918 preußischer Minister des Innern, 1921 Präsident des preußischen Oberverwaltungsgerichts. III 297.

Dryander, Ernst v., D., Oberhofprediger († 1922). Auf der Orientreise. I 244, 249. Von Byzantinismus entfernt. I 387. — Brief an Bülow nach dess. Rücktritt. III 365f.

Dufaure, Jules, französischer Ministerpräsident. II 238.

Ebert, Friedrich, ab 9. November 1918 Reichskanzler, 1919—1925 Reichspräsident († 1925). I 125, 258, 286. III 26, 101, 104f., 293, 306f., 311, 315, 321.

Eckardstein, Hermann Freiherr v., 1899—1901 Attaché der deutschen Botschaft in London. Beziehung zu Holstein. I 187. Rolle bei den deutsch - englischen Verhandlungen. I 330. Durch Herbert Bismarck protegiert. I 343. Heirat. I 343. Graf Metternich warnt vor ihm. I 343. Berichte aus London. I 420, 421. Zu Wilhelm II. über dessen Reise nach England. I 505. Mitteilungen Chamberlains an ihn. I 509f. Nicht genügend zuverlässig. I 515. Minister der Preßbeziehungen. I 558. Rät dem Kaiser zu einem Kaltwasserstrahl nach Frankreich. II 16. Freund und Günstling Alfred Rothschilds. II 37f., 40. Proposition an den Kaiser. II 118. Eduard VII. über ihn. II 297. 478. Vom Kaiser empfangen. II 493. III 46, 73.

Eckardt, Felix v., Chefredakteur des „Hamburgischen Correspondenten", später des „Hamburger Fremdenblatts". Interview mit Bülow. II 520ff. III 6, 10, 142. *Taf. III 328.*

Eckardt v., Diplomat, Bruder des vorigen. I 371f.

Eduard VII. (Albert Eduard Prinz von Wales), König seit 22. 1. 1901, †6. 5. 1910. Beziehungen zu Wilhelm II. 69f., 273. Brief an Kaiserin Friedrich gegen deutsche Flottenvorlage. I 189. Macht boshafte Bemerkungen. I 206. Über die deutsche Frau. I 261. Von der Kaiserin verabscheut. I 261f. Urheber des Windsor-Vertrags mit Portugal. I 274. Gegen Besuch Wilhelms II. bei Lonsdale. I 304. Toast in Windsor. I 308. Spricht Deutsch mit englischem Akzent. I 323. Kein sicherer Träger eines Bündnisses mit Deutschland. I 330. Sagt die Verhandlungen ab (Dezember 1901). I 332. Besuch in Cronberg (Februar 1901). I 335. Besuch Wilhelms II. bei ihm in Sandringham. I 338f. Charakteristik. I 339ff. Listenreich. I 414, 453. Wilhelm II. sieht in ihm den Schuldigen am Jameson-Raid. I 473. Absage für Homburg, Fahrt zur Kaiserin Friedrich nach Friedrichshof. I 509, 516ff. Danktelegramm auf Kondolenz Bülows. I 540. *Taf. I 304.* Besuch in Kiel. II 23ff. Gespräch mit Bülow. II 26ff. Besuch in Hamburg. II 31f. Eduard VII. und Delcassé. II 84. Schützt ihn bei Loubet und empfängt ihn. II 114. Verstimmung nach Delcassés Sturz. II 127. Onkel Bertie (Eulenburg über ihn). II 172. Bülow empfiehlt ihn als Prinzenpaten. II 239. Begegnung mit dem Kaiser in Wilhelmshöhe. II 296f. Toast auf Kaiser und Kaiserin in Windsor. II 306. Begegnung mit dem Zaren in Reval (1908). II 316f., 325. Mit Franz Josef in Ischl. II 330. Will Berlin besuchen. II 379. Intrigen in der bosnischen Krise. II 399. Besuch in Berlin (Februar 1909). II 419ff. Trinkspruch. II 420. Dank an Renvers. II 421. Für Gespräche mit Bülow. II 420f., 424f. Niederlage in der Balkanfrage. II 467. *Taf. II 304.* Tod. III 86f.

Eichhorn, Hermann v., General, 1918 in Kiew von russischen Revolutionären ermordet. II 184. III 323.

Eickhoff, freis. Reichstagsabgeordneter. II 345.

Einem, Karl v., 1903 bis 1909 preußischer Kriegsminister, Oberbefehlshab. der 3. Armee im Weltkrieg. II 217. Schreiben Bülows an ihn. II 226ff. Protestrede im Staatsministerium nach „Daily-Telegraph". II 363. *Taf. II 352.* Wilhelm II. vertraulich zu ihm. II 382.

Einstein, Albert, Mathematiker. I 374.

Eisendecher, v., preuß. Gesandter in Karlsruhe. III 37f. Botschafter in London? III 122. — Kundgebung bei Bülows Rücktritt. III 338f.

Eisner, Kurt, sozialistisch. Schriftsteller, ermordet 1919 in München. I 125, 599. II 298. III 303.

Eitel Friedrich, Prinz von Preußen, zweiter Sohn des Kaisers. I 168. Plan einer braunschweigischen Sekundogenitur für ihn. II 249.

Elena, Königin von Italien, Gattin Viktor Emanuels III., geb. Prinzessin von Montenegro. Antipathie des Kaisers gegen sie. I 144, 542, 603. II 87.

Elisabeth, Kaiserin von Österreich, ermordet in Genf 10. 9. 1898. I 157. Ermordung. I 239. Achilleion. II 16.

Elisabeth, Königin von Rumänien (Carmen Sylva) († 1916). III 170.

Elisabeth, Königin von Belgien, Gattin des Königs Albert, geb. Prinzessin von Wittelsbach. I 306.

Elisabeth Feodorowna, Gattin des Großfürsten Sergei, geb. Prinzessin von Hessen. I 100, 306, 455. II 132. Nach der Ermordung des Gatten. II 161f.

Emma, Königin der Niederlande, Witwe Wilhelms, Besuch in Potsdam. I 300f. Empfängt den Kaiser in Vlissingen. I 345.

Emmich, Otto v., General. III 173.

Engel, Pastor, Chefredakteur des „Reichsboten". III 73f.

Engelbrecht, Militärattaché unter Bülow. I 39.

Ernst, Graf zu Lippe-Biesterfeld, 1897 Regent des Fürstentums Lippe († 1904). Für erbberechtigt erklärt. I 51. Wilhelm II. gegen ihn. I 222f., 267. Tod. II 55.

Ernst II., Herzog von Koburg-Gotha († 1893). I 65ff. III 327.

Ernst Günther, Herzog zu Schleswig-Holstein, Bruder der Kaiserin. I 230. Muß vor Wagen seines Schwagers reiten. I 264.

Ernst Ludwig, Großherzog von Hessen. I 101, 168, 406f., 487f. Scheidung. II 177. Soll den Kaiser zur Abdankung bringen. III 296f. — Kundgebung bei Bülows Rücktritt. III 340.

Erzberger, Matthias, Reichstagsabgeordneter, dann Reichsminister († 1921). Kandidiert den Herzog von Urach für Litauen. I 81. Sein politisches Verhalten. I 187. Von Paasche gefeiert. I 203. Verpulverung von Millionen im Nachrichtendienst. I 241. Über sich und Lloyd George. I 251. Reißt Vorsitz in Waffenstillstandskommission an sich. I 357f. Remüantester Politiker der ersten Revolutionsjahre. I 431, 484. Sein Prozeß. I 468. II 254. Tiefenbacher. I 539.

Kein Friedensunterhändler. II 170. Angriffe auf die Kolonialverwaltung. II 187, 257. Auf Dernburg. II 267f. Gegen Bülow in der Kanzlerkrise. II 494.

Artikel in der „Märkischen Volkszeitung". III 47. Will Ein- und Ausgänge des Auswärtigen Amts lesen. III 160. Aufenthalt in Rom. III 209ff., 236. Ballin und Benedikt XV. über Erzberger. III 209. Gegen Bethmann. III 265. Czernins Immediatbericht. III 270. Helfer des Herzogs von Urach. III 275. Minister. III 294, 295, 301. In Compiègne. III 314f. In Weimar. III 324.

Esbeck-Platen, v., Zeremonienmeister. I 64f.

Esterhazy (Walsin-E.), französischer Major. I 240.

Estournelles de Constant, Baron d', franz. Senator, Friedensfreund. II 501f.

Eugénie, Gattin Napoleons III., Kaiserin der Franzosen. I 628.

Eulenburg, Graf August, Ober-Hof- und Hausmarschall, dann Hausminister († 1921). I 31, 33, 61, 73ff., 79, 141. Für Bülow. I 205. Auf der Orientreise. I 242. Er und sein Bruder Botho. I 373. Gratuliert Bülow. I 394. Der Kaiser lohnt ihn für den diplomatischen Dienst ab. I 495. Beim Fackeltanz. II 122. In Rominten. II 172. Brief an Bülow. II 219f. Wird beim Kaiser vorstellig wegen Donaueschingen. II 364. Der Kaiser lädt sich durch ihn ein. II 450. Um Ausgleich zwisch. Wilhelm II. und Bülow bemüht. III 115. Für den Kaiser bestimmter Brief Bülows an ihn. III 118f. Zeuge bei Unterredung Wilhelms II. mit Bethmann. III 165. Ruhe. III 285f. Konferenzen des Kaisers mit ihm. III 289. Besucht Bülow. III 297.

Eulenburg, Graf Botho, preuß. Ministerpräsident († 1912). I 31, 33, 37, 122. Bülow empfiehlt ihn dem Kaiser als Reichskanzler (1900). I 373, 380. Ansicht über Philipp Eulenburg. II 292.

Eulenburg, Philipp, Graf, 1900 Fürst, 1894—1902 deutscher Botschafter in Wien († 1921). Unterredung in Frankfurt a.M. mit Bülow. I 3ff. In Wien inamovibel. I 8. „Troubadour." I 30. Abge-

spannt. I 39. Gefühlsmensch. I 42. Beschönigt Ton des Hofes. I 69. Die Bäreninseln. I 81f. Intimus des Kaisers. I 149. Küßt ihm die Hände. I 167f. Seufzt um seinen „Seestern". I 176. Chiffrierter Verkehr mit Holstein. I 187. Gnädiges Telegramm des Kaisers an ihn. I 224. Beziehungen zu Bülow. I 224f. Befriedigt über Bismarcks Sturz. I 225. Intrigen gegen Bismarck, dessen Zorn gegen ihn. I 225ff. Von Herbert Bismarck ignoriert. I 226, 353. Über Wilhelms II. Wahrheitssinn. I 234. Über seinen Rollenneid. I 237. Unterzeichnet Telegramm an Bülow. I 288. Informiert diesen über die Nordlandreisen. I 348ff. Von Wilhelm II. als Reichskanzler genannt. I 372. Intrigen gegen Bülows Ernennung. I 381f., 462ff. Seine Briefe. I 402. Unterhält Ranküne des Kaisers gegen Bismarck. I 449. Stachelt ihn gegen die Sozialdemokratie auf. I 450, 458. Intrigen gegen die Kaiserin. I 450f. Spiritist. I 451f., 460. Gegen Herbert Bismarck. I 461. Brief an Holstein. I 498f. Briefe an Bülow. I 499f. Über Aufenthalt des Kaisers in England. I 506. Persifliert Viktor Emanuel. I 542. Larmoyanter Brief an Bülow. I 579. Rücktritt. I 602. Der Skandal Hochberg-Pierson. I 603ff. Über Rominten und die Nordlandreise von 1903. I 616ff. *Taf. I 192.*

Vermittler einer Heirat Hohenzollern - Cumberland. II 49f. War Bülows Freund. II 52. Über Herbert Bismarck. II 55. Brief an Bülow. II 68. Sang an Ägir. II 156. Briefe aus Rominten. II 171ff. Brief an Bülow über Cumberland. II 249f. Über den Fall Podbielski. II 254. Gibt dem Kaiser gefälschte Berichte über Bülows Gesundheit. II 261f. Zerwürfnis zwischen Holstein und Philipp Eulenburg. II 290ff. Angriffe der „Zukunft". II 291ff. Der Eulenburg-Skandal. II 309ff. Brief an Bülow (1909). III 26f. In der Zeit der kaiserlichen Gunst. III 95.

Eulenburg, Graf Friedrich, Bruder Philipps. I 224, 451, 605. II 292.

Eulenburg, Graf Viktor, Sohn August Eulenburgs, dtsch. Legationssekretär in London. II 37, 40.

Falk, Adalbert, 1872 bis 1879 preuß. Kultusminister. I 63. III 308.

Falkenhausen, v., General. II 184.

Falkenhayn, Erich v., 1913—1915 Kriegsminister, bis August 1916 Chef des Generalstabs († 1922). Rathenau gegen ihn. III 42. Über Bereitschaft des Heeres. III 157. Nachfolger Moltkes. III 185. Problematische Natur. III 186. Bassermann über ihn. III 202.

Fechenbach. II 298.

Fehrenbach, Konstantin, badischer Zentrumsabgeordneter, 1920 bis 1921 Reichskanzler († 1926). I 431, 497. II 92.

Feilitzsch, Max, Graf, 1881—1907 bayrischer Minister des Innern († 1913). I 119, 531. Brief an Bülow. II 451f.

Féjérváry, ung. Honvedminister und Ministerpräsident. I 163.

Ferdinand (Koburg-Cohary), Fürst von Bulgarien, 1908 bis 1918 König. I 36. Franz Josef über ihn. I 158f. Er erklärt Bulgarien zum Königreich. II 337. Wilhelm II. über diese Anmaßung erbittert. II 341. Im Weltkrieg. III 287.

Ferdinand, König von Rumänien (seit 11. 10. 1914). I 488. Erklärt den Krieg. III 280.

Finckenstein - Simnau. I 288.

Fischbeck, Otto, freisinniger Reichstagsabgeordneter. II 509.

Fischer, Erzbischof von Köln, Kardinal. I 621. Unterstützt die Christlichen Gewerkschaften. II 90.

Fisher, Sir John, Admiral. Wünscht die deutsche Flotte zu „kopenhagenen". II 83f., 194ff., 320, 433, 434. Ballin will ihn mit Tirpitz zusammenbringen, Bethmann dagegen. III 7.

Fitger, Emil, Dramatiker und Lyriker, Chefredakteur der „Weser-Zeitung" in Bremen. III 104f.

Fitzgerald, brit. Vizeadmiral a. D. II 158.

Flotow, Johannes v., Botschaftsrat in Paris, Personaldezernent Bülows, Gesandter in Brüssel, dann Botschafter in Rom. I 608. II 169, 470. III 35. Charakteristik. 36ff. Bei Bethmann. III 54f.

Wird (1910) Gesandter in Brüssel. III 80. Mit Bethmann in Rom. III 82. Brief an Bülow. III 82f. Heirat und Scheidung. III 83f. Kaisersgeburtstagsrede 1914 in Rom. III 124f. Gibt Inhalt von Sasonows Warnung nach Berlin nicht weiter. III 128. Stellung in Rom. III 188. Wird nur beurlaubt. III 194ff. Über Bülows römische Mission. III 197f. Jagow will ihm kein Herzeleid bereiten. III 200. Flotow meldet sich bei Bülow in Rom. III 209. Intrigen. III 233.

Flottwell, Eduard Heinrich v., Oberpräsident in Posen, dann in Magdeburg. I 562.

Foch, Marschall. III 166, 295, 314f., 322.

Förster, F. W., Publizist. II 298.

Fontane, Theodor. I 375, 624.

Fortis, italienischer Politiker. II 8, 400.

Francke, E., Prof. Dr., Sozialreformer. III 354.

Frank, Ludwig, Dr., sozialdemokratisch. Reichstagsabgeordn., gefallen 1914. III 168.

Franz Ferdinand, Erzherzog-Thronfolger, ermordet in Sarajewo 28. 6. 1914. Glaubensinbrunst. I 159. Charakteristik. I 167. Wirkung seines Todes. I 240. Verhältnis zu Wilhelm II. I 400f. Politischer Ehrgeiz. I 401. Seine Heirat. I 624f. Baron Beck sein juristischer Beistand bei der Vorbereitung der Ehe. II 49. Antiungarisch, slawophil. II 236. Begegnung mit Wilhelm II. (1908). II 350f. Gespräch mit Bülow. II 407. Der Kaiser an ihn. II 524. Ermordung. III 137ff. Für Konrad Hohenlohe. III 221. *Taf. III 136.*

Franz Josef I. († 21. 11. 1916). I 29. Mißbilligt Agitation im russischen Polen. I 91. Audienz Bülows bei ihm in Budapest, Charakteristik. I 150ff. Verhältnis zu Wilhelm II. I 151ff. Über Bismarck. I 154. Unterredung mit Bülow (19. 9. 1897). I 158ff. Toast in Budapest. I 164. Gefühle gegen das neue Deutschland. I 166f. Beim Tod der Kaiserin Elisabeth. I 239. Schriftliche Rechtfertigung Wilhelms II. vor ihm (über Bismarcks Entlassung). I 352. Ernennt Wilhelm II. zum österreichischen Feldmarschall. I 364. Dieser über Königgrätz. I 365. Zunehmende Stumpfheit. I 400. Besuch in Berlin. I 445. Beunruhigt durch Bülows Rede über den Dreibund. I 579. Empfängt ihn in Wien. I 627. Balkan-Aktionen liegen Franz Josef nicht. II 236. Begegnung mit Eduard VII. in Ischl. II 330. Annexion Bosniens proklamiert. II 337. Empfängt Bülow (1908). II 407. Setzt Franz Ferdinand und dessen Gemahlin noch im Tode herab. III 138. Stößt den Kardinal Piffl hinaus. II 228f. Bethmann über seine schroff ablehnende Haltung. III 242.

Fredericksz, Baron, Generaladjutant und Hausminister des Zaren. I 548.

Frenssen, Gustav, Pastor, Romandichter. Brief nach Bülows Rücktritt. III 365.

Friedberg, Robert, Professor Dr., nationalliberal. Führer im preußischen Abgeordnetenhaus, unter Hertling Vizepräsident des Staatsministeriums, († 1920). II 12. Über Nationalliberale u. Wahlreform. II 463.

Friedjung, Dr., Heinrich, österreich. Historiker. I 365, 388. Über die bosnische Krise. III 364.

Friedrich III., Deutscher Kaiser, König von Preußen. I 23, 74, 80, 100. Verhältnis seines Sohnes zu ihm. I 173. In seiner Ehe. I 189, 535f. Szenen in San Remo. I 341.

Friedrich VIII. König von Dänemark 1906–1912 († in Hamburg). II 303.

Friedrich I., Großherzog von Baden († 28. 9. 1907). I 137f. Brouille mit dem Zaren. I 169f. Telegramm an Bülow. I 196. Brief an Bülow. I 215f. Stellt dem Kaiser Theodor Herzl vor. I 254. Sympathie für den Bückeburger. I 268. Friktionen mit Bismarck. I 299. Gegen Miquel. I 362. Intrige Philipp Eulenburgs bei dem Großherzog. I 382. Bülow besonders freundlich gesinnt. I 476. Empfängt ihn. I 486f. Briefe an ihn. I 520f. Telegramme. I 530. II 93. Brief an den Kaiser gegen Krieg mit Frankreich. II 209. — Kundgebung bei Bülows Rücktritt. III 338.

Friedrich II., Großherzog von Baden, Sohn des vorigen (1907—1918). III 294, 304.

Friedrich III., Herzog von Augustenburg, Vater der Kaiserin Auguste Viktoria. I 262.

Friedrich, Erzherzog, österreichisch-ungarisch. Armee-Oberkommandant. Zerwürfnis mit Franz Ferdinand. I 624. III 221.

Friedrich August, Kronprinz, dann König von Sachsen. I 589f. II 470. III 49. Entthronung. III 304. — Kundgebung bei Bülows Rücktr. III 338.

Friedrich Heinrich Prinz von Preußen. I 549. II 248f.

Friedrich Karl Prinz und Prinzessin Margarete v. Hessen, Schwager (und Schwester) des Kaisers. II 126, 262. Bewirbt sich um die Krone von Finnland. III 275.

Friedrich Leopold Prinz von Preußen, Vetter des Kaisers. Auf den russisch-japanischen Kriegsschauplatz entsandt. II 98. Am russischen Hof. II 161.

Friedrich Wilhelm III. I 45, 63, 89, 562. II 71. III 98, 327.

Friedrich Wilhelm IV. I 18, 45, 63, 65, 118, 562. II 71, 164. Leopold v. Gerlach über seine „Fürstengunst". I 288. Trennung von Radowitz (dem Vater). II 201. Nicht zuverlässig. III 327.

Friedrich Wilhelm Kronprinz. Seine Erziehung. I 33. Geburt seines ältesten Sohnes. I 281. Mündigkeitserklärung d. Kronprinzen. I 445f. In England. I 505, 506, 507. Ein energischer Adjutant für ihn. I 617f. Soll mit einer Cumberland verheiratet werden. II 49. Verlobung mit Cecilie von Mecklenburg-Schwerin. II 50f. Trauung. II 121ff. Er und sein Vater. II 128. Einladung durch Eduard VII. II 132f. Abgelehnt. II 155. Betätigung in der Affäre Moltke-Eulenburg. II 307, 311. Für eine „längere Pause" in der Regierung seines Vaters. II 387f. Für „absolute" französische Genugtuung im Casablanca-Zwischenfall. II 410f. Beschwerdebrief an Bülow über Kiderlens Haushälterin. II 415f. *Taf. II 520.* Der Kaiser verbietet dem Kronprinzen, Bülow in Rom aufzusuchen. III 95. Gegen Bethmann. III 265.

Friesen, Freiherr von, sächsischer Ministerpräsident. I 490.

Fürstenberg, Carl, Bankier. II 385. III 178.

Fürstenberg, Fürst Max Egon. Freund des Kaisers. I 71, 153f., 305. In Hela. I 542f. *Taf. I 464.* Beim Fackeltanz. II 122. Erregt durch Ausdrücke des Kaisers über Eduard VII. II 153f. Gegen Philipp Eulenburg. II 312. Gastgeber in Donaueschingen (1908). II 351, 364. Gegner Bülows. II 468, 477f. Philipp Eulenburg über einen „gewissen" Max Fürstenberg. III 27, 30. *Taf. III 112.*

Galen, Graf, Zentrumsabgeordneter. I 596.

Gambetta, Léon, französischer Staatsmann. I 17, 109, 320, 404. II 115, 124, 223, 238. III 102, 271, 288, 295, 305, 323.

Gamp, freikonservativer Reichstagsabgeordneter. II 509. — Kundgebung bei Bülows Rücktritt. III 342.

Gapon, Pope. II 160.

Georg V., König von England (als Prinz Herzog von York, dann Prinz von Wales). Spricht kaum noch Deutsch. I 323. Sohn des Thronerben. I 336. Erkrankung. I 507. Als Prinz von Wales zu Besuch in Berlin, Gespräch mit Bülow. I 555ff. *Taf. I 304.* Über Besuch Eduards VII. in Kiel. II 35. Gegen antideutsche Agitation. II 158f. Ruhig, phlegmatisch. III 17. Abweisende Antwort an Wilhelm II. (August 1914). III 172. Der Kaiser über Verschwörung des Königs mit dem Zaren. III 204f.

Georg, König von Griechenland († 1913). I 182. II 89, 471.

Georg, König von Sachsen († 1904). I 590f. Gegen Aufhebung des Jesuitengesetzes. II 11.

Georg, Kronprinz von Sachsen, S. J. II 11f.

Georg II., Herzog von Sachsen-Meiningen († 1914). — Kundgebung bei Bülows Rücktritt. III 340.

Gerard, amerikanischer Botschafter in Berlin. III 271, 288.

Gersdorff, Claire v., Hofdame. I 246f.

Geßler, Dr., Oberbürgermeister von Nürnberg, später Reichswehrminister. III 303f.

Gibbons, Kardinal. I 610.

Giers, Nikolai Karlowitsch v., russischer Minister des Auswärtigen. I 90, 409, 410, 544. II 294.

Giers, Michail Nikolajewitsch, Sohn des vorigen, russischer Gesandter in Peking, München, Bukarest, 1912—1915 in Konstantinopel, 1915—1917 in Rom. I 440.

Giesl, österreichisch-ungarischer Gesandter in Belgrad. III 141.

Gioberti, Vincenzo, italienischer Staatsmann. I 198, II 200.

Giolitti, Giovanni, italien. Schatzminister, 1892 Ministerpräsident, 1901 Minister des Innern, 1905 u. zuletzt 1921 Ministerpräsident. Viktor Emanuel über ihn. I 609. Besuch bei Bülow in Homburg. II 58ff. Charakteristik. II 58f. Über die Irredenta. II 59f. Italienischer Patriot. II 200. Unterredungen Bülows mit ihm (1908). II 319, 407. Ruhe in der bosnischen Krise. II 400. Für Neutralität Italiens 1914. III 169. „Parecchio." III 228, 234. *Taf. III 168.*

Giron, André, Hauslehrer bei den Kindern des Kronprinzen von Sachsen. I 590f.

Giskra, Karl, deutschliberaler Politiker in Österreich. I 156.

Gladstone, William Ewart, liberaler englischer Premier († 1898). I 198. II 223. Abneigung der Queen gegen ihn. I 322. Chamberlain trennt sich von ihm wegen Homerule. I 339. Er und Chamberlains Sohn. I 334.

Gleichen, Graf, britischer Militärattaché in Berlin. II 25, 253.

Glembocki, v., preuß.-poln. Abgeordn. I 571.

Görtz-Schlitz, Graf, Begleiter des Kaisers. I 449.

Goldschmidt-Rothschild v., Attaché der deutschen Botschaft in London. I 405.

Goltz, Graf Karl von der, Generaladjutant. I 50.

Goltz, Kolmar von der, Generalfeldmarschall, türkischer Pascha († 1916). I 366, 626. Irrtum über die Türkei. II 184. III 112.

Goluchowski, Agenor, Graf, österreich.-ungar. Minister des Äußern 1895—1906 († 1921). I 91, 139, 150. Verhältnis zu Franz Josef. I 154. Verurteilt die Umtaufe des Kronprinzen von Bulgarien. I 159. Rät dringend von Forderung Wilhelms II. nach Repressalien gegen Anarchisten ab. I 239, 240. Gratuliert Bülow zur Reichskanzlerschaft. I 390. Franz Ferdinand sein Gegner. I 401. „Fassungslos" über Dreibund-Rede Bülows. I 579. Gespräch mit ihm über Balkanfragen. I 626f. Gegen Irredentismus. I 627. Wilhelms II. Sekundanten - Telegramm. II 224. Rücktritt. II 335.

Goossens, Erzbischof von Mecheln, Kardinal. I 620.

Gorki, Maxim. II 160.

Gortschakow, Fürst, russischer Staatsmann. I 45, 90, 186, 544. II 333, 334, 395.

Goschen, Sir Edward, jüngerer Bruder des folgenden, engl. Botschafter in Berlin. Seine Unterredung mit Bethmann. I 320f. II 109. III 176. Bethmanns Bündnisangebot. III 154. *Taf. III 176.*

Goschen, G. J., Erster Lord der brit. Admiralität. I 320f., 418f. War Bankier. I 442.

Goßler, Gustav v., 1881 bis 1891 preuß. Kultusminister. II 454. III 308.

Gothein, Georg, liberaler Reichstagsabg. u. Wirtschaftspolitiker, 1911 Reichsschatzminister. I 202, 591 f.

Gotti, Kardinal. I 611, 620, 621, 622.

Goudrian, Tets van, niederländischer Gesandter in Berlin, dann niederländischer Minister des Äußern. II 297.

Gradnauer, Dr., sozialdemokratischer Abgeordneter. I 576f.

Gramont, Duc de, franz. Minister des Äußern, III 163, 212.

Granville, Earl of, englischer Diplomat. I 340. II 86.

Gregorovius, Ferdinand, Historiker Roms. III 67f., 72.

Grelling, Richard, Verfasser von „J'accuse". II 298. III 256.

Greppi, Graf Giuseppe, ehem. italien. Botschafter in Petersburg. III 215.

Grévy, Präsident der Französischen Republik. I 285.

Grey, Sir Edward, 1905 bis 1916 britischer Minister d. Äußern. Angelt in Schottland während der bosnischen Krise (1908). I 333. Für Deutschland erwünschter brit. Außenminister. I 425. Rede über Marokko-Frage. II 202ff. 1905 Minister. II 205. Rede über die europäische Politik. II 306f. Zur Interpellation über den Brief des Kaisers an

Lord Tweedmouth. II 325. Über Reval. II 326. Lehnt ab, sich über „Daily-Telegraph"-Interview zu äußern. II 354. Er gehe nicht auf die Isolierung Deutschlands aus. II 376. Will in der bosnischen Krise Bruch vermeiden. II 399. Kontakt in der Flotten - Verständigung. II 503. Weist Bethmanns Bündnisangebot als „Schacher" zurück. III 154. Soll helfen, den österreichisch-serb. Konflikt zu lokalisieren. III 158. Lichnowsky geht nicht zu ihm. III 172.

Griesinger, v., deutscher Gesandter in Belgrad. III 139.

Gröber, württ. Zentrumsführer. I 415, 484, 596. Rücksprache mit Bülow nach der Dernburg-Debatte. II 268f. Minister 1918. III 301.

Groener, General, Reichswehrminister. III 300.

Grolman, v., General. I 562.

Grünau, v., Legationsrat. III 300, 306.

Gündel, Oberst, Chef des Stabes im China-Expeditionskorps, dann General d. Infanterie. Im November 1918 zum Vorsitzenden der Waffenstillstandskommission bestimmt. I 357.

Güßfeldt, Paul, Forschungsreisender. Nährt Abneigung Wilhelms II. gegen klassische Sprachen. I 105.

Guicciardini, Marquis, italienischer Minister des Äußern. II 199, 255, 400.

Guillaume, belgischer Gesandter in Paris. III 156.

Guizot, François, franz. Staatsmann. I 198.

Gwinner, Arthur v., Direktor der Deutsch. Bank. I 572. III 178. — Kundgebung bei Bülows Rücktritt. III 351f.

Haase, Hugo, sozialist. Abgeordneter, Leiter der U. S. P. D. († 1919). III 257, 271.

Hackenberg, nationallib. Landtagsabgeordneter I. 588.

Haeckel, Ernst, Professor in Jena, Naturforscher. I 284.

Hänisch, Konrad, sozialdemokr. Kultusminister 1918—1921 († 1925). III 308, 314.

Haeseler, Graf Gottlieb, Generalfeldmarschall († 1919). I 366. III 12, 42.

Hahn, Dietrich, Dr., agrarischer Politiker. I 532. III 73.

Hahnke, Wilhelm v., Generaladjutant, 1905 Generalfeldmarschall, 1888 bis 1901 Chef des kaiserl. Militärkabinetts († 1912). I 61, 64ff., 72, 79, 599. Hat sich bemüht, Bülow heranzubringen. I 205. Über persönliche Eigenliebe des Kaisers. I 211f. Widerstand in der Militär-Strafprozeß-Reform. I 268. Generalfeldmarschall. I 366. — Kundgebung bei Bülows Rücktritt. III 356.

Haldane, liberaler engl. Politiker, dann Kriegsminister. II 202ff. 1905 Minister. II 205. Erklärung zum „Daily-Telegraph"-Interview. II 355. Verständigungsversuche. II 359.

Haller, Johannes, Professor in Tübingen. I 430. II 285, 494. III 30.

Hammacher, Friedrich, nationalliberaler Reichstagsabgeordneter († 1904). I 593.

Hammann, Otto, Geheimrat, Pressedezernent im Auswärtigen Amt. I 217. II 264, 265. Foyerschnüffelei. II 207. Bei Bülows Ohnmachtsanfall. II 213. „Daily-Telegraph"-Affäre. II 353, 356, 359. Der Hammann-Skandal. II 442ff. Gratulation. II 496. Gegen Verleumdungskampagne. III 57. Mit Bülow bei Loebell. III 96.

Hammerstein, Ernst v., 1894—1901 preußischer Landwirtschaftsminister. I 522.

Hammerstein, Hans Freiherr von, Bezirkspräsident in Metz, 1901 preuß. Minister des Innern. I 523. Tod. II 180.

Haniel, E. v., Staatssekretär des Auswärtigen Amts. II 79. Über Rathenau. III 41.

Hanotaux, Gabriel, französischer Historiker und Politiker. I 198, 302.

Harcourt, Sir William, Mitglied des britischen Ministeriums für öffentliche Arbeiten († 1904). II 377.

Harden, Maximilian, Herausgeber der „Zukunft" († 1928). Die „Zukunft". I 50. Die Angriffe auf Eulenburg. I 226. II 291ff. Reichstagsrede Bülows über den Moltke-Harden-Prozeß. II 307ff., 310, 315. Gegen den Kaiser. II 387. Für Bülow. II 467. Philipp Eulenburg über den Prozeß. III 27, 30. Beziehungen Bülows zu Harden. III 48, 50.

Hardinge, Sir Charles, Unterstaatssekretär im englischen Auswärtigen Amt, dann Botschafter in Petersburg und Paris. Unterredung mit dem Kaiser beim Aufenthalt Eduards VII. in Homburg. II 321ff. Friedlich. 1908. II 399, 431, 434. Kontakt in der Flottenverständigung. II 503.

Harmsworth (später Lord Northcliffe), Besitzer der „Daily Mail". II 195, 375.

Harnack, Adolf, Professor, Theolog († 1930). I 144, 249, 430, 526f. II 57, 285, 288. Nach der Novemberdebatte. II 454. Brief an Bülow. III 90. Besuch in Rom. III 93. Sendet Schmollers Memorandum zurück. III 115f. An Bülow. III 202f. „Wille zur Macht." III 276f., 313f.

Hartwig, braunschweigischer Staatsminister. II 248.

Hassan - Pascha, türkischer Marineminister. I 250.

Hasse, Ernst, Professor, nationalliberaler Reichstagsabgeordneter, Vorsitzender des Alldeutschen Verbandes († 1908). I 475f. II 230f. III 318f.

Hatzfeldt-Trachenberg, Hermann, Fürst, 1900 Herzog, Oberpräsident von Schlesien. I 577. II 456. Erzwungener Abschied. II 101f. Rede zur Kaiser-Krise. II 366f. Erklärung in der Erbschaftssteuer-Debatte. II 505. III 5.

Hatzfeldt, Graf Paul, Staatssekretär des Äußern, seit 1885 Botschafter in London († 1901). I 177, 187, 190. Unterhändler beim Windsor-Vertrag. I 273. Brief an Holstein. I 276ff. An denselben über Südafrika. I 293. Briefe an Bülow über die Verhandlungen mit Chamberlain. I 303ff., 309ff. Unterredung mit Bülow. I 323f. Persona gratissima bei der Queen. I 324. Führt die Verhandlungen fort. I 331f. Brief an Hohenlohe. I 335ff. An Holstein über Schärfe Salisburys. I 418. Brief an Holstein. I 420f. Weitere Briefe an Holstein. I 432ff. Tod. I 558. Wilhelm I. über ihn. II 53. Seine Mutter die Freundin Lassalles. II 102. Sein trauriger Gesundheitszustand. II 164. Brief an Bülow. II 221.

Hauptmann, Gerhart. I 177. II 378. III 8, 365.

Haußmann, Friedrich, süddeutsch - demokratischer Reichstagsabgeordneter. II 371.

Haußmann, Konrad, Bruder des vorigen, süddeutsch - demokratischer Reichstagsabgeordneter. II 371. III 286, 294, 301.

Heckscher, Siegfried, Dr., freisinniger Reichstagsabgeordneter. II 257, 510. Brief an Bülow. III 285f.

Heine, Wolfgang, sozialdemokratischer Reichstagsabgeordneter, dann Justizminister. II 371, 456. III 257.

Heinrich Prinz von Preußen, Bruder Wilhelms II. Evangeliums-Rede. I 196, 203ff. Briefe an Wilhelm II. auf der Chinafahrt 1898. I 206f. Brief an Bülow. I 280, 281f. Briefe an Bülow über Ostasien. I 436ff. Seine verwandtschaftliche Verbindung mit dem Zaren. I 454f. In England. I 505. Besuch beim Zaren in Spala. I 547f. Reise nach den Vereinigten Staaten. I 575ff. — Auftrag des Kaisers an ihn für Eduard VII. II 23. Kieler Woche. II 33. Privatnachrichten aus Petersburg. II 131f. Für Tirpitz. II 244. Der Kaiser zu ihm über Bülow. II 450. Verläßt Kiel in der Revolution. III 303. *Taf. III 138.*

Helfferich, Karl, seit 1915 Staatssekretär des Reichsschatzamts, Staatssekretär des Innern, 1918 Gesandter in Moskau († 1924). Durch Bamberger und Georg v. Siemens empfohlen. I 219. Prozeß Erzberger. I 219. II 254. III 210. Gerard nennt Helfferich. III 271. Tod. I 219. *Taf. III 256.*

Hellpach, Willy, Dr., badischer Staatspräsident. III 293.

Helmholtz, Hermann, Naturforscher. I 25. III 41.

Henckel-Donnersmarck, Guido, Graf, 1901 Fürst († 1916). I 393. Über den Kaiser. I 461. Die Kaiserlichen. II 479. Über Bethmann. III 153f.

Henderson, Sir Richard, englischer Schiffsreeder. II 318.

Henke, sozialdemokratischer Reichstagsabgeordneter für Bremen. III 105.

Henriette Prinzessin von Schleswig - Holstein - Sonderburg - Augustenburg. I 67f.

Hentsch, Richard, Oberstleutnant († 1918). III 184.

Herold, Zentrumsabgeordneter († 1931). I 596. II 91.

Hertling, Freih. v., Zentrumsabgeordn., später bayrischer Ministerpräsident, dann Reichskanzler († 1919). I 201, 214, 430, 596. Von Wilhelm II. im Weißen Saal gemieden. I 479. Charakteristik. I 479f. Über Crailsheims Rücktritt. I 599. Von Leo XIII. gelobt. I 612. Verbraucht. I 632. Arm in Arm mit Dr. Friedberg. II 12. Brief an Bülow. II 100f. Zweimal Missionen für ihn nach Rom. II 101. Algeciras-Debatte. II 212. Brief an Bülow. II 220. Mißbilligt Wahlbündnis mit Sozialdemokratie. II 278. Rede zur Kaiser-Krise. II 369f. Kandidat für die Vertretung beim Vatikan. II 379. Rede in der Erbschafts-Steuer-Debatte. II 505. Über Inhalt des Ultimatums. III 179. Fragt Lerchenfeld nach Dr. Michaelis. III 268. Ernennung zum Reichskanzler. III 273ff. Rücktritt. III 292. Tod. III 292. Katastrophe beschleunigt. III 331.

Herzl, Dr., Theodor, Zionist († 1904). I 254.

Heydebrand, Ernst v. (Klein-Tschunkawe), Führer der Konservativen († 1924). I 38. Als Redner. I 201f. Als Parteiführer. I 296, 533. Für Jesuitengesetz. II 12, 460. Gegen Bethmann. II 181. Brief an Bülow. II 220f. Rede zur Kaiser-Krise. II 366. Er stellt die Segel um, Charakteristik. II 456. Besprechung Bülows mit ihm. II 459ff. Totengräber des alten Preußen. II 461. Versuch einer Rechtfertigung. II 519. III 5. Wahlillusionen von 1912. III 85.

Heydebrand, v. (Nassadel). II 96.

Heyking, Baron, deutsch. Diplomat. I 37.

Heyl, Cornelius, Fabrikant, nationalliberaler Abgeordneter († 1915). II 91f., 506.

Hill, amerikanischer Botschafter in Berlin. Verwahrung des Kaisers gegen ihn. III 53. — Brief an Bülow nach dessen Rücktritt. III 362f.

Hindenburg, Paul v., Generalfeldmarschall, dann Reichspräsident. Bei der Flucht Wilhelms II. nach Holland. I 77. Familie. II 39. Dem Kaiser nicht genehm (1905) als Chef des Generalstabs. II 184. Natürlichkeit. III 42. Tannenberg. III 185f. Brief an Studt über Polen. III 247f. Bankettrede Gerards. III 271. Oberste Heeresleitung. III 280. Waffenstillstand-Begehren. III 296. Die Flucht des Kaisers. III 300. Heerführer. III 323. — Reichspräsident. III 332. *Taf. III 280, 320.*

Hindenburg, Herbert v., Botschaftsrat in Rom. III 197f., 211, 226.

Hintze, Paul v., deutscher Marine-Attaché in Petersburg, Gesandter in Mexiko, Peking, Christiania, 1918 Staatssekretär des Auswärtigen. II 244f. III 299.

Hinzpeter, Georg, Erzieher Wilhelms II. Lehrt Wilhelm II. Latein. I 16. Erziehungssystem u. Charakter. I 104ff. Trägt zu Bismarcks Sturz bei. I 106. Über den Kaiser und den Prinzen Heinrich. I 204f. Für Arbeitnehmer. I 238f. Gratulationsbrief an Bülow. I 393f. Brief an Bülow in dessen Krankheit. II 219. Über Selbstbeherrschung des Kaisers (1908). II 338f.

Hirsch, Baron, Bankier (Türkenhirsch). I 218. II 111.

Hobrecht, Arthur, Oberbürgermeister von Breslau und Berlin, 1878 bis 1879 preußisch. Finanzminister. I 566.

Hochberg, Graf Bolko, 1886 bis 1903 Generalintendant der Berliner Hoftheater († 1926). Die Intrigen Philipp Eulenburgs. I 603ff. III 30.

Hölz, Max. I 198. II 519.

Hoffmann, Adolf, sozialistischer Abgeordneter († 1931). I 198. III 308, 314.

Hoffmann, Kommerzienrat, Vizepräsident des Lippeschen Landtags. II 55f.

Hohenau, Fritz, Graf. II 307, 314.

Hohenlohe, Prinz Alexander zu H.-Schillingsfürst, Sohn des folgenden, Bezirkspräsident in Kolmar († 1924). Besuch Bülows bei ihm. I 12. Monts über ihn. I 37, 38. Brief an Gräfin (Fürstin) Bülow. I 492f. In Ungnade. I 493. Soll wegen der „Denkwürdigkeiten" diszipliniert werden. II 251f.

Hohenlohe, Chlodwig, Fürst zu H.-Schillingsfürst, 1866—1870 bayrischer Ministerpräsident, 1874—1885 Botschafter in Paris, 1885 bis 1894 Statthalter in Elsaß-Lothringen, 1900 Reichskanzler († 1901). I 7.
Besuch Bülows bei ihm. I 9 ff. Verhältnis zum Kaiser und zur Kaiserin. I 10 f. Sieht (1897) in Bülow seinen Nachfolger. I 12. Fährt mit ihm (28. 6. 1897) nach Friedrichsruh. I 21 ff. Sein Regime. I 31 f. Monts über ihn. I 37, 38. Fahrt nach Peterhof. I 55. Telegramm des Kaisers an ihn über Handelsverträge. I 56. In Peterhof. I 85. Konferenz mit Murawiew. I 86. In diplomatischer Debatte. I 86 f. Fragt Bülow, ob er den Kaiser für normal halte. I 139 f., 179. Besteht (1895) auf Ausschiffung Köllers. I 156. In Schillingsfürst. I 178 f. Holstein intrigiert bei ihm gegen Bülow. I 186. Sein Anteil an Kiautschou. I 210 f. Arbeit Hammanns f. ihn. I 217. Nach Abrüstungsvorschl. des Zaren. I 238. Militär-Strafprozeß-Reform. I 268. Beim Empfang des Kaisers auf der Wildparkstation (nach der Palästinareise). I 268. Ist wieder an Ludwig II. von Bayern erinnert. I 269. Salisbury über ihn. I 277. Aus seiner Pariser Botschafterzeit. I 285. Seines hohen Alters wegen durch Miquel vertreten. I 294. Gegen die preuß. Konservativen. I 297. Billigt Bülows Taktik bei den deutsch-englischen Verhandlungen. I 325. Kondolenzbrief der Queen. I 326. Kavalierperspektive. I 326. Brief Bülows an ihn. I 334 f. Gegen Veröffentlichung der Wilhelmshavener China-Rede des Kaisers. I 358. Kann Hunnenrede nicht vertreten. I 359. Bittet um Abschied. I 372. Über Hohenlohe-Langenburg. I 374. Rücktritt. I 375. Gespräch mit Bülow. I 383 f. Nachsichtig lächelnd (80er Jahre, Paris). I 412. Vertrauen Bülows zu ihm. I 443. Über Hertling. I 480. Als bayrischer Ministerpräsident. I 484. Briefe an Bülow. I 492, 494. Gegen Oberhofmeister Mirbach. I 500. Leichenpredigt des Dr. Schädler auf Hohenlohe. I 597. *Taf. I 128.* Die „Denkwürdigkeiten". II 251 f.

Hohenlohe, Fürstin Marie, geb. Witgenstein, Gattin des vorigen. I 22. 37, 178 f.

Hohenlohe, Prinz Gustav, Kardinal († 1896). Furcht vor den Jesuiten. I 11. Das Leda-Basrelief in Schillingsfürst. I 178 f. Über Zurechnungsfähigkeit des Kaisers. I 353.

Hohenlohe-Langenburg, Fürst Hermann, 1894 bis 1907 Statthalter von Elsaß-Lothringen († 1913). Vom Kaiser als Reichskanzler abgelehnt (1900). I 374. Intrigen Philipp Eulenburgs um die Statthalterschaft. I 381 f. Gegen den Prinzen Alexander wegen der Memoiren Chlodwig Hohenlohes. II 252 f. Abberufen (1907). II 301.

Hohenlohe-Langenburg, Erbprinz Ernst, 1900—1905 Regent von Koburg-Gotha, dann Leiter der Kolonialabteilung, Vizepräsident des Reichstags. I 493 f., 596. II 185 f. Schwacher Vertreter der Regierung. II 218. Abschied. II 266.

Hohenlohe-Oehringen, Fürst Christian Krafft. Zum Oberstkämmerer ernannt. I 298. Nimmt seinen Abschied. I 298. Der Kaiser sein Jagdgast. II 260. Gegen konservativen Parteikurs. II 477, 506. Über Herrn Bethmann. III 91.

Hohenlohe, Prinz Gottfried, österreichischer Militärattaché i. Petersburg, 1914 österreichisch-ungarischer Botschafter in Berlin. I 143 f. II 260 f. Gegen Bülow. III 115, 217, 241. Schwiegersohn der Erzherzogin Isabella. III 221.

Hohenlohe, Prinz Konrad, Bruder des vorigen, österreichischer Statthalter in Triest, dann Oberhofmeister. III 221 f.

Hohenthal, Graf Wilhelm, sächsischer Gesandter in Berlin. I 590. II 389. — Kundgebung bei Bülows Rücktritt. III 345.

Holleben, Theodor v., 1891—1893 u. 1897—1903 deutscher Botschafter in Washington († 1913). I 222, 576.

Hollmann, Fritz v., Admiral, 1890—1897 Staatssekretär des Reichsmarineamts († 1913). I 68, 113. Wilhelm II. über ihn, Kiautschou und die Flotte. I 210 f. Spiritist. I 460. Langweilig. II 173. Spaßmacher. III 114.

Holstein, Friedrich v., Geheimrat, 1880—1906 Vortragender Rat im Auswärtigen Amt († 1909). Besuch Bülows bei ihm. I 6. Intrigen. I 13. Haß gegen das Haus Bismarck. I 23. „Austernfreund." I 30. Hält Hohenlohe. I 32. „Diplomatie u. feinste Wäsche im Innern." I 32. Einfluß im Amt. I 38. Geringe Gunst des Kaisers. I 38. Beteiligt an der Kündigung des Rückversicherungsvertrags mit Rußland. I 45. Monts über „gewisse Herren". I 127. Quertreibereien in der ostasiatischen Frage. I 186. Seine chiffrierten Telegramme. I 187. Bedauern des Kaisers über Kiautschou-Marginal ihm mitgeteilt. I 211. Wird in Friedrichsruh die „Blindschleiche" genannt. I 217. Verhalten bei Bismarcks Tod. I 229. Mitwirkung bei den Berichten des Konsuls Raffauf (1890). I 233. Brief Hatzfeldts an ihn. I 276ff. Empfiehlt (1899) Bülow, seinen Abschied einzureichen. I 282. Bülow droht ihm mit Herbert Bismarck. I 283. Hetzt Caprivi gegen Limburg-Stirum. I 296. Sein Aide-Mémoire für den Kaiser über Verhandlungen mit England. I 311ff. „Unser guter Holstein" (Hatzfeldt). I 325. Russenfeindlich. I 326. Probritisch. I 327. Argwohn gegen Chamberlain. I 331. Brief Bülows an ihn. I 334f. Brief Hatzfeldts an ihn. I 335ff. Verfeindet mit Waldersee. I 363. Herbert Bismarck will ihm einen Schabernack spielen. I 392f. Hatzfeldt an ihn. I 418, 420f. Über Flottenbau ohne Zusammenstoß mit England als Quadratur des Zirkels. I 431. Für diplomatischen Schritt wegen Marokkos (August 1900). I 435. Erst Intimus, dann Todfeind Philipp Eulenburgs. I 463. Schwärmerische Freundschaft für Radolin. I 496. Anstoß zum Untergang Harry Arnims. I 498. Reigen der Opfer. I 498. Unterhaltungen Richthofens mit ihm. I 512. Gegen Karl Wedel. I 606. *Taf. I 224.*

Für Überfall auf Frankreich. II 80. Magenblutung nach Tanger. II 112. Holstein und Bülows Vater. II 112f. Über Wilhelms II. Zusage an die Franzosen. II 123. Bülow an ihn über Björkö. II 138f. Unverträglichkeit gegenüber Richthofen. II 168. Abschiedsgesuch und Sturz. II 214ff. Der Kaiser über den „Höllensohn". II 216. Zerwürfnis zwischen Holstein und Philipp Eulenburg. II 290ff. Dieser über ihn und die Harden-Affäre. II 312f. Holstein gegen Hammann. II 359, 442. Besuch Bülows an Holsteins Krankenbett. II 466. Tod. II 468. *Taf. II 416.* Eulenburg: Holstein habe ihm das Grab geschaufelt. III 27.

Holtzendorff, Henning v., Admiral, 1915 Chef des Admiralstabs († 1919). I 109. II 320. III 271.

Hompesch, Graf, Zentrumsabgeordneter. Abgabe einer Denkschrift über die Monarchie. I 600f.

Hué, Otto, sozialdemokratischer Abgeordneter († 1922). II 92, 510.

Hülsen, Botho v., Hoftheater-Intendant in Berlin, Vater der beiden folgenden († 1886). I 177f.

Hülsen, Dietrich v. (dann Graf v. Hülsen-Haeseler), 1901—1908 Chef des Militärkabinetts († 1908). I 72, 174f., 404. Sein Konflikt mit Philipp Eulenburg. I 603. Mit dem Kaiser nach Rom. I 607. Gegen Professor Schiemann. I 15. Über Hellmuth Moltkes Ernennung zum Chef des Generalstabs. II 183. Zwang auf Kuno Moltke, Prozeß anzustrengen. II 293. Der Kaiser möchte ihn als Statthalter nach Straßburg schicken. II 301. Tod. II 441. Eulenburg über die Generals-Kamarilla. III 30.

Hülsen, Georg v. (dann Graf v. Hülsen-Haeseler), Bruder des vorigen, Intendant des Wiesbadener Hoftheaters, dann General-Intendant in Berlin († 1922). I 174f., 456. Von Philipp Eulenburg promoviert. I 603.

Huene, Karl Freiherr v. Hoiningen, Zentrumsabgeordneter († 1900). I 596.

Huhn, v., Vertreter der „Kölnischen Zeitung" in Berlin. I 469. III 73f., 91.

Humbert, seit 1878 König von Italien, ermordet 1900. Gast bei Kaisermanövern. I 128. Antwortrede in Homburg. I 134. Lanza sein Adjutant. I 144. Begrüßt den Kaiser in Venedig. I 242. Seine Ermordung in Monza. I 129. Leo XIII. über das Attentat. I 614.

Humperdinck, Engelbert, Komponist. III 203.

Hunzinger, Prof., Hauptpastor an St. Michaelis in Hamburg. III 133.

Hutten-Czapski, Graf, Pole, Mitglied des preuß. Herrenhauses. I 566f.

Ilberg, Dr., Generalarzt. I 288.

Ingenohl, Admiral. III 182f.

Inouyé, Marquis, japanischer Gesandter in Berlin. Demarche bei Bülow. I 629f.

Irene, Gattin des Prinzen Heinrich von Preußen, geb. Prinzessin von Hessen. I 102, 455. II 132.

Isabella, Erzherzogin von Österreich, Gattin des Erzherzogs Friedrich, geb. Prinzessin Croy. I 624. III 221.

Iswolski, Alexander Petrowitsch, 1906 bis 1910 russischer Minister des Auswärtigen, 1910 bis 1917 Botschafter in Paris († 1919). II 259f. Seine Karriere. II 294f. Aussprache Bülows mit ihm. II 295f. Vertrag mit England (1907). II 316. Von Eduard VII. gewonnen. II 325. Über Reval. II 326. Geht nach Buchlau. II 335. Fehler auf Fehler. II 393. Seine Reisen. II 393ff. Unterredung mit Bülow über die Dardanellenfrage. II 394ff. Frühstücksgast des Kaisers. II 397f. Iswolskis Rückzug. II 399. Aehrenthal droht ihm mit Veröffentlichung der Geheimdokumente. II 400f. Iswolskis Grimm auf Aehrenthal. II 402. Sein weiteres Schicksal. II 404. Harden über ihn. II 467. In den finnischen Schären. II 480ff. Beschuldigt Aehrenthal der Chantage. II 482. *Taf. II 400.* Die nicht wegzuleugnende invite. III 181. — Brief an Bülow nach dess. Rücktritt. III 358f.

Jacobi, Baurat, Direktor des Saalburg-Museums. I 171. II 19.

Jacobi, Hugo, Chefredakteur der „Berliner Neuesten Nachrichten". I 393. II 221.

Jacobi, preußischer General, Militärbevollmächtigter in Petersburg. I 607. II 260.

Jagemann, v., badischer Vertreter im Bundesrat. I 138.

Jagow, v., preuß. Konservativer, später Oberpräsident von Westpreußen. Als „Kanalrebell" gemaßregelt. I 297. II 488.

Jagow, Gottlieb v., Gesandter in Luxemburg, 1909 Botschafter in Rom, 1913—1916 Staatssekretär des Äußern. I 13, 190. Karriere. III 33ff. Bülow schlägt ihn dem Kaiser als Nachfolger für Monts vor. III 34f. Das deutsch-franz.-engl. Abkommen „auf Kosten Belgiens". III 81. Verhängnisvolle Richtung der Kriegspolitik. III 86. Mit Bülow bei Loebell. III 96. Voreingenommenheit für das „feudale" Österreich. III 114. Nennt wirtschaftliche Vorsorgemaßregeln überflüssig. III 155. Seine Direktiven. III 158f. „Das Herz in den Stiefelspitzen." III 159. Die Stirnlocke der Fortuna. III 164. Hinhaltende Erklärungen an Italien. III 168. Stümperei. III 178. Abhängigkeit vom Ballplatz. III 180, 190. Sucht Bülows römische Mission zu hindern. III 193. Gegenwirkung. III 197. Ist Italiens völlig sicher. III 208. Erzählungen über Bülow. III 239. Von diesem ignoriert. III 240f. Abschied November 1916. III 271. *Taf. III 176, 256.*

Jameson, Sir Leander Starr, Verwalter von Rhodesia, Urheber des Jameson-Raid. I 473.

Jatho, protestant.-liberal. Pastor in Köln. III 94.

Jaurès, Jean, Führer des franz. Sozialismus, ermordet in Paris 31. 7. 14. II 106, 114. Gegen Delcassé. I 167f. Die „rote Schwalbe". II 263.

Jelissaweta Mawrikiewna, Großfürstin, geb. Prinzessin von Sachsen-Altenburg. I 306.

Jencke, stellvertr. Vorsitzender des Zentralverbands deutscher Industrieller. I 467.

Jenisch, v., Gesandter, Vertreter des Auswärtigen Amts beim Kaiser. II 242f., 304, 323, 338, 350, 354, 377, 471, 472.

Jenssen, deutscher Konsul in Christiania, Gast bei Nordlandreise. I 349, 350.

Joachim Prinz von Preußen, jüngster Sohn des Kaisers. I 451, 459.

Joachim, Josef, Musiker. II 111.

Joffe, Botschafter d. Sowjet-Republik in Berlin. III 289, 301, 303.

Johann König von Sachsen. I 490, 590.

Johann (Orth) Erzherzog von Österreich. I 167.

Johann Georg Prinz von Sachsen. I 590.

Jonescu, Take, rumän. Politiker. III 280.

Kämpf, freisinnig. Reichstagsabgeordn., Stadtrat und Stadtältester von Berlin. II 257, 281.

Kahl, Wilhelm, Professor, Staatsrechtslehrer. Für d. Recht von Lippe-Biesterfeld. I 228. Brief Bismarcks an ihn. I 228.

Kaizl, österreichischer Finanzminister. I 162.

Kallay, Benjamin v., österreichisch-ungar. Reichsfinanzminister. I 160.

Kálnoky, Freiherr (Graf), 1881—1895 österreich.-ungar. Minister d. Äuß. I 90. II 295.

Kanitz-Podangen, Graf Hans, Führer der preuß. Konservativen. I 294, 532. II 461, 477, 510. Bedauert den Kampf gegen Bülow. II 507. Tod. III 103.

Kaphengst, v., Konservativer. II 477, 506.

Kapp, Wolfgang, Vortragender Rat im preuß. Landwirtschafts-Ministerium, Kommissar bei den Verhandlungen mit Rußland in Norderney (1904), Generallandschaftsdirektor, Putschist (1920). I 106, 531. II 42f. Konflikt mit Bethmann während des Weltkriegs. II 43. III 258.

Kardorff, Wilhelm v., Führer der Freikonservativen († 1907). I 202, 592. Antrag Kardorff. I 593f. Bismarck zu Kardorff. II 54. Bismarcksche Schule. II 461. III 5.

Karl (Karl Franz Josef), 1916—1918 Kaiser von Österreich, König von Ungarn († 1922). I 157, 159. Schickt Tisza fort. I 161, 590. Düpiert den deutschen Botschafter. III 141. Seine Regierung. III 269, 270. Der Sixtus-Brief. III 279f. Clemenceau über Karls Lüge. III 279.

Karl Prinz von Dänemark, als Haakon VII. König von Norwegen. II 157f.

Karl Alexander Großherzog von Sachsen-Weimar († 1901). Telegramm an Bülow. I 284. Charakteristik. I 284ff. Über kleine Verhältnisse. I 483.

Karoline Mathilde Herzogin von Glücksburg, Schwester der Kaiserin. I 534.

Károlyi, Michael, Graf, Oktober 1918 ungarischer Ministerpräsident, Jan. bis März 1919 Präsident der Republik Ungarn. I 163.

Kautsky, Karl, sozialist. Theoretiker. III 255.

Kayser, Paul, Direktor der Kolonialabteilung († 1898) I 474.

Keller, Gräfin Mathilde. I 246, 248. II 280.

Keller, Graf Theodor, russischer General. I 246.

Keppel, Mrs., Freundin Eduards VII. II 189.

Kessel, Gustav v., General à la suite, dann Kommandeur des Gardekorps, Gouverneur von Berlin († 1918). I 177. Unterzeichnet Telegramm an Bülow. I 288. Verhalten in San Remo, beim Prinzen von Wales, deshalb unpolitisch. I 342f. Über Befehle des Kaisers, zu schießen. I 617. Eulenburg über die Generals-Kamarilla. III 30. „Isaak". III 225f.

Ketteler, Klemens Freiherr v., seit 1899 deutscher Gesandter in Peking, 1900 ermordet. I 357f., 438, 440.

Khuen-Hedervâry, Graf, ungarischer Ministerpräsident. I 163.

Khun, Bela, ungarischer Bolschewist. I 150.

Kiderlen-Wächter, Alfred v., Gesandter in Kopenhagen, ab 1900 in Bukarest, 1910 Staatssekretär des Auswärtigen Amts († 1912).

Holstein gegen ihn. I 6. Marschalls intimer Feind. I 7, 8. Intrigen. I 13. Ersetzt durch Jagow. I 13. „Spätzle." I 30. Fährt nicht mit dem Kaiser nach Rußland. I 55. Sucht Lucanus zu ridikülisieren. I 64. Monts über „gewisse Herren". I 127. „Hat ausgespielt" (Wilhelm II.). I 139. Als Gesandter in Kopenhagen. I 212. Die Versetzung nach Bukarest. I 395. Gesinnung gegen Bülow. I 396. „Plumper Schwabe" (Schweinitz). I 409. Gegen die „Hammeldiebe von der unteren Donau". I 626. III 112. Über Rouviers Verständigungswunsch. III 125. Kongo-Vertrag. II 199. Vom Kaiser als Nachfolger Richthofens abgelehnt. II 214. Auch als Nachfolger Tschirschkys. II 302. Provisorischer Leiter des Auswärtigen Amts (November 1908). II 360. Die gelbe Weste. II 371f. Intrigen wegen seines

Privatlebens. II 415f. Wilhelm II. gegen ihn. II 512. Brief an Bülow nach dessen Rücktritt. III 32f. Verantwortlich für den Panthersprung. III 87. Besuch in Rom. III 88. Tod. III 88. Kiderlen über das „Baby" Lichnowsky. III 123.

Kipling, Rudyard, englischer Dichter. I 558.

Kirdorf, rheinischer Industrieller. III 90.

Kirschner, Oberbürgermeister von Berlin. II 421.

Kitchener, Herbert, Earl of Khartum, Sirdar († 1916). I 271, 332. II 21.

Klehmet, Legationsrat. I 36, 38. Bericht über Pläne von Tirpitz. I 188f. Auf der Orientreise. I 243. „Daily - Telegraph" - Affäre. II 353, 358ff., 360.

Kleinmichl, Gräfin Marie, Dame des Zarenhofs. I 96, 246. III 84.

Kluck, Alexander v., Generaloberst, seit Oktober 1916 in Ruhestand. III 184, 323.

Knackfuß, Hermann, Professor. I 176, 254. II 131, 378.

Knesebeck, Bodo v. dem, Kabinettsrat d. Kaiserin. I 73. Auf der Orientreise. I 244, 260. Freundschaft mit Bülow. I 246, 443, 500f. II 52. Über Redseligkeit des Kaisers. I 453f. Redigiert Depesche Wilhelms II. an Loubet. II 19. Worte des Kaisers über Bülow. II 449f. Knesebeck über den Kaiser. II 477. Briefwechsel mit Bülow. III 58ff.

Knollys, Lord, vertrauter Freund Eduards VII. II 504.

Knyphausen, Edzard, Graf, 1900 Fürst. II 121, 287.

Köller, Ernst Matthias v., 1894—1895 preußischer Minister des Innern, dann Oberpräsident von Schleswig-Holstein, 1901—1908 Staatssekretär für Elsaß-Lothringen. I 32, 37, 43, 156.

Köller, Georg v., Bruder des vorigen, Präsident des preußischen Abgeordnetenhauses († 1916). II 457.

Körner, Direktor der Handelspolitischen Abteilung im Auswärtigen Amt. I 531, 596. Bei den Verhandlungen mit Rußland in Norderney. II 42, 46, 49.

Körte, Dr., Oberbürgermeister von Königsberg. III 132.

Kokowzow, Wladimir Nikolajewitsch, russischer Finanzminister und Ministerpräsident. II 295. Besuch bei Bülow in Rom. III 128f.

Komura, Baron, Vertreter Japans bei dem Frieden von Portsmouth. II 169. *Taf. II 168.*

Konstantin, Kronprinz, 1913—1917, 1920—1922 König von Griechenland, Schwager Wilhelms II. I 148. Versöhnung des Kaisers mit ihm. I 252. In England. II 126. Lärmender Empfang in Berlin (1913). III 105f.

Kopp, Dr., Fürstbischof von Breslau, Kardinal. I 566, 589, 612, 619. Brief an Bülow über das Konklave von 1903. I 619ff. Über das Jesuitengesetz. II 14. Gegen Hertlings Mission nach Rom. II 101. Dank des Episkopats. II 259. Brief an Bülow zur Reichstagsauflösung. II 272f., 379. Enteignungsvorlage. II 491. An Bülow. II 502.

Kopsch, Julius, Rektor in Berlin, freisinniger Landtagsabgeordneter. III 355f.

Korfanty, preußisch-polnischer Abgeordneter. I 566f.

Korum, Felix, seit 1881 Bischof v. Trier († 1921). I 588f.

Koscielski, Josef Theodor Stanislaus v., Führer der preuß. Polen († 1911). I 305.

Kossuth, Franz, ungar. Handelsminister († 1914). I 156.

Kossuth, Ludwig, Vater des vorigen, ungarischer Nationalführer († 1894). I 156.

Kriege, Geheimer Rat. Vertrauensmann Holsteins. II 168f. Abfassung der Kriegserklärung an Rußland. III 167f.

Kriwoschein, russischer Landwirtschaftsminister. III 128. Über Friktionen zwischen Berlin und Petersburg. III 131.

Kröcher, Jordan v., Präsident des preuß. Abgeordnetenhauses († 1918). I 519. II 232, 271.

Kropatschek, Dr., Chefredakteur der „Kreuzzeitung", konservativer Abgeordneter. II 95.

Krüger, Paul, 1883—1899 Präsident der Südafrikanisch. Republik († 1904). Seine Abfahrt nach Europa. I 398. Nicht-Empfang durch den Kaiser. I 464, 471, 473.

Krupenski, Anatol, russischer Botschafter in Rom. III 126f., 188, 219.

Krupp, Friedrich Alfred, Großindustrieller († 1902). Sein Tod. I 584ff.

Kühlmann, Richard v., Geschäftsträger in Tanger, 1917 Staatssekretär des Äußern. I 190. In Bukarest. I 203. Bei der Landung in Tanger. II 111. Staatssekretär. III 272. Betreibt Hertlings Ernennung zum Reichskanzler. III 274. Brest-Litowsk. III 275.

Kühn, Reichsschatzsekretär. III 155.

Kuropatkin, General, russischer Oberbefehlshaber in der Mandschurei. II 22, 130, 170.

Kyrill Wladimirowitsch Großfürst von Rußland. I 488. Trauung mit Viktoria Melitta. II 122ff.

Lacroix, franz. General. I 305, 526, 574. II 123.

Lahusen, Prediger an der Dreifaltigkeits-Kirche in Berlin. II 275.

Lambsdorff, Wladimir Nikolajewitsch, Graf, 1900—1906 russischer Minister des Auswärtigen. Gratuliert Bülow zur Reichskanzlerschaft. I 390. Ernennung. I 409f. Brüskierung durch Wilhelm II. I. 541ff. Erhält den Schwarzen Adlerorden in Reval. I 580. Goluchowski lobt ihn. I 626. Sieht sich von den ostasiatischen Fragen ausgeschaltet. I 630 f. Die Großfürstin Wladimir über ihn. II 6. Widerspricht einer russisch-deutschen Defensiv-Allianz. II 133f. Fehlt in Björkö. II 136f. Überrascht. II 139. Ist ungewöhnlich guter Laune. II 143. Erreicht Desavouierung. II 144. Vertrauen zu Bülow. II 150. Rücktritt und Tod. I 632. II 293.

Langénieux, Kardinal. I 610.

Lansdowne, Henry Charles Keith, Marquis of, engl. Kriegsminister, dann Vizekönig von Indien, 1900 bis 1905 Außenminister. Drängt nicht auf Anschluß an Deutschland. I 317. Franzosenfreundlich. I 319. Verhandlungen mit Hatzfeldt. I 331f. Verurteilt antideutsches Gedicht Kiplings. I 558. Er und Graf Metternich. II 37. Preßfehde gegen ihn schädlich. II 189. Erklärung über englische Politik. II 205.

Lanza, Graf Carlo, 1892 bis 1906 ital. Botschafter in Berlin. I 144. Erneuerung des Dreibunds. I 580. Gegen Monts. I 606f.

Lascelles, Sir Frank Cavendish, von 1895 bis 1908 engl. Botschafter in Berlin. I 144. Unterredung Bülows mit ihm über China. I 186. Besucht Bülow in Windsor. I 314. Brief Eduards VII. an ihn. I 332. Muß Vorstellungen in Berlin erheben. I 433. Wilhelm II. überfällt ihn mit dem Feldzugsplan gegen die Buren. I 517. Intervention nach Chamberlains Rede in Edinburgh. I 552f. Über Vertrauenseinbuße des Kaisers. II 86. Über Delcassés Enthüllung. II 168. Bericht an Eduard VII. über Unterredung mit dem Kaiser. II 187. Vermittler. II 190. Erhofft Besserung. II 208. Zwischenfall. II 305f. Bei der Entrevue in Homburg. II 322.

Lasker, Eduard, Abgeordneter der preuß. Fortschrittspartei, Mitbegründer der Nationalliberalen Partei. I 466.

Lassalle, Ferdinand, sozialistischer Politiker. I 198, 397, 585. II 236.

Lasson, Adolf, Professor der Philosophie an der Universität Berlin. I 430. II 285. III 277.

Lauff, Joseph v., Major, Autor des Schauspiels „Der Burggraf". I 175f. II 378.

Lazló, Porträtist. Bildnis Wilhelms II. *Taf. II 496.*

Lebbin, Frau v., mit Holstein befreundet. II 466ff. III 137.

Lecomte, franz. Diplomat. II 312.

Ledebour, Georg, sozialdemokratischer Abgeordneter, dann USPD. II 271.

Lederer, Hugo, Bildhauer, Schöpfer des Hamburger Bismarck - Denkmals. I 174.

Ledochowski, Graf Wlodzimierz Halka von Ledochow, seit 1915 General der S. J. Die Friedens-Initiative Stürmers. III 251f. Charakteristik Ledochowskis. III 252f.

Lee, Zivillord der engl. Admiralität. Rede gegen deutsche Flotte. II 71, 158.

Legien, Carl, Vorsitzender der Generalkommission der Gewerkschaften. II 510.

Lehndorff, Graf Heinrich, General der Kavallerie, Generaladjutant Wilhelms I., dann Landhofmeister in Preußen. I 31, 74. III 98.

Lenbach, Franz v., Maler. I 480f., 482. III 42.

Lenin, Wladimir Iljitsch (Uljanow), Gründer der Sowjet-Republik. I 96.

Leo XIII. (Pecci) Papst 1878—1903. I 589. Besuch des Kaisers bei ihm. I 610ff. Tod. I 619. Für ital. Republik. II 60. Charakteristik. III 108f.

Leopold II. König der Belgier († 1909 in Laeken). Sein Besuch in Kiel. I 17. Bietet Wilhelm II. Millionengeschäfte an. I 80f. Besuch in Berlin (1904) mit stürmischem Abschluß. II 72ff. Jagow über den Kongo. III 81.

Leopold Prinz von Bayern, zweiter Sohn des Prinzregenten Luitpold, 1916 Generalfeldmarsch. u. Oberbefehlshaber Ost. I 483. III 323.

Leopold IV., Graf zu Lippe-Biesterfeld, 1904 Regent von Lippe-Detmold, 1905 Fürst, 1918 abgedankt. Telegramm Wilhelms II. an ihn. II 55. Der Kaiser findet sich ab. II 57. Brief des Fürsten Leopold an Bülow. II 57f.

Lerchenfeld, Hugo, Graf, 1880 bis 1918 bayrischer Gesandter in Berlin und Bevollmächtigter zum Bundesrat. Szene in seinem Haus zwischen Herbert Bismarck und Marschall. I 9. Berichte über die Lage in Berlin. I 35, 36. Nüchterner Menschenverstand. I 124. Über Wilhelm II. I 238. Im Weißen Saal. I 479. Über Dr. Schädler. I 597. Dementiert Nachricht von Verstimmungen zwischen ihm und Bülow. II 518. Über Lichnowsky. III 124. Über Dr. Michaelis. III 268. Zu Hertling. III 274.

Lessel, Emil v., Generalleutnant, Kommandeur des China-Expeditionskorps. I 357.

Leszczynski, v., Kommandierender General in Altona. III 95.

Leuthold, Rudolf v., Leibarzt Wilhelms I. und Wilhelms II., Generalstabsarzt der Armee. I 457, 616. II 422.

Levetzow, Albert v., Landesdirektor der Provinz Brandenburg, Mitglied d. Herrenhauses und des Staatsrats, 1881 u. 1884 u. 1888—1895 Präsident des Reichstags. I 530.

Lichnowsky, Fürst Karl Max, bis 1904 Personalreferent des Reichskanzlers, 1912—1914 Botschafter in London († 1928). Wilhelm II. denkt an ihn als Reichskanzler. I 183. Personalreferent. I 195. Erhält 1914 Ratifikation des Bagdad-Bahn-Vertrags. I 253. Der „alte, ehrliche L." (Monts). I 482. Über die Verhandlungen mit England (1901). I 507. Monts an ihn. II 99ff. Vertraulich aus Slawentzitz. II 260. Über Enteignungsvorlage. II 492. Über Bethmann. III 91. Entsendung nach London. III 122ff. Holstein über ihn. III 123. Brief an Bülow (August 1914). III 149f. Irrtümliches Telegramm über Neutralitätsangebot Englands. III 171f. Ausschließung aus dem Herrenhaus. III 256. *Taf. III 124, 128.*

Liebenau v., Hofmarschall, dann Oberhofmarschall. I 75.

Lieber, Dr. Ernst, seit 1871 im Reichstag († 1902), Führer des Zentrums nach Windthorsts Tod. I 199f., 596.

Liebermann, Max, Maler, Führer der naturalistischen Generation. Von Wilhelm II. boykottiert. I 177. II 378. Schwiegervater Dr. Riezlers. III 25. Vetter Rathenaus. III 40. Natürlichkeit. III 42.

Liebermann von Sonnenberg, deutschsozialer Reichstagsabgeordneter. I 288, 599. Angriff auf Chamberlain. I 554. II 230. Gegen den Kaiser. II 370. In der Erbschaftssteuer-Abstimmung. II 506.

Liebert, Eduard v., General, freikonservativer Reichstagsabgeordneter, Vorsitzender des Alldeutschen Verbandes und des Reichsverbandes gegen die Sozialdemokratie. II 277.

Liebknecht, Karl, sozialistischer Abgeordneter seit 1908 (1912), erschossen am 15. 1. 1919. I 258. III 257, 258, 301, 311f.

Liegnitz, v., Kommandeur des 3. Armeekorps. I 373.

Liliencron, Detlev v., Dichter. III 7, 246.

Liman von Sanders, Otto, General, 1913 Chef der deutschen Militärmission in der Türkei, 1914 Kommandeur des an den Dardanellen stationierten türkischen Armeekorps. III 129ff.

Limburg-Stirum, Graf Friedrich Wilhelm, Gesandter a. D., preußischer Konservativer, Reichstagsabgeordnet. († 1912). Oppositionell in der Kanalvorlage. I 295. Injurien des Kaisers gegen ihn. I 295. Maßregelung. I 295. Der „Judenabkömmling". I 296. Frühere Disziplinierung unter Caprivi. I 296. Kritik an der Haltung im Burenkrieg. I 475. Für den Zolltarif. I 533. Abgabe einer Denkschrift über die Monarchie. I 600f. Über die Bismarcks. II 54. Bismarcksche Schule. II 461.

Lindau, Anna (Saint-Cère, Case). I 403f.

Lindequist, Friedrich v., 1905 Gouverneur von Deutsch - Südwestafrika, 1910—1911 Staatssekretär des Reichskolonialamts. III 133.

Lindequist, v., Kommandierender General des 18. Armeekorps. I 373.

Linjewitsch, russ. General, Oberbefehlshaber an Stelle Kuropatkins. II 170.

Lipton, Sir Edward, Teemagnat, Freund Eduards VII. II 30.

Litzmann, Karl, General der Inf., im Weltkrieg Führer der 3. Gardeinfanterie-Division. III 323.

Lloyd George, 1905 englischer Handelsminister, 1916 Führer des Koalitions-Ministeriums, Vorsitzender des Kriegsrats, 1908—1909 Kanzler des Staatsrats, im Weltkrieg Munitionsminister, dann Staatssekretär des Kriegs, Vertreter Großbritanniens in Versailles. I 251, 317, 430, 555. II 8, 92. Wird 1905 Handelsminister. II 205. Versuchte Vereinbarung über Rüstungsbeschränkung. II 359. Energie der Kriegführung. III 86. Drohung in der Agadir-Episode. III 87, 118.

Lobanow, russischer Minister des Äußern. I 36.

Loë, Walter Freiherr v., Kommandeur des 8. Armeekorps, Generaloberst, dann Generalfeldmarschall († 1908). I 118, 366, 443. Brief an Bülow. I 390ff., 530. Rede an Bülows Geburtstag. I 559ff. Jubiläum der Königshusaren. I 577. Tod. II 441f. *Taf. II 440.* III 42.

Loebell, Friedrich Wilhelm v., Chef der Reichskanzlei unter Bülow, Oberpräsident von Brandenburg, dann Staatsminister des Innern. II 276f., 350, 353, 356. Der Kaiser zu ihm über Bülow. II 449. Enteignungsvorlage. II 489. Ändert seine Ansicht über Bethmann und Valentini. III 12f. Erinnert Bethmann an Ehrenpflicht gegenüber Bülow. III 74. Besuch Bülows bei ihm in Brandenburg a. H. III 95. Stößt bei Wilhelm II. auf eigensinnigen Widerstand. III 114. Mitarbeiterschaft am Jubiläumswerk 1913. III 132. Heimfahrt mit Tirpitz im Juli 1914. III 167. Brief an Bülow. III 201. Über Wahlrechtsreform und Bethmann. III 264. Bethmann zu ihm über Bülow. III 276. Enthoben. III 313.

Loën, Leopold, Freiherr v., General. I 247f.

Loewenfeld, v., Oberst (dann General), Flügeladjutant. I 13ff. „Mit Revolver und Degen" auf das „B. T." geschickt. II 98. Soll zur Beobachtung der englischen Flotte nach Swinemünde. II 153. Telegramm des Kaisers aus Spa. III 297.

Löwenstein, Graf Aloys, Zentrumsführer. I 245.

Logue, Kardinal. I 620.

Lonsdale, Earl of, Freund des Kaisers, bei Eduard VII. mißliebig. I 70f. Manövergast. I 153. Brief an Wilhelm II. nach Bismarcks Tod. I 234. Ungünstige Wirkung des kaiserlichen Besuchs bei ihm. I 303f. Wilhelm II. erlebt nicht viel Freude an ihm. I 305, 574. *Taf. I 416.* Eduard VII. verstimmt durch seine Einladung nach Kiel. II 30. Schürt den Antagonismus beider Herrscher. II 155f. *Taf. III 112.*

Loubet, Emile, 1899 bis 1906 Präsident der Französischen Republik. I 621. Besuch in Rom. II 16, 60. Keine Begegnung mit Wilhelm II. II 16f. Gegen Combes' Antiklerikalismus. II 61. Eduard VII. bei ihm als Schützer Delcassés. II 114.

Lucanus, Friedrich v., seit 1888 Chef des kaiserl. Zivilkabinetts († 1908). I 37, 61, 509. Von Bismarck Wilhelm II. empfohlen. I 61. Sein Charakter. I 63f. Umstrittene Persönlichkeit. I 72, 79. In Peterhof. I 94f. Will keine Verstimmung des Kaisers. I 94. Von Bismarck nach dem Sturz gehaßt. I 173. Im Wiesbadener Hoftheater. I 176. Korrigiert Rekruten-Vereidigungs-Rede. I 191. Flüstert bei kaiserlichem Trinkspruch. I 204. Verhindert Unterdrückung der „gepanzerten Faust". I 205. Über Bismarcks Altersbrand. Bismarck sieht in Friedrichsruh über ihn hinweg. I 209. Mitverfasser der Jerusalemer Predigt des Kaisers. I 255. Goutiert den Orient nicht. I 260. Nach Hohenlohe „gehorsamer Diener" Miquels. I 362. Fahrt mit Bülow nach Homburg. I 380ff. Über Bismarck, Caprivi und Hohenlohe. I 381. Über Intrigen Philipp Eulenburgs gegen die Kaiserin. I 451. Bestellung des Kaisers durch Lucanus: Teilnahme an Enthüllung des Berliner Bismarck-Denkmals sei unter seiner Würde. I 528. In Hela. I 542. Auf der Marienburg. I 569f. Soll Philipp Eulenburg retten. I 604. Über den „Allerhöchsten Herrn". II 99. Arbeitet Kabinettsorders aus. II 239. Zwang auf Kuno Moltke, Prozeß anzustrengen. II 293. Lucanus wählt sich Valentini zum Nachfolger. II 441.

Luccheni, Mörder der Kaiserin Elisabeth. I 239.

Lucius von Ballhausen, Robert, 1879 bis 1890 preußischer Landwirtschaftsminister. I 442. II 491.

Ludendorff, Erich, Oberst, 1914 Chef des Generalstabs, im Osten 1916 Erster Generalquartiermeister. Angriffe von Hans Delbrück. I 112. Lüttich. III 173. Tannenberg. III 185f. Verabschiedung in Schloß Bellevue (1918). III 204. Das Königreich Polen. III 24f. Bankettrede Gerards. III 271. Oberste Heeresleitung. III 280. Waffenstillstands-Begehren. III 296. Heerführer. III 323.

Ludwig II. König von Bayern. I 140, 145, 179.

Ludwig Prinz von Bayern, 1913—1918 König Ludwig III. († 1921). I 34, 36, 42. Wilhelm II. öffnet ihm den Wagenschlag. I 133. Gereiztheit. I 141. Dynastische Aspirationen. I 142. Über die Kriegserklärung Englands (1914). I 419. Bülows Münchner Besuch. I 481. Ansprache beim 50. Geburtstag des Kaisers. II 476. Gibt seinem Sohn einen Verweis. III 296. Flucht. III 304.

Ludwig IV. Großherzog von Hessen († 1892). I 487. Seine Heirat mit Madame Kolemine. I 488f.

Luise Großherzogin von Baden, Tochter Wilh. I. I 169f., 299, 432, 486. III 38, 63f., 201f., 239.

Luise von Toskana, bis 1903 Kronprinzessin von Sachsen (Gräfin Montignoso). I 589f.

Luitpold, 1886 bis 1912 Prinzregent von Bayern. I 36. Charakteristik. I 119f., 478f. Wehrt in der Lippeschen Frage ab. I 267. Empfängt Bülow. I 476f. Swinemünder Depesche Wilhelms II. an ihn. I 582ff. Handschreiben an Bülow. II 94. Kundgebung bei Bülows Rücktritt. III 337.

Luther, Hans, Dr., Oberbürgermeister von Essen, dann Reichsminister und von 1925—1926 Reichskanzler. III 319.

Luxemburg, Rosa, sozialistische Politikerin, ermordet 15. 1. 1919. III 258, 301, 311f.

Luzzatti, Luigi, italienischer Schatzminister. I 30, 198. Arbeitet für Delcassé. II 115ff.

Lynar, Johannes, Graf. II 307, 314.

Lyncker, Moritz v., General, 1908—1918 Chef des Militärkabinetts. I 73. II 441.

Macchio, v., Sektionschef im Wiener Ministerium des Äußern, dann Botschafter in Rom. III 217, 222, 233, 234, 235.

MacKenna, Lord der brit. Admiralität. II 376.

Mackensen, August v., 1899 Oberst und Flügeladjutant, im Weltkrieg Generaloberst u. seit 1915 Generalfeldmarschall. I 288. III 323.

Makart, Hans, Wiener Maler. I 538, 550. *Taf. I 32.*

Malinow, Alexander, 1908 bis 1911 und Juni bis Oktober 1918 bulgarischer Ministerpräsident. III 287.

Maltzahn-Gültz, v., Reichsschatzsekretär. I 442.

Malvy, Louis Jean, 1914 bis 1917 franz. Minister des Innern, 1918 zu fünfjähriger Verbannung verurteilt. III 260.

Mandel (Rothschild), Kabinettschef Clemenceaus. I 320.

Mangin, franz. General, nach der Offensive am Chemin-des-Dames kaltgestellt, zuletzt Kommandant der Rhein-Armee. III 322.

Manteuffel, Otto Theodor v., preuß. Ministerpräsident unter Friedrich Wilhelm IV. I 395. II 454.

Manteuffel, Otto v., Sohn des vorigen, 1908—1911 Präsident des preußischen Herrenhauses. II 457, 460.

Manteuffel, Edwin Freiherr v., Feldmarschall, 1879 Statthalter von Elsaß-Lothringen († 1885). I 434, 589. II 184.

Marchand, Jean-Baptiste, franz. Major, Afrikareisender, zuletzt Divisionsgeneral. I 271f.

Marcks, Erich, Professor, Historiker. I 327. III 124.

Margherita Königin von Italien, 1868 mit ihrem Vetter Humbert vermählt († 1926). I 128f. Toast Wilhelms II. auf sie in Homburg. I 132ff. Über Deutsche und Italiener. I 286. Verehrt den Kardinal Sarto. I 622. Strengkatholisch. II 61. Diner für den Deutschen Kronprinzen. III 95. Fürst und Fürstin Bülow in Audienz bei ihr. II 224f.

Maria Königin von Rumänien, Gattin Ferdinands, geb. Prinzessin von Coburg. I 306, 488. Eduard VII. über sie. II 29.

Maria Feodorowna (Dagmar), Gattin Alexanders III. († 1928). I 92, 548. II 6, 66, 89, 130, 131, 173.

Maria Josefa, Gattin des Erzherzogs Otto, geb. Prinzessin von Sachsen. I 590. III 141, 269.

Maria Pawlowna, Großfürstin, geb. Prinzessin von Mecklenburg, Gattin des Großfürsten Wladimir. I 92f., 96, 307, 549. Gegen die montenegrinische Clique. II 6. Brief über Revolutions-Gefahr (1905). II 129. Über die russische Dynastie. II 175ff.

Marianne Prinzessin von Preußen. I 19.

Marschall von Bieberstein, Adolf Freiherr v., 1890—1897 Staatssekretär des Äußern, dann Botschafter in Konstantinopel, 1912 in London († 24. 9. 1912).

Sein Rücktritt vom Staatssekretariat. I 5. Marschall und Holstein. I 6. Besuch Bülows bei ihm. I 7ff. Hohenlohe nennt ihn einen Opportunisten. I 9. Er sei mehr Jurist als Diplomat. I 9. Wilhelm II. über seinen „Verrat". I 15f. „Grobe Hausarbeit." I 32. Marschall u. Holstein. I 37. Groll Marschalls gegen diesen. I 43. Marschall und die Kündigung des Rückversicherungsvertrags mit Rußland. I 45. Briefwechsel mit Bülow bei Marschalls Abschied als Staatssekretär. I 52ff. Schwarzer Adlerorden. I 52. In der Flottenfrage. I 59. „Absprechend und schwerfällig" (nach Wilhelm II.). I 81. „Etranger aux affaires" (nach Bismarck). I 89. Monts über „gewisse Herren". I 127. Der „süddeutsche Hochverräter" (Wilhelm II.). I 139. Zum Botschafter in Konstantinopel ernannt. I 170. Auf Reichskanzler-Kandidatenliste. I 182. Als Staatssekretär. I 190. Monts über den „minderwertigen Präfekten". I 196. Herbert Bismarck über den „Kleber aus dem Breisgau". I 216f. Sehr türkenfreundlich. I 251. Auseinandersetzung mit Bülow über Kaiserrede in Damaskus. I 258f. Brief an Bülow. I 279f. *Taf. I 160.*

Die Verbindungstür für Holstein. II 215. Vertreter Deutschlands auf der 2. Haager Friedenskonferenz. II 299. Position in Konstantinopel auch unter den Jungtürken. II 330. Constans zu ihm. II 410.

Entsendung nach London. Tod. III 122. — Kundgebung bei Bülows Rücktritt. III 344.

Martin, Rudolf, früherer Regierungsrat. II 478f., 494, 529. III 57, 73, 209.

Martino, de, Generalsekretär im italienischen Ministerium des Äußern. III 189.

Marx, Karl. I 200. II 237. III 104.

Marx, Wilhelm, Oberlandesgerichtsrat in Köln, Vorsitzender der Zentrumspartei, von 1923 bis 1925 Reichskanzler. III 319.

Mary Königin von England, Gattin Georgs V., geb. Teck. I 306, 507.

Maschin, Draga, Königin von Serbien, Gattin Alexanders, ermordet im Belgrader Konak. I 160.

Mathilde Prinzessin von Sachsen. I 590.

Matthieu, Kardinal der Kurie. I 620.

Max Prinz von Baden, Reichskanzler vom 3. 10. bis zum 9. 11. 1918. I 357. Charmanter Dilettant. I 493. Entlobung von der Großfürstin Helene. I 549. Wird Reichskanzler. III 286. Charakteristik. II 292ff. Kriegsende. III 301. Übergabe der Geschäfte an Ebert. III 306f. Katastrophe besiegelt. III 331. — Kundgebung bei Bülows Rücktritt. III 339.

Maximilian, Erzherzog, Kaiser von Mexiko. I 167.

Maybach, Albert v., 1879 bis 1891 preußischer Minister der öffentlichen Arbeiten. III 42.

Mazzini, italien. revolutionärer Agitator. II 200. III 218.

Mechler, Geheimrat im Auswärtigen Amt. I 363. III 116f.

Mehnert, Dr., Führer der sächsischen Konservativen. II 474f. — Kundgebung bei Bülows Rücktritt. III 354.

Mehring, Franz, sozialist. Schriftsteller († 1919). III 104.

Meier-Graefe, Julius, Kunstkritiker u. Essayist. II 223.

Melle, v., Dr., regierender Bürgermeister von Hamburg. III 145.

Mendelssohn, Ernst v., Bankier. II 41. Brief von Frau Witte an ihn. II 174f. — Kundgebung bei Bülows Rücktritt. III 351.

Mendelssohn, Robert v., Bankier. I 297.

Ménier, franz. Schokoladefabrikant. II 244, 246.

Mensdorff-Pouilly, Albert, Graf, österr.-ungarischer Botschafter in London. II 35f., 154f. Der Kaiser sehr schlecht auf ihn zu sprechen. II 153f. Ersatzmann Eduards VII. für Aehrenthal. II 399.

Merey, v., österr.-ungarischer Botschafter in Rom. III 187f., 189, 190, 191. Abberufen. III 217.

Merkle, Dr., Professor der katholischen Theologie in Würzburg. III 133.

Metternich, Graf Paul, preußischer Gesandter in Hamburg, später deutsch. Botschafter in London. Gegensatz zu Tirpitz. I 110. Brief an Bülow. I 343f. An Bülow über China. I 367ff. Bericht über Salisbury, Chamberlain und englische Gesamtpolitik. I 422ff. Sein Wert als Berichterstatter. I 419. Gegen verlängerten Aufenthalt des Kaisers in England. I 506. Wird Botschafter in London. I 558.

Berichte über die Marokko-Frage. II 3ff. Brief über Quertreibereien zwischen Berlin und London. II 34ff. An Bülow nach dem Doggerbank-Zwischenfall. II 66. Brief an Bülow über antideutsche Stimmung des englischen Hofs. II 126f. Über den Prinzen von Wales (Georg V.). II 158f. Frei von persönlicher Ambition. II 164. Briefe an Bülow über Eduard VII. und Wilhelm II. II 187ff. Über verständigeren Ton in England. II 201ff. Verhindert in Highcliffe ein Telegramm des Kaisers an Bülow. II 308. Brief über Tempo des deutschen Flottenbaues. II 321, 324. Über die Affäre Tweedmouth. II 325. Berichte. II 330f. An Bülow über Verlangsamung des Flottenbautempos. II 417ff. Beim Besuch Eduards VII. i. Berlin anwes. II 419. Der Kaiser will ihn zum Sündenbock machen. II 429. Bei der Konferenz im Reichskanzlerpalais. II 431ff. Briefwechsel mit Bülow. II 503f.

Von Bethmann geopfert. III 122. Metternich und die diplomatische Situation von 1914. III 162. — Briefwechsel mit Bülow nach dessen Rücktritt. III 361f.

Metz, de, franz. General. III 322.

Metzsch, Karl Georg v., sächsisch. Staatsminister. I 443, 531. III 49.

Meysenbug, Malwida v., Verfasserin der „Memoiren einer Idealistin“ († 1903). Zur Dreyfus-Affäre. I 240. Tod. I 550f. Ihre Adoptivtochter Olga Herzen. III 366.

Michael Alexandrowitsch, Großf.-Thronfolger. I 406f.

Michaelis, Dr. Georg, Oberpräsidialrat in Breslau, Unterstaatssekretär, 1917 Reichskanzler. I 430. II 102. Geschichte seiner Ernennung. III 267f. Abschied. III 272f. Katastrophe beschleunigt. III 331.

Michel, General, Militärgouverneur von Paris. III 156.

Milan (Obrenowitsch), König von Serbien. I 160.

Millerand, Alexandre, Führer der französischen Sozialisten, dann Kriegsminister, Ministerpräsident und Präsident der Republik. Radolin und Wilhelm II. über ihn. I 598, 600. Zu Alfred von Bülow. II 8. Besuch in Berlin. II 165f. Militärischer Sozialist. III 116. Krieg mit Deutschland. III 156.

Minghetti, Laura, Schwiegermutter des Fürsten. I 79. II 86, 346. Über Holstein. I 186. Über Wilhelm II. I 234f., 269. Ihr Leben. I 385f., 482. Über die Siegesallee. I 550. Telegramm Wilhelms II. an sie. I 595. *Taf. I 592.* Eulenburg über sie. III 28f.

Minghetti, Marco, italien. Staatsmann. I 135, 198, 386, 610. II 30, 58, 223, 238, 303. III 223.

Miquel, Dr. Johannes (v.), 1890—1901 preußischer Finanzminister, 1898 Vizepräsident des Staatsministeriums († 1901). „Vielgewandter Ulysses." I 32. Vizepräsident des preußischen Staatsministeriums. I 51. Telegramm des Kaisers an ihn über Hochwasser und Flotte. I 53. Der „aalglatte" Miquel (Wilhelm II.). I 138. Auf Reichskanzler-Kandidatenliste. I 182. Während Bülows Jungfernrede. I 194. Als Redner. I 199f. Seine marxistische Vergangenheit. I 200, 585. Seine Vertretung der Kanalvorlage. I 293f. Klagt über den Kaiser. I 295f. Gegen Auflösung des Abgeordnetenhauses. I 297. Hohenlohe über seine Absicht, „Krach" mit dem Reichstag zu inszenieren. I 362. Brief Miquels an Bülow. I 362f. Von Bülow (1900) als Reichskanzler empfohlen, Protest des Kaisers. I 374, 380. Telegramm Bülows an ihn. I 386. Rede im Staatsministerium. I 390. Hohenlohe über sein „Blindekuhspiel". I 494. Bei der Schließung des Landtags „wie vom Schlage getroffen". I 522. Abschied. I 523. Abschiedsdiner. I 524. *Taf. I 528.* Seine Fühlung mit Schmoller. II 286. III 42.

Mirbach, Freiherr v., Oberhofmeister der Kaiserin. Auf der Orientreise. I 244ff. Seine Kirchenkollekten. I 244ff. Über den Prinzen von Wales. I 339. Schreiben an die Berliner Stadtverordneten. I 500f. — Kundgebung b. Bülows Rücktritt. III 349.

Mirbach-Harff, Graf Wilhelm, Legationsrat, Gesandter in Athen, Bukarest, seit April 1918 in Moskau. In Moskau ermordet. I 244.

Mirbach - Sorquitten, Graf Julius, Herrenhausmitglied, Führer der Konservativen († 1921). I 37, 244. *Taf. I 608.* II 461, 491. Briefe an Bülow. III 90, 103f.

Mirski, Fürst, russischer Minister des Innern. II 160.

Mittelstädt, Otto, Reichsgerichtsrat. I 51.

Mittnacht, Hermann v., württemb. Ministerpräsident († 1909). I 394.

Moberly-Bell, englischer Journalist. II 195.

Möller, Kommerzienrat, nationalliberaler Parlamentarier, 1901 preußischer Handelsminister. I 524, 531. Von seiner Partei angegriffen. II 91. Fühlung mit Schmoller. II 286.

Moltke, Friedrich v., Oberpräsident von Ostpreußen, 1907 Minister des Innern. II 300, 457.

Moltke, Graf Hellmuth (der Neffe), Generaloberst, Chef des Generalstabs von 1906 bis 14. 9. 1914. Auf Reichskanzler-Kandidatenliste. I 182. Über Wilhelms II. Selbstsucht. I 212f. Militärische Operationen 1914 nach Erklärung des Kaisers Moltkes Sache. I 365. Bedauernswert. I 370. Über die Kriegserklärung Englands. I 419. Mit dem Kaiser nach Rom. I 607. Moltke und der Durchmarsch durch Belgien. II 76. Antwort an Bülow hierüber. II 78. Zur Nachfolge Schlieffens gezwungen. II 182ff. Erhält Abschrift von Bülows Brief an den Kriegsminister. II 228. Philipp Eulenburg wünscht ihn als Reichskanzler. II 262, 262f. Der Generalstabschef versichert (1908) dem Kaiser, Deutschland sei gut gerüstet. II 324. Bei der Konferenz im Reichskanzlerpalais. II 431ff. August 1914 im Berliner Schloßhof. III 147. Versagt. III 165f. Vor Abreise des Großen Haupt-

quartiers. III 170f. Gebrochen. III 174. Keine zentrale Leitung. III 183f. Enthoben. III 185. Bülow bei dem Kranken. III 205f. Brief an Bülow. III 206ff.

Moltke, Graf Kuno, Flügeladjutant, Kommandant von Berlin. Über Männlichkeit. I 69f. Philipp Eulenburg sucht Moltkes Frau für geisteskrank erklären zu lassen. I 451. Persifliert Viktor Emanuel. I 543. Wasser in den Wein der kaiserlichen Freude. II 123. Überbringer der Antwort auf Bülows Abschiedsgesuch. II 149. Angriffe Hardens. II 291. Wird zum Prozeß gegen diesen gezwungen. II 293. Reichstagsrede Bülows über den Prozeß. II 307ff.

Mommsen, Theodor, Professor, „größter der damals lebenden deutschen Gelehrten". Telegramm an Bülow. I 185. Über Bismarck. I 199. Dem Kaiser als Bismarckfeind sympathisch. II 257. Lektüre. III 72.

Monod, Gabriel, französischer Historiker. Brief an Bülow nach dessen Rücktritt. III 366f.

Montagu, V. A., englischer Admiral. II 299f.

Montecuccoli, Graf, österreichischer Admiral. *Taf. III 138.*

Montgelas, Graf Max, bayrischer General. III 255.

Monts, Graf Anton, 1895 preußischer Gesandter in München, 1902 Botschafter in Rom († 1930). Holstein gegen ihn. I 6. Auch Marschall. I 8. Briefe an Bülow über äußere und innere Verhältnisse. I 27ff. Unerfreuliche Haltung gegen Bayern. I 125. Briefe an Bülow und dessen Gattin. I 125ff. „Ich habe nie etwas von Bülow gehalten" (1909 zum Kaiser). I 128. Sucht Bülow in Wien zu schaden. I 151. Reichskanzler in spe. I 183. Beziehung zu Holstein. I 187. Brief an Lichnowsky und Gräfin (Fürstin) Bülow. I 195f. Bericht an Bülow über dessen Münchner Besuch. I 481. Brief an Gräfin (Fürstin) Bülow. I 482f. Holstein über sein dreifaches Fiasko. I 483. Der Kaiser werde Bülow nicht lange vertragen. I 499. Brief an die Gräfin Bülow. I 524f. Nach Rom. I 606f.

Über die geplante Begegnung mit Loubet. II 16f. An Lichnowsky über Bülows Haltung zur katholischen Kirche. II 99ff. Sucht für Delcassé zu intervenieren. II 114ff. Mißgeschick in Mailand. II 254ff. In Venedig. II 468ff.

Jagow entsendet ihn nach Wien. III 197.

Morgan, Pierpont, Chef des amerikanischen Bankhauses. I 575.

Morier, Sir Robert, englischer Gesandter in Darmstadt. Hat Hinzpeter empfohlen. I 105.

Morin, Admiral, italienischer Minister des Äußern. I 608.

Morley, John, Gladstonianer, von 1905 bis 1910 Staatssekretär für Indien. II 202.

Morra, Graf, italienischer General, Erzieher Viktor Emanuels III., Botschafter in Petersburg. III 227f.

Moy, Graf Ernst, bayrischer Reichsrat, I 583.

Moy, Graf, Karl, bayrischer Gesandter in Stuttgart. III 88.

Mühlberg, v., Direktor der handelspolitischen Abteilung, dann Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amt, später Gesandter beim Päpstlichen Stuhl. I 326f., 393, 531; II 104. Bericht an Bülow über Verständigungswunsch Rouviers. II 124f. Vom Kaiser als Nachfolger Richthofens abgelehnt. II 214. Auch als Nachfolger Tschirschkys, II 302, und Schöns, II 512. Mühlberg und die diplomatische Situation von 1914. III 162. In Luzern. III 251. — Kundgebung bei Bülows Rücktritt. III 345.

Müller, Georg Alexander v., Admiral, 1906—1918 Chef des Marinekabinetts. I 73. Gegner von Tirpitz. I 109. Ist unter den Verhinderern der Einsetzung der Flotte im Weltkrieg. I 111f. II 320. Über Ungeduld des Kaisers. II 244. Bei der Konferenz im Reichskanzlerpalais (1909). II 431ff. Charakteristik. II 440. Gespräch mit Bülow in Kiel. II 511. Bankettrede Gerards. III 271.

Müller, Felix v., Gesandter. II 339, 360, 361.

Müller, Hermann (Müller-Franken), sozialdemokratischer Parteiführer, auch Reichskanzler. I 390, 431. III 316.

Müller, Richard, Vorsitzender des Vollzugsrats. I 198. III 307f.
Müller, Waldemar, Direktor d. Dresdner Bank. II 385.
Müller-Fulda, Richard, Zentrumsabgeordneter. I 596.
Müller-Raschdau, Kaiserlicher Gesandter. I 37.
Münster - Derneburg, Georg Herbert, Graf, 1899 Fürst, deutscher Botschafter in London, dann in Paris († 1902). Vertreter auf der Haager Friedenskonferenz. I 348. Hochfahrender hannöverscher Aristokrat. I 395. Nachrichten über französische Absichten gegen England. I 421. Verwechselt Namen. I 440. Verabschiedet. I 495f.
Münster, Fürst Alexander, Sohn des vorigen. III 256.
Mumm von Schwarzenstein, Legationssekretär in Bukarest, 1900 deutscher Gesandter in Peking, 1906—1911 in Tokio. I 36f., 38. Fahrt nach Peking. I 438ff. Beim Kaiser. III 62f. Mumm und die diplomatische Situation von 1914. III 162.
Munir-Pascha, Sekretär des Sultans. I 249.
Murawiew, Graf Michael Nikolajewitsch, russischer Minister des Auswärtigen. Begrüßt Bülow. I 85. Konferenz mit Hohenlohe und ihm. I 86ff. Charakteristik. I 88f. Telegramm Osten-Sackens an ihn. I 186. Gibt Abrüstungsvorschlag des Zaren bekannt. I 237. Mit dem Zaren in Potsdam. I 301. Über Delcassé. I 302. Besorgnis vor russischer Revolution. I 302. Über russisch - deutsch - französisches Zusammengehen. I 403. Tod. I 409.

Napoleon III. I 135, 372, 453, 628. II 332. Bismarck über ihn. I 259. Mexikanische Expedition. I 631. Romantisch - sentimentale Politik. II 232.
Natalie (Ketschko) Königin von Serbien. I 160.
Naumann, Friedrich, Pastor a. D., freisinn., dann deutsch - demokratischer Parlamentarier. I 202. In der polnischen Frage. I 220. Wahlrechtspolemik gegen Bülow. II 462f. Ballin über ihn. II. 464.
Nebel, Heinrich, Journalist. III 237.
Nelidow, Alexander, russischer Botschafter in Paris. Witte gegen ihn. II 173f. Vorsitzender auf der Haager Friedenskonferenz v. 1907. II 297.
Nemes, Graf, Beamter im Wiener Ministerium des Äußern. III 235f.
Netto, Kardinal. I 620.
Nicolson, englischer Botschafter in Petersburg, 1910 Unterstaatssekretär i. Ministerium d. Äußern. Diplomatische Intrigen. II 399, 401, 416.
Nigra, Constantino, Graf, italienischer Botschafter in Wien. Gespräch mit Bülow, Charakteristik. I 628f.
Nikita, Fürst, dann König von Montenegro. II 43.
Nikolaus I., Zar. I 18, 45, 85, 86, 139, 146, 253, 487, 631. II 39, 44, 137, 175, 333. III 126, 293.
Nikolaus II., Zar. I 46. Will nicht in den Hintergrund treten. I 83. Begrüßung mit Wilhelm II. I 85. Unterredung mit ihm. I 86. Will den Frieden. I 89. Ernennt Wilhelm II. zum russischen Admiral. I 93. Empfängt Bülow. I 98f. Häuslichkeit. I 103. „Nicky" (Wilhelm II.). I 139. In Darmstadt, vom Kaiser zu Besuch in Wiesbaden gezwungen. I 168f. In Deutschland „embêté". I 170. Sein Schwager Prinz Heinrich. I 207. Frostige Antwort auf Kiautschou-Telegramm des Kaisers. I 210. Abrüstungsvorschlag (Sommer 1898). I 237. Brief an Wilhelm II. I 270f. (Übersetzung im Anhang.) Besuch in Potsdam. I 301ff. Über Kriegsmöglichkeit durch Faschoda. I 301. Über russische Tradition auf dem Balkan und die Dardanellen. I 302. Toast des Kaisers auf ihn (zur Haager Friedenskonferenz). I 348. Stimmt dem Oberbefehl Waldersees „freudig" zu. I 366f. Gegen den Kaiser gereizt. I 406. Dieser beschimpft ihn. I 454f. Der hessische Hof. I 487. Begegnung mit Wilhelm II. in Hela. I 541ff. Besuch des Prinzen Heinrich in Spala. I 547f. Besetzung Koreas durch Japan für Rußland Casus belli. I 548. Begegnung mit dem Kaiser in Reval. I 580. Unterredung Bülows mit dem Zaren. I 580f. Dessen Besuch in Wolfsgarten. I 629. Begegnung mit dem Kaiser in Wiesbaden. I 630. Status quo auf dem Balkan. I 631. Gespräche mit Bülow und mit Wilhelm II. I 632f.

Taumelt in den Krieg mit Japan hinein. II 22f. Spiritisten-Humbug der montenegrinischen Prinzessinnen. II 43f. Geburt des Zarewitsch. II 48. Urteile Wilhelms II. über den Zaren. II 63ff. Absage des Zaren an den Kaiser. II 69. Die Björkö-Affäre. II 132ff. (bis 151). Der Zar revoziert Björkö. II 150f. Reden an Arbeiter und Bauern. II 161. Nach der Ermordung des Großfürsten Sergei. II 161. Beauftragt Witte mit Friedensverhandlungen. II 169. Begegnung mit Wilhelm II. in Swinemünde. II 293ff. Mit Eduard VII. in Reval. II 316f., 325. Mit dem Kaiser in den finnischen Schären. II 480ff.

Entrüstet über den Fall Liman von Sanders. III 128ff. Wilhelm II. über Verschwörung mit dem König von England. III 204f. Der Friedensversuch von 1916. III 251f. Tragisches Ende. III 290.

Nikolaus Nikolajewitsch, Großfürst, russ. Oberbefehlshaber im Weltkrieg. II 169. III 87, 179.

Nivelle, französischer General. III 259.

Noack, Friedrich, römischer Korrespondent der „Kölnischen Zeitung". III 75.

Noailles, Marquis de, französischer Botschafter in Berlin. I 496.

Nogi, japanischer General, Eroberer von Port Arthur. II 72.

Normann, v., konservativer Reichstagsabgeordneter. II 370f., 457, 460, 464.

Noske, Gustav, sozialdemokratischer Reichstagsabgeordneter, dann Reichswehrminister. III 257, 307.

Noussanne, Henri de, franz. Schriftsteller. I 570. II 224.

Odescalchi, Baldassare, römischer Fürst. I 611.

Oertel, Dr. Georg, Chefredakteur der „Deutschen Tageszeitung". III 73, 203. — Zu Bülows Rücktritt. III 352f.

Oldenburg-Januschau, Elard v., Konservativer. II 492.

Olga Königin von Griechenland. I 145.

Ollivier, Emile, französischer Ministerpräsident. I 320. III 163, 176.

Oncken, Hermann, Professor, Historiker. I 617. III 23, 91.

Oppersdorff, Graf Hans. Renegat. I 95. Auf Reichskanzler-Kandidatenliste. I 182. Bund der Kaiserlichen. II 419f. Vom Kaiser empfangen. II 493f. III 46. Freudenfest nach Bülows Rücktritt in einem Berliner Hotel. III 364.

Oppert-Blowitz, Pariser Korrespondent d. ‚Times'. II 99.

Oreglia, Kardinal. I 621.

Oriola, Graf Waldemar, nationalliberaler Reichstagsabgeordneter. II 506.

Orter, Sepp, revolutionärer Ministerpräs. in Braunschweig. II 248.

Oskar II. König von Schweden. II 158.

Oskar Prinz von Preußen, Sohn des Kaisers. I 295, 458f., 625.

Osten-Sacken, von der, Graf Nikolaj Dimitrijewitsch, russischer Botschafter i. Berlin. I 145f. Unterredung mit Bülow über Kiautschou und Port Arthur. I 185f., 203. Unterredung mit dem Kaiser. I 270. Alte russische Diplomatenschule. I 347, 348. Besprechungen mit ihm. I 514. In Metz. I 525. Über Marienburger Rede des Kaisers. I 570. Mitteilung über Lambsdorffs Ausschaltung. I 630f. Über Vorgeschichte des Kriegs mit Japan. II 22. Fürchtet Revolution in Rußland (1905). II 129. Bülow zu ihm über deutsche Kohlenlieferungen. II 134. Vertrauen zu Bülow. II 150. Bei diesem wegen der Geheimdokumente über Bosnien. II 400f.

Otto, v., Dr., braunschweigischer Staatsminister. II 248. — Kundgebung bei Bülows Rücktritt. III 346.

Paasche, Hans, Kapitänleutnant (Sohn des folgenden). II 282.

Paasche, Hermann, Dr., nationalliberaler Reichstagsabgeordneter, Vizepräsident des Reichstags. I 202f. II 281f., 505.

Paléologue, Maurice Georges, 1913—1917 franz. Botschafter in Petersburg. III 179.

Pansa, Alberto, italienischer Diplomat. III 151.

Pape, v., Generaloberst. I 64.

Pappenheim, konservativer Abgeordneter. II 95.

Parma, Herzogin von, Mutter der Kaiserin Zita. III 141, 269, 270.

Parma, Prinz Sixtus. III 279.

Pasitsch, serbischer Ministerpräsident. III 113.

Passy, Frédéric, französischer Politiker. II 346.

Paulis, russischer Marineattaché in Berlin. I 71, 580.

Payer, Friedrich, demokratischer Politiker, 1917 bis 1918 im Kabinett Hertling Stellvertreter d. Reichskanzlers. I 310. II 371. III 301.

Persius, Kapitän a. D. I 112.

Peters, Karl, Afrikaforscher. II 123.

Pfordten, Freiherr v., bayrischer Ministerpräsident 1866. Bei Bismarck in Nikolsburg. I 121f.

Philipescu, Nikolaus, rumänischer Politiker. III 280.

Philippe, Monsieur, Charlatan am Zarenhof. II 43.

Piavi, Patriarch von Jerusalem. I 256.

Pichler, Franz Seraph v., Dompropsti. Passau, Zentrumsabgeordneter. I 214. II 97.

Picquart, 1895 Oberst, 1906—1909 französischer Kriegsminister. I 428.

Pierson, Hofrat. Verleumdungsklage gegen Philipp Eulenburg. I 604ff. III 30.

Pietro, di, Kardinal. I 620, 621.

Piffl, Kardinal, Erzbischof von Wien. III 228f.

Pinnow, Kammerdiener Bismarcks, dann Portier in Schloß Bellevue. I 232.

Pius X., Papst (s. Sarto). I 120. Giolitti über ihn. II 60. Monts über ihn. II 100. Bülow von ihm empfangen (1908). II 407, 502. Besondere Audienz (1911). III 108f.

Planck, Gottlieb, Jurist. I 200.

Plehwe, Wilhelm (Wjatscheslaw) v., 1902 russischer Minister des Innern, ermordet 1904 in Petersburg. Ermordung. II 47f.

Pleß, Herzog von, schlesischer Magnat, Oberstjägermeister. Reicht wegen der Disziplinierung der „Kanalrebellen" seinen Abschied ein. I 298.

Pleß, Fürst Hans Heinrich XV. (Sohn des vorigen). II 35, 425. Hauptquartier. III 254.

Pleß, Fürstin Daisy. II 425.

Plessen, Hans Georg Hermann v., Generaloberst. 1892—1918 Kommandant des Großen Hauptquartiers. I 61, 76f., 79. Auf der Orientreise. I 242. Über Aufenthalt des Kaisers in England. I 507. Mit dem Kaiser nach Rom. I 607. Über Wilhelm I. II 53. Will Holland mit Kolonien in die Hand bekommen. II 68. „Mit Revolver und Degen" auf das „B. T." geschickt. II 98. Über Reise des Kronprinzen nach England. II 153. Soll zur Beobachtung der englischen Flotte nach Swinemünde. II 153. Zwang auf Kuno Moltke, Prozeß anzustrengen. II 293. Der Kaiser möchte ihn als Statthalter nach Straßburg schicken. II 301. Gratulationsbrief an Bülow 1909. II 496. In Kiel. II 515. Philipp Eulenburg gegen die Generals-Kamarilla. II 30. „Jubelnde Freude" im Berliner Schloß (1913). III 119. Telegramm im Auftrag des Kaisers an Hellmuth Moltke. III 164. Gespräch mit dem Fürsten Wedel. III 201. Kandidatur Michaelis. III 267.

Plüskow, v., Oberst. I 607.

Podbielski, Viktor v., Generalstabsoffizier, 1897 bis 1901 Staatssekretär des Reichspostamts, bis 1906 preußischer Landwirtschaftsminister. Juli 1897 zum Staatssekretär des Reichspostamts ernannt. I 51. Vorstoß gegen das bayrische Briefmarkenmonopol. I 123. Der Kaiser denkt an ihn als Reichskanzler. I 372. Verdienste als Reichspostminister. I 442. Zum preuß. Landwirtschaftsminister ernannt. I 524. Zolltarif-Beratungen. I 531. Bei den Verhandlungen mit Rußland in Norderney. II 42. Rücktritt wegen der Affäre Tippelskirch. II 253f. *Taf. II 252.*

Podewils, Klemens, Graf, 1903—1912 bayrischer Minister des Äußern und Ministerpräsident. I 120. Er und Hertling. I 480. Brief an Bülow. II 94. Über Lecomte. II 312. Bei der Bismarck-Feier in der Walhalla. II 348f.

Poincaré, Raymond, 1912 französischer Ministerpräsident, 1913 Präsident der Französischen Republik. II 104, 120. III 87. Sein Aufstieg. III 118. Erklärungen zu Iswolski über den Fall Liman von Sanders. III 130. Sturz

Barthous ein Mißerfolg für Poincaré. III 156f. Wünscht den Weltbrand. III 179. Der Sixtus-Brief. III 279. Vernichtungswille. III 322.

Ponti, Graf, Bürgermeister von Mailand. II 255.

Porsch, Felix, Zentrumsabgeordneter. I 596.

Posadowsky, Graf Artur von P.-Wehner, 1893 Staatssekretär d. Reichsschatzamts, 1897 des Innern. Urteil Hohenlohes und Bülows über ihn. I 10. Nachfolg. Böttichers. I 51. Auf Reichskanzler-Kandidatenliste. I 182. Bülow schlägt ihn vor (1900). I 374, 380. Entlassungsgesuch nach Bülows Ernennung, nicht bewilligt. I 386f. Die 12000 Mark-Affäre. I 387, 467ff. Überragende fachliche Leistungsfähigkeit. I 431. Charakteristik. I 470f. Haßt Miquel. I 522. Zolltarif-Beratungen. I 531. Über Ostmarkenfrage. I 563f. Arbeit am Zolltarif. I 596. *Taf. I 560.*

Bei den Handelsvertrags-Verhandlungen mit Rußland in Norderney. II 42. Schwierigkeiten als Unterhändler in Wien. II 48f. Schwarzer Adlerorden. II 95. Nach einer Paradetafel im Berliner Schloß. II 122. Erwartete Bülows Sukzession. II 218. Gegen Reichstagsauflösung (1906). II 270. Verabschiedung. II 300. Konflikt mit R. Martin. II 478.

Pourtalès, Graf Friedrich, ab 1907 Botschafter in Petersburg. I 36, 38. II 302, 330.

Praschma, Hans, Graf, Zentrumsabgeordneter. I 596. II 278.

Pressensé, Francis de, französischer Politiker. II 114.

Preuß, Hugo, Dr., im November 1918 Staatssekretär des Innern, 1919 Reichsinnenminister († 1925). I 123, 500, 535, 545. III 41.

Preysing, Konrad, Graf, bayrischer Zentrumsabgeordneter. I 596.

Prinetti, italienischer Minister des Äußern. I 579.

Prokesch, Anton Graf, österreichischer Botschafter, 1853 und 1854 Bundespräsidialgesandter in Frankfurt a. M. I 199.

Pückler, Graf Karl, deutscher Botschaftsrat in London. I 307f.

Puscyna, Kardinal. I 620, 621, 622.

Putlitz, v., konservativer Abgeordneter. II 95.

Puttkamer, Robert v., 1881—1888 Minister des Innern. I 156.

Quidde, Ludwig, Prof., Autor des „Caligula". II 494f.

Raben, Graf, dänischer Minister des Äußern. II 145.

Radolin, Fürst Hugo (Graf Radolinski), preußischer Gesandter in Weimar, 1888 Ober-Hof- und Hausmarschall, deutscher Botschafter in Petersburg, dann in Paris. Bülow bei ihm. I 95f. Hochzeit mit Gräfin Oppersdorff. I 182. Regt russisch - deutsch - französisches Zusammengehen an. I 403. Nach Paris versetzt. I 495ff. Über Millerand. I 598. Delcassé teilt ihm Marokko-Konvention mit. II 107. Beauftragter zu Rouvier. II 125. Kleinlich gegen Rosen. II 168f. Mit Holstein intim befreundet. II 215f.

Radoslawow, bulgar. Ministerpräsident. III 287.

Radowitz, Josef v., Botschafter in Konstantinopel, dann in Madrid. I 170. Todfeind Holsteins. I 392. Gratuliert Bülow. I 394. Mit Bülow bei Bismarck (1874). I 497f. Wilhelm I. über ihn. II 53. Vertreter in Algeciras. II 200f. Bei Holsteins Begräbnis. II 468. An Bülow. III 33.

Radziwill, Fürst Anton, Generaladjutant Wilhelms I. I 74. II 506. III 147.

Radziwill, Fürstin Marie, Witwe des vorigen. III 147f., 149.

Raffauf, deutscher Konsul in Kiew. Seine Berichte über russische Rüstungen. I 233.

Rahardt, Mitglied des Abgeordnetenhauses. III 355.

Rampolla, Kardinal-Staatssekretär. I 589. Seine Papstkandidatur. I 620, 621. Das österreichische Veto gegen ihn. I 619, 621, 622, 623. Für italienische Republik. II 60. Über Bülow. II 502.

Ranke, Leopold v., Historiker. II 332f.

Rantzau, Graf Cuno, Schwiegersohn des Fürsten Bismarck, preußischer Gesandter in München, dann deutscher

Gesandter im Haag. I 22. Brief an Herbert Bismarck über Bülow. I 216. Bismarcks Groll über Rantzaus Verdrängung aus München. I 225.

Rantzau, Gräfin Marie, Tochter des Fürsten Bismarck. I 209. Von Eulenburg verspottet. I 226f.

Rasputin, Grigorij Jefimowitsch, Wundertäter. I 100.

Ratazzi, italienischer Politiker. I 610.

Rath, vom, Legationsrat. II 525. III 23f., 113.

Rathenau, Emil, Generaldirektor der AEG. I 297. III 40, 176.

Rathenau, Walter, Sohn des vorigen, Mai bis Oktober 1921 Reichsminister für Wiederaufbau, seit Februar 1922 Reichsaußenminister, ermordet 24. 6. 1922. Bülow denkt an ihn (1906) als Direktor des Kolonialamts. II 266. Verhandlungen um Philipp Eulenburg. II 292. Als Schatzsekretär vom Kaiser abgelehnt. II 385. Bericht über England (1909). II 427f. „Pace! Pace!" III 15. Charakteristik. III 39ff. Freund und Feind Hardens. III 41, 42. Briefe an Bülow. III 43f., 91f. Besuch bei Bülow in Rom. III 93. Über „Deutsche Politik". III 135. Telegramm an Bülow. III 203. Genua. III 319. *Taf. III 40.*

Ratibor, Prinz Karl, Regierungspräsident von Aurich, später Oberpräsident von Westfalen. III 39.

Rauscher, Ulrich, Ministerialdirektor, dann Gesandter in Warschau († 1930). I 86.

Rechberg, Graf Johann Bernhard, österreichisch. Ministerpräsid. u. Außenminister. I 156.

Recke, von der, preußischer Minister des Innern. I 43. Hat den Landräten mit Kassation zu drohen. I 295.

Recouly, Raymond, französischer Historiker. III 238f.

Redern, Graf Heinrich, Obergewandkämmerer. II 38.

Redern, Graf Wilhelm, Oberstkämmerer. II 38. III 67.

Reischach, Freiherr v., Hofmarschall. I 76, 143. II 127, 478. III 241.

Renvers, v., Geheimrat, Freund und Arzt Bülows. I 409. Arzt der Kaiserin Friedrich. I 534. Bei Bülows Ohnmachtsanfall. II 214. Intrige Philipp Eulenburgs. II 262. Renvers am Brandenburger Tor. II 263. Renvers und Schön. II 360. Eduard VII. dankt Renvers für Behandlung der Kaiserin Friedrich. II 421f. Der Kaiser leugnet, daß seine Mutter Renvers gekannt habe. II 422. Urteil von Renvers. II 422f. Tod. II 444f. *Taf. II 444.* Eulenburgs Krankheit. III 26. Über § 175. III 28.

Reuß, Prinz Heinrich VII., deutscher Botschafter in Petersburg. I 195, 497. Seine Gattin (geb. Prinzessin von Weimar). I 284. Chef Bülows. I 443. Brief an Bülow über den russischen Hof. II 6. Septi. II 50. Brief von Maria Paulowna an ihn. II 175ff. Tod. II 219.

Reuß, Prinz Heinrich XXVIII., Kandidat für Oberpräsidium von Schlesien. II 102.

Revelstoke, Lord (Baring), Londoner Bankier. II 318.

Rheinbaben, Georg Freiherr von, 1899 preußischer Innenminister, 1901 bis 1910 Finanzminister. Auf Reichskanzler-Kandidatenliste. I 182. Vertrauen Bülows. I 443. Zum Finanzminister ernannt. I 523. Zolltarifberatungen. I 531. Enteignungsvorlage. II 489. Bethmann warnt vor ihm als Reichskanzler. II 508. Mitarbeiterschaft am Jubiläumswerk 1913. III 132. Chef von Michaelis. III. 268.

Rhodes, Cecil, Gründer von Rhodesia. Empfang durch den Kaiser in Berlin. I 289ff. Brief der Kaiserin über seinen Besuch. I 290f. Angriffe der deutschen Öffentlichkeit. I 291f. Wilhelm II. über ihn. I 351.

Ricasoli, Bettino, Baron, italienischer Staatsmann. I 610.

Richter, Eugen, Führer der deutschen Fortschrittspartei. I 5, 59, 64. Artikel über Genealogie der Kaiserin, Drohung d. Kaisers. I 177. Als Redner. I 201. Interpellation in der Dreyfus-Affäre. I 240. Gegen Herbert Bismarck. I 334. Über Waldersee. I 370. Kritik am Militärsystem. I 405. Polemik Bülows gegen ihn. I 416. Richter über Flottenfrage, für die er zu alt sei. I 417. Für spätere Einberufung des Reichstags. I 465f. Bismarck

und Richter. I 466. Debatte zwischen ihm und Kröcher. I 519. Über zwei Seelen der Nationalliberalen. I 532. Gegen sozialdemokratische Obstruktion. I 593. Gegen Möller. II 91. Gegen Heyl. II 92. Frage des Reichstagswahlrechts für Preußen. II 464.

Richthofen-Damsdorf, Karl Freiherr v., konservativer Reichstagsabgeordneter. II 504.

Richthofen, Oswald, Freiherr v., Direktor der Kolonialabteilung, dann Unterstaatssekretär, später Staatssekretär im Auswärtigen Amt. I 23. Seine Laufbahn. I 217f. Läßt bei Bismarcks Tod die Trauerflagge hissen, Beschwerde Holsteins. I 229. Probritisch. I 326. Beschwört Bülow, nicht ohne feste englische Bürgschaften auf Chamberlain einzugehen. I 326f. Zum Staatssekretär ernannt. I 393. Denkschrift über die deutsch-englischen Verhandlungen. I 510ff. Zolltarifberatungen. I 531. Arbeit am Zolltarif. I 596. Ernennung zum preußischen Staatsminister. II 95. Über Besuch Millerands. II. 165f. Tod. II 214.

Rickert, Heinrich, freisinniger Politiker. I 59, 466.

Riedel, v., bayrischer Finanzminister. I 119, 123f., 485, 531.

Riezler, Dr. (Pseudonym Rüdorffer). I 563. II 464. III 24ff., 249, 258.

Ripon, Marques of, Lord-Geheimsiegelbewahrer. II 205.

Roberts, Lord, Earl of Kandahar, brit. Feldmarschall, Besieger der Buren. I 332. Einzug in Pretoria. I 357. Annexionserklärung. I 398. Schwarzer Adlerorden. I 508. Lehnt ab, sich über „Daily-Telegraph"-Interview zu äußern. II 354. Der Feldzugsplan im Unterhaus. II 355, 374, 449.

Robilant, Carlo Felice, Graf, ital. Staatsmann, Botschafter in Wien. III 218.

Rodd, Sir Rennel, britisch. Botschafter in Rom. III 131f., 188, 219.

Röder, Eugen v., Zeremonienmeister. II 128, 297, 468, 478, 494, 495. III 46f.

Roeren, Zentrumsabgeordneter. I 214. Angriff auf Dernburg. II 267f., 271.

Roesicke, Dr. Gustav, agrarischer Politiker. I 532.

Rohan-Chabot, Prince de. II 289.

Roon, Waldemar v., Sohn des Kriegsministers unter Wilhelm I. III 102f. — Kundgebung bei Bülows Rücktritt. III 352.

Roosevelt, Theodore, Präsident der U. S. A. Empfang durch Wilhelm II. in Berlin. I 133, 574f. Der Kaiser erlebt nicht viel Freude an ihm. I 305. Brief Wilhelms II. an ihn zurückgehalten. I 573f. III 52. Bülow empfiehlt ihn als Prinzenpaten. II 239. *Taf. II 168.*

Roschdjestwensky, Admiral, Kommandeur des russ. Ostseegeschwaders. II 66, 132.

Rosebery, Earl of, 1886 und 1892 brit. Minister des Äußern, 1894—1895 Premierminister. Persönlicher Freund Herbert Bismarcks. I 208. Zerzaust Salisbury. I 423. Kein bequemer auswärtiger Minister. I 425. Gegen Delcassés Provokation. II 110. Liberal-imperialist. II 202.

Rosen, Friedrich, Dr., Legationsrat, dann Gesandter in Tanger, Bukarest, Lissabon und dem Haag, 1921 Minister des Äußern. Von Holstein en grippe genommen. II 168. *Taf. II 168.* Nachdichter des Omar Kajjam. III 8f. Beim Kaiser. III 62f. Rosen und die diplomatische Situation von 1914. III 162.

Rosner, Karl, Schriftsteller. I 76f., 365.

Rotenhan, Freiherr v., Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amt. Preuß. Gesandter beim Vatikan. I 22f., 38, 211. Ersetzt durch Richthofen. I 217. In der Gesandtschaft in Rom. I 610.

Rothe, sächs. Minister. I 531.

Rother, preuß. Finanzminister. I 442.

Rothschild, Baron Alfred. II 37f.

Rouher, Ministerpräsident Napoleons III. I 372f. II 22, 301.

Rouvier, 1881 franz. Handelsminister, 1887 u. 1905 Ministerpräsident. II 114. Entscheidet gegen Delcassé. II 119. Sein Aufstieg. II 124. Sucht als Finanzmann Verständigung. II 124ff., 165. Fürchtet Überraschungen. II 192. Rosen unterhandelt mit ihm. III 8.

Rudini, Marchese, italien. Staatsmann. I 3, 30. II 58, 218.

Rudolf, Erzherzog, Kronprinz von Österreich-Ungarn. I 167.

Rüger, sächs. Finanzmin. I 531. — Kundgebung bei Bülows Rücktritt. III 338.

Rühle, Otto, sozialdemokr. Reichstagsabgeordn. III 258.

Rupprecht, Prinz, dann Kronprinz von Bayern. I 358, 483. Brief des Prinzen Max von Baden über Abdankung des Kaisers. III 296. Armeeführer. III 323.

Saint - René - Taillandier, französischer Gesandter in Fez. II 108.

Salandra, Antonio, März 1914 bis Juni 1916 italienischer Ministerpräsident. I 267. Neutralit. Italiens. III 169. Politische Stellung. III 219f. *Taf. III 216.*

Saldern-Plettenburg, konservativer Abgeordneter. II 95.

Salisbury (Marquis), englischer Premierminister in drei konservativen Kabinetten († 1903). Antipathie gegen den Kaiser. I 207f., 434. Bewunderer Bismarcks. I 207. Brief an die Queen. I 208. Die Türkei eine „dying nation". I 252. Die Frage der portugiesischen Kolonien. I 276. Über Caprivi und Hohenlohe. I 277. Ausweichend. I 277. Wünscht keine Fortsetzung der deutsch-englischen Verhandlungen. I 278. Verhandlungen ohne seine Kenntnis. I 303. England duldet keine Intervention im Burenkrieg. I 304. Entschlossen, ihn durchzuführen. I 309. Will keine Allianzen. I 310. Sieht russisch-japanischen Konflikt voraus. I 310. Sagt Unterredung mit Bülow ab. I 314. Seine Verhinderung. I 336. Noch nicht politisch fertig. I 338. Scharfe Auslassungen bei Diskussion über Marokko. I 418f. Metternich über ihn. I 422f. Macht Schwierigkeiten in der Oberbefehlsfrage für China. I 433. Haß des Kaisers gegen ihn. I 461. Tod. II 32.

Salm-Salm, Erbprinz Emanuel, Adjutant Bülows. II 40.

San Giuliano, Antonio, Marchese de, seit 1910 italienischer Minister des Äußern († 16. 10. 1914). III 80. Über Bethmann. III 82. Über Agadir. III 87. Kiderlen stellt sich vor. III 88. San Giuliano zieht die Uhr zum Zeichen, daß Italien nach Tripolis geht. III 111. Neutralität Italiens 1914. III 169. Erklärungen gegenüber Flotow. III 187, 190. In Fiuggi. III 188. Tod. III 188. *Taf. III 188.*

Sarto, Kardinal, dann Papst Pius X. (s. diesen). I 621—622.

Sasonow, Sergei Dmitrijewitsch, 1910—1916 russischer Minister des Äußern († 1927). Ausbau der Potsdamer Gespräche verzögert. III 121. Über Coup gegen Serbien, den Österreich vorbereite. III 127. Delcassé sagt im Fall Liman von Sanders äußerste Unterstützung gegen Deutschland zu. III 130. Sasonow will kein. Bruch m. Deutschland. III 130f.

Sassulitsch, Vera, russ. Nihilistin. II 160.

Satow, englischer Gesandter in Peking. I 440.

Sattler, Dr., nationalliber. Reichstagsabgeordneter. I 475, 594. II 12.

Saunders, Korrespondent der „Times" in Berlin. I 319, 335. II 27, 195.

Saurma, v., Botschafter in Konstantinopel, 1897 in Rom. I 170.

Savigny, Karl Friedrich v., preuß. Diplomat, seit 1867 Zentrumsabgeordneter. II 272.

Say, Léon, franz. Finanzminister. II 238.

Schädler, Franz Xaver, Domkapitular in Bamberg, Zentrumsabgeordn. I 214. Gegen Goethe-Denkmal in Straßburg. I 355. Interpellation wegen der Swinemünder Depesche. I 596f.

Schäfer, Dietrich, Professor, Historiker. III 114.

Schauenburg, Freih. v., Legationsrat. I 589.

Scheer, Reinhard, Admiral, Chef der Nordseeflotte. III 182f.

Scheidemann, Philipp, sozialdemokrat. Reichstagsabgeordneter, 1919 Reichsministerpräsident. I 198, 202, 431, 539. III 301, 307, 315.

Schenck (zu Schweinsberg), Geschäftsträger in Peking. I 37.

Scheurer-Kestner, französischer Senator. I 428.

Schiemann, Theodor, Professor, Historiker. I 144, 526. II 15, 57, 285. Geisel-Theorie u. „Schiemannisme". II 80f. Wilhelm II. zu ihm über „prächtigen Brief" an den Zaren. II 134. Unterredung des Kaisers mit ihm über Rußland und Polen. II 243ff. Er und Harnack. II 455. III 93f. Gratulationsbrief an Bülow. II 496. Gegner. II 523. III 46. Über die „feigen" Engländer. II 529. Artikel der „Kreuzzeitung" über die Novemberreise. III 47, 57.

Schlieffen, Graf Alfred, 1891 (nach Waldersee) bis 1905 Chef des Generalstabs, 1911 Generalfeldmarschall († 1913). Behandlung des Kaisers. I 205f. Nur ein Jahr jünger als Waldersee. I 364. Generalfeldmarschall. I 366. In Kassel. I 368. Über den „Manöverunsinn" Wilhelms II. I 624. Schlieffens Plan des Durchmarschs durch Belgien. II 76. Gespräch mit Bülow über künftigen Krieg. II 76ff. Artikel in der „Deutschen Revue". II 78. Ruhestand. II 182. Forderung, Lehren aus 1870 zu ziehen. II 228. *Taf. II 184.* Natürlichkeit. III 42. Enge Fühlung Bülows mit ihm. III 171. Offensiv-Plan für die Marne-Schlacht. III 174.

Schlözer, Karl v., Gesandter in München. III 37.

Schmidt, Erich, Professor der Germanistik in Berlin. II 198.

Schmidt, Prof., Frankfurt a. M., Halsspezialist. I 634.

Schmidt-Elberfeld, Reinhard, Freisinniger, erster, dann zweiter Vizepräsident des Reichstags. II 463f. — Kundgebung bei Bülows Rücktritt. III 342f.

Schmitz, Pater, Lazarist. I 256.

Schmoller, Gustav v., Prof. an der Universität Berlin, Nationalökonom († 1917). Brief an Bülow. II 285ff. Zu seiner Rede über Krone und Verfassung. II 454, 497. Briefwechsel zwischen Schmoller und Bülow. III 26f. III 42, 110. Memorandum für den Kaiser. III 115. — Kundgebung bei Bülows Rücktritt. III 349.

Schön, Wilhelm v., Legationsrat, Hofmarschall in Koburg, Gesandter in Kopenhagen, 1905 Botschafter in Petersburg, 1907 bis 1909 Staatssekretär des Äußern, 1910 bis 1914 Botschafter in Paris. I 299f.

Als Vertreter des Auswärtigen Amts bei Nordlandreisen. I 348. Reaktivierung im diplomatischen Dienst. I 395. Gesinnung gegen Bülow. I 396. Geheimbericht über Tendenzen des Kaisers gegen Dänemark und Holland. II 66ff., 72. Bericht über Auflösung Rußlands. II 243. Ernennung zum Staatssekretär. II 301f. Aufzeichnung über Unterredung mit russischem Abteilungschef. II 330. „Daily - Telegraph" - Affäre. II 353, 359, 360. Bei der Konferenz im Reichskanzlerpalais. II 431ff. Versagen. II 442. Ist furchtsam. II 443. Bülows Zehn Gebote zu seinem Gebrauch beim Kaiser. II 480f. Wilhelm II. für ihn. II 512. „Alpinist"(Eulenburg). III 30. Byzantinisch. III 31f. Ambitionen nach Paris. III 57. Meldet sich bei Bethmann (August 1914). III 149. Die Verpfändung von Belfort, Toul und Verdun. III 168.

Schön, v., Neffe des Botschafters, bayrischer Geschäftsträger in München. III 158f., 179.

Schönlank, Bruno, sozialdemokratisch. Reichstagsabgeordneter. I 192.

Schönstedt, Karl Heinrich, Dr., 1894—1905 preuß. Justizminister. II 186.

Scholl, v., Rittmeister in Darmstadt und Potsdam, dann Flügeladjutant des Kaisers, General à la suite. I 169, 242f., 255, 352. III 116.

Scholz, General, Armeeführer. III 323.

Schorlemer-Lieser, Klemens Freiherr v., preuß. Landwirtsch. - Minister, dann Oberpräsident der Rheinprovinz († 1922). Auf Reichskanzlerkandidatenliste. I 182. Vertrauen Bülows. I 443, 589. II 502. Bethmann gegen ihn. II 508. Brief an Bülow. III 202. — Kundgebung bei Bülows Rücktritt. III 348.

Schrader, Abgeordneter, Mitglied der Freisinnigen Vereinigung im Reichstag. II 257.

Schratt, Katharina, Hofburgschauspielerin in Wien. I 151, 157.

Schröder, Rudolf Alexander, Lyriker. III 191f.

Schulze-Gävernitz, v., Nationalökonom an der Universität Freiburg. II 383. III 91. — Kundgebung bei Bülows Rücktritt. III 350f.

Schuwalow, Graf Peter, russischer Botschafter in London, zweiter Bevollmächtigter auf dem Berliner Kongreß. I 544.

Schwabach, Paul v., Bankier. I 297. III 137, 178.

Schwartzkoppen, Erich v., Adjutant Bülows. II 40. Bei Bethmann. III 54f.

Schwarzenberg, Fürst Felix, österreichischer Ministerpräsident. I 155. II 84, 414. III 180.

Schweinburg, Viktor, Journalist. I 295, 390.

Schweinitz, Hans Lothar v., General, Gesandter u. Botschafter in Wien, bis 1893 in Petersburg. I 61, 74, 100, 535f. Begegnung mit Bülow (Homburg 1897). I 130f. Brief an Bülow. I 407ff. Über Bismarck. III 239.

Schweinitz, Wilhelm v., Major, Militärattaché in Rom, Sohn des vorigen. III 226. Beschwerdebrief Bethmanns über ihn. III 231f.

Schweninger, Prof. Ernst, Leibarzt Bismarcks. I 35.

Schwerin, Graf Ulrich, deutscher Geschäftsträger in Haiti. I 178.

Schwerin-Löwitz, Hans, Graf, konservativer und agrarischer Führer, Präsident d. preußisch. Abgeordnetenhauses († 1918). I 532. II 477. Bedauert d. Kampf geg. Bülow. II 507. Warum nicht Landwirtschafts-Minister? II 509. Mitarbeiterschaft an dem Jubiläumswerk. III 132f. Für Bülows Sendung nach Rom. III 193f., 202. — Kundgebung des Deutschen Landwirtschaftsrats. III 371.

Scott, englischer Admiral. III 182.

Seckendorff, Graf Götz, Kammerherr u. Oberhofmeister der Kaiserin Friedrich. Über Mutter und Sohn. I 152. Wort des Malers Angeli zu ihm über die Queen. I 321. Beziehungen zur Kaiserin Friedrich. I 536f. Über Stimmung am englischen Hof. II 127. Eduard VII. verbittet sich seine Impertinenz. II 189.

Selborne, Earl of, Erster Lord der britischen Admiralität. II 25. Gespräch Bülows mit ihm. II 32. Denkschrift über Kriegsbereitschaft der englisch. Flotte. II 71.

Senden-Bibran, Gustav Freiherr v., Admiral, 1889 bis 1906 Chef des kaiserlichen Marinekabinetts († 1909). I 61. Stützt Tirpitz I 68. Zwischenfall mit d. Prinzen von Wales (Eduard VII.). I 69f., 343. Antienglisch, verbunden mit dem russ. Marineattaché Paulis. I 71, 79, 81, 580. In Malta. I 266. Widersetzt sich Intrigen gegen Bülow. II 440.

Sergei, Großfürst, vierter Sohn Alexanders II. Ermordung (17. 2. 1905). II 161.

Seydewitz, Otto Theodor v., Vorsitzender der konservativen Reichstagsfraktion, 1879 bis 1894 Oberpräsident in Breslau. I 62.

Siemens, Georg v., freisinniger Abgeordneter, Direktor der Deutschen Bank († 1901). Empfiehlt Helfferich. I 219. Projekt der Bagdad-Bahn. I 253, 572.

Singer, Paul, sozialdemokratisch. Führer († 1911). I 244. II 277. Rede zur Kaiser-Krise. II 365f., 456. Gegen Sydow. II 518.

Skarbina, Franz, Maler, *Taf. II 280.*

Skobelew, russ. General, Sieger im Türkenkrieg († 1882). II 22. III 87.

Sofie, Gräfin Chotek, als Herzogin von Hohenberg Gattin des Erzherzogs Franz Ferdinand. Entgegenkomm. Wilhelms II. I 400f., 625. Ihre Heirat. I 624f. Ihr Äußeres. II 408. Ermordung III 137ff.

Solf, Wilhelm, 1911 Staatssekretär des Kolonialamts, Oktober bis Dezember 1918 Staatssekretär des Äußern, 1921 bis 1928 Botschafter in Tokio. II 80. III 271.

Solms, Graf Eberhard, Vorgänger Bülows als Botschafter in Rom. — Kundgebung bei Bülows Rücktritt. III 344f.

Solms-Baruth, Fürst Friedrich, Oberstkämmerer am preußischen Hof. I 298. — Kundgebung bei Bülows Rücktritt. III 347f.

Sombart, Werner, Prof., Nationalökonom. I 428, 430. II 285. III 277.

Sonnino, Sidney, November 1914 bis Juni 1919 ital. Minister des Äußern († 1922). I 267. II 8, 58, 400. III 189. Besuch Bülows bei ihm, Charakteristik. III 218ff. Hartnäckigkeit. III 280.

Sophie, Kronprinzessin v. Griechenland, geb. Prinzessin v. Preußen, Schwester des Kaisers. I 252. II 16. Von ihrem Bruder wegen ihres Glaubenswechsels „verbannt". II 97f. In England. II 126.

Sorel, Albert, französisch. Historiker. III 152.

Soveral, Marquis, portugiesischer Gesandter in London. I 274, 275. II 35f., 38f.

Spahn, Peter, Dr., Führer des Zentrums, Reichsgerichtsrat, dann Oberlandesgerichtspräsident i. Kiel. I 214, 531f., 589, 596. Jesuiten-Frage. II 11, 186. Brief an Bülow. II 220. Rücksprache nach der Dernburg-Debatte. II 268f. Zentrum kandidiert ihn (1907) als Reichstagspräsidenten. II 280. Etatsredner. II 282. Über den Prozeß Moltke-Harden. II 307, 314. Zu Bülows Rede über Finanzreform. II 445.

Speck von Sternburg, deutscher Botschafter in Washington. Roosevelt zu ihm. II 230. Popularität in Amerika. III 64.

Speck, Karl Friedrich, bayrischer Zentrumsabgeordneter. II 408.

Spee, Maximilian, Graf, Admiral, Chef des Deutschen Kreuzergeschwaders, gefallen in der Seeschlacht bei den Falklandsinseln. I 112.

Spencer, John Poyntz, Lord, Führer der englisch. Liberalen im Oberhaus. II 201.

Spitzemberg, Hildegard v., Gattin des württemberg. Gesandten. I 44.

Staal, v., russischer Botschafter in London. Eröffnet die Haager Friedenskonferenz. I 347.

Stablewski, Florian v., Erzbischof von Gnesen-Posen. I 30.

Stampfer, Friedrich, Redakteur des „Vorwärts". III 311.

Stark, Freiherr von, hess. Ministerpräsident. I 488f.

Staudy, Polizeipräsident von Posen. I 562.

Stead, William, englischer Journalist, tätig in Friedensbewegung und Okkultismus, untergegangen mit der „Titanic". II 299.

Stein, August, Berliner Korrespondent der „Frankfurter Zeitung". I 193, 202, 553. II 265, 496.

Stemrich, Unterstaatssekretär. II 322, 353, 359, 360.

Stendhal. I 134. II 501. III 74.

Stengel, Hermann, Freiherr v., 1903 bis 1908 Reichsschatzsekretär. II 385.

Stengel, Karl, Freiherr v., Professor an der Universität München. III 133.

Stockhammern, F. X. v., Legationsrat († 1930). II 349f. III 226f., 236.

Stöcker, Adolf, Hofprediger, christlich-sozialer Politiker († 1909). Bismarck über ihn. I 244.

Stössel, russischer General, Verteidiger von Port Arthur. II 72.

Stolberg, Fürst Otto, Präsident des Herrenhauses, 1876—1878 Botschafter in Wien, dann Vizepräsident des preußischen Staatsministeriums und Hausminister. I 31. Chef Bülows. I 443. III 139. — Kundgebung seines Sohnes bei Bülows Rücktritt. III 348f.

Stolberg, Graf Udo, 1891 bis 1895 Oberpräsident von Ostpreußen, Führer der Konservativen, seit 1907 Präsident des Reichstags. II 207, 221f. Reichstagspräsident. II 281. Bismarcksche Schule. II 461. Brief über den Kampf um Bülow. II 477, 510.

Stolberg, Prinz, Botschaftsrat in Wien. III 211f.

Stolypin, Peter Arkadjewitsch, seit 1906 russ. Ministerpräsident, ermordet 1911 in Kiew. II 239, 260, 483.

Stresemann, Dr. Gustav, Reichsminister († 3. 10. 1929). Als Redner. I 199. Genf und Locarno. III 319. Wiederaufstieg. III 332.

Ströbel, Heinrich, sozialdemokratischer preußischer Landtagsabgeordneter. III 257.

Struwe, Dr. Peter, Reichstagsabgeordneter. I 112.

Studt, Konrad, Unterstaatssekretär in Elsaß-Lothringen, Oberpräsident von Westfalen. 1899 bis 1907 preuß. Kultusminister († 1921). I 443, 562. Schwarzer Adlerorden. II 218. Rücktritt 1907. II 300. Brief Hindenburgs an Studt über Polen. III 247f.

Stübel, Dr., Generalkonsul in Shanghai, dann Direktor der Kolonialabteilung, später Gesandter in Christiania. I 280f. Rücktritt. II 185.

Stürmer, Boris Wladimirowitsch, Februar bis November 1916 russisch. Ministerpräsident. Seine Friedensinitiative (1916). III 251f.

Stumm, Freiherr Ferdinand v., Gesandter in Darmstadt, 1888 bis 1892 Botschafter in Madrid. († 1925). I 22, 23, 407. Zerwürfnis mit Holstein. I 408f. Intervention in Darmstadt. I 489. Botschafter in London? III 122.

Stumm - Halberg, Karl Ferdinand, Freiherr v., Bruder des vorigen, Großindustrieller und Reichstagsabgeordneter († 1901). II 361.

Stumm, Wilhelm v., Wirklicher Legationsrat, 1916 bis 1918 Unterstaatssekretär. III 159, 168, 180.

Sturdza, Peter, rumän. Staatsmann. II 48.

Südekum, Dr. Albert, sozialdemokrat. Reichstagsabgeordneter. III 257.

Sydow, Reinhold, seit Februar 1908 Staatssekretär des Reichsschatzamts, bis dahin Unterstaatssekretär, 1909 preußischer Handelsminister. II 384f., 505. Nicht wendig. II 455. Mißgeschick im Reichstag. II 518. Wird Handelsminister. II 455, 522.

Szell, Koloman v., ungar. Staatsmann. I 163.

Szipjagin, russischer Minister des Innern. I 581.

Szögyényi-Marich, László, Graf, 1892 bis 1914 österr.-ungar. Botschafter in Berlin († 1916). I 28. Charakteristik. I 143f. Franz Josef zu ihm über Bülow. I 150. Szögyényi über den Fürsten Fürstenberg. I 154. Über Apponyi. I 162. Über Frau von Tschirschky. I 406. Sehr unglücklich über Polenrede Bülows. I 563. Erneuerung des Dreibunds. I 580. Zirkular-Erlaß Bülows durch Szögyényi Franz Josef mitgeteilt. II 330. *Taf. II 336.* Über Sarajewo. III 137f. — Brief an Bülow nach dessen Rücktritt. III 363f.

Taaffee, Eduard Graf, österr. Staatsmann. I 156.

Taine, Hippolyte, franz. Historiker. I 94. II 287. III 72.

Takahira, Vertreter Japans bei dem Frieden von Portsmouth. II 169. *Taf. II 168.*

Tattenbach, Christian Graf, 1890 bis 1896 Gesandter in Fez, seit 1900 in Lissabon. Nach Fez entsandt. II 113f. Schlägt Teilung Marokkos in Interessensphären vor. II 125 Vertreter in Algeciras. II 200. Brief an Bülow. II 220.

Taube, Baron, Abteilungschef im russ. Ministerium des Äußern. II 326, 330.

Testa, Dragoman der Deutschen Botschaft in Konstantinopel. I 250, 251, 256.

Theotoki, griech. Ministerpräsident. II 471.

Thielen, preuß. Minister der öffentlichen Arbeiten. I 294.

Thielmann v., 1897 bis 1903 Staatssekretär des Reichsschatzamts. I 192, 531.

Thiers, französ. Staatsmann und Historiker. I 60, 198, 199, 397, 628. II 223. 332, 451. III 151, 316, 322.

Thimme, Friedrich, Dr., Herausgeber der Diplomatischen Akten des Auswärtigen Amts. III 318f.

Thoma, Hans, Maler. I 486.

Thomas, Albert, französ. Sozialist, im Weltkrieg Minister für Kriegsindustrie. II 8.

Tiedemann, Christoph v., Chef der Reichskanzlei, Regierungspräsident in Bromberg, Vorsitzender des Ostmarken-Vereins, Abgeordneter d. Reichspartei. I 562, 567.

Tiele - Winkler, Graf, schlesischer Magnat, Kandidat des Kaisers für Oberpräsidium von Schlesien. II 102.

Timiriasew, russ. Finanzattaché in Berlin, später Handelsminister. II 42.

Tirpitz, Alfred v., Großadmiral, 1897 bis 1916 Staatssekretär d. Reichsmarineamts. Von Senden-Bibran gestützt. I 68. Gegen die „Hydra" der Kabinettschefs. I 73. Wilhelm II. über ihn. I 104. Mit Bülow in Wilhelmshöhe. I 107ff. Charakteristik. I 108ff. Verhältnis zu Wilhelm II. I 113f. Marinevorträge bei den deutschen Fürsten. I 138. Phantastische Überseepläne. I 188ff. Wilhelm II. über seine Stellung zu Kiautschou. I 210f. Will Manila besetzen. I 221.

Über das „Hineinschliddern" in den Weltkrieg. I 241. Beziehungen zu Bülow. I 362. Brief an diesen. I 363. Eifer für den Bau von Schlachtschiffen. I 404. Besprechung Bülows mit ihm über die Gefahrzone. I 413f. Kein Redner. I 414. Überragende fachliche Leistungsfähigkeit. I 431. Philipp Eulenburg über seine „Angst" vor England. I 461. Haßt Miquel. I 522f. *Taf. I 512.*

In Petersburg. II 7. Die Entrevue in Kiel mißfällt ihm. II 23f. Für regeren Anschluß Dänemarks. II 79, 303. Einseitige Energie. II 229. „Mauvais coucheur". II 245. Gegen Reichstagsauflösung (1906). II 270. Entsetzt über Brief des Kaisers an Lord Tweedmouth. II 324f. Protestrede im Staatsministerium nach „Daily Telegraph". II 363. Metternich zu Tirpitz über Notwendigkeit des Flottenagreement. II 419. Tirpitz soll Flotten-Formel ausarbeiten. II 431. Bei der Konferenz im Reichskanzlerpalais. II 431ff. Brief Bülows an ihn. II 465.

Tirpitz drängt nicht auf „Losschlagen". III 167. Zu wenig Kreuzer, U-Boote, Flugzeuge. III 182. Wünscht Entscheidung zur See. III 183. — Kundgebung bei Bülows Rücktritt. III 343f. *Taf. III 138, 324.*

Tittoni, Tommaso, italienischer Botschafter in London und Paris und Senatspräsident, 1903 bis 1909 und 1919 Minister des Innern. Über Besetzung von Tripolis (1905). II 199. Unterredungen Bülows mit ihm (1908). II 319, 407. Behandlung der bosnischen Krise. II 400. In Venedig. II 468. In Brindisi. II 472. — Brief an Bülow nach dessen Rücktritt. III 360f.

Tisza, Stefan, Graf, ungarischer Staatsmann, 1903—1905, 1913—1917 Ministerpräsident, ermordet 31. 10. 1918. I 161, 163.

Tocqueville, Alexis de, französischer Historiker. II 126. III 134.

Tower, Charlemagne, amerikanischer Botschafter in Berlin. II 211.

Tramm, Stadtdirektor, Oberbürgermeister von Hannover. III 248.

Treitschke, Heinrich v., Historiker. I 60, 74, 565. II 237, 286. III 101, 144.

Trepow, Generalgouverneur von Petersburg. II 160f., 252.

Treuberg, Gräfin Hetta. III 311.

Treutler, v., Gesandter. II 321.

Trieps, braunschweigisch. Staatsminister. II 248.

Trimborn, Karl, Zentrumsabgeordneter, 8. 10. bis 9. 11. 1918 Staatssekretär des Innern. III 301.

Trojan, Johannes, Chefredakteur des „Kladderadatsch". I 191.

Trotha, Lothar v., General, Kommandeur in Deutsch - Südwestafrika, 1903 verabsch. († 1920). II 21.

Trotzki, Leo, Führer des Bolschewismus. III 275.

Trubetzkoi, Präsident d. Moskauer Semstwos. II 160.

Tscharykow, Gehilfe Iswolskis. II 397, 402.

Tschertkow, russ. Generalgouverneur von Warschau. I 568.

Tschirschky u. Bögendorff, Heinrich Leonhard v., Botschaftsrat in Petersburg, ab 1900 Gesandter in Luxemburg, dann in Hamburg, 1906 Staatssekretär des Äußern, 1907 Botschafter in Wien († 1916). I 151. Als Vertreter des Auswärtigen Amts bei Nordlandreisen. I 348. Nach Luxemburg. I 395. Gesinnung gegen Bülow. I 396. Seine Ehe. I 405f. Zum Präsidenten Krüger nach Köln geschickt. I 472. In Hela. I 541f. Der Fall der Swinemünder Depesche. I 583. Die Affäre des Kaisers mit dem Präsidenten Loubet. II 17. In Björkö. II 137, 138, 139. Bericht an Bülow über zunehmende Gereiztheit des Kaisers gegen England. II 152ff. Entschuldigungsbrief für Björkö. II 162f. Konflikt Tschirschkys mit Holstein führt zu dessen Sturz. II 214ff. Schwacher Vertreter der Regierung. II 218. Abschied als Staatssekretär, Versetzung nach Wien. II 300ff. Als Botschafter. II 472. *Taf. II 140.* Zu Wilhelm II. III 31. Das Ultimatum am 21. 6. 1914 in seinen Händen. III 179. *Taf. III 180.*

Tschudi, Hugo v., Direktor der Nationalgalerie in Berlin († 1911). I 176.

Tucher, Freiherr von, bayrischer Gesandter in Wien. III 269.

Turkhan-Pascha. I 270.

Tweedmouth, Erster Lord der Admiralität im Kabinett Campbell-Bannerman. II 205. Brief des Kaisers an ihn (März 1908). II 324, 378. III 63.

Tyrrell, Privatsekretär Greys. III 190.

Uexküll, Graf Alfred, österreichisch-ungarisch. Militärattaché in Konstantinopel. I 252.

Uhland, Ludwig. Sein Bild im Schlafzimmer Bismarcks. I 231. II 453.

Urach, Herzog von. Die Bäreninseln. I 81, 82. Im Weltkrieg Kandidat für den litauischen Thron. I 81. III 275.

Valentini, v., Chef des kaiserlichen Zivilkabinetts 1908—1918. I 64, 73. Tirpitz gegen ihn. I 73. An ihn die Briefe des Kaisers von Bülow. II 197. Charakteristik. II 441. Gegen Monts als Nachfolger Bülows. II 469f., 511. Mit Bülow nach Kiel. II 509ff. Freund Bethmanns. II 515f. Über Verabschiedungsbrief an Bülow. II 523. Rathenau über Valentinis Informationen. III 43f. Für Michaelis. III 115, 267. Ordens-Auszeichnung. III 268. Abschied. III 283.

Vandal, Albert, französischer Historiker. I 47.

Vanderbilt, Cornelius, amerikanischer Kapitalist. I 575.

Vannutelli, Serafino, Kardinal. I 620, 621.

Varnbüler, Axel, Baron, württembergischer Gesandter in Berlin. II 291, 309, 312, 313.

Vaszari, Kardinal. I 621.

Velsen, v., Oberberghauptmann. II 90.

Victoria, Königin von England 1837 bis 1901. 60jähriges Regierungsjubiläum. I 17. Die „schnapsende Großmutter". I 34. Beschwerdebrief Wilhelms II. I 70. Zentralsonne. I 100. Arrangiert hessische Heirat. I 101. Erwähnt die Rede von der „gepanzerten Faust" nicht. I 206. Respektsperson auch für die Deutsche Kaiserin. I 261. Hat deren Ehe beschlossen. I 263. Pariser Karikaturen. I 292. Entsetzt über Besuch des Kaisers bei Lonsdale. I 304. Beim Bankett in Windsor. I 308f. Bülow in Audienz bei ihr. I 321ff. Sie nennt Salisbury einen hervorragenden Staatsmann, erwähnt Chamberlain nicht. I 322. Ihre Ehe. I 322. Vorliebe für Disraeli, Abneigung gegen Gladstone. I 322. Zweifellos friedlich. I 329. Schriftliche Rechtfertigung Wilhelms II. vor ihr (über Bismarcks Entlassung). I 352. Schweigsam zu Fremden. I 453. Annulliert die Ehe Ludwigs IV. von Hessen. I 488f. Erkrankung. I 502. Tod. I 504. Kammerdiener Brown. I 536. *Taf. I 304.* Über ihren Enkel. II 526.

Victoria, Prinzessin von Battenberg, geb. Prinzessin von Hessen. I 455, 488. II 162.

Vigo, Mendez de, spanischer Botschafter in Berlin. I 286.

Viktor Emanuel III. König v. Italien seit Juli 1900. I 144. Wilhelm II. über das „Männeken". I 267. Empfang in Berlin. I 400. Vom Kaiser persifliert. I 542f. Besuch in Berlin und Potsdam. I 602. Franz Josef über ihn und seine Gattin. I 627. Besuch in Paris. II 60. Der Kaiser hat es mit ihm verdorben. II 87. Begegnung in Venedig (1908). II 319. Bülow bei ihm in Rom. II 407. Begegnungen mit dem Kaiser in Venedig (1909) und Brindisi. II 468, 472. Kiderlen stellt sich dem König vor. III 88. Briefe und Telegramme Wilhelms II. an ihn (Juli 1914). III 169. Empfängt Bülow. III 224, 234f.

Viktoria (Kaiserin Friedrich), † 5. 8. 1901 in Friedrichshof (Taunus). I 15. Gegen August Eulenburg. I 74f. Über ihren Sohn. I 79. Der Fall Battenberg. I 80. Besuch in Paris. I 80. Seekrank. I 83. Rivalität mit ihrer Schwester Alice. I 99f. An der Paradetafel in Homburg. I 129. Griechisch gesinnt (1897). I 148. Für englische Interessen. I 189f. Besuche bei Fürstin Bülow. I 190. Über den Prinzen Heinrich. I 206. Über persönliche Eigenliebe Wilhelms II. I 212. Brief Wilhelms II. an sie über den toten Bismarck. I 234ff. Immer Engländerin. I 261. Beschließt die Ehe ihres Sohnes. I 263. Hetzt ihn (1898) gegen den Biesterfelder.

I 266. Briefe an Frau von (Fürstin) Bülow. I 269f. Verweist ihrem Sohn das laute Sprechen. I 309. Besuch Eduards VII. bei ihr. I 335. Granville über sie. I 340. Brief an Bülow. I 345. Empört über Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen". I 352. Unbesonnenheiten gegenüber Diplomaten. I 354. Ihre körperlichen Qualen. I 392, 504. Über deutsche Konkurrenz gegen England. I 412. Gegen Philipp Eulenburgs Einfluß. I 452. Fürstin (Gräfin) Bülow bei ihr. I 482. Auguste Viktoria bei ihr. I 505. Tod. I 534. Ihr Schicksal. I 535ff. Bismarck über sie. I 540. Beisetzung. I 540. *Taf. I 352.* 1870 gegen Bismarck. III 163. Über Hans Delbrück. III 249.

Viktoria Prinzessin von Schaumburg-Lippe, geb. Prinzessin von Preußen, zuletzt Frau Subkow. I 51. Fürst Alexander Battenberg. I 80, 222. Ihr Interesse an Lippe-Detmold. I 266. In Norderney. III 142.

Viktoria Luise Prinzessin von Preußen, Herzogin von Braunschweig. I 459. Ehepakt Hohenzollern-Cumberland. II 249f. II 529. III 204, 241.

Viktoria Melitta Großherzogin von Hessen, geb. Prinzessin von Koburg. I 101, 306, 487f. Trauung mit Kyrill. II 175ff.

Virchow, Rudolf, berühmter deutscher Mediziner. II 257.

Visconti-Venosta, Emilio, Marchese, italienischer Staatsmann († 1914). I 3. Taunusfahrt mit Bülow (September 1897). I 134f. Bülow in Rom mit ihm zusammen. I 609. Pansa aus seiner Schule. III 151. Über Diplomatie. III 190. In der Consulta. III 218.

Vitzthum, Graf Friedrich, sächsischer Oberhofmarschall, Präsident der Ersten Sächsischen Kammer. I 444. II 52, 475. Brief an Bülow über Unterredung mit dem Kaiser. III 47ff.

Vives y Tuto, Kardinal. I 620.

Viviani, René, französischer Sozialist, Arbeitsminister, dann nacheinander Chef mehrerer Ressorts, auch Außenminister. I 199.

Vogtherr, Abgeordneter der U. S. P. D. III 271.

Vollmar, Georg v., sozialdemokratischer Reichstagsabgeordneter (†1922). I 598f., 600.

Voß, Richard, Schriftsteller. I 284. III 365.

Wagner, Adolf, Professor, seit 1870 Nationalökonom in Berlin (†1917). II 383. III 132f. — Kundgebung bei Bülows Rücktritt. III 350.

Wagner, Cosima († 1930). Über Wilhelm II. I 550. Über Radowitz. II 200 f. — Kundgebung zu Bülows Rücktritt. III 357.

Wahl, General, russischer Gouverneur von Wilna. I 581.

Wahnschaffe, Vortragender Rat, Chef der Reichskanzlei unter Bethmann Hollweg. I 567. II 489f. III 25. Von Bethmann zu Bülow nach Norderney gesandt. III 55. Telephonate über Abdankung des Kaisers. III 306.

Waldeck-Rousseau, 1899 bis 1902 franz. Ministerpräsident († 1904). I 292. II 244.

Waldersee, Graf Alfred, 1888—1891 Chef des Generalstabs, dann Kommandierender General in Altona, 1900 Generalfeldmarschall († 1904). I 31, 32. Kompromittiert bei einem Liebesmahl des Regierungspräsidenten v. Brandenstein. I 62. Mitwirkung bei den Berichten des Konsuls Raffauf. I 233. Entsendung nach China. I 363. Kaiserliche Marginalien über ihn. I 363. Gründe der Ungnade. I 363ff. Für Ausnahmegesetz. I 364. International. Oberbefehlshaber in China. I 366ff. Feldmarschallstab vom Kaiser überreicht. I 367f. Eintreffen in China. I 369f. Charakteristik. I 370f. Einzug in Peking. I 398. Empfang durch den Kaiser in Homburg. I 540f. Wilhelm II. braucht keinen Chef des Generalstabs. III 12. Argwohn Bismarcks gegen Waldersee. III 161. Falkenhayn macht Karriere durch ihn. III 186. Über Wahrheitssinn des Kaisers. III 300.

Waldow, v., Oberpräsident von Posen. II 488.

Waldthausen, v., deutscher Gesandter in Bukarest. III 126.

Wallwitz, Nikolaus, Graf, deutscher Gesandter in Brüssel. II 73f. III 34. Bericht über Artikel Schlieffens. II 78. Durch Bethmann seines Postens enthoben. III 66ff., 83.

Wangenheim, Freiherr v., deutscher Gesandter in Athen, dann Botschafter in Konstantinopel. Auf Reichskanzler-Kandidatenliste. I 183, 259. In der Balkanfrage. I 626. Gegen Kiderlen. II 416. Über Aufenthalt des Kaisers in Korfu. II 470f. Botschafter in London? III 122.

Wangenheim-Klein-Spiegel, Freiherr Konrad v., Vorsitzender des Bundes der Landwirte. I 532. III 133.

Warburg, Max, Bankier. III 178.

Warncke, Paul, Redakteur des „Kladderadatsch". III 201.

Wartensleben-Rogasen, konservativer Abgeordneter. II 95.

Wartensleben-Schwirsen, v., konservativer Abgeordneter. II 95.

Wartensleben, Graf Hermann. General der Kavallerie. II 492. — Zu Bülows Rücktritt. III 357.

Weddigen, Otto, U-Boot-Kommandant. I 112.

Wedel, Graf Botho, 1910 Vortragender Rat im Auswärtigen Amt, November 1916 bis Juli 1919 Botschafter in Wien. Intrigen gegen Bülow. III 115. Ahnungslos in Norderney. III 141. Übermittelt Wiener Ablehnung Bülows. III 269. Rosige Berichte. III 279.

Wedel, Graf Ernst, Oberstallmeister. I 243f.

Wedel, Graf Karl, 1913 Fürst, General à la suite, Gesandter in Stockholm, Botschafter in Rom, 1902 in Wien. 1907 Statthalter in Straßburg († 1919). I 183. Von Bülow (1900) als Reichskanzler empfohlen, vom Kaiser abgelehnt. I 374, 380. Berufung nach Wien. I 606. Tritt für die Herzogin von Hohenberg ein. I 625. Posadowsky wirft ihm vor, ihn nicht ausreichend unterstützt zu haben. II 49. Über Intrigen Philipp Eulenburgs. II 261f. Nach Straßburg. II 301. Brief an Bülow (1909). II 497ff. Zur Beisetzung König Carols entsandt. III 170. Unterredungen mit Hellmuth Moltke. III 170f. Gespräch mit Plessen üb. Unzulänglichkeit Flotows III 201. Jagow bemüht sich bei Wedel. III 240. — Kundgebung bei Bülows Rücktritt. III 347.

Wedel-Piesdorf, v., Minister des kgl. Hauses. I 373.

Weizsäcker, Karl v., württemberg. Ministerpräsident. II 388.

Wekerle, Alexander v., ungarischer Staatsmann. I 163.

Werder, Bernhard Franz Wilhelm v., General, 1892 bis 1895 Botschafter in Petersburg. I 33. Brief an Bülow. I 406f. Berichte aus Petersburg. I 548f.

Wermuth, Adolf, Unterstaatssekretär im Reichsamt des Innern, 1909 bis 1912 Reichsschatzsekretär, später Oberbürgerm. von Berlin († 1927). I 531. Bei den Verhandlungen mit Rußland in Norderney. II 42, 45f., 522.

Westarp, Graf Cuno, Führer der Konservativen, Schildknappe Heydebrands. II 493, 508. III 5, 85.

Wet, de, Burengeneral. I 398. Nichtempfang in Berlin. I 599.

Wetterlé, Abbé, elsäss. Politiker. II 479f.

White, amerik. Botschafter in Berlin. I 221.

Whitman, Sidney, engl. Journalist. I 334. II 377.

Wied, Fürst zu, Präsident des Deutschen Kolonialrats. I 283f.

Wiedemann, v., Generaladjutant des Prinzregenten Luitpold. I 481.

Wiegand, Direktor des Norddeutschen Lloyd. I 49, 359, 436.

Wiesner, k. k. Hofrat, mit Untersuchung des Attentats in Sarajewo beauftragt. III 139.

Wilamowitz-Möllendorf, Ulrich v., Professor der Altertumswissenschaft. II 497. III 42.

Wilbrandt, Adolf, Schriftsteller. I 596. II 10, 94, 274. III 70, 90f., 109f. — Brief an Bülow nach dessen Rücktritt. III 365.

Wildenbruch, Ernst v., preuß. Dramatiker. II 10. III 11.

Wilhelm I. Friedrich Wilhelm IV. über ihn. I 18. Die Zentennarrede seines Enkels. I 40. Sein Erbe an Kredit und Volkstümlichkeit. I 50. Ton an seinem Hofe taktvoll. I 69. Widerspruch gegen

das Heiratsprojekt Battenberg. I 80. Taktvollster aller Fürsten. I 106. Stammburg in Nürnberg. I 121f. Königgrätz. I 444. Strengste Diskretion an seinem Hof. I 453. Bismarck über d. „alten Infanterieobersten". I 490. Autorität. I 520. Erinnerung Bülows. III 63. Wilhelm I. und Bismarck. III 327.

Wilhelm II. Charakteristik durch Philipp Eulenburg. I 5. Empfängt Bülow 26. 6. 1897 in Kiel. I 15ff. Selbstherrlich. I 29. Traurig über die Entfremdung der Engländer. I 34. Verstimmt über die Konservativen. I 34. Hat keine wahren Freunde. I 38. Zentennarrede (26.2. 1897), auch Handlangerrede. I 40f. Monts über deren Folgen. I 41ff. „Völker Europas". I 48. Nervöser Kollaps. I 50. Telegramm an Miquel über Flotte. I 55. An Hohenlohe über Kündigung d. Handelsverträge. I 56. Physischer Mut. I 57. Kölner Dreizackrede. I 59, 60. Schnelle Auffassungsgabe. I 61. Abfahrt nach Peterhof. I 61. Erinnert an Ernst II. von Koburg. I 66f. Konstruiert Kriegsschiffe. I 68f. Die Flucht nach Holland. I 77f. Seine Mutter über ihn. I 79. Beabsichtigt Spekulationen mit Leopold II. I 81. Denkt an Annexion der Bäreninseln. I 81. Seekrank. I 83. Ankunft in Peterhof. I 83. Mimikry. I 84. Will Kiautschou Rußland überlassen. I 86. Russischer Admiral. I 93. Begeistert über seinen Titel eines Real Amiral of the Fleet. I 93f. Ändert Toast beim Galadiner in Peterhof. I 94. Auf Rückfahrt nach Kiel Privatissimum für Bülow über Flottenpolitik. I 104. Tätigkeitsdrang. I 104f. Hinzpeter über seine Fähigkeiten. I 106. Scharfe Äußerungen Hinzpeters über ihn. I 106. Scheu Wilhelms II., seine Flotte aufs Spiel zu setzen. I 111f. Verhältnis zu Tirpitz. I 113f. Säule für die Opfer seiner Ungnade. I 114. Über den „bösen Alten in Friedrichsruh". I 116. Gottesgnaden-Rede in Koblenz. I 118. In Würzburg und Nürnberg. I 119ff. Kaiser-Manöver in Hessen. I 128ff. Der Maulesel Gibraltar. I 131. Toast in Homburg auf Königin Margherita. I 132ff. Geht allen Fürsten auf die Nerven. I 133. Hat Bismarck wie einen unehrlichen Bedienten fortgejagt. I 133. Ärgernis von oben. I 136. Brief an Philipp Eulenburg (über die Welt disponiert, Kontinentalsperre). I 136ff. „Bernhard, Prachtkerl". I 138f. Gegen Umsturz. I 139. Hybris. I 140. Inkonsequenz. I 148. Gegen seine Mutter. I 148f., 152. In Budapest. I 149ff. Verhältnis zu Franz Josef. I 151ff. Toast bei der Paradetafel in Ofen. I 164ff. In Wiesbaden. I 168. Cäsaren-Theater auf der Saalburg. I 171. Cäsaren-Enthusiasmus schmilzt. I 172. Enthüllung des Wiesbadener Kaiser-Friedrich-Denkmals. I 173. Ignoriert dasBismarck-Denkmal in Hamburg. I 173f. Unduldsam in künstlerischen Fragen. I 176f. Will Eugen Richter zwei Flügeladjutanten schicken, „den Revolver in der Faust". I 177. Velleitäten. I 183. Telegramm gegen das chinesische Heidenvolk (Kiautschou). I 184. Rede bei Rekruten-Vereidigung. I 190f. Thronrede (30. 11. 1897). I 191f. Antwort auf Abschiedsgesuch Miquels. I 200. Rede von der „gepanzerten Faust". I 203ff. Beschwerdebrief an die Queen über Salisbury. I 208. Letzter Besuch in Friedrichsruh. I 209. Telegramm an Bülow über Kiautschou. I 210. Unzutreffendes Marginal. I 210ff. Hatte er Herz? I 212f. Über den „alten bösen Bismarck". I 211. Seine Mutter über seine persönliche Eigenliebe. I 212. Spanische Sympathien. I 219ff. Fordert Besetzung von Manila. I 221. Marginal zu Rede Bülows. I 222. Im Lippeschen Erbfolgestreit. I 222f. Lord zu Edenhall. I 223. Rede z. zehnjährigenRegierungsjubiläum. I 223. Gnädiges Telegramm an Philipp Eulenburg. I 224. Lacht über dessen Pharao-Märchen. I 226. Bei Nachricht von Bismarcks Tod. I 229f. Bei der Trauerfeier in Friedrichsruh. I 230f. Die Berichte d. Konsuls Raffauf (1890). I 233. Brief Wilhelms II. an seine Mutter über den toten Bismarck. I 234. (Übersetzung im Anhang.) Der Brief gegen diesen an Franz Josef. I 234, 235.

Telegramm an den Zaren gegen Abrüstung. I 237. Trinkspruch in Oeynhausen über Arbeitswillige. I 238. Fordert nach Ermordung der Kaiserin Elisabeth internationales Vorgehen gegen die Anarchisten. I 239f. Orientreise (1898). I 242ff. Predigt in der Erlöserkirche in Jerusalem. I 255. Rede in Damaskus über Saladin. I 258. In Malta. I 265f. Vergebliche Schritte bei den süddeutschen Höfen in der Lippeschen Frage. I 267f. Ansprache auf der Wildparkstation (26. 11. 1898). I 268. Einzug in Berlin. I 269. Brief des Zaren. I 270f. Telegramm des Kaisers an Bülow. I 279, 288. Eingreifen in den Kampf um die Kanalvorlage. I 293. Wäscht Miquel den Kopf. I 295. Zorn gegen die Konservativen. I 295. Wütende Telegramme. I 296. Keine generelle Abneigung gegen Judentum. I 297. Bestrafung der „Kanalrebellen". I 297. Bestürzt über den Abfall der „Großen" seines Hofs. I 298. Besuch in Karlsruhe und auf Burg Hohenzollern. I 299f. Hitzige Rederei üb. den Burenkrieg bei Souper im Neuen Palais. I 301. Besuch von Zar und Zarin in Potsdam. I 301ff. Reise nach England (Novemb.-Dezemb. 1899). I 303ff. In Windsor. I 307ff. Nennt sich zum Prinzen von Wales alleiniger Herr in der deutschen Politik. I 316. Besuch in Sandringham. I 338. Abfahrt von England. I 344. Toast auf den Zaren (z. Haager Friedens-Konferenz). I 348. Nordlandreise 1899. I 348ff. Staatsstreichpläne. I 348ff. Über Rhodes I 351. Über Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen" und über ein kaiserliches „Testament an das deutsche Volk". I 352. Will Herbert Bismarck niemals mehr anstellen. I 353. „Jahrhundert-Kniebeuge". I 357. Reden in Wilhelmshaven und Bremerhaven an die China-Krieger. I 358ff. Nach der Hunnenrede. I 360. Marginalien über Waldersee, Gründe der Ungnade. I 363ff. Marschallstab. I 365. Oberster Kriegsherr. I 365f. Waldersees internationaler Oberbefehl für China. I 366. Überreichung des Feldmarschallstabes an ihn. I 367. Empfängt Bülow in Hubertusstock. I 371f. Bietet ihm Reichskanzlerschaft an. I 372. Lädt ihn telephonisch nach Homburg ein. I 375.

Unberechenbarkeit. I 380. Erbittert gegen die Agrarier. I 382. Für Handelsverträge. I 383. Sehr zugunsten der in Südafrika siegreichen Engländer. I 398. Illusionen über Frankreich. I 403. Kein Antisemitismus. I 405. Unterschätzt Englands Ressourcen. I 428. Eigenschaften des modernen Deutschen. II 430. Sucht Salisbury bei der Queen zu diskreditieren. I 434. Marginal über die Allianz-Verhandlungen mit England. I 436. Noch immer die „gelbe Gefahr". I 438. Kein Vertrauen zu ihm möglich. I 443. Hat nie an einen Angriffskrieg gedacht. I 444f. Eduard VII. über ihn. I 444. Bramarbasiert. I 445. Toast zur Mündigkeit des Kronprinzen. I 445f. Gegen den Parlamentarismus. I 447ff. Über Bismarcks „kolossale Perfidie". I 449. Der Lotse von Bari. I 454. Beschimpft den Zaren. I 454f. Korrespondenz mit ihm. I 455f. „Krach" auf d. Nordlandreise. Schutz- und Trutzbündnis mit Japan befohlen. I 456. Beunruhigende Ausbrüche. I 457, 458. Empfängt den Präsidenten Krüger nicht. I 471f. Reise zu der sterbenden Queen. I 504ff. Englischer Feldmarschall. I 505. Schwarzer Adlerorden für Roberts. I 508. In Homburg. I 508ff. Bedeutungsloses Attentat in Bremen. I 518f. Rede in der Alexander-Kaserne. I 519f. Schärfe gegen den Zaren. I 521. Diner am Zaren-Geburtstag in Metz. I 525. Enthüllung des Berliner Bismarck-Denkmals. I 528ff. Am Sterbebett der Mutter. I 534. Empfang des zurückgekehrten Waldersee. I 540f. Begegnung mit dem Zaren in Hela. I 541ff. Ritt nach Wyschtyten. I 546f. Rede zur Vollendung der Siegesallee. I 550. Rede auf der Marienburg. I 568ff. Begegnung mit dem Zaren in Reval. I 580ff. Schiffsgottesdienst. I 582. Swinemünder Depeschen an den Prinzregenten Luitpold. I 582ff. Rede beim Begräbnis Krupps. I 586. Denkschrift der Regierungsparteien über die

Monarchie. I 600ff. Reise nach Rom. I 607ff. Besuch bei Papst Leo XIII. I 610ff. Unterredung mit ihm. I 611ff. Rominten und Nordlandreise von 1903. I 616ff. Herbstmanöver 1903, Albert von Sachsen über militärische Befähigung des Kaisers. I 623. Jagd auf den Gütern des Erzherzogs Friedrich. I 624. Begegnung mit Franz Josef. I 626. Mit dem Zaren in Wiesbaden und Wolfsgarten. I 630ff. Stimmlippen - Operation. I 634. *Taf. I 256, 416, 464, 592.*

Erste Mittelmeerreise. II 14ff. Keine Begegnung mit Loubet. II 16f. Rede in Karlsruhe. II 16. „Vive l'Empereur" in Homburg. II 19. Telegramm an Loubet. II 19. Besuch Eduards VII. in Kiel. II 23ff. Toast im Jachtklub. II 30f. Gratuliert Bülow zu den Verhandlungen mit Witte in Norderney. II 47. Gegen den Herzog von Cumberland. II 50. Gegen den Grafen Leopold zu Lippe. II 55. Gespräch Bülows mit Wilhelm II. über Lippe. II 57. Ihre Unterredung üb. Rußland und Japan. II 63ff. Der Kaiser will gegen Dänemark vorgehen. II 67f. Erhält Absage des Zaren, den er von Frankreich zu trennen sucht. II 69. Bülows Gespräch mit dem Kaiser darüber. II 69. Blaß bei der Defiliercour 1905. II 71. Pour le Mérite für Stössel und für Nogi. II 72. Besuch Leopolds II. von Belgien in Berlin. II 72ff. Nochmals das Vorgehen gegen Dänemark. II 79f. Schaden der Beredsamkeit. II 86. Geht dem Zaren auf die Nerven. II 86. Gottesgnadentum. II 89. Gegen die „Hundebande vom Zentrum". II 97. Zwei Adjutanten „mit Revolver und Degen" auf das „B. T.". II 98. Parade-Rede in Straßburg. II 98f. Begegnung mit Alfons XIII. von Spanien. II 105. Mittelmeerreise von 1905. II 106ff. Landung in Tanger. II 111. Überschwang nach Delcassés Sturz. II 123. Zusage an den General Lacroix wegen Marokkos. II 123. Ärgert den Zaren durch naive Präpotenz. II 130f. Gespräch über ihn mit dem Prinzen Heinrich. II 131. Besteht auf deutschen Kohlenlieferungen für das russische Ostseegeschwader. II 132. „Prächtiger" Brief an Nikolaus II. II 134. Die Björkö-Affäre. II 136ff. Erfolgloser Druck auf Dänemark. II 144f. Antwort auf Bülows Abschiedsgesuch. II 145ff. Wütend über Einladung des Kronprinzen durch Eduard VII. II 152ff. An den Zaren über die englische Flotte in Swinemünde. II 154. Empfängt Witte in Rominten. II 171ff. Äußerungen über Eduard VII. in Kiel. II 189. Brief des Kaisers über seine Unterredung mit Beit. I 190ff. Brief zu Silvester 1905 an Bülow. II 197f. Neujahrsrede im Zeughaus. II 208. Wachsende Nervosität im Verlauf von Algeciras. II 209. Besucht Bülow nach dessen Ohnmacht im Reichstagsgebäude. II 214. Sekundanten-Telegramm an Goluchowski. II 224, 238. Besucht Bülow in Norderney. II 225. Rede in Cuxhaven. II 225. Privatissimum Bülows für den Kaiser. II 239ff. Dieser will die baltischen Provinzen annektieren. II 243. Für Wiederherstellung des Königreichs Polen (1906). II 243. Zwischenfall mit dem Herzog von Connaught. II 247. Der Konflikt mit dem Herzog von Cumberland. II 249f. Zögert, Amnestie zu bewilligen. II 250f. Erregung über Hohenlohes „Denkwürdigkeiten". II 251f. Äußerungen über Bülows angegriffene Gesundheit. II 261. Marginalien zu Worten Bülows gegen persönliches Regiment. II 265f. Ansprache vom Berliner Schloß aus (nach den Reichstags - Stichwahlen). II 279. Begegnung mit dem Zaren in Swinemünde. II 293ff. Mit Eduard VII. in Wilhelmshöhe. II 296f. Die Abreise nach England (1907) und ein Vorspiel. II 305ff. Besuch in Highcliffe. II 307. Brief an Bülow über den Eulenburg-Skandal. II 311f. Rede in Döberitz über Einkreisung. II 317. Begegnung mit Eduard VII. in Homburg. II 321. Gespräch mit Hardinge über Flottenbau. II 321ff. Der heimliche Brief an Lord Tweedmouth. II 324f. Der Artikel für den „Daily Telegraph". II 338ff. Stürmische Wendung des Kaisers gegen Österreich und Bulgarien. II 341f. Thronrede über

Abänderungen des preußischen Wahlrechts. II 342f. Rede bei Hochzeit des Prinzen August Wilhelm. II 343f. Begegnung mit Franz Ferdinand. II 350f. Unterredung mit Bülow über den „Daily-Telegraph"-Skandal. II 357. Kabarett in Donaueschingen. II 364. Demonstrative Ehrung des „größten Deutschen" Zeppelin. II 365, 373. Das unterdrückte Interview mit d. Amerikaner Hale. II. 374. Audienz Bülows beim Kaiser. II 377ff. Kuß auf beide Wangen. II 381. Wilhelm II. wünscht abzudanken. II 382. Im Berliner Rathaus. II 388. Erholt. II 390. Bülow über die Frage einer Abdankung oder Enthebung. II 413f. Begrüßung Eduards VII. in Berlin. II 419ff. Brief an Bülow über Flottenverständigung. II 429ff. Immediatvortrag Bülows bei ihm über Zweifrontenkrieg. II 439f. Bülow stellt ihm die Vertrauensfrage. II 446ff. Über Bülows Weinkrämpfe. II 450. Abendtafel in Potsdam. II 464f. Reise nach Venedig. II 468ff. Nach Korfu. II 470f. Begegnung mit Viktor Emanuel in Brindisi. II 472. Besuch bei Franz Josef in Wien, Rede in der Hofburg. II 472. Immediatvortrag Bülows in Wiesbaden. II 475f. Sängerfest in Frankfurt a. M. II 476ff. 50. Geburtstag. II 476f. Begegnung mit dem Zaren in den finnischen Schären. II 480ff. Zweideutige Haltung gegen Bülow. II 493f. Rede in Cuxhaven. II 500. Abschiedsaudienz Bülows in Kiel, Dialog mit dem Kaiser. II 511ff. Wilhelm II. ist entschlossen, Bethmann zu nehmen. II 511f., 514. Gegen Flotten-Agreement als Demütigung. II 512f. Abschiedsaudienz für Bülow. II 523ff. *Taf. II 112, 140, 280, 304, 336, 352, 480, 496.*

Nach der Trennung. III 46ff. Gegen Bülow, Harden u. Holstein. III 487f. Einladung des Fürsten und der Fürstin Bülow nach Potsdam. III 62f. Beziehungen von 1909 bis 1914. III 114ff. Vermählung der Prinzessin Viktoria Luise. III 119. Nachricht vom Mord in Sarajewo. III 138. Empfängt Bülow im Berliner Schloßhof. III 146f. Der Kaiser hat niemals den Krieg gewollt. III 152. Über die serbische Antwort. III 164. Unwille über Bethmann. III 165. Telegramm an Moltke: Die ganze Armee Front gegen Rußland. III 172. Telegramm an Georg V. III 172. „Betet für uns!" III 174. Telegramme nach Wien und Rom. III 190. Empfang Bülows in Schloß Bellevue. III 204f. Die allerhöchste Stimmung. III 214f. Über Äußerungen der Königin-Mutter Margherita. III 225f. Handschreiben für Friedensangebot der Mittelmächte. III 253. Empfängt Bülow im Neuen Palais. III 253ff. Zu August Eulenburg über Bülows Wiederkehr. III 265. Ernennt Michaelis zum Nachfolger Bethmanns. III 267f. Gegen Parlamentarisierung. III 274. Will als Hausgut das Herzogtum Kurland. III 275. Begegnung auf der Straße. III 289. Flucht im U-Boot nach Spanien? III 289f. Verläßt Berlin. III 290f. „Der Bademax ist ein Verräter!" III 294. Abdankung unvermeidlich. III 296f. In Spa. III 297, 306. Flucht nach Amerongen. III 297f. Brief an den Kronprinzen. III 298f. Wilhelm II. vor der Geschichte. III 328. *Taf. III 112, 128, 138, 176.*

Wilhelm II., 1891—1918 König von Württemberg († 1921). I 267, 484f. II 388, 477. III 304. — Kundgebung bei Bülows Rücktritt. III 337f.

Wilhelm III., 1849—1890 König der Niederlande. I 300f.

Wilhelm Ernst Großherzog von Sachsen-Weimar. I 549. — Kundgebung bei Bülows Rücktritt. III 340.

Wilhelmine, seit 1890 Königin der Niederlande. Besuch in Potsdam. I 300f. Empfängt den Kaiser in Vlissingen. I 345.

Willisch, Vorsteher des Chiffrierbüros im Auswärtigen Amt. I 394f.

Wilmowski, v. (Vater), Kabinettschef Wilhelms I. I 21, 72.

Wilmowski, v. (Sohn), Chef der Reichskanzlei. I 21, 529. *Taf. I 96.*

Wilson, Woodrow, Präsident der U. S. A. II 298. Friedensangebot an ihn. III 286, 287, 295, 296, 313.

Windthorst, Führer des Zentrums, Gegner Bismarcks. I 466, 532. III 42.

Winterfeldt, v., Generaladjutant. I 243.

Wintzigerode, Graf, Vorsitzender des Evangelischen Bundes. I 248.

Wirth, Josef, badischer Zentrumsabgeordneter, nach 1921 Reichsfinanzminister, Reichskanzler, Reichsinnenminister. I 390, 481, 539. II 251, 463. III 942.

Witte, Sergej Juliewitsch, später Graf, russ. Finanzminister, dann Ministerpräsident († 1915). Bekanntschaft Bülows mit ihm, Charakteristik. I 96ff. „Einer der merkwürdigsten Staatsmänner" (nach Schweinitz). I 408. Vorwegnahme eines Worts von Renvers über seinen Tod. I 409. Witte über Rußland u. Deutschland. I 441. Ungnade wegen der montenegrinischen Prinzessinnen. II 6. Handelsvertragsverhandlungen mit ihm in Norderney. II 41ff. Über seine Entlassung als Finanzminister. II 43f. Begrüßt Plehwes Ermordung. II 47. Empfiehlt Frieden mit Japan. II 130. Der Hof fürchtet seine Rachsucht. II 131. Macht nicht zu unterschätzen. II 159. Friedensverhandlungen in Portsmouth. II 169f. In Berlin. II 170f. Beim Kaiser in Rominten. II 171ff. Witte über Björkö. II 174. Brief von Frau Witte an Ernst Mendelssohn. II 174f. *Taf. II 168.* Kokowzow über ihn. III 129.

Wittgenstein, Fürstin Leonille, Schwiegermutter von Chlodwig Hohenlohe. III 230.

Wittich, v., Generaladjutant, Kommandeur des 11. Korps. I 373.

Witting, Geheimrat, Oberbürgermeister von Posen, dann Präsident der Berliner Nationalbank. III 133.

Wladimir, russ. Großfürst. I 93, 97, 549. Über Wilhelm II. II 86f. Warnt vor Revolution (1905). II 129. Vor zu viel Ratschlägen an den Zaren. II 134. Attentat. II 161. Reicht Entlassung ein. II 176.

Woedtke, v., Direktor im Reichsamt des Innern. In der 12000-Mark-Affäre preisgegeben. I 468. Tod. I 470.

Woermann, Adolf, Großkaufmann in Hamburg. I 203.

Wolff, Theodor, Chefredakteur des „Berliner Tageblatts". III 88f.

Wortley, Stewart, englischer Oberst, Besitzer von Highcliffe. II 307, 353, 354, 446.

Woyrsch, v., General. II 184. Muß über Spazierstock springen. II 260f. III 323.

Würzburg, Baron, Mitglied der Ersten Bayrischen Kammer. I 120.

Wyrubowa, Anna, Gönnerin Rasputins. I 100.

Zanardelli, Giuseppe, italienischer Minister und Kammerpräsid. († 1903). I 608. II 59.

Zedlitz, Oktavio v., freikonservativer Abgeordneter († 1919). I 295, 390.

Zedlitz-Trützschler, Graf Robert, preußischer Kultusminister bis 1892, 1898 Oberpräsident von Hessen-Nassau, bis 1909 von Schlesien († 1914). I 262. II 103, 454, 456. III 308.

Zeppelin, Graf. II 324, 365, 373. Rathenau über ihn. III 44.

Zetkin, Klara, deutsche Sozialistin und Kommunistin. III 104.

Ziegler, Theobald, Professor der Philosophie an der Universität Straßburg († 1918). III 133.

Zimmermann, Eugen, Journalist. II 479. III 200, 213f., 239.

Zimmermann, Arthur, 1911—1916 Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amt, November 1916 bis August 1917 Staatssekretär. III 159. 212, 213. Als Staatssekretär. III 271f. Das Bündnis mit Mexiko. III 272.

Zita, geb. Prinzessin von Parma, Erzherzogin von Österreich, dann Kaiserin. I 159. III 141, 269, 270, 279.

Zorn, Philipp, Professor, Staatsrechtslehrer, Bonn. III 132f.

20 Bülow III

SACHREGISTER

Abrüstungskonferenz s. Friedenskonferenz.

Ägypten. Ansprüche Frankreichs gegen England. I 418. Ein Kreuz darüber gemacht. II 5, 28.

Afghanistan. II 260.

Agadir. Entsendung des Kanonenboots „Panther". I 555. II 212. III 87f., 89, 181.

Albanien. Anspruch Italiens. I 608. Noli me tangere auch für Österreich (Giolitti). II 59.

Antrag Kanitz. I 37, 39.

Bagdadbahn. Projekt von Georg v. Siemens (1898) und Abkommen mit England (1914). I 253, 328. III 261. Erteilung der Konzession (1902). I 572.

Balkan (s. Bosn. Frage). Der Status quo. I 627, 631. Mürzsteger Abkommen. I 631. Die habsburgische Monarchie von abenteuerlichen Aktionen abzuhalten. II 236. Englisches Programm in der Mazedonischen Frage. II 325. Zirkular-Erlaß Bülows nach Reval. II 326ff. Türkische Revolution. II 330f. Bosnische Krise (s. diese). Ferdinand erklärt Bulgarien zum Königreich. II 337. Balkankriege und Tripolis. III 111ff. Balkanbund. III 113f. Der Fall Liman von Sanders. III 129ff.

Belgien. Drohungen Wilhelms II. an Leopold II. II 74ff. Der Schlieffensche Durchmarschplan. II 76ff. Bismarck erklärt, belgische Neutralität werde von Deutschland nie verletzt werden. II 77f. Bethmann leitet (1910) schärferes Vorgehen gegen Belgien ein. III 78ff. Aus Belgien ein „neues Polen" machen. III 80ff. Bismarck 1870 für belg. Neutralität. III 81f. Englische Note wegen der Neutralität Belgiens. *Taf. III 176.*

Berliner Kongreß von 1878. I 45, 90, 91, 92. III 245.

Björkö. Vertrag von. Tragikomödie. I 80. Die Björkö-Affäre. II 136 (bis 151). *Taf. II 140.*

Blockpolitik. II 453.

Bosnische Frage. Reichstatter Vertrag. I 90f. Entwirrung. I 150. Mürzsteger Abkommen. II 336. Krise von 1908-1909. I 215. Ursprünge. II 333f. Iswolski und Aehrenthal in Buchlau. II 334ff. Proklamation des Kaisers Franz Josef über Annexion Bosniens und der Herzegowina. II 337. Iswolskis Mißerfolg. II 393f. Kriegsgerüchte. II 398f. Iswolskis Rückzug. II 399. Aehrenthals Drohung, die Geheimdokumente zu veröffentlichen. II 400f. Russischer Druck auf Belgrad. II 401. Vorbehaltlose Zustimmung Rußlands zur Annexion. II 401f. *Taf. II 336.*

Braunschweigische Frage. II 248f.

Burenkrieg (s. Transvaal). I 275. Die Haltung der Mächte. I 292f. Widerstand der Buren gebrochen. I 332. Annexion der Südafrikanischen Republik. I 398.

Dänemark (s. a. Deutsch-Dänischer Optantenvertrag). Wilhelm II. wünscht dessen Neutralisierung. I 633. Will gegen Dänemark vorgehen. II 67f. Nochmals 1905. II 79f. Sucht Dänemark in den Vertrag von Björkö einzubeziehen. II 138. Abwehr Christians IX. durch Schritt in London. II 145.

Dardanellenfrage. I 47, 82, 91. Der Zar über sie. I 302. Die russischen Wünsche. I 441. II 84. Herzstück des Bismarckschen Rückversicherungsvertrags. II 236. Iswolskis Reisen und Versuche. II 393f., 395f. Nicht anschneiden. II 481. Ein „heißes Eisen". III 15. Nicht in den Weg stellen. III 84f. Der Fall Liman von Sanders. III 128ff., 130.

Delagoa-Bai. I 420, 424f.

Deutsch-Dänischer Optantenvertrag (1907). II 303f.

ZU BULOW III

Deutsch-Südwestafrika. Aufstand der Hereros. (1904). II 20f. Bahn Lüderitz-Bucht — Keetmanshoop abgelehnt. II 218. Reichstagsauflösung nach Ablehnung des Nachtrags-Etats (13. 12. 1906). II 272.

Dreibund (s. a. Italien). Deutschland und Österreich-Ungarn. I 46. Mehr Versicherungsgesellschaft a. Erwerbsgenossenschaft. I 48. Dreibund und Frage eines deutsch-englischen Bündnisses. I 331. Unveränderte Erneuerung (1902). I 578f. Verletzung des Vertrags durch Sonderaktion Österreichs im Juli 1914. III 169. Italien kündigt den Vertrag. III 234.

Dreyfus-Affäre. I 240f. Das Schibboleth. I 428.

England (s. a. Flottenbau). Deutschlands Verhältnis zu ihm. I 47. Kündigt den Handelsvertrag mit Deutschland. I 56. Der Afrika-Vertr. m. Deutschland. I 273ff. Der Windsor-Vertrag mit Portugal. I 274, 276. Chamberlain schlägt deutsch-englische Allianz vor (Juni 1898). I 275ff. Verhandlungen in England. I 314ff. Résumé Bülows. I 325ff. Beschlagnahme der deutschen Postdampfer. I 331, 415, 417. II 232. Fortführung der Verhandlungen bis Sommer 1901. I 331f. Absage durch Eduard VII. (Dezember 1901). I 332. Phasen der deutsch-englischen Beziehungen. I 411ff. Die Gefahrzone. I 413f. Bülow über die Voraussetzungen der nicht geschlossenen Allianz. I 435f., 509f. Denkschrift des Staatssekretärs Richthofen. I 510ff.

Englisch-französischer Kolonialvertrag (1904). II 28f. Deutscher Flottenbesuch in Plymouth. II 34. Englische Flottendemonstration in der Ostsee. II 152. Entente Cordiale mit Frankreich. II 205. Englisch-russischer Vertrag über Einflußsphären in Asien (1907). II 316. Bedeutung von Reval (1908). II 326.

Der Artikel im Daily-Telegraph. *Taf. II 352.* Bericht Lichnowskys. *Taf. III 128.* Note wegen der Neutralität Belgiens. *Taf. III 176.*

Erbschaftssteuer. I 248. Opposition des Zentrums und der Konservativen. II 445f. Bülow über die Steuer zu den konservativen Führern. II 457ff. Ablehnung mit 195 gegen 187 Stimmen. II 506.

Faschoda-Streit. Der Konflikt zwischen England und Frankreich. I 271f., 421, 424.

Flottenbau. Die Aufgabe Deutschlands. I 48. Die Parteien. I 59. Flottenvorlage von 1897/1898. I 115f., 214. Besprechungen zwischen Bülow und Tirpitz. I 412ff. Flottennovelle von 1900. I 414ff. Bülow für Verlangsamung des Flottenbaues (1908). II 319f. Hardinge über das Tempo der deutschen Flottenrüstungen. II 321. Metternich über Verlangsamung. II 417ff. Versuche eines Agreement. II 427ff. Konferenz im Reichskanzler-Palais. II 431ff. Brief Bülows an Tirpitz. II 465.

Frankreich. Deutsch-französische Beziehungen um 1900. I 402ff. Elsaß-Lothringen. I 514. III 245. Ansichten des Kaisers. II 104. Die Frage des endgültigen französischen Verzichts. II 116. Frage eines deutschen Verzichts. II 171. Revanche-Idee nicht erloschen. II 227. Schiedsgerichts-Protokoll vom 29. 5. 1909. II 501. Kongo-Verhandlungen. III 87, 89, 90, 111, 118, 245. Elsaß-Lothringen im Sixtus-Brief. III 279.

Friedenskonferenz im Haag. Erste von 1899: I 237, 347f. Zweite von 1907: II 297ff.

Griechisch-Türkischer Krieg (1897). I 147, 148.

Haiti, Zwischenfall Lüders (1897). I 178.

Handelsverträge (s. Zolltarif). Stellung des Kaisers und Bülows dazu. I 382f.

Holland. Mit Abhängigkeit von Deutschland bedroht. II 68.

Indien. I 325, 331, 424, 436, 511, 513, 572. II 140, 141.

Irredenta. Giolitti über sie (1904). II 59f.

Italien (s. Dreibund). Seine Realpolitik. I 48. Für Salisbury Quantité négligeable. I 424. Hinhaltung Italiens im Juli 1914. III 168f. Italien beschließt Neutralität. III 169, 191. Taktik der Mittelmächte. III 187f.

Frage der Kompensationen. III 189ff. Italiens selbständige Interessenpolitik. III 190. Keine Kompensationen Österreichs. III 211. Erklärungen Sonninos gegenüber Bülow. III 220ff. Italien zum Krieg gegen Deutschland und Österreich-Ungarn bereit. III 233f. Zugeständnisse Macchios. III 234. Italien kündigt den Dreibund - Vertrag. III 234. Kriegserklärung. III 236. Telegramm Bethmann Hollwegs an Bülow. *Taf. III 224.*

Japan. Verschlechterung der deutschen Beziehungen zu ihm. I 48f. Brief des Prinzen Heinrich an Bülow über Entgegenkommen in Japan. I 436ff.

Jesuitengesetz. Hohenlohe gegen seine Aufhebung. I 11. Protestantische Agitation. I 248. Die Aufhebung. II 10ff. Giolitti darüber. II 61.

Kanalvorlage in Preußen (Mittelland-Kanal). Eingreifen des Kaisers. I 293f. Schließung des Landtags (1901). I 522. Annahme der Vorlage (1905). II 95.

Karolinen. Erwerbung der Karolinen-, Marianen- und Palau-Inseln durch Deutschland. I 286f.

Kiautschou s. Ostasien.

Kreta. Frage des Gouverneurs. I 80f. Nicht zu sehr engagieren. I 252. Der Kaiser für die türkischen Ansprüche. I 270. Griechenfreundlich. II 471. Nicht anschneiden. II 481.

Krüger-Depesche. Marschalls Verantwortung dafür. I 8, 52. Demonstration in London. I 17f. Monts über sie. I 34, 35, 36. England vor den Kopf gestoßen. I 44. Zerreißen des Schleiers. I 47. Fußtritt für England (Murawiew). I 89. Intempestiv. I 412. Gedichte. I 473f.

Lippescher Erbfolgestreit. I 177, 222f. Toast des Kaisers auf die Söhne Bückeburgs. I 238. Neuer Versuch, in Sukzessionsfrage einzugreifen. I 267. Wiederholung des Konflikts nach dem Ableben des Grafen Ernst. II 55ff.

„Lusitania". Versenkung. II 22.

Madagaskar. I 424. II 28.

Marokko. Bülow an die Deutsche Botschaft in London (Sommer 1899). I 418. Scharfe Auslassungen Salisburys. I 418f. Holstein für vorbeugenden, aber ernsten diplomatischen Schritt (August 1900). I 435.

Frankreich proponiert Spanien Teilung Marokkos. II 3. Berichte Metternichs. II 3ff. England gibt Frankreich Ermächtigungen. II 28. Differenzen zwischen dem Kaiser und Bülow. II 104. Spanisch-französischer Vertrag. II 107. Tunisification. II 108. Landung Wilhelms II. in Tanger. II 111. Bülow beruft sich auf den Madrider Vertrag von 1880. II 113. Das Wort „Kongo" fällt (1905). II 125. Konferenz von Algeciras. II 199ff. Vertrag von Algeciras. II 211ff. Zwischenfall von Casablanca (1908). II 338. Marokko-Abkommen vom 9. 2. 1909. II 410. Ausgleichs-Protokoll vom 29. 5. 1909. II 501. *Taf. II 112.*

Militär-Strafprozeß-Reform. Verständigung mit Bayern. I 268.

Militärvorlagen. I 404.

Österreich-Ungarn. Verhältnis zu Rußland. I 90. Äußere und innere Situation. I 399ff. Die Kriegsfrage 1908. II 403ff. Kriegstendenzen nachher. II 404ff. Keine Sonderaktion auf dem Balkan. III 85.

Ostasien. Deutscher und russischer Hafen an der Küste Chinas. I 82. Kiautschou. I 83, 86, 92. Sühneexpedition dorthin. I 184. Rußland nimmt Port Arthur, England Wai-Hai-Wai. I 186, 203. Deutsch-chin. Pachtvertrag über Kiautschou. I 210. Der Zar über Port Arthur. I 271. Abgang d. deutsch. China-Expedition. I 357ff. Brief Paul Metternichs über China. I 367ff. Deutsch-engl. Abkommen. I 398f., 416. England gegen Festsetzen der Deutschen i. Jangtse-Tal. I 421f., 513. Regt japanische Intervention in China an. I 433. Aspirationen Rußlands auf die Mandschurei. I 507. Tientsin-Angelegenheit. I 507. Der Zar nennt Besetzung Koreas durch Japan für Rußland Casus belli. I 548. Russisch-Japanischer Krieg (s. d.). Englisch-japan. Bündnis. II 188.

Ostmarken-Politik (s. Polen). Entwicklung der Ostmarken-Frage. I 562ff. Enteign.-Vorl. (1909). II 487 ff.

Parlamentarisierung. Bülow über sie. II 509.

Persien. I 424, 513. II 140, 481.

Polen. I 47, 91. Bethmanns ungeheurer Fehler. I 563, 565, 569. Demonstrationen in Wreschen und Lemberg. I 565. Wilhelm II. über das polnische Programm (1906). II 243, 245. Bethmanns und Jagows Maßnahmen (1915). II 247. Brief Hindenburgs an Studt. III 247f.

Portugal. Verpfändet s. afrikanischen Kolonien. I 273ff. Windsor-Vertrag mit England. I 274, 276, 330, 426. Salisbury über den deutsch-englischen Vertrag. I 419. Verfall des portugiesischen Besitzes. I 425. III 261.

Preußisches Wahlrecht. Heydebrand gegen jede Veränderung. II 459. Bülow gegen Übertragung des Reichstagswahlrechts. II 462 ff. Allgemeines Wahlrecht in Preußen (1917). III 258f.

Reichsfinanzreform (s. Erbschaftssteuer). II 217, 337f. Beratung im Reichstag. II 381ff. Zweite Lesung. II 484ff.

Rumänien. I 91. Im Fahrwasser d. Zentralmächte. I 150. Deutsch-rumänischer Handelsvertrag. II 48. Verhältnis zum Dreibund vor dem Weltkrieg. III 125f. Neutralität 1914. III 169f. Eintritt in den Weltkrieg. III 280.

Russisch-deutsche Beziehungen (s. a. Björkö). Die Nichterneuerung des Rückversicherungs-Vertrags durch Marschall. I 8, 52. Die größte Sottise (Hohenlohe). I 9. Geschichte der Nichterneuerung. I 44ff. Begleitumstände. I 79. Der zerrissene Draht (Murawiew). I 89. Die „schroffe und plumpe" Kündigung (Maria Pawlowna). I 93. Vertrag auch im Interesse Österreich-Ungarns. I 143. Der inkommensurable Fehler. I 449. Kündigung hat russisch-französische Allianz hervorgerufen. II 62. Argumente des Kaisers. II 62. Bülow setzt (1905) Entwurf einer deutsch-russischen Allianz auf, die an Lambsdorffs Widerstand scheitert. II 132ff. Björkö (s. dieses).

Russische Revolution (1905). II 160ff.

Russisch-französische Allianz. Wird in Toasten erwähnt. I 89. Durch Kündigung des deutsch-russischen Rückversicherungsvertrags hervorgerufen. II 62.

Russisch-Japanischer Krieg. Der japanische Gesandte fragt bei Bülow an. I 629. Das Ostasiatische Komitee. I 630f. Ausbruch des Kriegs. II 22f. Eduard VII. darüber. II 26f. Der Doggerbank-Zwischenfall. II 65f. Kapitulation von Port-Arthur. II 71f. Friede von Portsmouth. II 169f. *Taf. II 168.*

Samoa. I 216. II 232. Streitigkeiten, englisch-amerikanisches Bombardement von Apia, Erwerbung durch Deutschland. I 282 f. Rede Bülows. I 416.

Schweden-Norwegen. Kündigung der Union. II 156ff.

Sozialdemokratie (siehe Umsturzvorlage, Zuchthausvorlage). Anwachsen bei den Wahlen von 1898. I 228. Staatsstreichpläne des Kaisers gegen sie. I 348ff. Zuwachs bei den Wahlen von 1903. II 7f. Einbuße 1907. II 278f. *Taf. II 280.* Wiederanwachsen 1912. III 85f. Tirpitz über die Gründe der Erstarkung 1924. *Taf. III 324.*

Spanisch-Amerikanischer Krieg. I 147. Pläne von Tirpitz. I 188f. Ausbruch und Verlauf. I 219ff.

Swinemünder Depeschen. I 582ff. II 447. III 53.

Transvaal. I 216.

Türkei. „Dying nation" (Salisbury). I 252. Der „kranke Mann" (Nikolaus I.). I 253.

Ultimatum an Serbien. I 13, 275, 291. Bülows Taktik dagegen. III 66. Nachricht von dem Ultimatum. III 140f. Bethmann sagt, er kenne den Inhalt nicht. III 153. Jagow an Lichnowsky. III 158. Die „Lokalisierung". III 161f. Unterlassene Übergabe an das Haager Schiedsgericht. III 164. Die falsche Prozedur. III 179ff. Berchtolds Methode. III 211f.

Umsturz-Vorlage von 1894. I 31.

Vaterlandsverein (Vaterlandspartei). Gründung durch Tirpitz. I 111.

Venezuela - Zwischenfall (1902). I 557ff.

Vereinigte Staaten von Nordamerika.
Deutsch-amerikanische Spannung 1898. I 221. Verhältnis der Union zu England. I 425.

Walfischbai. I 216.

Weltkrieg (s. auch Ultimatum an Serbien). Fehler der deutschen politischen Leitung im Sommer 1914. I 273. Kriegserklärung an Rußland. III 142, 167f. An Frankreich. III 142, 168. Kriegserklärung Englands. III 142. Versteckspiel gegenüber Italien. III 168f. Lüttich. III 173. Die Marneschlacht. III 174f., 183f.
Der Krieg zur See. III 182ff. Tannenberg. III 185. Verdun. III 186f. Loretto-Schlacht. III 247. Friedensinitiative Stürmers. III 251f. Friedensangebot der Mittelmächte. III 253. Uneingeschränkter U-Boot-Krieg. III 263ff., 271f. Friedensresolution des Reichstags. III 270. Brest-Litowsk. III 275. Der Sixtus-Brief. III 279f. Eintritt Rumäniens in den Krieg. III 280. März-Offensive 1918. III 280f. Militärische Wende. III 281f. Friedensangebot an Wilson. III 286. Revolution in Kiel. III 302. Waffenstillstand von Compiègne. III 314ff. Friede von Versailles. III 316. Scapaflow. III 317.

Weltpolitik. Interpretation durch Bülow im Reichstag (1900). I 415f. Deutscher und englischer Imperialismus. II 237.

Witu. I 216.

Zanzibar. I 216, 420.

Zolltarif. Besprechungen Bülows mit den Parteiführern. I 397f. Die Vorlage von 1901. I 531ff. Zweite und dritte Beratung. I 591ff.

Zuchthausvorlage (Streikverbot). Oeynhausener Ankündigung durch den Kaiser. I 238. „Verscharrung." I 307f. Die Zwölftaus.-Mark-Affäre. I 467ff.

Gedruckt
im Ullsteinhaus
Berlin

0. ö./2.34. 1. ö. K. 17. –